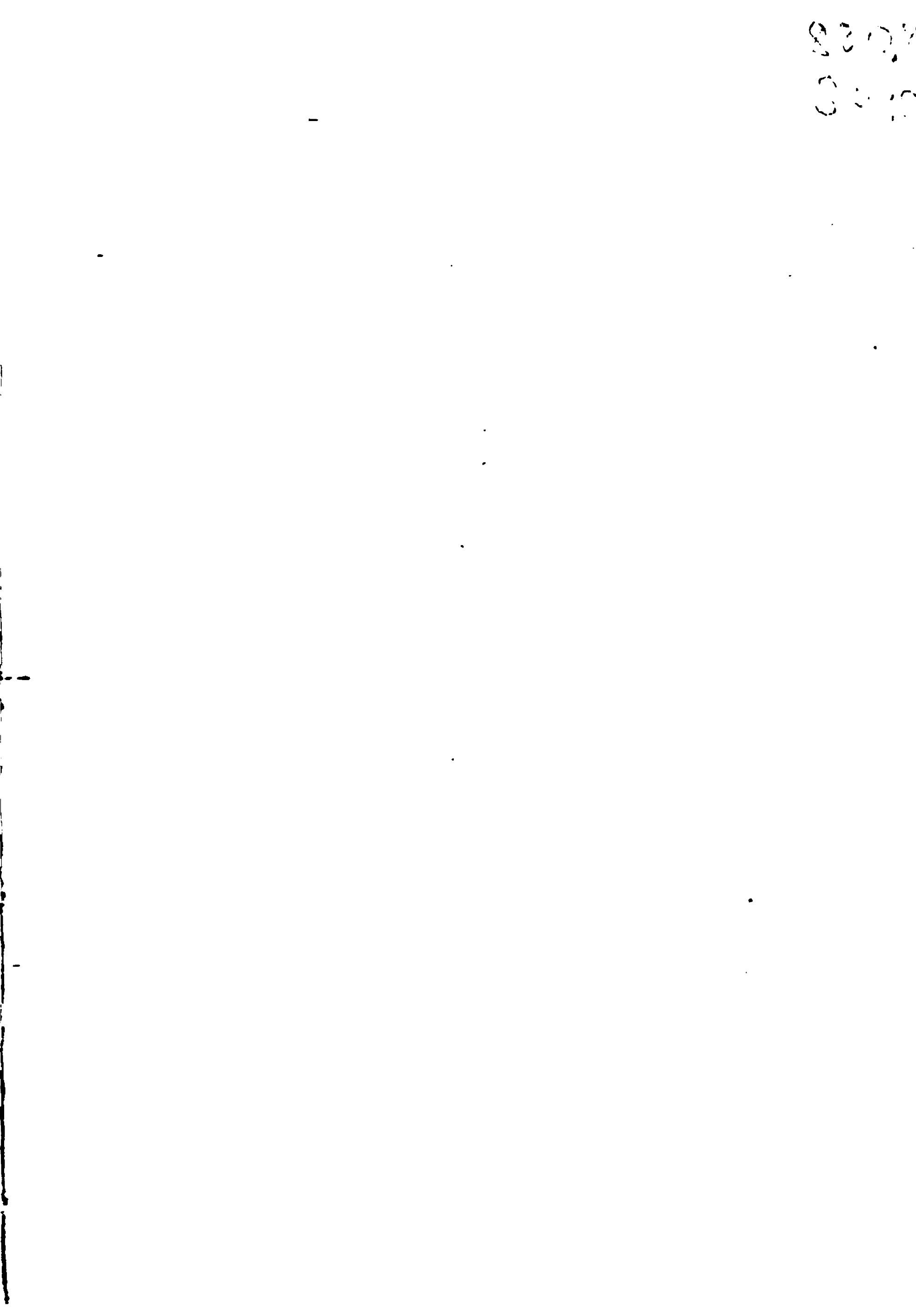




Die

Deutschen Volksbücher

von

Gustav Schwab und Gotthold Klee.

Die

Deutschen Volksbücher

für jung und alt wiedererzählt

von

Gustav Schwab und Gotthold Klee.

Neue Folge.



Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1900.

S. 3.



Heinrich erschlägt den Lindwurm.

Zwanzig

Deutsche Volksbücher

für jung und alt wiedererzählt

von

Gottholb Klee.

Mit acht Holzschnitten.

Zweite Auflage.



Gütersloh.

Druck und Verlag von C. Bertelsmann.

1900.

Vorrede.

Der Aufforderung des Herrn Verlegers, die von Gustav Schwab begonnene Sammlung deutscher Volksbücher durch einen neuen Band zu vermehren, bin ich gern nachgekommen; denn obgleich der vortreffliche Schwab mit feinem Gefühl und sicherem Takt bereits viele der anmutigsten und zur Jugendlektüre geeignetsten Stoffe behandelt hatte, so blieb mir doch noch genug des Köstlichen, um daraus einen bunten, duftenden Kranz zu flechten.

Durfte ich in manchen Fällen kein Bedenken tragen, der etwas derben Vorzeit gegenüber das Recht der sittsameren Gegenwart zu wahren, — denn hätte ich dies nicht thun wollen, so wären so bedeutende Stücke, wie die sieben weisen Meister, Apollonius, ja selbst unser lustiger, aber oft recht ungezogener Freund Eulenspiegel, nicht zu verwerten gewesen, — so habe ich mich doch andrerseits wohl gehütet vor sogenannten poetischen Verschönerungen, welche, an sich von höchst zweifelhaftem Wert, gerade diesen naiven Geschichten ihren ganzen Reiz rauben würden. Vermissen wird man daher in diesem Buche jene Prachtstücke modernen Raffinements und Sentiments, denen so mancher unsrer „berufenen" Jugendschriftsteller leider seine „Beliebtheit" verdankt. Die nachfolgenden Erzählungen können nur in ihrer ursprünglichen, anspruchslosen Einfachheit, durch ihren inneren Gehalt auch heutzutage erhebend, rührend, herzerquickend wirken. Wie jede echte Poesie verschmähen sie äußerlichen Aufputz. Wer möchte auch ein geschminktes Kindergesicht ohne Widerwillen betrachten? Die kleinen Zusätze, die hin und wieder unvermeidlich waren, sind durchaus unwesentlich und sollen nur an Stellen, wo geändert oder gekürzt werden mußte, den Zusammenhang oder Abschluß der Darstellung bewirken. In Beseitigung des Überflüssigen und Störenden bin ich, durch die Natur der vorliegenden Stoffe meist genötigt, noch einen Schritt weiter gegangen als Schwab, hoffentlich nicht zum Nachteil des Lesers.

Keiner besonderen Entschuldigung bedarf es wohl, bei einem Buche, das keinen gelehrten Zweck hat, daß einige wenige Erzählungen aufgenommen wurden, die nicht eigentliche Volksbücher sind, es aber zu werden verdienen. Dasselbe Verfahren haben ja schon andere mit dem „armen Heinrich" eingeschlagen, der gewiß weit weniger volkstümliches Gepräge zeigt, als die von mir herangezogenen Stücke. Den alten Bericht vom ewigen Juden aufzunehmen, konnte mir nicht einfallen; für jenes völlig wertlose, kahle und „dumm abergläubische" Produkt bot einen erwünschten Ersatz des liebenswürdigen Ludwig Auerbacher Bearbeitung dieses Stoffes, die man als einen nicht übel gelungenen Versuch populärer Darstellung der tiefsinnigen Sage anerkennen wird. Demselben Verfasser verdanken wir ja auch das einzige echte Volksbuch, das unser Jahrhundert hervorgebracht hat, die prächtige Geschichte von den sieben Schwaben.

Die Quellen, über welche ich verfügen konnte, verdanke ich den königlichen Bibliotheken zu Berlin, Dresden, Hannover und München, der großherzoglichen Bibliothek zu Weimar, den herzoglichen Bibliotheken zu Gotha und Wolfenbüttel und der fürstlichen

Bibliothek zu Donaueschingen. Nur das überaus gütige Entgegenkommen der verehrten Herren Vorstände genannter Sammlungen ermöglichte mir, in ländlicher Abgeschiedenheit, die Benutzung eines so zerstreuten, teilweise kostbaren Materials, wofür ich auch hier meinen herzlichen Dank ausspreche.

Benutzt wurden folgende Drucke: 1. Heinrich der Löwe, das Volkslied bei Pröhle, Anm. z. d. deutschen Sagen 1863, das Volksbuch o. O. u. J. (18. Jahrh.) und Dresden o. J. (19. Jahrh.). 2. Kaiser Friedrich Barbarossa, Pfeiffers Ausgabe in Haupts Zeitschr. 5. Bd. 3. Fierabras, Siemmern 1533. 4. Flos und Blankflos (niederländisch), Dortrecht 1770 und Amsterdam 1827. 5. Apollonius von Tyrus, Schröders Ausgabe im 5. Bd. der Mitteil. d. deutschen Gesellschaft in Leipzig, ferner Druck Augsburg 1476 und ebenda 1552. 6. Zauberer Virgilius (niederländisch), Amsterdam 1788, verglichen wurde Comparettis Monographie und Simrocks Erneuung. 7. Eulenspiegel, Lappenbergs Ausgabe, außerdem Druck Erfurt 1532. 8. Loher und Maller, Frankfurt a. M. 1567. (Simrocks und Schlegels Bearbeitungen wurden erst nach der Drucklegung eingesehen und veranlaßten mich zu keiner Änderung; mit Recht hat Schlegel nur die erste Hälfte des Buches erneuert, wogegen Simrocks Ansicht, daß auch das Übrige einer Bearbeitung für unsre Zeit wert sei, niemand teilen wird; ich glaubte sogar etwas eher schließen zu müssen als Schlegel, um das Gefühl jugendlicher Leser nicht zu verwirren. „Loher und Maller" verdient übrigens durchaus den Namen eines Volksbuches). 9. Die geduldige Helena, zwei Kölner Drucke o. J. (18. Jahrh.). 10. Otto mit dem Barte, kein Volksbuch, nach Konrads von Würzburg mittelhochdeutschem Gedicht in Lambels Ausgabe. 11. Der Schwanenritter (niederländisch), Amsterdam 1794, ebenda o. J. (18. Jahrh.), Gent 1847. 12. Oberon (niederländisch) nach Wolfs Ausgabe des Huyge van Bourdeus, Stuttg. Lit. Verein, 1860; verglichen mit Denkschr. d. k. Ak. d. Wissensch. (Wien) VIII. 13. Karl und Elegast, kein Volksbuch (aber im Dänischen ward die Sage zu einem solchen benutzt), nach dem mittelniederländischen Gedicht in Hofmanns Ausgabe Horae belgicae IV., verglichen mit Karlmeinet, S. 575—606 (Keller), und Germania IX, S. 320 ff. 14. Eginhard von Böhmen, Köln am Rhein (Everaerts), o. O. „neugedruckt," o. O. „gedruckt in diesem Jahr" (alle 18. Jahrh.), o. J. Dresden (19. Jahrh.). 15. Thedel Unverzagt von Walmoden, Magdeburg 1558, Wolfenbüttel 1563. (Der Verfasser des in Versen abgefaßten Originals, Georg Thym, eigentlich Klee, war zwar kein bedeutender Dichter, aber ein Ehrenmann. In der Widmung seines Werkchens an seinen ehemaligen Schüler, den jungen Herrn Thedel von Walmoden, schreibt er unter anderm: „Ihr wollets auch gänzlich dafür achten, daß die Adeligkeit nicht allein in der Vorfahren edlem Stamm, Abkunst und herrlichen Schilden, Wappen oder großen Gütern gelegen ist, sondern vielmehr in Frömmigkeit und aller Tugend redlicher Aufrichtigkeit. Denn der ist edel, sagt man, welchen seine Tugend adelt." Sind das nicht schöne männliche Worte? Achtung vor dem alten braven Schulmeister!) 16. Wigoleis vom Rade, Straßburg 1519. 17. Die sieben weisen Meister, Augsburg 1480. 18. Der gute Gerhard, kein Volksbuch, nach Rudolfs von Ems mittelhochdeutschem Gedicht in Haupts

Ausgabe. 19. Die sieben Schwaben und 20. Der ewige Jude aus L. Auerbachers „Volksbüchlein“, München 1835, verglichen mit Sarreiters Ausgabe.

Die sehr verschiedene Beschaffenheit der Originale brachte natürlich auch eine ungleiche Art der Behandlung mit sich, doch überall maßgebend war dabei die Rücksicht auf den Zweck dieser Sammlung: würdige Unterhaltung der Jugend und des Volkes. Ohne stichhaltigen Grund habe ich, wie ich wohl behaupten darf, nirgends geändert und gekürzt, Anstößiges aber und Langweiliges mußte ohne Schonung beseitigt werden. Auf den poetischen Wert und die Entstehungsgeschichte der einzelnen Erzählungen hier näher einzugehen würde viel zu weit führen. Zu bemerken bleibt noch, daß die historischen und geographischen Irrtümer, auch manche Entstellungen in den Eigennamen absichtlich beibehalten wurden; es steht ja nicht zu befürchten, daß jemand dies Buch in die Hand nimmt, um Weltgeschichte oder Erdkunde daraus zu studieren. Lernen kann man freilich manches aus diesen anspruchslosen Sagen, z. B. daß das „finstre“ Mittelalter doch allerlei gezeitigt hat, was nicht übel ist, wie Treue, Frömmigkeit, Mannesmut und ähnliches. Und die Kopfhänger und Stirnrunzler, denen Gottes herrliche Schöpfung nur ein Jammerthal ist, sie können lernen, daß ein guter Mensch auch einen guten Spaß nicht verachtet.

Das hat schon der biedre Leopold Richter, „gebürtig zu Lambach in Oberösterreich“ gewußt, als er die Geschichte vom König Eginhard der Vergessenheit entriß. Da ich der „Vorrede“ des ehrlichen Mannes im Texte keinen Platz anweisen konnte und auch Simrock sie nur unvollständig abgedruckt hat, so möge sie den Schluß dieser Bemerkungen bilden. „Gegenwärtige Historie meldet von gar einer angenehmen Geschichte des Königs Eginhard in Böhmen und des Kaisers Tochter, Adelheid genannt, welche im Obermünster zu Regensburg eine Klosterfrau war; item meldet sie von sonst vielen abenteuerlichen Sachen und Riesengeschichten, welche sich im Lande zu Böhmen zugetragen haben. Weil ich nun solche Geschichte in einem einsamen Schlößlein auf meiner neulichen Reise alt geschrieben gefunden, so habe ich solches denen ehrsamen Junggesellen, sonderlich aber dem tugendsamen Frauenzimmer zuliebe an den Tag bringen wollen, in solchem Büchlein sich zu müßigen Zeiten, statt des überflüssigen Trinkens und Spielens, zu ergötzen; darinnen sie denn gar eine wunderliche Geschichte antreffen und mit Verwunderung ablesen werden, wie mancher Streit mit denen Riesen zu selbiger Zeit ist gehalten worden. So taugen auch dergleichen Büchlein der Jugend, sich im Lesen darinnen zu üben; denn wenn sie keusch, züchtig und ehrlich geschrieben sind, behalten sie nebst der Geschichte gar viele Lehren, ihrem Thun und Lassen zunutz, und stärken also mit Lust ihre Memorie, welche ein großes Stück der zeitlichen Glückseligkeit ist. — Ich habe nächst dieser noch viele andere sehr alt geschriebene Historien in besagtem Schlößlein an dem Fluß der Nabe gefunden, die man vor Alter kaum mehr lesen kann, welche allgemach fleißig abgeschrieben und auch unter die Presse sollen gegeben werden. Der geneigte Leser lebe wohl und gebrauche dieses Büchleins mit Nutzen.“

Deidesheim, an unsres Kaisers Geburtstag 1881.

Dr. G. L. Klee.

Inhalt.

Heinrich der Löwe.

Zu Braunschweig lebte einst ein gar tapferer Held, Heinrich genannt, der war des heiligen römischen Reiches deutscher Nation Erzmarschall, Herzog zu Sachsen und Baiern, Graf zu Braunschweig, Lüneburg und Nordheim, ein Herr von der Elbe bis an den Rhein und vom deutschen Meere bis an den Harzwald. Er ward geboren im Jahre des Herrn 1129, war ein freundlicher und schöner Prinz und fing an zu regieren im zehnten Jahre seines Alters. Erst elf Jahr alt zog er schon mit dem Bischof Adalbert von Bremen, dem Herzog Konrad zu Zähringen, dem Markgrafen Albrecht von Salzwedel und Brandenburg, dem Grafen Konrad von Wettin und mit vielen anderen Fürsten und Herren gegen die Wenden, um dieselben zum christlichen Glauben zu zwingen. Dabei führte er, wie auch die anderen Herren, auf seinem Kleid und Harnisch ein sonderlich Zeichen, nämlich eine runde Kugel mit einem Kreuze darauf; damit wollten sie andeuten, daß ihr gekreuzigter Herr und Heiland Jesus Christus, um deswillen sie diesen Krieg wider die ungläubigen und rohen Wenden führten, der rechte König über den ganzen Erdkreis wäre, ja auch über die ganze Welt, über Himmel und Erden.

Dieser großmächtige und streitbare Herzog war von so kühnem und beherztem Gemüte, daß ihn jedermann wie einen Löwen fürchtete, daher er auch Herzog Heinrich der Löwe geheißen ward. Etliche aber meinen, daß diese Benennung einen andern Grund habe, und davon ist die Geschichte folgende.

Eines Tages versammelte der edle Herzog Heinrich auf seiner Burg zu Braunschweig alle die Ritter und Grafen, so ihm unterthan waren, und sprach zu ihnen: „Liebe und Getreue, es dünkt mich unziemlich, wenn wackre Männer müßig zu Hause sitzen und die Hände in den Schoß legen. Ihnen kommt es zu, Ruhm und Ehre zu erwerben und auf Abenteuer auszugehen. Also will auch ich neue Gefahren aufsuchen und eine Reise nach dem heiligen Lande unternehmen. Wollet ihr mir dahin folgen?“ Da riefen alle wie aus einem Munde: „Ja, Herr, wir wollen!“ Denn auch sie dürsteten nach ehrenvollen Gefahren. Nach wenigen Tagen war der Herzog mit den Seinigen völlig gerüstet; ehe sie aber von dannen zogen, ging der edle Held vor seine Gemahlin,

die schöne Mechthildis, eine Königstochter aus England, und sprach zu ihr: „Allerliebstes Weib, Gott möge dich behüten! Nimm hier die Hälfte meines Goldringes und gedenke meiner bei seinem Anblick! Bin ich jedoch nach sieben Jahren noch nicht wieder heimgekehrt, so harre meiner nicht länger, sondern nimm einen anderen zum Ehgemahl!" Damit küßte er sie zärtlich und zog mit seinen streitmutigen Mannen hinweg.

Sie ritten durch Deutschland, Österreich, Ungarn und Bulgarien und gelangten endlich an das Gestade des Meeres; dort besannen sie sich nicht lange, ließen ihre Rosse zurück und bestiegen ein Schiff, mit welchem sie eilig von dannen segelten. Aber nachdem sie viele Tage und Nächte die Wellen durchfahren hatten, erhob sich ein großes Unwetter, welches sie in ferne Gegenden des hohen Meeres verschlug; dadurch gerieten sie in große Not und Bekümmernis und mancher wünschte sich den Tod. Kein Land wollte sich zeigen, ihre Segelbäume waren vom Sturme gebrochen und dazu kam noch, daß die Speise allmählich zu Ende ging. Da ward selbst dem kühnen Herzog das Herz schwer, er hob seine Hände zum Himmel auf und betete zu Gott um Barmherzigkeit. Aber vergebens! die Not wuchs von Stunde zu Stunde, ein jeder seufzte und klagte; von Hunger ermattet, rangen die Gefährten ihre Hände wund. Als der Herzog diesen Jammer sah und hörte, sprach er: „Da Gott unser Elend nicht wenden will, so bleibt uns nur noch ein letztes Mittel das Leben zu fristen. Ein jeder mache sich ein Los! Dann mag der Zufall entscheiden, wer von uns den anderen zur Speise dienen soll." Da machten sie die Lose, mit rotem Blut geschrieben, und warfen sie in einen Hut. Da zog zuerst ein wackrer Held sein eignes Los, er aber fürchtete sich nicht, sondern sprach freudigen Mutes: „Thut mit mir, was euch gefällt! gern geb ich meinen Leib dahin zu eurer Speise, damit ein jeder sich sein Teil davon nehme! Bratet oder siedet mich, mir gilt es gleich. Nur eins bitte ich: Gott wolle unsern lieben Herrn vor dem Tode bewahren!" Mit diesen Worten stieß sich der biedre Held selber das Schwert durch die Brust; darauf ward er geschlachtet und bald war sein Fleisch von den hungrigen Gefährten verzehrt. Und so mußte einer nach dem andern seinen Freunden zur Speise dienen; doch keiner starb ungern, vielmehr priesen sie die Güte Gottes, daß ihr lieber Herr jedesmal verschont blieb. Zuletzt stand der edle Herzog mit einem einzigen Knechte allein noch im Schiffe. Die beiden ertrugen lange Zeit die Qual des Hungers, denn jeder fürchtete, daß den andern das Los treffen werde. Endlich aber, da sich noch immer kein rettendes Gestade zeigte, sprach der Herzog zum Knechte: „Es ist mein Wille, daß wir jetzt beide das Los werfen. Auf wen es fällt, der soll dem andern zur Nahrung dienen." Der treue Knecht aber brach in Thränen aus und rief: „Davor bewahre mich Gott, daß ich das Leben meines lieben Herren aufs Spiel setze!" Doch er mochte sich sträuben, wie er wollte, Heinrich ließ nicht nach in ihn zu dringen, und so warfen sie denn das Los; siehe! da fiel es auf den edlen Herrn!

Und er befahl dem Knechte, ihn sogleich zu töten. Allein davon wollte dieser nichts wissen und schwur hoch und teuer, lieber werde er sich selbst ins Meer stürzen, als solche Untreue gegen seinen liebwerten Herrn verüben. Da aber Heinrich mit Bitten und Drohen nicht nachließ, sprach der treue Gesell: „Nimmer soll mich euer Wort dazu zwingen! Aber höret meinen Rat: ich will euch in Ochsenhäute einnähen und dann abwarten, was geschehen mag. Vielleicht lacht euch das Glück noch einmal; ihr seid ja stark und jung. An mir altem Manne ist nichts gelegen.“ Alsbald that er, wie er gesagt hatte, und nähte seinen Herrn in Ochsenhäute ein, indem er ihm sein Schwert mit hinein legte. Dann rief er laut: „Ach Gott, erbarme dich unsrer Not! ich habe meinen lieben Herrn begraben, der doch nicht tot ist!“

Siehe, da kam alsbald der gewaltige Vogel Greif herbei geflogen, der schoß auf den Sack herunter, faßte ihn mit seinen riesigen Klauen und trug ihn durch die Lüfte in sein Nest, während der Herzog seine Seele Gott befahl. Als nun der Greif in sein Nest gekommen war, da flog er wieder hinweg um neue Speise zu suchen. Dies merkte der Herzog, faßte frischen Mut, ergriff sein scharfes Schwert und schnitt den Sack von einander. Wie die jungen Greifen ihn erblickten, erhoben sie ein entsetzliches Geschrei und wollten ihn zerreißen; aber der Herzog schwang freudigen Mutes das Schwert und rief Gott um Beistand an. Und Gott hörte sein Gebet und half ihm, daß er sich der scheußlichen Vögel glücklich erwehrte und sie alle erschlug. Als er diese Heldenthat vollbracht hatte, staunte er selbst über die toten Ungetüme und schnitt einem derselben eine Klaue ab, die er mit sich nahm und später zum ewigen Gedächtnis seiner Schicksale im Braunschweiger Dome aufhängte. Dann stieg er mit großer Mühe aus dem Greifenneste herab und kam in einen dichten Wald. Er war noch nicht weit gegangen, da vernahm er ein schreckliches Gebrüll, und als er sich umschaute, gewahrte er einen Löwen, welcher mit einem furchtbaren Drachen stritt. Da sprach der Held zu sich selber: „Ich hörte stets sagen, der Löwe sei ein treues und königliches Tier. Darum will ich es mit Gott wagen, ihm gegen den abscheulichen Lindwurm beizustehen. Ich hoffe, es soll mir gelingen das Ungeheuer zu töten.“ Damit sprang er hinzu und hieb auf den Drachen los, der den Löwen schon fast erwürgt hatte. Als das Untier den neuen Feind erblickte, wandte es sich mit weitgeöffnetem Rachen gegen diesen. Dadurch gewann der Löwe frischen Mut, und während er seine Zähne und Krallen in den Leib des Drachen schlug, schwang der Herzog das Schwert so gut, daß die Funken stoben und der Lindwurm vor Schmerz so laut schrie, daß der ganze Wald widerhallte. Endlich gelang es dem Helden, das Ungetüm zu erschlagen. Als dies der Löwe sah, legte er sich ihm zu Füßen und blickte ihn an, als ob er seinem Retter danken und Treue geloben wollte. Fortan wich er nicht von ihm, versorgte ihn mit Nahrung, indem er Hirsche und anderes Wild einfing, und erzeigte ihm große

Treue. So lebten diese beiden lange Jahre ganz einsam mit einander in dem wilden Walde.

Endlich ward dem Herzog, der täglich vergebens an die Meeresküste ging, um ein Schiff zu erspähen, die Einsamkeit unerträglich. Darum überlegte er, wie er zuerst des Löwen ledig werden möchte, beschloß in der Abwesenheit des Tieres zu entfliehen und machte deshalb ein Floß von Baumstämmen und Reisig. Als nun einstmals der Löwe ausgegangen war, um seinem Herrn Speise zu holen, zog der Herzog das Floß auf das Meer, setzte sich darauf und stieß vom Lande ab in die wilde See. Kaum aber war dies geschehen, da kam der Löwe mit einem getöteten Hirsch aus dem Walde zurück. Und wie er seinen lieben Herren nicht mehr fand, fing er an zu trauern und mit kläglichem Gebrüll umher zu rennen, daß es den Herzog jammerte. Da erblickte ihn der Löwe von weitem, stürzte sich sogleich ins Meer und erreichte schwimmend glücklich das Fahrzeug, wo er sich still vor die Füße des Herzogs hinstreckte und ihn mit treuen Augen ansah. Da ergab sich Heinrich in sein Schicksal, streichelte dem edlen Tiere freundlich die Mähne und fuhr vom Winde getrieben hinaus in die unendliche See. So schwammen sie manchen Tag und manche Nacht, ohne ein rettendes Gestade zu erreichen, bis endlich alle Speise ausgegangen war und der Hunger die beiden zu quälen begann. Trostlos saß der edle Herr, auf seinen treuen Gesellen gestützt, und flehte zu Gott um Barmherzigkeit; kein Schlaf kam in seine Augen; Hunger, Not und Gram verzehrte die Heldenkraft seiner Glieder.

Siehe, da trat zu ihm der Satan und sprach: „Vernimm neue Mär und höre wohl auf meine Worte! Während du hier auf dem wogenden Meere herumtreibst um elendiglich zu sterben, zog gestern um die Mittagsstunde in Braunschweig ein anderer Fürst aus fremden Landen ein, der dein Weib und Reich erben wird. Schon rüstet man ein herrliches Hochzeitsfest, denn morgen wird das Beilager gehalten, wie alle Welt weiß." Traurig versetzte der Herzog: „Ich glaube es wohl! dauert doch meine Reise schon länger denn sieben Jahre. Darum wird man denken, ich sei längst gestorben. Nun, ich füge mich darein. Gott thue mit mir, wie ihm gefällt! sein Wille geschehe!" Da lachte der Böse und sprach: „Du redest noch viel von Gott? er hilft dir nimmer aus den Fluten. Doch mir vertraue! ich will dich noch heute zu deinem Weib und allen deinen Freunden zurück bringen, wenn du mir deine Seele versprechen willst." Aber der Herzog schlug ein Kreuz und rief: „Weiche von mir, höllischer Versucher! niemals werde ich die Treue gegen meinen Schöpfer brechen; denn fiele ich von ihm ab, so wäre ich in Ewigkeit verloren." Da versuchte der Satan eine andre List und sprach: „Wohlan, so will ich dir einen gütlichen Vorschlag machen. Ich trage dich noch heute vor die Stadt Braunschweig und lege dich unversehrt auf dem Giersberge nieder. Dort

magst du meiner warten, während ich hierher zurück fliege um den Löwen dir nachzubringen. Nun merke wohl! wenn ich dich bei meiner Rückkunft schlafend finde, so sollst du mein eigen sein; hältst du dich aber wach, so bist du frei und ledig." Der edle Herzog besann sich lange, denn er fürchtete die Arglist des Bösen; endlich aber überwog die Sehnsucht nach seinem lieben Ehegemahl und er willigte ein. Heimlich aber betete er: „Herr, du allmächtiger Gott, der allein weiß, was mir frommt, bewahre mich heute gnädiglich und gieb mir Wachsamkeit, damit ich den Klauen des Teufels entrinne!" Alsbald führte ihn der Satan, der ihn schon als seine sichere Beute betrachtete, durch die Lüfte hinweg und legte ihn wohlbehalten vor Braunschweig nieder. „Halte dich munter, bis ich wiederkomme!" rief er ihm höhnend zu und flog zurück, um auch den Löwen zu holen.

Nun fühlte sich der Herzog todmüde, und das war kein Wunder, da er lange Tage und Nächte keine Ruhe genossen hatte. Von Hunger und Anstrengung erschöpft lag er auf dem Giersberge und betete: „Ach lieber Gott, verleihe mir Kraft zu wachen! sonst verschlingt mich die Hölle." Aber während er noch so sprach, fielen ihm schon die Augenlider zu und er versank in tiefen Schlaf.

Es währte nicht lange, da kam der Teufel durch die Luft daher geflogen, indem er den Löwen umfangen hielt. Als nun das treue Tier seinen lieben Herrn mit geschlossenen Augen regungslos liegen sah, glaubte es, er sei tot, und begann mit lauter Stimme zu brüllen, — da erwachte der Herzog schnell. Der Teufel aber, der schon bei dem Anblick des schlafenden Helden frohlockt hatte, ward wütend über die mißlungene List und warf den Löwen auf die Erde herab, daß es krachte. Da fiel der Herzog auf die Kniee und dankte Gott inniglich, daß er ihn gnädig errettet hatte; dann stand er auf, liebkoste den Löwen, schwur ihn als seinen Freund zu halten bis in den Tod, und ging mit ihm nach der Stadt zu. Und es war auch die höchste Zeit, denn es wollte schon Abend werden.

Als er nun von dem Löwen begleitet durch die Straßen schritt, erschraken die Leute und boten ihm unfreundlichen Gruß. Er aber kümmerte sich wenig darum, sondern ging gerades Wegs nach der Burg. Dort hörte er ein großes Getön und lauten Schall. „Was mag das sein?" dachte er verwundert und lenkte seine Schritte nach dem Speisesaal. Wie er aber an die Pforte kam, ließ man ihn nicht ein; die Trabanten und Diener, die den Eingang bewachten, drohten sogar, ihn mit Schlägen fort zu jagen. „Was willst du hier," sprachen sie, „du gehörst nicht in eines Fürsten Haus; du bist ein Umherstreicher und Bettler, wie man an deinen Kleidern sieht." Als aber der Herzog den Schall in dem Palast vernahm, dachte er bei sich: „Sollte der Satan doch die Wahrheit gesagt haben?" und wandte sich an einen der Diener mit

den Worten: „Gebt mir Bericht! was bedeutet das Getön und der Pfeifen und Drommeten Klang? ist ein fremder Herr zu Gaste?“ Der Diener erwiderte: „Ein vornehmer Herr ist angekommen, aber er ist nicht fremd, sondern allen wohlbekannt. Der bekommt heute das ganze Land Braunschweig und dazu die Herzogin, unsre gnädige Frau, welche ihm ihre Hand reicht, nachdem sie länger als sieben Jahr um ihren ersten Gemahl getrauert hat als getreue Witwe.“ Da merkte der Herzog, daß er eilen müsse, ehe es zu spät würde, trat also näher zu dem Diener heran und sprach zu ihm: „Mein Lieber, du scheinst mir ein wackrer Mann; darum bitte ich dich, gehe eilends zu der edlen Fürstin und bitte sie freundlich, daß sie mir einen Trunk von ihrem Wein herunter schicke. Mein Herz ist matt bis zum Tode.“ Der Diener blickte auf den Löwen und auf die edle Gestalt des Bettlers, da däuchte ihn die Sache seltsam, also daß er schnell hinein lief und es der Herzogin mitteilte. Diese lachte des kecken Begehrens und reichte dem Diener einen goldnen Becher mit köstlichem Weine gefüllt, daß er ihn dem Bittenden hintrage. Jener that, wie ihm geheißen ward, gab ihn dem Fremden und sprach: „Wahrlich, mich verlangt zu wissen, woher du seist, daß du begehrst von diesem Weine zu trinken, den man allein der edlen Herzogin einzuschenken pflegt.“ Der Herzog erwiderte nichts; als er aber den Becher geleert hatte, nahm er den halben Goldring, dessen andre Hälfte er einst beim Abschied seiner lieben Frau gegeben hatte, und warf ihn in den Becher, indem er den Diener bat, ihn seiner Herrin zu übergeben. Der Diener nahm verwundert den Becher, ging hinein und sprach zu der Herzogin: „Gnädige Frau, sehet! habt ihr dies Gold verloren?“ Da nahm sie den Ring und beschaute ihn lange und ihr Herz ward ihr so schwer, daß ihr schier die Sinne schwinden wollten. Bald ward sie blaß wie der Tod, bald erglühte sie wie eine Rose. Dann stand sie hastig auf, ging in ihre Kammer, rief den Kämmerer und sprach zu ihm: „Hast du da unten den fremden Mann gesehen, der vor unserm Haus mit einem Löwen stehen soll?“ Er antwortete: „Ja, gnädige Herrin, wohl hab ich ihn gesehen und viele andre auch, denn es ist wunderbar, wie treu das wilde Tier ihm ist, und er selbst scheint mir ein vornehmer Mann zu sein.“ Da legte sich die Fürstin an die Zinne und erblickte den Fremden, wie er mit dem Löwen vor dem Thor saß; da sprach sie: „Hilf Gott! sollte es mein lieber Herr sein?“ Darauf wandte sie sich zu ihrem Kämmerer: „Lasset ihn herauf kommen, damit wir ihn freundlich fragen, woher er den Ring genommen hat. Wisset! es ist derselbe Ring, den mir einst mein süßer Ehgemahl beim Abschied gab. Ach, daß er noch am Leben wäre! Er schnitt den Ring in zwei Hälften, gab mir die eine und sprach zu mir: Sieben Jahre sollst du meiner harren! bin ich dann nicht zurückgekehrt, so nimm einen andern Mann!“ Da gingen die Herren und Räte hinunter vor den Palast und fragten den Fremdling, woher er den Ring bekommen habe. Er aber lachte und sprach: „Ich sage euch in Wahrheit, niemand hat mir ihn gegeben, ich selbst

habe ihn mit mir genommen vor länger denn sieben Jahren.“ Während man dies der Herzogin hinterbrachte, führte man den Fremden in den Saal. Da kam ihm die holde Frau entgegen geeilt, sah ihm in die Augen und sank mit einem lauten Freudenschrei vor ihm nieder. Er aber hob sie zärtlich auf und sprach: „Vor Zeiten war ich ein mächtiger Herr, obwohl man es mir jetzt nicht ansieht. Vor mehr als sieben Jahren zog ich aus diesem Schloß, da nannte man mich Heinrich von Braunschweig, Herzog zu Sachsen und Baiern.“ Als er dies sprach, da brachen alle in ein lautes Jubelgeschrei aus und hießen ihn als ihren liebwerten Herrn freudig willkommen. Und die Fürstin dankte dem lieben Gott, nahm ihren trauten Herren bei der Hand und setzte ihn an ihre Seite. Da ward ein köstliches Mahl gerichtet, an dem sich der edle Herzog erquickte; auch des Löwen, der nimmer von seinem Herren wich, ward nicht vergessen. Die Kunde von der Wiederkehr des Herzogs Heinrich verbreitete sich schnell durch Stadt und Land, und alle Menschen freuten sich von Herzen, daß der teure Herr noch am Leben sei.

Nur einer ward traurig, als er die Mär vernahm; das war der neue Bräutigam der Herzogin. „O weh,“ rief er, „nun habe ich meinen Korb und meine Sache ist verloren.“ Aber die Fürsten und Herren hielten einen Rat und fanden einen guten Ausweg. Es war da nämlich ein adliges Fräulein aus Franken von ausnehmender Schönheit; diese wollten sie dem Bräutigam geben, sie sei so fein säuberlich als irgend eine im Braunschweiger Lande. Das gefiel dem Herzog Heinrich wohl, er lachte, daß es schallte, und sprach frohen Mutes: „Meldet es rasch dem jungen Herrn, daß er doch noch Hochzeit halten und das Fräulein haben soll.“ Das thaten sie auch, und der Bräutigam sagte gar sittsam: „Könnt ihr es fügen, daß unser gnädiger Herr dazu auch seinen Willen giebt, so will ich sie bei meiner Treue zum Weibe nehmen.“ Sie sprachen: „Er hat es schon erlaubt!“ Da rief er: „So gehet eilig zu meiner Erkorenen und meldet ihr, daß sie sich bereite, in meine Heimat zu fahren.“ Sie gingen zu der Jungfrau, und nachdem sie sich ein wenig gesträubt und geschämt hatte, lachte sie und sprach: „Gottes Wille geschehe!“ Da führte man die beiden zur Kirche, wo sie feierlich getraut wurden, darauf ward ein großes Fest mit Pfeifen und Drommeten, mit Rennen und Turnieren begangen, und dann nahm jeder Urlaub. Auch das neue Paar schied fröhlich von dannen, vom Herzog und der Herzogin geleitet und reich beschenkt.

Darnach saß der Herzog Heinrich mit hohen Ehren in seinem Reich und regierte Land und Leute. Alle verehrten ihn sehr, denn er half den Frommen treulich und machte manchen Armen reich. So lebte er in Gottes Schutz ohne Klage und Unglück mit seiner lieben Gemahlin, gesegnet mit großen Reichtümern und einer fröhlichen Kinderschar. Endlich, als er schwach vor Alter war, legte er sich nieder und sprach: „Komme ich nicht wieder auf, so befehle

ich Leib und Seele Christo, meinem Herren; der wolle meiner pflegen, denn von ihm allein kommt Leben und Heil.“ Und da seine Gemahlin inniglich weinte, segnete er sie und sprach: „Meines Bleibens ist nicht mehr in dieser Welt. Gott wolle dich, mein liebes Weib, dazu auch Leut' und Land behüten!“ Damit reichte er einem jeden die Hand und gab zur selben Stunde seinen Geist auf. So endete der edle und werte Herr sein Leben. Darauf legte man ihm das Schwert zur Seite und bestattete ihn mit fürstlichen Ehren im Dome zu Braunschweig. Unter den vielen, die um seinen Tod trauerten, war auch der treue Löwe. Das edle Tier legte sich nieder auf seines Herren Grab und blieb allda liegen, bis es starb. Zu Ehren seiner Treue begrub man den Löwen vor dem Dome und errichtete ihm eine große Säule, auf die das Bild eines Löwen in Erz gegossen gesetzt ward, welches noch jetzt dort zu sehen ist. Desgleichen hängt auch noch die Greifenklaue über dem Grabe des Herzogs, woran jeder männiglich klar erkennen mag, daß sich diese Geschichte wirklich und wahrhaftig so zugetragen hat, wie oben geschrieben steht.

Kaiser Friedrich Barbarossa.

Fünftausend dreihundert und neunundfünfzig Jahre von Anfang der Welt, und nach der Geburt Christi unsres Heilandes eintausend einhundert und sechzig Jahre, in dieser Zeit ward, nach Absterben des Papstes Adrianus, zur Verwaltung des Papsttumes Alexander, der dritte des Namens, von Senis geboren, von zwölf Kardinälen ordentlich erwählt. Aber er erfuhr viel Widerwärtigkeit von einem Kardinal, der auch mit ihm erwählt worden war, aber nur von drei Kardinälen; derselbe war vorher Oktavianus geheißen und ward in der Wahl Viktor genannt. Dieser Viktor hing sich an den römischen Kaiser Friedrich den Ersten, der zu jener Zeit regierte. Dagegen nahm Alexander seine Zuflucht zu König Philipp von Frankreich und hielt eine Versammlung zu Clermont; auf dieser bannte er den Oktavian und Kaiser Friedrich. Dieser widerum machte nach einander drei Päpste gegen Alexander. Aber die römischen Ratsherren oder Konsuln waren dem Papst Alexander sehr günstig und hielten ihm den Rücken, ebenso der König von Frankreich. Deshalb ward der Kaiser erzürnt, versammelte ein mächtiges Heer und war willens vor Rom zu ziehen. Als er nun auf dem Zug gen Brixen kam, war alldort der heilige Hartmann Bischof, der später des Kaisers Beichtvater ward und auf den der Kaiser viel Vertrauen setzte. Dieser ermahnte den Kaiser, von seinem Vorsatz und Grimm abzustehen; er solle sich nicht leichtsinnig wider den Papst, die Kirche und das christliche Volk bewegen lassen; dieweil er aber die deutschen Fürsten und andere jetzt so willig in allem Gehorsam gerüstet und gewappnet bei sich habe, so gebühre ihm das Kreuz zu nehmen und dem Königreich Jerusalem zur Rettung zu ziehen, denn Amelrich, der sechste König, habe Geld vom Sultan empfangen um die Stadt Alexandria; als er später vor Alkeiro gezogen, habe er sich mit Geld stillen lassen, sei wieder heimgezogen und gestorben; darauf sei Jerusalem vom Sultan eingenommen worden. Das solle der Kaiser zu Herzen nehmen, auch daß seines Vaters Bruder, König Konrad, das heilige Land mit so großer Mühe, Arbeit und Blutvergießen erobert habe. Ferner versicherte der Bischof Hartmann, er wisse König Philippen auch zu bewegen, daß er ihm mit bedeutender Heereskraft zu Hilfe zöge. Mit dieser Ermahnung bewog er den Kaiser, übers Meer zu ziehen.

Dieser Kaiser war von Geburt ein Schwab. Sein Vater hieß Friedrich und ward der kühne Herzog Friedrich von Schwaben genannt. König Konrad war sein Bruder, dieser regierte das Reich fünfzehn Jahre und erlangte nicht die kaiserliche Krone. Aber der vorgenannte Kaiser Friedrich herrschte über das römische Kaisertum acht und dreißig Jahr und hatte einen langen roten Bart, weshalb ihn die Welschen Barbarossa nannten. Nach dem Rate des mehr erwähnten Bischofs Hartmann zu Brixen hatte der Kaiser zu sich berufen die christlichen Fürsten Herzog Otto von Sachsen und den Herzog von Böhmen. Letzteren machte er zu einem König und das Böhmerland zu einem Königreich, auch den Markgrafen Diebold von Österreich zu einem Herzog und die Mark Österreich zu einem Herzogtum. Auch berief er den Herzog Eckhart von Baiern, Pfalzgrafen zu Wittelsbach und Grafen zu Scheyern, auch die Landgrafen von Hessen und Thüringen, ferner viele Bischöfe und Grafen, die in eigner Person mit großer Macht und elf Wagenburgen durch Ungarn, Suhari und Thracien gen Konstantinopel zogen. Von dort half dem Kaiser Friedrich der griechische Kaiser Isaak über den Bosporus, da er sich vor dem Heere desselben fürchtete. Also zog Friedrich weiter, gewann den Türken die Städte Philomenia und Ikonium ab, verwüstete weit und breit die Gegend mit Raub und Brand und reiste darnach in das kleine Armenien. Dort brachte er alles in seine Gewalt, also daß Saladinus, der türkische Kaiser, völlige Austilgung befürchtete. König Philipp von Frankreich zog auf einem andern Wege durch Syrien zu Hilfe, auch Richard, der König von Engelland. Diese gewannen die mächtige Stadt Ptolemais und zogen fürder gen Jerusalem zum Kaiser Friedrich.

Als sie sich aber vor Jerusalem lagerten und erfuhren, daß Saladin die Stadt erobert, viele Christen getötet, darnach die Glocken herabgeworfen, aus den heiligen Stätten, wo Christus gelitten, und aus den Gotteshäusern Ställe gemacht hätte, wurden die Christen begierig zu fechten mit den Ungläubigen und Lästerern Gottes, sowie sie auch alle mit Andacht und großer Freude das heilige Land und besonders die Stadt des Heils inniglich begrüßten. Da aber Jerusalem auf einem Berg gelegen und mit noch höheren Bergen umgeben ist, auch die Kreuzfahrer keinen Brunnen fanden, sondern nur Cisternen, darin sich das Regenwasser sammelte, und einen kleinen Bach Siloe, der vom Berge Syon durch das Thal Josaphat rinnt, aber zur Sommerszeit gar kein Wasser hat, so beschloß man, die Stadt allenthalben zu umgeben und stets zu stürmen, um den Einwohnern keine Ruhe zu lassen. Und sie stürmten zehn Tage und Nächte. Am elften Tag frühmorgens kamen die Christen auf die Mauer, voran des Kaisers Fahne, an der einen Seite den Adler, an der andern das Kreuz Christi. Dieses Banner war dem Herzog Eckhart von Baiern vom Kaiser und dem ganzen Christenheere in seine Hand befohlen und ward von ihm nach Kräften behütet. Da aber der Nachdruck der Christen bei dem Sturme nur schwach war, widersetzten sich die ungläubigen Einwohner denen,

die auf die Mauer gekommen waren, heftiglich und stachen, warfen und schlugen viele derselben zu Tode. Da ward dem Herzog Eckhart so angst, daß er die Streitfahne neigen und sich mit dem Schwerte wehren mußte; denn die meisten von denen, die mit ihm die Mauer erstiegen hatten, waren getötet oder in großer Bedrängnis, konnten auch nicht mehr zurück. So geschah es, daß der Herzog Eckhart das Banner des heiligen römischen Reiches verlassen mußte, so daß es ganz in der Ungläubigen Gewalt kam. Voller Verzweiflung stürmten die Christen noch einmal an derselben Stelle, fanden auch keinen Widerstand, erstiegen ohne sondre Beschwerde die Mauer und trafen den Herzog Eckhart und den Herzog von Lothringen mit wenigen Helfern schon fast überwunden. Als die schier Verzweifelten Hilfe und Nachdruck spürten, drangen sie, wiewol sie kein Banner noch Feldzeichen mehr hatten, von der Mauer mit gewaltig wehrhafter Hand in die Stadt und trieben die Einwohner auf einen Platz zurück. Dort liefen die Ungläubigen von allen Seiten zusammen, als sie hörten, daß die Christen in der Stadt waren, ordneten sich zu geschlossenen Haufen und verließen die Wehr auf der Mauer an vielen Stellen. Der Christen aber waren noch viel zu wenige, darum konnten sie einer solchen Menge nicht wol widerstehen, noch sich in Ordnung zusammen halten; und da sie keine Fahne hatten und auch nicht wieder nach der Mauer fliehen konnten, riefen sie Gott den Allmächtigen an und begehrten alle wie fromme Christen ritterlich zu sterben. Also richteten sie sich wider der Ungläubigen Scharen, mit ihnen zu streiten. Während des kam ihnen jedoch neue Hilfe zu, denn je länger je mehr erstiegen die Christen die Mauern, und alle waren begierig, sich mit den Ungläubigen zu schlagen.

Unter ihnen war auch ein guter Christ, der mit Herzog Eckhart aus Baiern über Meer gezogen war und ihm, wiewohl er von niedriger Geburt war, stets treulich anhing, darum er auch nachmals Dietmar Anhänger genannt ward; denn sein Taufname war Dietmar und sein Vater ist ein Müller gewesen, der zu Ried am Hausruck saß, an einem Wasser, genannt die Achen. Derselbe Dietmar war eines gar kühnen und verwegenen Gemütes. Und da er sah, daß die Christen ohne Fahne keine feste Ordnung halten konnten, indem sie kaum wußten, wer Freund oder Feind war, zog er seinen Bundschuh aus, der auf bäurische Art gemacht war, hoch bis ans Knie, mit drei großen Ringen. Durch diesen stach er einen langen Spieß als Bannerstange und gab den Spieß mit dem durchstochenen Bundschuh seinem Landesfürsten Herzog Eckhart als ein Feldzeichen. Der empfing ihn mit Freuden und ermahnte das christliche Volk zu dem Zeichen des Bundschuhs. Nun sahen die Christen nach dem neuen Banner, scharten sich darum, hielten gute Ordnung und stritten ritterlich fünf Stunden lang. Und Dietmar der Anhänger hielt sich neben dem Herzog gar wohl und half treulich den Bundschuh bewahren, wiewohl er nur den linken Schuh, keine Hosen und keinen Harnisch anhatte, und sein Helm in einem Kranze von Laub bestand. Also gab der allmächtige Gott

Herzog Eckharten und den Christen unter dem Bundschuh den Sieg, daß sie über vier und zwanzig tausend Heiden, Türken, Sarazenen und Araber erschlugen, die Stadt Jerusalem und den Berg Syon gewannen und das heilige Grab mit frommen Brüdern des Sankt Franziskanerordens besetzten.

Nach dieser fröhlichen Eroberung nahm der Kaiser Friedrich das heilige Land für die Christenheit in Besitz und belohnte einen jeden nach seinem Verdienst, sonderlich dem Herzog Eckhart von Baiern gab der Kaiser zur Belohnung seiner Heldenthat Holland als erbliches Lehen; das hat er denn inne gehabt, dort geheiratet und gewohnt. Seiner Nachkommen Einer liegt im Frauenbrüderkloster zu Straubing begraben. Diese Herzöge haben allzeit den Bundschuh im Wappen geführt, doch hat ihr Geschlecht nicht länger als zweihundert Jahr geblüht; jetzt sind sie alle längst gestorben, und zu Straubing liegt der letzte begraben. Einer, Herzog Eckharts Bruder, war so ungeraten, daß er einst im Zorn zu Scheyern auf der Brücke einen Handschuh in die Luft warf und rief: „Nimm hin, Teufel! Dir ergeb ich mich und meinen Teil am Baierland!“ Alsbald führte ihn der Teufel samt dem Handschuh in den See zu Scheyern; da ist es noch immer nicht geheuer. Den Dietrich Anhänger aber beschenkte Herzog Eckhart reichlich; der Kaiser gab ihm ein Wappen bestehend aus einem Zweig mit drei Blättern und bestätigte ihm die Güter, welche ihm Herzog Eckhart gegeben hatte. Und da die Gegend noch wild und voll Waldes war, beschloß Dietmar eine Stadt zu errichten und erwarb den Flecken Ried; den erweiterte er und gab ihm ein Stadtwappen: einen schwarzen Bundschuh in gelbem Felde. Obgleich bei seinem Tode das Wappen derer von Ried erlosch, so bestätigte den Bürgern der Herzog Friedrich, als er das Stift Salzburg erhielt, doch das alte Zeichen des Bundschuhs wieder.

Als nun die Christen einige Zeit im gelobten Lande umhergezogen und mit Freuden die heiligen Stätten, welche der Kaiser wieder aufzurichten befahl, besucht hatten, ordnete Friedrich das Christenvolk in etliche Haufen und sie zogen auf verschiedenen Wegen wieder heimwärts. Aber nach glücklichem Sieg entstand dem Kaiser auf seiner Rückfahrt eine wunderliche Anfechtung; diese stiftete ihm der Papst Alexander an, der dem Kaiser feindselig und dessen Haß noch nicht erloschen war. Dieser Papst bestellte einen Maler, der dem arglosen Kaiser unbeachtet nachzog und ihn gut und richtig, aber heimlich, ohne Wissen des Kaisers abmalte. Dasselbe Bild schickte der Papst dem Sultan und bat ihn allen Fleiß anzuwenden, daß er den Kaiser fange. Und wenn er ihn erwische, und er wolle sich verleugnen, so möge er ihn mit Hilfe des Bildes erkennen. Denn der Papst fürchtete den Kaiser und hätte es wohl leiden mögen, wenn Friedrich nimmer heimgekehrt wäre. Als der Sultan das Bild und die Botschaft des Papstes empfing, stellte er dem Kaiser in Armenien durch schlaue Kundschafter nach. Und als Friedrich eines Tages erhitzt mit

ganz wenigen seiner Diener vom Heere abseits ritt, um sich in einem fließenden Wasser zu erkühlen, ging er mit seinem Kaplan, nichts Übles befürchtend, eine kleine Strecke von seinen Begleitern weg, und beide waren im Begriff sich zu entkleiden. Indem kamen die Sultanischen, die ihre Kundschaft wohl verstanden, und führten den Kaiser und seinen Kaplan heimlich, ohne der andern Wissen, gefangen hinweg vor den Sultan. Als aber nach etlichen Tagen der Kaiser und sein Kaplan vor das Angesicht des Sultans gebracht wurden, verleugnete Friedrich seinen kaiserlichen Namen und sprach, er wäre Kaiser Friedrichs Thürhüter. Allein der Sultan sagte, er verhehle ihm die Wahrheit und sei selbst der Kaiser Friedrich, schickte nach dem Bild und ließ des Papstes Brief vorlesen. Da erschrak der Kaiser und fand, daß ihn der Papst in den Tod verraten hatte. Dann ließ ihnen der Sultan ein schönes Gemach bereiten und sie wohl bewachen. Darin waren sie drei Monate und litten an Speise und Trank keinen Mangel; doch hatte sich der Kaiser auf den Tod gefaßt gemacht.

Als nun die, so mit Kaiser Friedrich geritten waren, den Tag und die folgende Nacht des Kaisers gewartet hatten, suchten und fragten sie nach ihm allenthalben. Aber sie konnten nichts erfahren, also daß niemand wußte, wie ihm und dem Kaplan geschehen war. Sobald diese Kunde zu seinem Heere drang, ward jedermänniglich um den frommen christlichen Kaiser traurig; und als sie hörten, wie er willens gewesen in einem reißenden Bach, der von den höchsten Bergen Armeniens zu Thal lief, zu baden, urteilten und meinten alle gewißlich, er wäre mit dem Kaplan ertrunken; indem einer dem andern habe helfen wollen, seien sie beide von den Wellen dahingerafft worden. Also ward er einen ganzen Monat lang gesucht und nicht gefunden. Da gaben sie endlich die Hoffnung auf, erwählten von neuem Hauptleute, zogen mit gewaltiger Heeresmacht wieder heim und sagten jedermänniglich von dem verlorenen Kaiser Friedrich; da erhob sich große Klage um ihn. Und die Kurfürsten wollten keinen römischen König erwählen, sondern ein Jahr mit der Wahl warten. (Des Kaisers Sohn, Otto genannt, war noch nicht zwanzigjährig und zur Krone mehr als zu jung.) Also ward ein ganzes Jahr mit großer Sehnsucht auf ihn gewartet; wiewohl mittlerweile ein Betrüger, der auch einen roten Bart hatte und dem Kaiser Friedrich sehr ähnlich sah, auftrat und behauptete, er wäre der verlorne Kaiser Friedrich, und das gemeine Volk betrog. Aber er ward gefangen und peinlich verhört; da gestand er seinen Betrug und ward dafür gestraft.

Inzwischen lag Kaiser Friedrich mit seinem Kaplan, allen Christen verborgen, dort bei dem Sultan zu Babylonien gefangen, hatte große Sehnsucht in seine deutschen Lande heimzukehren, aber gar keine Hoffnung, und dachte oft, wenn ihm das Glück wieder zu Lande hülfe, wollt er sich an seinem Verräter, dem Papst Alexander, rächen. Als sie nun fast ein ganzes Jahr gelegen hatten und der Sultan, der ein Mameluck und abtrünniger Christ war, oft

heimlich die beiden, den Kaiser und seinen Kaplan, belauschte, da fand er, daß sie beide jeden Tag ihre Horas beteten, als wären sie Geistliche. Auch hatte der Kaplan in einem verborgenen Schublädlein seines Gebetbuches etliche ungeweihte Oblaten, die er zuweilen im Felde gebraucht hatte; deren weihte er eine, und vor dem hochwürdigen Sakrament beteten die Zwei Tag und Nacht mit großer Innigkeit um Hilfe und ehrten Gott den Allmächtigen. Das gewahrte der Sultan, hielt sie für beständige fromme Christen und ward zu Barmherzigkeit bewegt; auch bedachte er oft des Papstes Untreue und Verräterei. Als das Jahr sein Ende erreichte, nahm sich der Sultan vor, den Kaiser zu begnadigen, lud ihn samt dem Kaplan zu seinem Tisch, doch in guter Bewachung, und sprach mit ihnen von mancherlei Dingen. Und wie sie das Frühmahl aßen, redete der Sultan zum Kaiser Friedrich also: „Ihr seid in eurem Reiche daheim ein großmächtiger Kaiser, wiewohl ihr jetzt in unsrer Gewalt gefänglich gehalten werdet. Nun sagt mir, wenn ihr uns, euren größten Feind, in eurer Gewalt hättet, wie wir jetzt euch haben, was würdet ihr mit uns thun? würdet ihr uns töten oder lebendig lassen?" Nach einem ziemlichen Stillschweigen gab der Kaiser zur Antwort: „Herr, so ihr in meiner Hand wäret, gleich wie ich jetzt von euch allhier gefangen bin, was ich dann mit euch als meinem Feinde und sonderlich einem Ungläubigen, thun würde, das habe ich vormals, eh ich euer Gefangener ward, oftmals bedacht und will es euch nun offen melden: wenn mir solches Glück zuteil worden wäre, so hätte ich euch als einen großmächtigen Herrn nicht anders, als ihr mich, in Gewahrsam gehalten, und mir wäre Leid geschehen, so ihr Mangel gelitten hättet. Auch hätte es mich als römischen Kaiser eine große Ehre gedünkt und ewigen Gedächtnisses wohl würdig, daß ich durch meinen Heiland Jesum Christum mit Heeresmacht so weit über Meer gezogen wäre, das gelobte Land, Jerusalem und das heilige Grab erobert und den Herrn, der für den mächtigsten unter der Sonne gehalten ward, gefänglich in meiner Gewalt gehabt hätte. Was für Lob, Ehre und Ruhm hätte ich dann erlangt! Euch aber würde ich gegen genügende Bürgschaft um eine Summe Goldes auf Schatzung unversehrt wieder in euer Reich gelassen und euch das Versprechen abgenommen haben, euer Lebtag nicht wieder mit mir Streit zu beginnen, sondern getreulich Frieden zu halten. Dasselbe hätte auch ich euch gelobt und euch mit sicherem Geleite eures Weges ziehen lassen. Ob solcher Gutthat würde man mir das beste nachgeredet haben, und ohne Zweifel hättet auch ihr meiner euer Lebenlang in Dankbarkeit gedacht und also gesagt: Ich habe an Kaiser Friedrich nicht einen Feind und Tyrannen gehabt, sondern so lang er die Oberhand über mich hatte, war er mir ein getreuer Wirt und Gastfreund; nie hat er mir Härte oder Untreue bewiesen. Doch nun hat sich das umgekehrt und ihr steht auf meinem Nacken. So handelt denn barmherzig oder streng mit mir! ich befehle mich allein meinem Schöpfer und meinem Heiland Jesu Christo." An dieser Rede hatte der Sultan ein großes Gefallen, merkte,

daß der Kaiser von hohem geübtem Verstande, guten gerechten Sitten, wahrhaft und auch gottesfürchtig war, gedachte wohl, daß er mit solchen Sitten billig ein Kaisertum regieren möchte, und sprach zu dem Kaiser: „Lieber Herr, euch geschehe nach euren Worten! also thuet jetzt so, wie ihr selbst gesagt habt! setzt Bürgen und Geiseln, stellt die Verschreibung aus! zur Schatzung begehre ich dreimal hunderttausend Goldstücke, im Augenblick der Freilassung zu zahlen." Da sprach der Kaiser, er danke Christo und freue sich der gnädigen Zusage des Sultans; aber er könne weder Geisel noch Bürgschaft stellen, auch soviel Goldes nicht aufbringen, dieweil er zu weit von der Heimat entfernt sei; deshalb müsse er sein Lebtag gefangen bleiben. Darauf sprach der Sultan: „Lieber Herr, ich vertraue eurer Tugend, Ehre und Frömmigkeit so sehr, daß ihr mir nur eine Friedensversicherung schreiben sollet, wie ihr selbst vorhin gesagt habt. Als Bürgen aber will ich euren Kaplan mit samt der geweihten Hostie behalten; denn ich habe oft heimlich gesehen, welche Ehre und Würde ihr dem hochwürdigen Sakrament erwieset. Auch begehre ich nichts andres, als daß der Kaplan in eurer Abwesenheit dem Sakrament alle Ehre anthut wie bisher; was er dazu bedarf, will ich ihm nicht mangeln lassen. Denn damit ihr meinen guten Willen empfindet, will ich zur Schatzung nicht mehr denn hunderttausend Goldstücke haben." Da dankte ihm der Kaiser mit Thränen in den Augen, und war ihm nur leid, daß er das heilige Sakrament und seinen getreuen Kaplan als Pfand zurücklassen sollte. Also wurden Friedens- und Schatzungsbriefe ausgefertigt und der Kaiser bat den Kaplan, er möchte eine kleine Zeit Geduld haben; er wolle sein Haupt nicht ruhen lassen, bis er seinen Schöpfer und Erlöser, wie auch ihn, seinen treuen Diener, mit Gold oder Kleinodien erledigt hätte. Nun gewährte ihm der Sultan alle Notdurft an Reisigen, versah ihn mit Zehrung, gab ihm einen Geleitsmann und besondere Förderungsbriefe mit, geleitete ihn auch selbst eine weite Strecke und schenkte ihm vier Berberrosse und seltsame Kleinode und Leute, die er mit sich heim nehmen sollte. Also ward der Kaiser mit zwei und dreißig Pferden und etlichen Maultieren ehrenvoll durch des Sultans Lande geleitet, und wo die Unterthanen des Sultans Banner und Briefe sahen, knieten sie nieder. Als sie aber das deutsche Land erreichten, lag der Kaiser still zu Brixen bei dem Bischof Hartmann. Dieser und alle deutsche Fürsten und das ganze Volk freuten sich seiner Ankunft, sowie der wunderbaren Geschichte, also daß die Fürsten und Mächtigen des Reichs herbeigeritten kamen, welche begehrten den Kaiser zu sehen und die Drangsale, die er erlitten, zu hören; so ward er von jedermänniglich mit großen Freuden empfangen. Als aber die sultanischen Reiter, seine Reisegefährten, die auf das köstlichste bewirtet wurden, wohl ausgerastet hatten, verabschiedete sie der Kaiser ehrenvoll mit sonderen Gaben, schickte auch Geleitsleute mit ihnen, damit sie wohlbehalten ankämen. Diese Boten brachten auch seltene Kleinode heim mit Briefen, die der Kaiser dem Sultan schickte und an denen dieser ein besonderes Wohlgefallen hatte.

Darnach zog der Kaiser gen Nürnberg; alldort berief er alle Stände des Reichs und hielt einen großen Reichstag. Da beklagte er sich vor dem ganzen Reich über die Untreue und Verräterei des Papstes Alexander und zeigte auch den Brief, den der Papst dem Sultan geschickt und den dieser, in Anbetracht der Treulosigkeit des Papstes, dem Kaiser zugestellt hatte. Nachdem der Kaiser also geklagt und auch angezeigt hatte, wie ihn der Sultan gehalten, wie er das hochwürdige Sakrament zum Pfand lassen müssen, wie es mit der Verschreibung und Schatzung war, wie er auch so ehrenvoll heimgeleitet worden, da verwunderten sich alle, waren sehr ungehalten und unmutig über den Papst Alexander, und schwuren einmütiglich dem Kaiser, solchen schändlichen Verrat zu rächen. Also sammelte der Kaiser zu Trient ein großes Heer und zog durch die welschen Lande bis vor Rom, ohne daß ihm jemand Widerstand leistete.

Da entrann der Papst mit etlichen Kardinälen in die alte Stadt, zuletzt flüchtete er sich in seines Kochs Kleidern aus Rom und kam über das Meer gen Venedig, wo er sich in einem Mönchskloster versteckt hielt. Ihm folgte der Kaiser nach, lagerte sich nahe bei Venedig auf dem Gestade und that den Bürgern viel Zwang und Abbruch. Als sich aber im Reich zwischen den Fürsten Unfriede erhob, zog er in das Reich und ließ gegen die Venediger und den Papst seinen Sohn Otto vor der Stadt mit Heeresmacht liegen. Er selbst stillte die Zwietracht der Fürsten, brachte auch zu jener Zeit die Gebeine der heiligen drei Könige durch Reinold, den Erzbischof von Köln, nach Eroberung Mailands in die Stadt Köln, wo sie noch jetzt sind. Otto aber, des Kaisers Sohn, durch betrügerische Versprechungen bethört, ließ sich in die Stadt Venedig laden; und ebenso lud auch Otto die venetianischen Ratsherren oder Centeloni heraus in seine Lagerzelte. Da erwiesen sie sich so große Höflichkeit und Ehre, daß er arglos ihrer falschen Tücke nicht gedachte und von ihnen gefangen wurde; denn sie meinten, wenn des Kaisers Sohn gefangen wäre, so würde der Krieg leicht beigelegt. Also ward dem Kaiser seines Sohnes Haft und der Venediger Betrug berichtet, und das Heer lag still vor Venedig und wartete des kaiserlichen Bescheids. Da ruhte der Kaiser nicht, kam selbst vor die Stadt viel grimmiger denn zuvor und war so sehr erzürnt, daß er einen Eid schwur, er wolle nicht wieder abziehen, er hätte denn vorher aus der Sankt Markuskirche einen Roßstall gemacht und den Markusplatz umgeackert und mit Korn besäet. Nun griff er die Venediger so ernstlich an, daß sie sich nicht vor ihm zu fristen wußten. Gern hätten sie den Frieden mit Geld erkauft, aber der Kaiser verachtete ihre Vorschläge und wollte seinen Schwur halten. Da wandten sich der Papst und die Bürger an die welschen Fürsten und an den Bischof Hartmann. Die unterhandelten lange, und weil der Kaiser bei seinem Eide beharren wollte, willigten die Venediger darein, daß der Kaiser seine Rosse über Nacht in die Markuskirche stellen und auch den Markusplatz umackern und mit Korn besäen lassen sollte. Auch wurde fest bestimmt, daß die Venediger die Stände der Rosse und ebenso die Ackerfurchen

mit roten und weißen Steinen unterschiedlich pflastern und auf das Portal der Markuskirche vier Rosse aus Glockenspeise stellen sollten; dieses Pflaster und die Rosse sollten ewig stehen bleiben zum Gedächtnis, und außerdem sollte der Kaiser hunderttausend Goldstücke zur Sühne erhalten. Dieser Friede ward ausgerufen und also des Kaisers Schwur gehalten; die Rosse geställt und der Platz geackert, wie noch heute zu Venedig gesehen wird. Darnach brach der Kaiser samt seinem Heere auf, zog mit seinem Sohne wieder in das Reich und ließ goldene Münzen prägen, mit des Kaisers Antlitz auf der einen, einer Monstranz nebst Hostie auf der andern Seite. Damit erledigte er das hochwürdige Sakrament und seinen Kaplan aus der Haft des Sultans.

Dieser große Kaiser ward von Hartmann, dem Bischof von Brixen, beredet, Ablaß vom Papste zu begehren zum besten seiner Seele. Also demütigte sich der Kaiser, und der Papst stellte den Fuß auf seinen Nacken und sprach: „Es steht geschrieben: auf der Schlange und dem Basilisken wirst du wandeln und den Löwen und Drachen treten.“ Da sprach der Kaiser: „Ich bin nicht dir, sondern dem heiligen Petrus, dessen Stellvertreter du bist, gehorsam.“ Also ward die Sache zwischen Kaiser und Papst beigelegt. Der Papst kam wieder gen Rom, hielt ein Konzil, auf dem er viel zum gemeinen Nutzen der Kirche ordnete, und starb im 21 Jahre seines Papsttums. Der Kaiser Friedrich hatte zwei Hausfrauen, die erste eine Markgräfin von Voburg, des Markgrafen Diebold Tochter; von dieser ließ er sich wegen naher Verwandtschaft scheiden. Darauf nahm er eine andre, die Jungfrau Beatrix, Tochter des Grafen von Burgund. Kaiser Friedrich Barbarossa lebte selig, war großthätig, kühnmütig, mild, gestreng, sehr beredt und in vielen Sachen berühmt, also daß nach dem großen Kaiser Karl keiner mehr herrliche Thaten gethan hat. Zuletzt ist er verschwunden und niemand weiß, wohin er gekommen und wo er begraben ist. Die Bauern und Schwarzkünstler sagen, er sei noch lebendig in einem hohlen Berge; von dort soll er noch wieder kommen, die römischen Geistlichen strafen und seinen Schild an den dürren Baum hängen, welches Baumes alle Sultane noch fleißig hüten lassen. Das ist wahr, daß des Baums gehütet wird und ein Hüter dazu bestellt ist; welcher Kaiser aber seinen Schild daran hängen soll, das weiß Gott.

Fierabras.

In Hispanien war ein Kalif, Baland geheißen, ein mächtiger Heide an Leib, Gut und Gewalt; der hatte einen Sohn, namens Fierabras, den größten Riesen, der je von einem Weibe geboren ward, denn seines gleichen an Größe, Stärke und Kraft der Glieder lebte zu seiner Zeit niemand. Derselbe war König von Alexandrien, Herrscher im Lande Babylonien bis an das rote Meer, Machthaber in Reußen und Galizien und gewaltiger Herr von Jerusalem und des heiligen Grabes. Einstmals gewann er Rom und entführte daraus die Dornenkrone und die Nägel unsres lieben Herrn, samt vielen andern Heiligtümern. Auch wurde von ihm viel Streit gegen Kaiser Karls Helden in Aquitanien vollbracht. Dieser Fierabras kam einst gar eilends geritten in der Hoffnung, einen Christen zu finden, mit dem er kämpfen könnte, und in dieser Meinung ritt er solange, bis er zu Morimond Kaiser Karls Wappen an die Schranken geheftet fand. Er war mit Harnisch, Spieß und Schwert gar wohl versehen und hatte Verdruß, daß ihm kein Christ begegnete, und als er Kaiser Karls Wappen, den goldnen Adler, so schön leuchten sah, schwur er bei seinem Gotte Machomet, nimmer von dannen zu scheiden, er hätte sich denn zuvor mit einem Christen geschlagen. Da er nun sah, daß niemand kam. rief er mit lauter Stimme: „O du verzagter König von Paris, aller Kühnheit bar, schicke wider mich etliche deiner Herren von Frankreich, die allerstärksten und besten, als Rolanden, Oliviern, Dietrichen den Herzog der Ardennen, Richarden von der Normandie, oder auch Ogiern von Dänemark, und ich schwöre dir bei meinem hohen Gotte Machomet, ich will ihrer sechsen oder sieben den Streit nicht versagen. Schlägst du aber mein Begehr ab, so sei dir gesagt, daß ich dich selbst überwinden, dir dein Haupt als einem feigen Manne abhauen und Roland und Olivier zu großer Schande mit mir führen will. Denn übermütig und thöricht hast du, alter Verzagter, dich vermessen in dies Land zu kommen.“ Nach diesen Worten stieg Fierabras von seinem Pferde ab, band es an den Ast eines Baumes und entwaffnete sich unter dem Schatten desselben. Und als er seinen Leib der Ruhe ergeben hatte, rief er mit lauter Stimme: „O Karl, König von Paris, wo bist du jetzt? so oft habe ich dich gerufen, darum schicke mir ohne längeren Verzug Oliviern hieher, dessen du dich so sehr berühmest, oder Roland, deinen mannlichen Neffen, oder Ogier von Dänemark, den ich so oft

habe preisen hören, oder Richard von Normandie. Und wenn sich einer fürchtet, allein zu streiten, so mögen zwei, drei oder vier der kühnsten, vornehmsten und bestgerüsteten kommen. Sind sie aber zu vieren noch nicht beherzt genug, so schicke fünf bis sechs der kühnsten deines Heeres, ich gedenke ihnen Streit nicht zu versagen und will auch nicht eher wieder heimziehen, als bis ich sie allesamt überwunden und ihres Ruhmes beraubt habe."

Der Kaiser hörte des Heiden Rufen gar wohl, wunderte sich über seine Sprache und fragte Richard von der Normandie, wer dieser Türke wäre, der mit so heftiger Stimme seine Mannheit ausgerufen hätte, „denn ich habe wohl," sprach er weiter, „aus seinen Reden vernommen, daß er sich gegen sechs der besten aus meinem Heere zur Gegenwehr wolle bereit finden lassen." Darauf antwortete Richard dem Kaiser: „Gnädigster Kaiser, er ist über die Maßen reich und so stark, als jemals einer geboren ward, dazu ein Heide und voller Grimm, so daß er keinen Menschen auf Erden fürchtet." Da Karl dies hörte, hob er sein Haupt auf und schwur bei Sankt Dionysius von Frankreich, daß er nicht essen noch trinken wollte, es hätte denn zuvor einer der Vettern von Frankreich mit dem Heiden gefochten. Darauf fragte er, wie der Riese genannt wäre. „Gnädigster Kaiser," sprach Richard, „dieser Heide heißt Fierabras (das ist zu deutsch: grimmiger Arm); er hält sich, daß man ihn überall fürchtet, und ist der, welcher den Christen so viel Verdruß thut; er erschlägt die Päpste, henkt die Äbte, Mönche und Nonnen, beraubt die Kirchen, hat auch hinweg geführt die Dornenkrone Christi, samt anderen Heiligtümern, worüber ihr so viel Schmerz und Leid habt; ihm ist unterworfen Jerusalem mit dem heiligen Grabe, darein unser Heiland gelegt ward."

Darob wurden alle Fürsten, so da zugegen waren, unmutig, und keiner war unter ihnen, der es mit dem Heiden aufnehmen wollte. Und da Karl dies sah, rief er Rolanden und sprach: „Mein lieber Neffe, ich bitte dich, ziehe hin und bestreite mir diesen Türken und thu dein bestes." Und als der Kaiser seinen Neffen so mit freundlichen Worten bat, antwortete er: „Ihr redet thöricht, mein lieber Herr Oheim. Davon schweiget still! mir wäre lieber, ihr würdet all eurer Glieder beraubt, als daß ich mich waffnete, mit diesem Heiden zu fechten, wie ihr begehrt habt. Denn jüngst, als wir von fast fünfzigtausend Heiden überwunden waren, übten wir jungen uns mannhaft, und erlitten manchen harten Streich, weswegen auch mein Gesell Olivier schwer verwundet ward. Und wären wir euch nicht zu Hilfe gekommen, so wäret ihr überwunden worden. Und als wir des Abends in unsre Herberge ritten, die ermüdeten Glieder zu stärken, und du voll Weines warst, da rühmtest du dich unverhohlen, daß deine alten Ritter sich besser im Streit gehalten hätten als wir, und doch ist jedermann kund, wie ermattet ich von dem bestandenen Kampfe war. Aber bei meines Vaters Seele, es war übel von euch geredet, und man wird ja sehen, wie sich die alten Tröpfe halten werden;

denn bei Gott, ich werde keinen Jungen, der bisher zu meinen Gesellen gehörte, jemals mehr lieb haben, der sich beikommen läßt gegen den Heiden zu ziehen.“ Über diese Antwort ward der Kaiser so sehr erzürnt, daß er mit seinem rechten Handschuh, der köstlich mit Gold belegt war, Rolanden über die Nase traf, also daß diesem das Blut über das Antlitz niederrann. Und da Roland sein Blut erblickte, legte er die Hand an sein Schwert. Da erschrak der Kaiser und sprach: „O Gott im Himmelreich, wer hätte das je gedacht, daß Roland, mein Neffe, der bestimmt war an meiner Seite wider die Feinde zu kämpfen, mich so verraten sollte? und jetzt hat er sich vorgesetzt mich zu töten, wiewohl er mein nächster Verwandter unter den Umstehenden ist; darum sollte er mir eher helfen als irgend ein andrer Mensch!“ Hiermit rief er in großem Grimm: „Herbei, ihr Freunde, und fahet Rolanden!“ Da Roland dies vernahm, wich er auf die Seite, faßte sein Schwert und rief den andern zu: „Seid ihr weise, so bleibet stille stehn, denn ich schwöre zu Gott, ist hier einer, der hervortritt mich zu beleidigen, dem will ich das Haupt zerspalten.“ Da war keiner, der sich bewegte; denn ihnen allen mißfiel diese Zwietracht. Und der mannliche Ogier ging sänftiglich zu Roland und sprach: „Herr Roland, mich dünkt, ihr habet doch unrecht, den Kaiser, euren Oheim, dermaßen zum Zorn zu bewegen; es wäre besser, ihr nähmet euch an ihm ein Beispiel und hättet ihn vor allen Menschen lieb.“ Roland sprach: „Herr Ogier, ich versichere euch, man hat mich arg gekränkt; darüber bin ich übel gemut.“ Aber der Kaiser war noch sehr zornig und sprach zu den Vettern von Frankreich: „Liebe Herren, vielerlei Gedanken treiben mich um, meines Neffen Roland wegen, der meine eigne Person hat verletzen wollen und dem ich doch vor allen Menschen der ganzen Welt mein höchstes Vertrauen geschenkt hatte. Wen soll ich nun lieben und wen soll ich hassen? Nun ist auch keiner hier, der mit dem Heiden kämpfen will!“ Da erhob sich Herzog Naimes von Baiern und sprach: „Gnädigster Kaiser, ich bitte euch, lasset diese Reden! ein andrer soll mit diesem Heiden fechten.“ Dennoch blieb der Kaiser in heftigen Gedanken, da sich niemand dazu erbot.

Bald darauf bekam Olivier, Graf zu Viande, in seiner Herberge, wo er mit einer schweren Wunde siech lag, den Zwist, der sich zwischen dem Kaiser und Rolanden erhoben hatte, zu wissen und hörte auch, daß Fierabras zum Kampfe gekommen sei und doch niemand es mit ihm aufnehmen wollte, und also erfüllt mit kühner Streitbegier richtete er sich auf und erdehnte die Arme, versuchend, ob er den Harnisch ertragen möchte, und von solcher Bewegung der Arme öffneten sich seine Wunden, so daß er viel Blut verlor. Aber er verband seine Wunden aufs beste und bat seinen Kämmerer Garin, ihm einen Harnisch zu reichen; denn er wäre der Meinung, sich mit diesem Heiden zu schlagen. Ihm antwortete Garin: „Herr Olivier, um Gottes willen, habt Erbarmen mit euch selbst; denn mich bedünkt, ihr wollet euch vorsätzlich in den Tod begeben.“ Olivier sprach: „Thu, was ich begehre!

Es soll keiner zaudern, sein und seines Herrn Lob zu erhöhen, und das mag ich wohl billig thun, da ich sehe, daß keiner unter den Franken sich dazu erbietet. Ich will den Kaiser nicht im Stiche lassen, denn das Sprichwort lautet: In Nöten erkennt man den Freund. Wohlan denn, bringe mir meinen Harnisch!" Da brachte Garin den Harnisch und wappnete ihn, und Olivier gürtete sich sein Schwert um, das genannt war Hauteklere (zu deutsch: hohe Klarheit), welches er sehr liebte. Darnach brachte ihm Garin sein Roß, das ihm unter andern am liebsten war. Da sprang Olivier ohne Stegreif in den Sattel, er faßte den Schild und Garin reichte ihm einen Spieß dar mit einem scharfen Eisen, angeheftet mit sechs güldnen Nägeln. Dann gab er seinem Roß so kräftig die Sporen, daß es sich von dem Sprunge unter ihm zur Erde bog. Gar lustig und tapfer konnte sich Olivier zu Roß halten, also daß die, so zugegen waren, Gott fleißig baten, Olivier in seinen Schutz zu nehmen, und das that ihm auch not, denn er sollte des Tags wider den stärksten und grausamsten Mann streiten, der je von einem Weib geboren ward. Wie er nun also zu Pferde saß, machte er vor Antlitz und Brust das Zeichen des heiligen Kreuzes, Gott sich befehlend und bittend, daß er ihm des Tages nach seinem göttlichen Willen wolle Trost und Hilfe senden. Da ward er von jedermänniglich für einen Ritter von überschwänglich adeligem und männlichem Gemüte geschätzt.

Er ritt also bis zu den Schranken, bei denen standen Naimes, Herzog in Baiern, Wilhelm von Estock, Gerhard von Mondidier, Ogier König zu Dänemark, samt anderen Herren von Frankreich. Bei ihnen war auch Roland, des Kaisers Schwestersohn, noch gar unmutig über die Scheltworte, die der Kaiser ihm gegeben hatte. Als nun Olivier so daher ritt, ward er von dem Kaiser und den andern Umstehenden höchlich gelobt und gepriesen. Da löste Olivier den Helm, grüßte den Kaiser mit schuldiger Ehrerbietung und sprach: „Edler und mächtiger Kaiser, mein allergnädigster Herr, ich bitte euch, nehmt meiner Worte acht! ihr wisset, wie ich euch nunmehr drei Jahre lang gedient und wie ich dafür von euch keine Belohnung weder empfangen noch begehrt habe; ich bitte euch, wollet mir jetzund eine Gnade gewähren." Der Kaiser antwortete: „Olivier, edler Graf, ich verspreche euch bei meiner Treue, ich bin gern bereit dazu! sobald wir nach Frankreich oder Burgundien kommen, soll euch kein Schloß, keine Stadt, noch irgend etwas andres, das ihr begehret, versagt sein." — „Gnädigster Kaiser," sprach Olivier, „nichts dergleichen begehre ich, sondern ich bitte euch, daß ihr mir vergönnt wider den Heiden zu kämpfen: hierfür schenke ich euch alle meine gethanen Dienste und sage euch derselben quitt." Da wunderten sich die Franken über Oliviers Kühnheit; einer sah den andern an und sprach: „Heilige Mutter Maria! was will Olivier streiten, da er doch tötlich verwundet ist?" Und Kaiser Karl sagte zu Olivier: „Bist du deiner Sinne beraubt? Du weißt, daß du mit einem viereckigen Spießeisen tötlich verwundet bist und willst dich in die schwerste

Fährlichkeit deines Lebens begeben? Wende wieder um zu deiner Herberge und halte dich ruhig; denn mit nichten laß ich dich reiten, da dir Gesundheit mangelt." Als er aber sah, daß Oliviers Bitte nicht zu wenden war, sondern er den Kampf mit Fierabras thun mußte, sprach er: „Ich bitte Gott im Himmelreich, daß er dir Kraft und Macht gebe, dich dermaßen zu halten, daß du mit Freuden wiederkommest." Damit warf er ihm seinen rechten Handschuh zu, als Zeichen des Urlaubs. Den empfing Olivier mit großer Begierde, indem er dem Kaiser großen Dank sagte, und nahm von jedermann Abschied. Da er nun alle Umstehenden gesegnet hatte und von dannen reiten wollte, und dies Reinher von Genua, Oliviers Vater, sah, fiel er dem Kaiser zu Füßen und sagte: „Gnädigster Kaiser, ich bitte um Gnade! habt Erbarmen mit mir und meinem Sohne. Ihr wollet mich trostlos machen, da ihr ihn in sein Verderben ziehen lasset." — „Reinher," antwortete der Kaiser, „ihr wisset, daß ich es nicht wenden kann, denn zum Zeichen des Urlaubs habe ich ihm meinen Handschuh zugeworfen." Olivier war des wohl zufrieden und ritt von dannen mit aufgerolltem Fähnlein, und der Kaiser segnete ihn mit dem Zeichen des Kreuzes und befahl ihn in den Schutz des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.

Alsbald ritt Olivier hinweg, bis er zu Fierabras kam, der ungewappnet unter dem Schatten des Baumes lag. Der Heide wendete das Haupt zu ihm und wollte ihn kaum ansehen, so wenig achtete er seiner, denn er war viel kleiner als er. Olivier sprach: „Erwache, du Heide, du hast solange nach mir gerufen, daß ich allhier zu dir gekommen bin. Ich bitte dich, sage mir deinen Namen!" — „Bei Machomet, meinem Gotte," sprach der Heide, „ich bin der reichste in der ganzen Welt. Ich nenne mich Fierabras von Alexandrien und bin der, welcher eure Stadt Rom zerstört, den Papst und noch viele andre getötet und alle Heiltümer hinweg geführt hat. Zudem hab ich in meiner Gewalt Jerusalem, die schöne Stadt, und das Grab, in welches euer Gott gelegt ward." Olivier antwortete dem Heiden: „Bei meinem Eide, das soll dich noch heute gereuen. Nun wohlan! ohne längere Rede eile dich zu wappnen! Siehst du dort die Franken, die nichts andres thun denn uns zusehen?" Als Fierabras ihn so tapfer reden hörte, fing er an zu lachen und sprach: „Ich kann mich nicht genug wundern, von wannen dir ein solch trotzig Gemüt kommt, daß du mich so eilig zum Streite forderst. Aber in Wahrheit, ich stehe nicht auf, du sagst mir denn zuvor deinen Namen und dein Geschlecht." — „Heide," sprach Olivier, „durch mich entbeut dir Kaiser Karl, mein allerliebster Herr, daß du um deiner Seele willen den Glauben an Machomet und andre Abgötter verlassen und an den allmächtigen Gott glauben sollest, nämlich an die heilige Dreifaltigkeit, den Vater, den Sohn und den heilgen Geist. Thust du aber nicht also, so bin ich allhier, um mit dir zu

streiten. Unter diesen zweien gebührt dir eins zu wählen: zum ersten, daß du das Land armselig räumest, all das deine zurück lässest, nichts mit dir nehmest und nicht wieder kommest; oder aber dich aufrichtest, dich mit mir zu schlagen und deinen falschen Glauben zu beschirmen." — „Du seiest, wer du wollest," sprach Fierabras, „du bist übermütig genug, daß du dir vorsetzest, mit mir zu streiten; denn ich weiß, sähest du mich aufrecht stehen, wenn auch ungewappnet, du müßtest kühn sein, wo du nicht vor Furcht zittertest." — „Heide," sprach Olivier, „mach ein Ende und waffne dich! denn ich schwöre dir bei Gott, eilst du dich nicht, so schlage ich dich mit meinem stählernen Schwerte." Da hob Fierabras sein Haupt ein wenig in die Höhe und sprach: „Bei meinem Gotte Machomet, dächte ich nicht Schande zu haben, wenn ich dir ein Leid thäte, ich würde dir zur Stunde den Kopf abhauen." Darauf antwortete Olivier: „Ich bitte dich, schätze mich nicht so gering! denn ehe die Nacht anbricht, sollst du inne werden, wer ich bin. Ich habe mir vorgenommen, noch heut mein Schwert mit deinem Blute zu netzen." Fierabras achtete dieser Worte nicht, sondern legte sein Haupt wieder auf den Schild und sprach zu Olivier: „Ich bitte dich, nenne mir deinen Namen und dein Geschlecht!" Olivier antwortete: „Ich heiße Garin von Peregort, ein Sohn eines Mannes, der sich Josue nennt, und bin gestern nach Frankreich gekommen, wo ich so, wie du mich siehst, von dem edlen Kaiser Karl gerüstet ward, und bin von ihm verordnet, sein Recht wider dich zu beschirmen. Darum, ohne längeren Aufenthalt, wappne dich und sitze zu Pferde!" Aber Fierabras sprach: „Garin, ich frage dich, warum sind nicht Roland, Olivier, Gerhard oder Ogier gekommen, die doch so berühmte Fürsten sind und von denen ich in der Heidenschaft habe sagen hören." Da antwortete Olivier: „Es geschieht nur darum, weil sie dich verachten und verschmähen; aber ich bin hier und kümmre mich wenig darum. Jetzt aber schwöre ich dir bei Sankt Peter dem Apostel, wenn du dich nicht zur Stelle wappnest, so will ich dich mit diesem Gere, den ich in Händen habe, tötlich verwunden." Unterdessen öffneten sich Oliviers Wunden, also daß Fierabras seines Gegners Blut über die Kniee hernieder rinnen sah. Da fragte er ihn, woher das Blut käme, das bis auf die Erde fiel. Olivier antwortete, er wäre nicht wund, aber sein Pferd sei harten Spornschlages und davon blute es. Fierabras aber merkte wohl, daß es nicht von Sporen kam und sprach: „Wahrlich, Garin, du hast gelogen. Du bist verwundet; ich sehe es an dem Blute, das dir über dem Knie herabfließt. Siehe, was ich thun will! ich habe hier zwei Fläschlein mit gutem Balsam, den ich zu Jerusalem erobert habe. Trinke davon! ich sage dir, du wirst zur Stunde gesund. Alsdann magst du dich um so mannlicher und sorgloser wehren." Doch Olivier sprach, er thäte es nicht und seine Zumutung sei eine Thorheit. Fierabras sagte: „So bist du ein Narr ohne Vernunft, und billig ists, wenn dir begegnet, was dich reuen wird." Und nachdem er lange genug gelegen hatte, richtete er sich auf und sprach: „Garin, sage mir, welche Größe haben

Roland und Olivier, die von den Heiden so gefürchtet werden?" Olivier antwortete: „Nimm meiner Größe wahr, so magst du leichtlich Oliviers Größe erkennen, denn er ist nicht länger als ich bin. Roland ist ein wenig kleiner, aber so kühn, daß seines gleichen nicht auf Erden lebt." — „Bei meinen Göttern Apollo und Tervagant," sprach Fierabras, „du sagst mir Dinge, über die ich mich wundre. Denn wären diese, wie du sie rühmest, so wollte ich ihnen Streit nicht versagen und nicht eher ruhen, als bis ich sie alle erschlagen hätte." Nun konnte sich Olivier nicht länger gedulden, sondern wollte Fierabras schlagen; aber dieser sprach: „Du willst deiner selbst nicht schonen! aber ich weiß, sähest du mich aufrecht stehen, du zittertest vor Furcht." Olivier antwortete: „Viel zu lange treibst du diese Spottreden und Prahlereien. Es wäre gut, wenn du bescheidener redetest, denn es möchte dir sonst schlimm bekommen."

Über diese Worte ward Fierabras gar unwirsch und stand auf voller Grimm und Zorn, und nun war er fünfzehn Schuh lang, und als er auf seinen Füßen stand, verdroß es ihn heftig, daß er sich nicht mit einem berühmten Manne schlagen sollte, und darum sprach er: „Wahrlich, um des edlen Mutes willen, den ich an dir spüre, trage ich Mitleid mit dir. Ich bin für diesmal zufrieden, wenn du wieder heimreitest. Dann sende mir Roland, Ogier oder Gerhard von Mondidier, und sonderlich sage Oliviern, ich wolle nicht von diesem Platze weichen, ehe ich ihn überwunden habe." Olivier konnte sein Gemüt nicht länger bezwingen, und wäre es ihm nicht eine Schande gewesen, er hätte den Ungewappneten geschlagen. Als Fierabras dies merkte, begehrte er von ihm, daß er ihm sich wappnen helfe. Und als Olivier fragte, ob er ihm auch vertrauen dürfe, sprach Fierabras: „Hilf mir ohne Sorge! denn ich verspreche dir bei meinem Gotte Machomet, daß ich all mein Lebtag keine Verräterei gegen irgend einen Menschen begehen will." Hierauf begann Olivier den Heiden zu wappnen mit allem Fleiß. Er nahm ein Leder von Kappadocia, damit bekleidete er ihn zuerst; darnach legte er ihm den Halsberg an und setzte ihm den Helm auf, welcher ganz mit Edelsteinen ringsum gefaßt war. Und beide meinten es treu mit einander, so daß keiner dem andern ein Leid zufügte. Wahrlich, große Tugend mag man darum an diesen beiden, die doch verschiedenen Glaubens waren, erkennen. Ich glaube, es wäre Gott sehr gefällig, wenn solche Treue unter den Christen gefunden würde.

Da nun Fierabras wohl gewappnet war, dankte er Oliviern gar sehr für seine Mühe, gürtete sein gutes Schwert um, das hieß Ploranz, und band vorn an den Sattelbogen seine beiden andern Schwerter; das eine hieß Batime, das andre Graban; die waren so fest, daß sie an keinem Harnisch zerbrechen mochten. Und ehe Fierabras zu Rosse saß, hängte er neben sich die zwei Fläschlein mit Balsam und an seinen Hals einen schweren Schild, mit Stahl gar wohl beschlagen, in dessen Mitte der Gott Apollo abgebildet war, und als er sich seinem Gott Apollo befohlen hatte, nahm er zu sich seinen Spieß, mit

einem starken viereckigen Eisen versehen, und stieg auf sein Pferd. Das war geheißen Ferrant von Hispanien und hatte eine sonderliche Gewohnheit an sich; denn wenn Fierabras seinen Feind zur Erde brachte, so that das Pferd ihm noch übler als der Riese. Und als der gewaltige Heide zu Pferde saß, sprach er zu Olivier: „O du tugendsamer Garin, ich ermahne dich bei der Tugend, die du mir bewiesen hast, kehre um ohne Streit! denn ich trage Erbarmen mit deiner großen Kühnheit." Olivier versetzte: „Allzeit redest du von solchen närrischen Sachen. Doch ich bin nicht der, dem du Furcht einjagen sollst; denn mit Hilfe meines Herrn Jesu will ich dich dem Kaiser noch heute lebendig oder tot überantworten." Fierabras wunderte sich über Oliviers Unerschrockenheit sehr und sprach: „Du bist ein Christ, und ihr Christen habt großes Vertrauen zu euren göttlichen Dingen. Ich beschwöre dich bei der Taufe, die du empfangen hast, und bei dem Glauben, den du zu dem Kreuze hast, daran dein Gott genagelt ward, auch bei der Treue und Liebe, so du zu Kaiser Karl, seinem Neffen Roland und den anderen trägst, sage mir deinen rechten Namen!" Darauf antwortete Olivier: „Wahrlich, Heide, wer dich unterwiesen hat, so zu mir zu reden, der hat dich recht gelehrt; denn du hättest mich nicht besser beschwören können. Ich bin Olivier, ein Sohn des Grafen Reinher von Genua und Rolands treuster Streitgesell, auch einer von den zwölf Vettern von Frankreich." — „Nun, in Wahrheit," sprach Fierabras, „ich dachte mirs wohl, du wärest ein andrer, als für den du dich ausgabst. Das machte der brennend kühne Mut, den ich an dir spürte, so daß ich dir keine Furcht einzujagen vermochte. Aber wie ist dem, Herr Olivier? ihr seid verwundet! und es wäre mir eine große Schande, wenn ich euch im Streit überwände, denn ich hätte mich mit einem kranken Manne geschlagen. Darum kehret wieder heim! um aller Welt Schätze beginge ich nicht solche Schande, mit euch zu kämpfen." — „Herr," sprach Olivier, „ihr werdet es thun! aber ehe wir handgemein werden, will ich dich noch einmal ermahnt haben, daß du glaubest an den allmächtigen Gott, der dich erschaffen hat, dem alle Geschöpfe schuldige Ehre erweisen. Verleugne und verlasse deine falschen Götter und setze dir vor, die Taufe zu empfangen! Dann wirst du den großen Kaiser Karl und den berühmten Roland zu Freunden gewinnen, und auch ich will dir alle mein Lebtag ein treuer Geselle sein." Da sprach Fierabras: „Einer großen Thorheit unterziehst du dich, mich dahin zu bewegen; denn ich glaube nimmer an euren Gott, noch verleugne ich Machomet. Aber bist du Rolands Freund, wie du sprichst, so bin ich betrübter um deinetwillen, als ein Mensch sein kann."

Nach diesem rückten Fierabras und Olivier von einander; doch ehe sie ihre Rosse zusammenlaufen ließen, sprach Fierabras: „Mein Freund Olivier, ich bitte dich, trinke vorher von meinem Balsam! denn durch seine Kraft

wirst du zur Stunde von deinen Wunden heil werden, und dann magst du dich desto besser wehren." — „Das wolle Gott nicht" antwortete Olivier, „daß ich meine Kraft durch Trank oder anders denn mit freiem Streit und heftiger Wehr erhöhe!" Nun ließen sie ihre Pferde zusammenlaufen, jeder bemüht, dem andern obzusiegen, und nie ward ein heftigerer Streit gesehen als von diesen zweien. Und als die Franken dies sahen, sorgten sie sich höchlich um Olivier und der Kaiser weinte, bedeckte sein Antlitz mit dem Mantel, ging in die Kapelle, umfaßte mit seinen Armen das Kruzifix und sprach: „Mein Herr und Gott, wolle mir Oliviern, der um Erhöhung des christlichen Glaubens in Gefahr steht, beschirmen!" Unterdes trafen sich Fierabras und Olivier so hart in ihre Schilde, daß die Eisen sich darin bogen und das Feuer heraus schoß; ihre Spieße zerstoben in Splitter und beiden entfielen die Zügel. Auch wurden sie so betäubt, daß keiner wußte, wohin er sich kehren sollte. Als sie wieder zu Kräften kamen, zog Fierabras Ploranze und Olivier Hauteklere, ihre guten Schwerter. Aber Olivier ereilte Fierabras mit dem seinen zuerst und gab ihm einen solchen Streich auf den Helm, daß die Steine, mit denen er geziert war, davon stoben; und der Streich fiel abwärts zu der Achsel, so daß Fierabras tötlich verwundet worden wäre, wenn ihn nicht sein lederner Wappenrock beschirmt hätte. Nichts desto minder entglitten seinen Füßen die Steigbügel und wenig fehlte, so wäre er vom Pferde gefallen.

Als die Franken dies sahen, riefen sie alle: „Heiliger Gott, welchen kräftigen Streich hat Olivier dem Heiden gegeben!" — „Ja wohl," sprach Roland, „es ist ein wundersamer Streich! O wollte Gott im Himmelreich, mein lieber Gesell Olivier, daß ich jetzund mit deinem Schild bedeckt wäre! der Heide sollte mir bald sein Leben lassen." Aber der Kaiser sprach zu ihm: „Du schnöder Lecker! ich habe dich wohl reden hören, du verzagter Bube! es ist jetzt keine Zeit so zu prahlen, denn du hast vorher nicht gewollt, was dir noch oft zum Tadel gereichen soll." Darauf antwortete Roland nichts weiter als: „Thut was ihr wollt!"

Fierabras war über den Schlag höchst ergrimmt und zornig, schwang sein Schwert und traf Oliviern so gewaltig auf den Helm, daß er ihm das Haupt verwundete und mehr als fünfhundert Ringe von seinem Halsberge abhieb. Auch verwundete er ihm das Pferd, indem er demselben einen Teil des Beines mit samt dem Hacken abschlug, also daß das Blut hernieder rann. Von diesem Streich ward Olivier so kraftlos, hätte ihn nicht der Sattel aufgehalten, er wäre herunter gefallen. Sein Roß mußte der Wunden halber hinken. Darum rief er mit lauter Stimme: „O Herr Gott, mein Schöpfer, welchen harten Streich habe ich empfangen! Gieb mir Kraft, daß ich ihn treffen möge!" Darauf machte er mit seinem Schwert vor sich das Zeichen des heiligen Kreuzes. Da sprach Fierabras: „Olivier, ich sehe, daß ich dir mit meinem Streiche Furcht eingeflößt habe, und es ist kein Wunder, daß du deinen Gott um Hilfe

anflehst. Es genügt mir, wenn du heimkehrest, und es wäre gut für dich, wenn du es thätest. Denn ich sage dir, wenn ich mein eignes Blut fließen sehe, so verdoppelt sich meine Kraft. Ich sehe wohl, Karl kann dich nicht sehr lieb haben, da er dich zu mir her schickte. Hätte er dich in ein weißes Leinentuch gelegt, das wäre dir sanfter und besser gewesen, als mit mir zu streiten." Da sprach Olivier, ganz erfüllt von heißem Zorn: „O Heide, du spottest meiner übermäßig. Hüte dich vor mir! wir haben schon zuviel geredet." Hierauf rannten sie beide zusammen und gaben einander so harte Streiche auf die Helme, daß Steine und Zieraten zerstoben und abfielen, und Feuerfunken heraus sprühten. Und wieder rannten sie aneinander, und Fierabras traf mit gezücktem Schwert Oliviern auf den Helm, daß er ihm das Visier zerbrach und ihn an der Brust verwundete. Da betete Olivier, der vom Blutverlust ganz kraftlos war, das folgende Gebet: „O du erhabner Gott! Urheber aller Geschöpfe, der du erschufest unsern ersten Vater Adam und ihm sein Weib Eva zur Gesellin gabest, auf daß von ihnen das menschliche Geschlecht entspringen und sich mehren sollte! Du erlaubtest ihnen alle Früchte des Paradieses bis auf den einen Baum. Aber die Schlange verführte Adam, daß er von der verbotenen Frucht genoß, dadurch er und wir das Paradies verloren und mancher dem höllischen Feinde verfiel. Da dich dies jammerte, hast du durch die heilige Jungfrau Menschengestalt angenommen; und als die Zeit deines Leidens sich nahte, gingest du auf Erden und predigtest deinen Jüngern; darüber wurden die ungetreuen Juden erbost und schlugen dich ans Kreuz. Und darnach wurdest du begraben und am dritten Tage erstandest du vom Tode und stiegst hinab zur Hölle, daraus du alle nahmest, die des Paradieses würdig waren. Dann aber fuhrst du zum Himmel im Angesicht aller deiner Apostel. Mein Herr und Gott, so wie dies alles wahr ist und ich das festiglich glaube, so sei mir heute ein Trost wider diesen Heiden, daß ich ihn bezwinge und den Sieg behalte!" Und mit diesen Worten gab er, froher Hoffnung voll, seinem Pferde die Sporen. Da sprach Fierabras lachend: „Olivier, guter Freund, was ist das für ein Gebet, das du gesprochen hast? Bei meinem Gotte Tervagant, ich habe dir gern zugehört." — „O wäre es der Wille Gottes," rief Olivier, „daß euch die Gnade zuteil würde, so innig an ihn zu glauben wie ich! Ich schwöre zu Gott, ich wollte euch lieben, gleich wie meinen Gesellen Roland." Darauf antwortete Fierabras: „Bei Machomet und Tervagant, du mutest mir thörichte Sachen zu. Sei vor mir gewarnt! denn ich sage dir den Frieden auf."

Nun rannten sie so kräftig gegen einander, daß die Pferde sich unter ihnen bogen und die Wiese zu Morimond erzitterte. Fierabras faßte sein Schwert, damit schlug er Oliviern in die Brust, daß Olivier die Augen schloß und ganz und gar erblich. Er rief zu Gott, daß er seiner Seele barmherzig sei. Da sprach Fierabras: „Olivier, thue nach meinem Rate und trinke von dem Balsam, so wirst du zur Stunde neue Kraft bekommen." Aber Olivier

wollte es nicht thun, ob er auch darum sterben sollte, denn mit freiem Streit wollte er ihn bewältigen. Sie rannten wieder zusammen und diesmal brachte Olivier dem Heiden eine tiefe Wunde in den Schenkel bei. Als Fierabras sich wund fühlte, trank er von seinem Balsam, da ward er alsbald gesund. Da dies Olivier sah, setzte er all sein Vertrauen in Gott, zuckte das Schwert und schlug Fierabras heftig auf den Helm, und der Streich fiel auf den Sattel und zerschnitt die Bande, an denen die beiden Fläschlein mit dem Balsam hingen, also daß sie herab fielen. Fierabras Pferd aber, erschrocken von dem Streich, lief mit seinem Herren hin, wie es Gott gefiel, und ehe der Heide den Verlust der Fläschlein wahrgenommen, bückte sich Olivier zur Erde, hob die Fläschlein auf und trank daraus einen guten Schluck, so viel ihm beliebte; und zur Stunde heilten seine Wunden, und er gewann neue Kraft und dachte bei sich selber, wenn nun Fierabras verwundet würde und des Balsams entbehrte, so möchte er es zu Ende bringen. Darum warf er die Fläschlein in einen Bach, der dort vorbei floß. Da fielen sie alsbald auf den Grund und wurden voll Wasser. Und seitdem sieht man an jedem Sankt Johannistag dieselben Fläschlein deutlich empor schwimmen.

Da aber Fierabras merkte, daß er seinen Balsam verloren hatte, so wäre er beinah sinnlos geworden, und er sprach mit großem Vorwurf zu Olivier: „O schnöder Mensch, du hast mich meiner Fläschlein beraubt, die besser waren denn alles Geld der Christen. Aber ich gelobe dir, noch vor Vesperzeit soll es dir eingetränkt werden; denn ich will nicht aufhören, ehe ich dir dein Haupt abgehauen habe.“ Und mit diesen Worten rannte er gegen Olivier. Dieser wartete seiner, denn er sorgte sich nicht mehr so wie vorher. Und da er den Streich kommen sah, hielt er den Schild zum Schirm über sein Haupt; dennoch traf ihn Fierabras mit solcher Kraft, daß viele Panzerringe zerstoben. Er ward aber diesmal nicht wund, der Streich ging zu Thal und hieb dem Pferd den Hals ab, also daß Olivier mit seinem Rosse fiel. Er stand auf seinen Füßen; aber es war ein Wunder, daß Fierabras Pferd nicht, wie es gewohnt war, Olivier erwürgte, sondern friedlich still stehen blieb.

Als Kaiser Karls Leute sahen, daß Olivier seines Pferdes beraubt war, waren sie heftig betrübt und wollten ihm gewaffnet zu Hilfe kommen. Aber der Kaiser, seine Ehre zu wahren, wollte es nicht gestatten; jedoch fiel er auf beide Knie, Gott inniglich bittend, daß er Oliviern zu Hilfe käme. Und da sich Olivier zu Fuße sah, ward er unmutig, ging auf vier Schritte zu Fierabras hin und sprach: „O König von Alexandrien, halte dich redlich gegen mich! Heute am Morgen rühmtest du dich, wenn fünf Ritter kämen, du wolltest sie bestehen. Du weißt, wenn ein König das Pferd eines andern tötet, so ist es billig, daß er ihm dafür Entschädigung gewähre.“ Darauf antwortete Fierabras: „Ich weiß nicht, ob du wahr sagest. Aber auf daß du zufrieden seiest, so will ich dir mein gutes, apfelgraues Roß geben; damit bist du wohl beritten.“ Olivier sprach: „Ich nehme dein Pferd nicht, ich

gewinne es dir denn recht und redlich ab." Da freute sich Fierabras über die Mannheit, die er an Olivier spürte, und sprach: „Um deiner adligen Tugend willen thue ich, was ich noch nie gethan habe." Mit diesen Worten sprang er vom Pferde und band es an, und nun trafen sie zu Fuß so kräftig an einander, daß zu verwundern war, wie sie beide bei Kräften blieben. Also währte der Streit eine Weile, indem sie einander viele Verweise und Scheltworte gaben.

Als nun Olivier aber seinem Gegner zwei übermäßig harte Streiche versetzt hatte, schlief ihm seine rechte Hand, mit der er das Schwert gefaßt hatte, ein und schwoll von den Schlägen, die er gethan hatte. Und als er seinen Feind mit aller Kraft schlagen wollte, da entfuhr ihm das Schwert und flog weithin. Darob erschrak er sehr und lief hin um sein Schwert wieder zu gewinnen. Aber der Heide zuckte sein Schwert und Olivier hielt seinen Schild über das Haupt zum Schirm. Trotzdem zerhieb ihm Fierabras den Schild gar sehr und zerbrach ihm den Helm, so daß sich Olivier nicht nach seinem Schwerte bücken durfte. Da lachte der Heide und sprach zu Olivier: „Warum nimmst du dein Schwert nicht auf? Ich merke, daß du überwunden und verzagt bist. Du bücktest dich jetzt nicht um alle Schätze der Welt. Aber ich sage dir: verleugne deinen Gott, um deswillen du so große Pein duldest, und glaube an Machomet, der voller Güte ist, so will ich dich leben lassen und dir noch dazu Floripes, meine Schwester, die schönste Maid, die je geboren ward, zum Weibe geben. Dann wollen wir, ehe das Jahr vergeht, das Reich der Franken gewonnen haben und ich will dich zu einem Könige krönen." Doch Olivier sprach: „Du redest thöricht. Nimmermehr werde ich Gott, der mich erschaffen hat, verleugnen." — „Bei Machomet," rief der Heide, „du bist standhaft und unerschrocken! Wohlan denn, so nimm dein Schwert ohne Sorge auf; denn ohne Schwert bist du zum Streit nicht höher zu schätzen denn ein Weib." — „Heide," sprach Olivier, „du beweisest mir große Freundschaft; aber nicht um alles Gold der Welt thäte ich das. Denn wenn ich nun durch deine Güte mein Schwert wieder bekäme und dich darnach bewältigte und erschlüge, so hätte ich ewig Schande davon. Jetzt aber steht mein Tod und Leben nur in Gottes Hand und ich will mein Schwert wieder gewinnen, sollt ich auch darum sterben." Und als er so sprach, sah er durch Gottes Willen neben sich des Heiden Pferd, dem zwei Schwerter an den Sattelbogen gebunden waren. Da lief Olivier, so schnell er konnte, zu dem Pferde und nahm das eine der Schwerter, das hieß Batime und hatte eine breite und glänzende Scheide. Damit und mit dem kleinen Teil des Schildes, den er noch hatte, begegnete er dem Heiden, und als er ihm nahe war, rief er ihm zu: „O König von Alexandrien, jetzt ist es Zeit dich zu retten! denn ich bin mit deinem eignen Schwert versehen. Hüte dich vor mir, ich künde dir Streit an!" Da dies Fierabras hörte, erblaßte er und sprach: „O Batime, mein gutes Schwert, ich habe dich allzeit für das beste, das je an meiner Seite

hing, geschätzt." Dann sah er Oliviern an und sprach: „Bei Machomet! du bist voller Grimm und Kühnheit. Nimm dein Schwert wieder und laß mir das meine! Darnach wollen wir unserm Anfang ein Ende geben." — „Nein, bei meinem Haupt," antwortete Olivier, „ich will dies Schwert an dir versuchen. Hüte dich vor mir, wir haben genug geredet." Mit diesen Worten kam Olivier wie ein hungriger Löwe auf Fierabras zu, aber er konnte ihm nicht bis auf das Haupt reichen. Er traf zuerst den Schild, den hieb er ihm in der Mitte entzwei, daß ihm das eine Stück vor die Füße fiel. Über diesen Streich erschrak Fierabras sehr, denn der Streich ging einen ganzen Schuh tief in die Erde. Und sie fochten so lange, bis sie beide zum Teil ihrer Helme entblößt waren. Da sprach Fierabras: „Sage mir, willst du weiter streiten?" — „Ja," sagte Olivier, „hüte dich vor mir!" Und wieder liefen sie mannhaft einander an, aber Olivier ward zuerst in seinen Schild, zunächst der Hand, getroffen, so daß ein großer Teil davon auf die Erde fiel. Da sprach Fierabras: „Ich meine, ich habe deinem Leben ein Ende gemacht." Olivier antwortete nicht, sondern lief den Heiden mit gezücktem Schwert grimmig an. Fierabras sah den Streich kommen und hielt den Schild vor. Da ward ihm ein Vierteil davon abgehauen und sie wurden beide so betäubt, daß ihnen das Gesicht verging.

Darauf liefen sie wieder an einander, daß das Feuer aus ihren Schwertern sprühte; und Olivier ward zuerst durch den Helm, nahe bei dem Visier, getroffen. Und beide schlugen so kräftig, daß sie vor Schmerzen schier umgefallen wären. Fierabras traf Oliviern durch den Helm bis auf das Fleisch und hätte ihn mit diesem Streich erschlagen, wäre nicht die göttliche Hilfe und Gnade gewesen. Also lief Olivier, als ein wütender Mensch, den Heiden mit gezücktem Schwerte an, und der Riese hob seinen Schild so hoch, daß er sich unter dem Arme ganz bloß gab. Dessen nahm Olivier wahr und traf Fierabras mit aller Kraft in die Seite, daß ihm das Schwert tief in den Leib ging und das Blut herausströmte. Und damit war der Kampf zu Ende.

Denn als Fierabras, der schwer verwundet war, merkte, daß er Oliviern keinen Widerstand mehr leisten könne, ward sein Herz durch die Kraft Gottes erleuchtet und erkannte den Irrtum der Ungläubigen. Er hob seine Augen zum Himmel auf und rief um Gnade zu der heiligen Dreifaltigkeit. Darauf sah er Oliviern an und sprach: „O edler Olivier, du kühner Ritter, bei der Ehre Gottes, an den du mit mir glaubest, ich bitte dich um Gnade; laß mich nicht ersterben, ehe ich getauft bin! Denn ich will an Christum glauben. Wenn ich aber deinethalben als Heide sterbe, so schwöre ich dir, daß du die Ursache meiner Verdammnis bist. Nimmst du mich nicht mit dir, so verliere ich soviel Bluts, daß ich sterben muß. Darum erbarme dich meiner, um Gottes willen!" Da ward Olivier von Mitleid ergriffen und weinte. Er legte ihn unter eines Baumes Schatten und verband ihm die Wunden, so gut er konnte. Darauf bat der Heide Oliviern, daß er ihn trüge, weil er nicht gehen konnte, aber

Olivier sah, daß es ihm unmöglich war, denn er war ihm zu groß und schwer. Fierabras zwang sich mit aller Kraft zu gehen, kam nahe zu Oliviern und sprach: „O edler Olivier, führe mich zum Kaiser, eh ich sterbe; denn ich bin meinem Ende nahe und mein ganzer Leib blutet. Nimm dies Pferd und setze dich darauf und komm nahe zu mir. Vielleicht kann ich die Quere vor dir sitzen und so magst du mich wohl hinführen. Nimm auch hier mein Schwert und gürte es dir um. Aber eile dich! denn ich habe heute in diesem Walde fünfzigtausend Mann verlassen, die alle meine Unterthanen und Diener sind; denen habe ich befohlen, nicht eher zurückzuziehen, bis ich vom Streite wieder zu ihnen komme." Über diese Worte erschrak Olivier sehr; doch sprach er: „Herr König, weil es euer Wille so ist, so laß ich es mir auch gefallen." Da setzte sich Fierabras die Quere vor ihm auf das Roß und ritt mit ihm hinweg unter großen Schmerzen.

Zur selben Stunde kam aus dem Walde ein arger Heide gerannt, der hieß Brulland von Mommier; ihm folgten Sortibrant von Kunimber, der König Matribel und Maradas mit fünfzigtausend Mannen. Da Olivier sie kommen sah, gab er dem Pferde die Sporen; aber die Last war ihm zu schwer, so daß es nicht hinweg konnte, sondern ihn ereilten die Heiden. Sobald die Franken ihre Feinde kommen sahen, wappneten sie sich schnell, unter andern Roland, Gerhard von Mondidier, Wilhelm von Estock, Naimes Herzog in Baiern, Ogier König zu Dänemark, Richard von Normandie, Guido von Burgundien und Reinher von Genua, Oliviers Vater.

Olivier sah zu Thal, da rannte ihm zuvörderst Brulland von Mommier entgegen, der saß auf einem Pferde, das lief so geschwind wie ein Hase und machte einen großen Lärm, als ob Donner und Blitz einschlügen. In seiner Hand führte er einen scharfen viereckigen Ger, dessen Eisen vorn mit einer Kröte Blut vergiftet und darum sehr gefährlich war. Olivier erschrak über sein Nahen und sprach zu Fierabras: „Herr König, ihr müsset absitzen; es erbarmt mich herzlich, aber ich kann euch nicht länger führen; denn ich merke, daß ich mich wehren muß." Da antwortete Fierabras mit lauter Stimme: „O edler Olivier, wollt ihr mich verlassen? ihr habt mich überwältigt, ich habe mich euch ergeben. Das wäre nicht treu von euch, da ich euer bin, wenn ihr mich verleugnetet. Weh mir Betrübten und Unglücklichen! Soll ich als Heide sterben, wo werd' ich dann hinkommen? O Jesu, mein Heiland und Herr, sei mir Unwürdigem, der sich zu dir gewendet hat, barmherzig!" Olivier antwortete: „Fierabras, ich schwöre bei Gott, dich nicht zu verlassen, obschon ich deinethalben hier Streit bestehen muß." Hierauf nahm er des Heiden Harnisch, damit wappnete er sich eilends, und faßte sein Schwert Hauteklere, denn mit diesem meinte er sich besser als mit einem andern zu beschirmen. Und jetzt kam Brulland mit seinem scharfen Ger gerannt, traf

Oliviern auf die Brust und gab ihm einen so harten Stoß, daß der Ger in vier Stücke zersprang. Da sprach der Heide: „Herr Olivier, ihr habt genug um meinetwillen gethan und seid übel verwundet. Setzet mich nieder und führt mich auf die Seite fern vom Wege, auf daß ich nicht von den Heiden ermordet oder gefangen werde.“ Olivier hatte großes Mitleid mit ihm und legte ihn in den Schatten eines Tannenbaums, abseits vom Wege in das Waldesdickicht. Und als er darauf die Flucht ergreifen wollte, sah er um sich wohl zehntausend Heiden halten, und im Namen Gottes zog er sein Schwert, rannte ihnen entgegen und traf den ersten, einen gewaltigen Riesen, so kräftiglich, daß er ihn bis auf die Brust zerspaltete und er tot zur Erde fiel. Olivier nahm behende den Schild des Erschlagenen, denn den seinigen hatte er im ersten Streite verloren. Dann senkte er seinen Spieß und ließ sein Pferd unter die Ungläubigen laufen. Zum ersten traf er Klorgis mitten durchs Herz, daß er tot zur Erde sank; und wie er sich wandte, da erschlug er drei Heiden und die andern, seine Mannheit erkennend, ergriffen die Flucht, wie Schäflein vor dem Wolfe. Da rannten heran Maradas, Turgis, Sortibrant von Kunimber und Margaris. Und Olivier sprengte unter die Feinde und brachte eine große Menge um; aber auch die Heiden schlugen auf ihn, daß es ein Wunder war, wie er solches aushalten mochte. Und von den vielen Streichen und Geschossen fiel sein Pferd tot unter ihm darnieder. Er stand eilends auf, hielt vor sich den Schild, den er gewonnen hatte, und faßte sein Schwert Hauteklere, darauf all sein Vertrauen stand. Wen er traf, der fiel zur Erde und ward erschlagen. Nie that ein Mensch so große Wehr als dieser Olivier.

Aber es war ihm unmöglich davon zu kommen; denn sie rannten und schossen auf ihn Spieße, Schwerter und Gere eine große Menge, also daß ihm sein Schild an mehr als fünfzig Stellen zerbrochen und zerlöchert ward, und sein Harnisch war ganz zerschossen. Endlich ward er von vier scharfen Geren schwer verwundet und fiel kraftlos zur Erde. Da hoben sie ihn grimmig auf, verbanden ihm die Augen so hart, daß er nichts sah, und setzten ihn auf ein gutes Pferd, an das sie ihn fest banden. Da sprach er mit betrübtem Herzen: „O Karl, du Kaiser aller Tugend, wo bist du jetzt? Gedenkst du nicht an mich, du edler Gesell Roland? Schlafet ihr, daß ihr mir nicht zu Hilfe kommt, oder bin ich taub, daß ich es nicht höre?“ Aber der König Maradas spottete seiner Worte und schwur, keinen Bissen zu beißen, eh er Olivier habe henken lassen. Darauf überantworteten sie den Gefesselten vier bösen Tyrannen, die ihn bewachen sollten.

Nun kam Kaiser Karl mit den Vettern von Frankreich gerannt, Roland rannte Korsubeln in die Brust, Gerhard von Mondidier traf Turgis, Ogier Athemas, Richard von Normandie Amandis, Guido von Burgund Brullanden, und es war keiner unter den Vettern von Frankreich, der nicht den seinen herab rannte. Da hielten die Heiden nicht länger Stand, sie flohen eiligst von

dannen; aber die, so Oliviern führten, rannten stets zuvorderst, so daß die Franken ihn nicht befreien konnten. In diesem Streite blieb tot der Ritter Walther und mancher junge Franke. Und die Heiden rannten zur Erden Gerharden von Mondidier, Wilhelm von Estock und Gottfried von Anjou; dieselben banden sie fest auf Pferde und ritten mit ihnen gar eilends hinweg.

Da der Kaiser sie hinführen sah, rief er alle seine Herren und Mannen um Hilfe an: „O ihr ungetreuen Ritter, wie träg und langsam seid ihr! Führen sie mir meine liebsten Gesellen hinweg, so soll es euch nimmer frommen.“ Und als die Franken den Kaiser also rufen hörten, gaben sie ihren Pferden wütend die Sporen und erreichten die Heiden in einem Thalgrunde. Roland war der erste, der sie mit Durandal, seinem gezückten Schwerte, anrannte, um sich an seinen Feinden zu rächen, und wen er traf, der mochte des Todes gewiß sein, denn er war wie rasend, daß man seinen Gesellen Olivier so schändlich entführte. Er traf Lampatris und zerhieb ihn bis auf die Mitte des Leibes. Und diesmal übte sich Roland mannhaft, aber um der Menge der Heiden willen konnte er nicht fürder reiten, die gefangenen Herren zu befreien. Sie jagten sie wohl fünf Meilen lang von ferne vor sich her, konnten ihnen aber nicht nahen. Dabei wurden viel gute Ritter erschlagen und verwundet, und wiewohl Roland schwur, nicht abzulassen, er hätte denn die Gefangenen wieder, so wollte es ihnen doch die hereinbrechende Nacht nicht gestatten. Die Heiden rannten unaufhaltsam weiter, und Kaiser Karl durfte ihnen mit seiner Macht nicht länger nacheilen, denn er fürchtete einen Hinterhalt. Also war er gezwungen das Feld zu verlassen und wieder heimzuziehen.

Auf dem Rückwege fand er Fierabras unter einem Baume kraftlos liegen. Da sprach er zu ihm: „O du unseliger Heide, ich sollte dich billig hassen; denn um deinetwillen habe ich meine Diener verloren. Du hast mich Oliviers, den ich unter allen Menschen am liebsten hatte, beraubt.“ Als Fierabras dies hörte, stieß er einen harten Seufzer aus und sprach. „O reicher und edler Kaiser, ich bitte dich um Gottes willen um Gnade; verzeihe mir! es ist wahr, mich hat Olivier überwunden, und ich habe ihm versprochen, Christ zu werden, habe auch meine Götter verleugnet und mich Jesu, dem Erlöser der ganzen Welt, ergeben. Ich bitte dich darum, laß mich taufen! Und wenn meine Wunden geheilt sind, so will ich den Christenglauben nach all meinem Vermögen erhöhen helfen, und viele Heiden sollen durch mein Zuthun zum Glauben bekehrt werden. Ich will euch wieder geben das heilige Grab und die Heiltümer, um die ihr bekümmert seid. Und ich schwöre bei Gott, daß ich um Oliviers willen, der gefangen ist, betrübter bin als um meinen eignen Leib, der doch tödlich verwundet ist. Gefällt es Gott, so werden wir ihn in kurzem wieder befreien. Darum taufet mich! denn stürbe ich als Heide, das würde euch allen zum Vorwurf gereichen.“

Da ließ Kaiser Karl voll Mitleid den Heiden durch seine Grafen in die Herberge führen, und als sie seine mächtigen Gliedmaßen betrachteten, ver-

wunderten sie sich über seine Länge und Größe, und als man ihn entwappnete, da war er ein so wohlgestalteter Mensch, als man nur finden mochte, und die Franken gaben Oliviern hohes Lob, daß er einen solchen Mann überwunden hatte. Da man ihn nun entkleidete, huben seine Wunden von neuem an zu bluten, also daß ihm die Sinne vergingen und er in Ohnmacht sank. Aber Roland hielt ihn in seinen Armen, und zur Stunde ward die Taufe gerüstet. Man berief den Herzog Naimes und den Erzbischof Turpin, die sonderlich erfreut waren, daß sich der Heide wollte taufen lassen. Und als alles bereit war, da verwandelten die Paten seinen Namen und hießen ihn Florens; doch nannte er sich sein Lebtag nicht anders als Fierabras. Darnach ward er in ein Bett gelegt und wohl gepflegt. Der Kaiser ließ seine Wunden durch die Ärzte besichtigen; da fanden sie wenig gefährliche, denn die Eingeweide waren unverletzt. Darum versicherten die Ärzte, sie würden ihn, ehe zwei Monate vergingen, wieder gesund machen. Der Kaiser, der zugegen war, freute sich darüber, doch war er um den Verlust seiner Herren gar sehr betrübt, mehr als er sich merken ließ.

Brulland und die andern Heiden, welche die Franken gefangen hielten, zauderten nicht länger, sondern rannten in höchster Eile bis zu der großen Stadt Agrimore, wo der Kalif Baland hauste, und beim Einzug in die Stadt bliesen sie ihre Drommeten und erhoben großen Lärm. Und als der Kalif Baland, Fierabras' Vater, sie kommen sah, ging er ihnen entgegen und sprach zu Brulland: „Mein Freund, saget mir, wie steht es um meine Sache? Habt ihr den Kaiser Karl mit den Vettern von Frankreich gefangen und überwunden?“ Da antwortete Brulland: „O nein, Herr Kalif! gar wenig fehlte, so wären wir durch den Kaiser getötet worden; denn seine Macht ist unmäßig groß. Euer Sohn wird bei ihm gefangen gehalten. Einer seiner Grafen hat ihn in rechtem Streit und ohne Verrat mannhaft überwunden, und er selbst hat sich zum Christen taufen lassen.“ Als der Kalif dies hörte, fiel er kraftlos auf die Erde und blieb lange so liegen vor Schmerz über seinen Sohn. Und da er seine Kraft wiedergewann, rief er mit lauter Stimme: „O, wie bin ich ein betrübter und unglückseliger Mensch! O, mein allerliebster Sohn Fierabras, wo bist du hingekommen? Woher kommt dieses Unglück? durch wen bist du gefangen, da du doch nie müde oder durch jemand überwunden worden bist? Weh mir, daß du ein Christ geworden! Deine Verleugnung betrübt mich mehr, als wenn du zu Stücken zerhauen wärest.“ Und abermals fiel er jammernd darnieder und rief Brullanden zu: „Wo ist der edle König von Kursubel hingekommen und mein Neffe Burkhard und Turgis? und ist es wahr, daß mein Sohn gefangen liegt, so will ich dem Gotte Machomet den Hirnschädel zerbrechen; denn er hat mir großes Glück

versprochen, und darum hab ich mich ihm ergeben.“ Mit diesen Worten peinigte er sich selber, wie ein Unsinniger.

Als er sich nun ein wenig beruhigt hatte, fragte er Brullanden, wer seinen Sohn überwunden hätte. „Herr Kalif,“ antwortete Brulland, „euer Sohn ist durch diesen Ritter gefangen worden. Und dabei zeigte er ihm Oliviern; der war von wohlgeschaffnen Gliedmaßen, aber die Augen waren ihm verbunden. „Wohlan,“ sprach der Kalif, „bringt ihn sogleich hieher vor mich! denn ich will weder trinken noch essen, ehe ihm seine Glieder zerhauen sind.“ Da die Franken vernahmen, daß Olivier getötet werden sollte, erschraken sie heftig und weinten. Aber Olivier tröstete sie und sprach: „Meine lieben Herren und Brüder, wenn der Kalif inne wird, daß wir zu den Vettern von Frankreich gehören, so hat unser Leben ein Ende, und er wird sich unser nimmer erbarmen. Und darum bitte ich, daß euer keiner rede, ehe ich gesprochen, und wie ich sage, so sollet ihr auch reden.“ Den gefangenen Franken gefiel dieser Rat und sie versprachen, ihm zu folgen. Und da der Kalif die Franken vor sich forderte, entwappneten sie die Heiden, lösten ihnen die Fesseln der Hände und nahmen die Binden von ihren Augen. Hierauf fragte sie der Kalif mit verächtlicher Stimme und sprach: „Franke, hüte dich wohl, mir etwas andres als die reine Wahrheit zu sagen! wie ist dein Name?“ Darauf antwortete Olivier: „Herr König, ich heiße Angier, eines armen Edelmannes Sohn, und bin gebürtig aus Lothringen, von wo ich an den kaiserlichen Hof kam und vom Kaiser ausgerüstet ward. Ebenso sind meine Gesellen alle arme Ritter, die um Abenteuer willen und aus Ehrbegierde, dem Kaiser treulich zu dienen, ausgezogen sind.“ — „O Machomet, mein Gott,“ rief der Kalif, „wie bin ich betrogen! ich meinte fünf der besten und tapfersten Fürsten von Frankreich zu haben.“ Und damit rief er seinem Kämmerer Barsabas und sprach: „Geh eilends hin und entkleide mir diese Franken. Dann laßt sie alle hart an diese Säule binden und bringt mir her meine eisernen Gere, die von Hitze ganz glühend sein müssen. Die will ich auf diese Franken schießen nach meinem Belieben.“ Da sprach Brulland von Mommier: „Herr Kalif, ich bitte euch, laßt dies noch einige Zeit anstehen. Ihr sehet, daß es dem Abend naht, und es würde zu spät für euch, das Urteil zu vollziehen. Ihr möchtet wohl auch gescholten werden, weil eure Herren und Fürsten nicht allhier sind. Darum thut ihnen diese Nacht nichts, morgen mögt ihr sie verurteilen.“ — „Um euretwillen,“ sprach der Kalif, „bin ichs zufrieden.“ Und er berief Brutamont, der ein Hüter der Gefängnisse war, indem er ihm auf das strengste befahl, die Franken wohl zu bewahren und einzukerkern.

Trotzig und voll Bosheit nahm Brutamont samt seinen Gesellen die Franken und führte sie in ein Gefängnis, das so finster war, daß niemand Licht oder Tag darin sehen mochte. Darin waren auch viele Kröten, Schlangen und andre giftige Tiere, und dazu war ein Strom des salzigen Meeres hinein-

geleitet, der den Kerker anfüllte, wenn das Meer wuchs. Wie sie also trotz großer Betrübnis im Schlafe oder Traume lagen, kam das Meer mit großem Ungestüm hereingelaufen, also daß die armen Franken bis an die Schultern im Wasser standen. Von dem salzigen Wasser aber öffneten sich Oliviers Wunden und schmerzten, daß ihn deuchte, sein Herz würde ihm durchstochen. Und sobald er den Schmerz empfand, fiel er darnieder und wäre diesmal auch tot geblieben, wenn ihm nicht Gerhard von Mondidier geholfen hätte, indem er ihn aufhob. Dennoch wären sie alle ertrunken, denn das Wasser stieg immer höher; aber in dem Gefängnis waren zwei Säulen, wohl fünfzehn Schuh hoch. Auf diese stiegen sie und brachten auch Oliviern mit großer Mühe hinauf. Und da er oben war, hob er bitter und herzlich zu klagen an: „O ich unseliger Mann, der dem falschen Glück so heftig unterworfen ist! O Reinher, mein lieber Vater, wenn du meine Schmerzen kenntest! Ach, ich werde dich nie wiedersehen." Da sprach zu ihm Gerhard von Mondidier: „Herr Olivier, verzaget nicht! einem Ritter, wie ihr seid, ziemen nicht solche Klagen. Lasset uns vielmehr Trost bei Gott suchen."

Während die Franken, welche auf den Marmorsäulen standen, diese und andre Reden führten, hörte ihren Klagen Floripes, die Tochter des Kalifen und Fierabras' Schwester, aufmerksam zu und ward zu großem Mitleid mit ihnen bewegt, sonderlich durch Oliviers Klage. Diese Jungfrau war noch unvermählt, gar schön und wohlgezogen, von wohlgemessener Länge, blühend und zart wie eine Rose im Monat Mai; sie hatte blondes Haar, das wie Gold leuchtete, darunter ein etwas längliches Antlitz, lächelnde Augen, klar wie die eines Jagdfalken und funkelnd wie zwei Sternlein; ihre Nase war schön gebildet, die Augenbrauen gleich einem Schatten über den Augen, ihre Wänglein glichen der weißen Blüte mit ein wenig Rot vermengt, ihr kleiner Mund bog sich gar lieblich über dem Kinn heraus. Kurz, Floripes war so schön, daß, wenn ein Mensch drei oder vier Tage ohne Speise gewesen wäre und sie gesehen hätte, ihm zur Stunde sein Hunger durch den Anblick gestillt worden wäre. Diese Floripes ging mit elf Jungfrauen aus ihrer Kammer und kam in den Saal, wo die Heiden ganz trostlos darüber sprachen, wie Fierabras gefangen und mancher ihrer andern Fürsten tot sei. Als Floripes dies vernahm, stieß sie einen harten Seufzer und ein Jammergeschrei aus, so daß allen im Saale das Leid erneuert ward. Darauf fragte sie Brutamont, den Kerkermeister: „Wer sind die Betrübten, die ich im Gefängnis habe reden hören?" — „Herrin," antwortete der Kerkermeister, „es sind Franken, Kaiser Karls Diener, welche nimmer aufhören unsern Glauben zu schmähen und unsre Freunde zu töten. Sie sind auch die, welche euren Bruder haben fangen helfen. Einer unter ihnen, ein berühmter, wohlgeschaffner Mann, hat euren Bruder Fierabras in rechtem Streit überwunden." Da sprach die Jungfrau: „Ich will mit ihnen reden. Komm und schließe mir das Gefängnis auf." — „Gnädige Herrin," erwiderte Brutamont, „verzeiht mir! ihr werdet

nicht dahin kommen, um der Schnödigkeit des Ortes willen; es geziemt euch nicht. Auch hat mir euer Vater verboten, irgend einen Menschen in den Turm zu lassen, und ich bedenke wohl, daß schon mancher verständige Mann durch eine Frau betrogen ward." Da Floripes diese Rede hörte, zürnte sie und sprach: „O du böser Bube und mißgünstiger Mensch, wagst du meinem Begehr zu widersprechen? wahrlich, es soll dir in kurzem vergolten werden." Und sie berief ihren Kämmerer, der ihr einen Stecken gab, und sie that, als ob sie das Gefängnis öffnen wollte. Als nun Brutamont sich dem widersetzte, schlug sie ihn mit dem Stab ins Antlitz, und der Kämmerer sprang herzu, tötete ihn und warf ihn in den Kerker hinab, daß kein Heide es inne ward. Die Franken erschraken, da sie ihn fallen hörten und glaubten nicht anders, als der Teufel habe einen solchen Spuk angerichtet, sie damit zu versuchen und zu schrecken.

Darauf ließ Floripes eine brennende Fackel vor sich in das Gefängnis tragen, trat in den Eingang und rief: „Ihr lieben Herren, antwortet mir, wer seid ihr und wie nennt man euch?" — „Edle Jungfrau," antwortete Olivier, „wir sind Franken, Kaiser Karls Diener, zu dem Kalifen geführt und auf sein Geheiß in dies grausige Gefängnis geworfen. Es wäre uns besser, wir würden getötet, als an diesem Orte zu bleiben." Da sprach Floripes: „Ich verspreche, euch aus diesem Kerker zu befreien, wenn ihr mir gelobet, mir behilflich zu sein." — „Herrin," versetzte Olivier, „glaubet sicherlich, was ich rede, daß ich das ohne Wank ausführe. Wenn wir nur mit Wehr und Harnisch versehen werden und hier herauskommen, so wollen wir die Heiden mannlich in die Flucht schlagen." — „Kühner Mann," sprach die Jungfrau, „ihr möchtet euch wohl zu viel berühmen! ihr seid noch hier innen und nicht draußen, und drohet schon denen, die noch ledig sind. Es wäre besser, ihr schwieget, als daß ihr so thöricht redet." — „Gnädige Herrin," sprach Gerhard von Mondidier, „ich sage euch, der Vogel, der gefangen sitzt, singt gern, auf daß er seines Leids und seiner Schmerzen vergesse." Floripes sah den tugendlichen Gerhard an, der Oliviern so schön verantwortete, und sagte zu ihm: „In Wahrheit, ihr versteht es gut, euren Gesellen zu entschuldigen." Darnach ließ sie ihren Kämmerling ein Seil holen, daran band sie quer ein Scheit und ließ es hinab. Und da die Franken das sahen, setzten sie sich darauf. Der erste war Olivier, den zog die Jungfrau und ihr Kämmerling herauf mit aller Kraft. Und darnach saßen die andern darauf und sie zogen sie gar leicht in die Höhe. Dann führte Floripes die Gefangenen durch eine alte Pforte, so daß kein Heide es inne ward; dadurch gingen sie in Floripes' Kammer. Diese Kammer stand auf einem schwarzen Felsen und war ringsum vom Meere umflossen, und an einem Ende war ein Lustgarten errichtet, in dem die Bäume immer blühten und wo man Blumen oder Kräuter fand, welche Kraft gegen alle Krankheiten besaßen; auch Manns Gloriä wuchs und grünte dort.

In derselben Kammer waren bei Floripes die Jungfrauen Klaremond, Floretta und Florimond samt andern schönen Mägdlein. Ihre Hofmeisterin hieß Maragond; die sprach zu Floripes: „Ich will den Tod leiden, kenn' ich nicht diese Franken. Dieser schöne Jüngling, den ihr hier sehet, ist Olivier, ein Sohn Reinhers von Genua; dieser ist Gerhard von Mondidier, der andre Wilhelm von Estock und der alte Graubart dort ist Gottfried von Anjou. Aber ich bitte meinen Gott Machomet, daß er mich vermaledeie, wo ich esse oder trinke, ehe ich es eurem Vater, dem Kalifen, zu wissen gethan habe." Als Floripes diese Worte hörte, bebte sie vor Zorn und Furcht, und sie winkte ihrem Knecht, der sprang herzu, ergriff die böse Hofmeisterin und schwang sie zum Fenster hinaus in das Meer. „Fahre hin, du mißgünstige Alte," sprach Floripes, „du hast deinen Lohn empfangen. Nun bin ich sicher, daß den Franken durch deinen Verrat nichts Arges widerfährt." Darüber wurden die Gefangenen sehr erfreut. Und alsbald sah Floripes, daß Olivier blutete; daran merkte sie, daß er wund sei; da ging sie hin zur Manus Gloriä und nahm ein wenig davon. Und sobald Olivier davon genoß, ward er gesund.

Darauf wurden die Tische bereitet und die Herren köstlich gespeist, was ihnen sehr not that, da sie lange gefastet hatten. Nach dem Essen wurden ihnen schöne wohlriechende Bäder gerichtet, darin sie sich erquickten, und darnach wurden sie mit köstlichen, golddurchwirkten Mänteln bekleidet. Floripes sprach zu ihnen: „Liebe Herren, ihr wisset, daß ich mich in Todesgefahr begeben habe, da ich euch aus dem Gefängnis befreite. Hätte uns jemand gehört, so würde uns allen Übles daraus entstanden sein. Dieser Olivier hat meinen Bruder überwunden und ich sollte ihm aus natürlicher Liebe als Wiedervergeltung Schmach und Schande zufügen. Ich kenne euch alle. Aber seid sicher und unerschrocken. Ihr wißt, daß ihr mir versprochen habt, meine Heimlichkeit zu verhehlen." Da gelobten es alle der Jungfrau noch einmal, und Floripes sprach weiter: „Liebe Herren, ich wills euch nicht länger verhehlen: es ist ein edler Ritter in Frankreich, aus Kaiser Karls und Rolands Geschlecht, den ich längst lieb gehabt habe, der heißt Guido von Burgund und ist der schönste, von dem ich zu sagen weiß. Da ich einstmals zu Rom war, da sah ich ihn und ward ihm hold. Denn als mein Vater Rom zerstörte, da rannten Luzifart von Bendans, welcher der berühmteste unter den Heiden war, und der genannte Guido auf einander. Aber Guido rannte seinen Gegnern zur Erde, daß er unter seinem Rosse lag. Das gefiel mir gar wohl und ich hatte großen Gefallen an seiner Mannhaftigkeit, und so gab ich ihm mein Herz und schwur, daß ich mich keinem andern Manne als ihm vermählen wolle. Und um seinetwillen laß ich mich gern zur Christin taufen." An der Rede der Jungfrau hatten die Franken großes Wohlgefallen, und Gerhard von Mondidier sprach: „Herrin, wären wir gewappnet, so schwöre ich zu Gott, wir gingen in der Heiden Saal und übten uns mannlich unter ihnen." Aber Floripes sprach: „Liebe Herren, laßt uns weislich und vorsichtig zu Werke gehn!

dieweil ihr sicher seid, laßt es euch wohl gehen und pfleget euch. Ich will acht haben, daß euch kein Leid geschehe.“ Und sie bedachte fleißig, wie sie den Gefangenen aus allen Sorgen helfen möchte.

Inzwischen mochte Reinher von Genua, Oliviers Vater, seines Sohnes halber weder Tag noch Nacht schlafen, weder essen noch trinken, und dies Leiden nicht länger ertragen, sondern ging zum Kaiser Karl und sprach: „Gnädigster Kaiser, ich bitte euch bei der Liebe Gottes, erbarmt euch meiner! Ihr wißt mein Leid und meine Schmerzen. Soll ich also meinen Sohn Olivier auf immer verloren haben? Wenn ich nicht bessere Märe von ihm vernehme, so sterbe ich vor Betrübnis, ehe zwei Tage vergehen, oder ich bin gezwungen mich selber zu ihm zu begeben.“ Der Kaiser hatte großes Mitleid mit Reinher, berief Roland zu sich und sprach: „Lieber Neffe, vernimm mein Wort! ich will, daß du dich rüstest, morgen früh gen Agrimore zu reiten. Und sage dem Kalifen, daß er die Dornenkrone Christi und die andern entführten Heiltümer samt den Gefangenen mir wiederschicke, und wenn er sich des weigert, so sag ihm, ich wolle ihn mit verbundenen Augen zum Galgen schleifen und henken lassen.“ Darauf hub Roland also zu reden an: „Allerliebster Kaiser und Oheim, seid mir gnädig! Ich bin gewiß, reite ich dahin, so werdet ihr mich niemals wiedersehen.“ Und Herzog Naimes, der zugegen war, sprach: „Gnädigster Kaiser, bedenkt, was ihr thut! Roland ist euer Neffe und von großer Mannhaftigkeit, wie ihr wohl wisset. Reitet er dahin, so kommt er nimmer wieder.“ Darauf antwortete Karl: „Und ich schwöre zu Gott, Herr Naimes, ihr werdet mit ihm reiten und meine Briefe dem Kalifen übergeben.“ Da stand auf Basin von Genua und sprach: „Was ist das? wollt ihr eurer Ritter ledig sein? Gewiß, ziehen sie hin, wie ihr gesagt habt, keiner von ihnen kehrt zurück.“ Aber der Kaiser schwur bei seinen Augen, daß Basin mit den andern zweien reiten müßte, und also waren ihrer drei. Und als Dietrich, der Herzog von Ardennen, Ogier von Dänemark und Richard von der Normandie ebenso zum Kaiser sprachen, rief Karl: „Bei Gott, ihr sollt den andern Gesellschaft leisten. Also werden euer sechs sein, die Balanden meine Briefe bringen sollen.“ Darnach sah er neben sich Guido von Burgund, zu dem sprach er: „Kommt hieher! ich halte euch lieb und wert, und ihr seid mein nächster Vetter und Verwandter; ihr werdet der siebente sein, meine Botschaft dem Kalifen auszurichten. Saget ihm, daß er sich taufen lasse, sein Königreich von mir zu Lehen empfange und mir die entführten Heiltümer wiedergebe. Weigert er sich des, so will ich ihn schmählich henken und erwürgen lassen.“ — „O weh,“ sprach Guido, „wollt ihr meiner ledig sein? Reite ich hin, so ist es das letztemal, daß ihr mich sehet; des bin ich gewiß.“

Als nun die Sonne unterging, nahmen sie das Abendessen. Und sobald der Sonnenglanz des nächsten Morgens die Erde beschien, standen die sieben vorgenannten Ritter auf und kamen vor Kaiser Karl. Da sprach Naimes, der Herzog von Baiern: „Edler Kaiser, wir sind allhier euren Willen zu vollenden. Wir bitten euch, gebt uns Urlaub von hinnen zu scheiden.“ — „Meine lieben Fürsten und Herren,“ sprach Kaiser Karl, „ich befehle euch in den Schutz Gottes, daß er euch helfe.“ Also ritten sie mit Eile in fremde, ihnen unbekannte Länder.

Nun war Baland, der Kalif von Hispanien, zu Agrimore sehr betrübt und zornig, und ließ vor sich berufen fünfzehn heidnische Könige, mit ihnen Rats zu pflegen. Und als sie kamen, da sprach Maradas, der grimmigste unter ihnen: „Herr Kalif, warum hast du uns rufen lassen?“ — „Ihr Herren,“ antwortete Baland, „ich will euch die Wahrheit sagen. Reitet hin gen Morimond, wo jetzt Kaiser Karl sein Lager hat, und sagt ihm von meinetwegen, daß er das Land räume. Überdies begehre ich, daß er mir meinen Sohn Fierabras wiederschicke und Frankreich von mir zu Lehen empfange. Wenn er es aber nicht thut, so sagt ihm, ich wolle ihn mit hunderttausend der Meinigen überziehen. Und wo euch vielleicht ein Christ begegnet, so schlagt ihm das Haupt ab ohne Gnade.“ Damit waren die fünfzehn wohlzufrieden, vor allem Maradas; ohne längeren Verzug saßen sie auf große Pferde, versahen sich mit Harnischen und langen Spießen, schmückten sich mit großen Federn und zogen davon den kürzesten Weg, über die Brücke zu Mantribel, so schnell sie nur konnten. Wie sie also über die Brücke gekommen waren, da trafen sie die Franken, und der erste, der sie erblickte, war Herzog Naimes, der sprach: „Was haben die Heiden vor? sehet ihr nicht, wie sie mit großer Macht uns entgegenziehen?“ Roland antwortete: „Liebe Herren, sorget euch nicht! Sehet zu, ihrer sind nicht zwanzig noch dreißig. Laßt uns ihnen begegnen.“ Da folgten sie Rolands Meinung und ritten tapfer vorwärts. Maradas, der starke Heide, sprach die Franken an: „Wer ihr auch seid, ihr müßt vermaledeit sein!“ Ihm antwortete Naimes: „Gesell, wer du auch seist, du redest lästerlich und ziemlich thöricht. Wir sind des berühmten und gefürchteten Kaiser Karls Diener und reiten hin, eine Botschaft von ihm an den Kalifen Baland zu überbringen.“ Maradas antwortete: „Ihr seid des Todes! wollt ihr euch wehren oder nicht?“ — „Wir wollen uns im Namen unsres Gottes wehren,“ sprach Naimes. Maradas fragte: „Wer unter euch wagt es, mit mir ein Treffen zu thun?“ — „Ich bin bereit,“ antwortete Naimes. Maradas sprach: „Du redest sehr vermessen. Schicke mir einen behenden Ritter her; denn du bist zu grau und alt, um mich zu bestehen.“ Und zu den Seinen sprach er: „Gebietet dem alten Narren, daß er an unsern Gott Machomet glaube!“ Da Roland diese Rede hörte, wäre er beinahe von Sinnen

gekommen und sprach zu Maradas: „Hüte dich vor mir! ich künde dir Streit an.“ Mit diesen Worten gab er seinem Rosse heftiglich die Sporen, und beide Teile trafen sich mit ihren Spießen so hart, daß es ein Wunder war, daß sie nicht tot blieben. Roland, ganz ergrimmt, zückte sein Schwert und traf damit Maradas so kräftig auf seinen Helm, daß er ihn fast ganz zerspaltete. Gleich darauf holte Roland zum zweitenmal aus und schlug Maradas, dessen Haupt entblößt war, so gewaltig, daß er ihm die Hirnschale zerschellte. Da fiel der Heide tot zur Erde. Und als ihn seine Gesellen tot sahen, rannten sie zusammen Rolanden an, um ihn zu erschlagen. Aber Roland wehrte sich mannhaft und die andern Vettern hieben Rolanden heraus, worauf beide Teile einander anrannten. Die Franken aber stritten so gewaltig, daß die Heiden alle von ihnen niedergemacht und erschlagen wurden und daß nur einer der Könige entkam, welcher nicht aufhörte zu rennen, bis er vor den Kalifen kam. Zu ihm sprach Baland: „Herr König, ihr seid ja bald wieder daheim! Saget mir, was habt ihr geschafft?“ Da antwortete der König: „Herr Kalif, bei Machomet, es steht übel um uns. Jenseits der Brücke von Mantribel trafen wir sieben Lecker, Kaiser Karls Diener, die da kamen, euch eine Botschaft von ihrem Herrn zu überbringen. Die waren unsinnig, denn sie überrannten uns mit solcher Kraft und hielten sich so mannhaft, daß alle meine Gesellen bis auf mich erschlagen wurden. Und ich bin hieher gekommen, euch solches zu verkünden.“ Über diese Rede wäre der Kalif beinahe vor Schmerzen gestorben, da er vernahm, daß die Könige umgekommen waren.

Den Franken, welche die Heiden alle erschlagen hatten, waren die Glieder von der Arbeit ermüdet, und um sich auszuruhen, legten sie sich auf eine Wiese. Da sprach Herzog Naimes: „Liebe Herrn, ich rate, daß wir wieder zum Kaiser reiten und ihm erzählen, wie wir uns gehalten haben. Ich weiß, wenn er vernimmt, was für Arbeit wir erlitten haben, so wird er daran sich genügen lassen.“ Darauf antwortete Roland: „Herr Herzog, redet ihr von Umwenden? Davon schweiget! denn solange ich mein Schwert Durandal in Händen habe, gedenke ich nicht heimzukehren, ehe ich mit Baland, dem Kalifen, gesprochen. Ich rate, ein jeder von uns nehme eins von der Heiden Häupter in die Hand und bringe es dem Kalifen.“ Naimes antwortete: „Herr Roland, mich dünkt, ihr seid eurer Sinne beraubt. Thäten wir solches, unser keiner käme lebendig davon.“ Aber auch Dietrich von Ardennen und die andern alle waren Rolands Meinung. Also nahm ein jeder von ihnen ein Haupt in die Hand und sie ritten weiter. Herzog Naimes sah zuerst die Brücke von Mantribel; da sprach er zu seinen Gesellen: „Liebe Herren, vernehmt mich recht! Jenseit der Brücke ist die Stadt Agrimore, wo wir Balanden, den Kalifen, finden werden.“ Darauf antwortete Ogier von Dänemark:

„Wir müssen zuvor über diese gefährliche Brücke. Von ihr will ich euch etwas erzählen. Die Brücke hat wohl dreißig Schwibbogen, fern auseinander stehend und von Marmelstein erbaut. Dieselben Schwibbogen sind zusammen verklammert mit Kalk, Blei und eisernen Stangen. Auf den Pfeilern stehen große hohe Türme mit starken Mauern, jeder ist zehn Klafter hoch. Von der Breite der Brücke sollt ihr vernehmen, daß zwanzig Mann mit ausgespannten Armen ungehindert darauf nebeneinander gehen können. Die Fallbrücke läßt man nieder mit zehn großen eisernen Ketten. Und auf der Höhe der Brückenpforte steht ein güldner Adler, der leuchtet wie die Sonne, und man sieht ihn eine Meile weit scheinen. Das Wasser, so unter der Brücke durchfließt, heißt Flagot, und die Höhe von dem Wasser bis an die Schwibbogen beträgt fünfzehn Klafter. Das Wasser strömt so heftig, wie ein Bolzen von der Armbrust fliegt, und darum ist kein Schiff, das um des Ungestüms der Strömung lifen darauf zu fahren wagte. Und diese Brücke hütet auf Befehl des Kawillen ein übergroßer Riese, wie man keinen auf Erden wieder findet, der heißt Gallofroi. Er hat in seiner Hand eine starke Streitaxt, um jeden zu erschlagen, der wider seinen Willen darüber geht. Wer nun zu dem Kalifen will, der muß über diese Brücke.“ — „Ihr Herren,“ sprach Roland, „ich bitte euch, schlagt alle Furcht in den Wind und laßt uns über die Brücke ziehen. Und bei dem Gott, der am Kreuze hing, widerstrebt mir der Pförtner, so schlage ich ihn, was mir auch darnach begegnet.“ Aber Herzog Naimes zog Roland zurück und sprach: „Ihr redet unweise! Es ist nicht gut, einen Streich zu geben, wenn man fünfzehn dafür wieder empfängt. Lasset mich schaffen; denn ich will ihm soviel Lügen sagen, daß wir ohne Sorge durchgelassen werden.“

Als nun die Franken herankamen, nahm der Pförtner hundert Gewappnete zu sich und zog die Fallbrücke auf. Der erste, welcher voranritt, war Herzog Naimes mit seinen graugemengten Haaren, der älteste unter ihnen. Der Pförtner ließ ihn vorreiten und ergriff ihn bei der Hand, indem er sprach: „Saget mir, wo wollt ihr hinziehen?“ — „Ich will euch die Wahrheit sagen,“ antwortete Naimes, „wir sind Kaiser Karls Diener und wollen gen Agrimore, eine Botschaft von ihm an den Kalifen Baland auszurichten. Aber wahrlich, dieser hat sein Land mit schnöden Leuten besetzt. Denn unlängst fanden wir auf dem Feld fünfzehn Lecker, die wider alle Billigkeit uns Leben und Pferde nehmen wollten. Jedoch haben wir uns dermaßen gehalten, daß wir ihnen ihre Häupter, wie ihr sehet, abgeschlagen haben. Wollt ihr mirs nicht glauben, so schaut her und gebet acht, wem die Häupter zugehören.“ Der Pförtner war ganz starr vor Erstaunen und sprach zu dem Herzog: „Guter Freund, ihr müsset vor allem über diese Brücke. Was gebt ihr für Zoll?“ — „Was begehrt ihr?“ sprach Naimes. „Bei Machomet,“ versetzte der Pförtner, „nicht wenig! Ich heische von euch dreißig Koppeln Hunde, hundert edle Jungfrauen, hundert Jagdfalken, hundert wohl gezäumte Pferde und auf jeden Pferdefuß

eine Mark lauteren Goldes. Dazu verlange ich vier Saumrosse, beladen mit Silber und Gold. Wer diesen Tribut nicht zahlen kann, der muß seinen Kopf hergeben." — „Herr Pförtner," sprach der Herzog Naimes, „bin ich euch nicht mehr schuldig, als ihr saget, so will ich euch noch vor Mittag zufrieden stellen. Uns folgen nachher unsre Schätze in der Eile, mit mehr denn hundert tausend Knechten. Da sind hübsche Jungfrauen, edle Falken und Hunde, eine große Menge Helme, Harnische und Schilde, unzählige köstliche Kleinode und unermeßliches Gold. Nehmt davon, was euch beliebt." Der Pförtner meinte, er sage die Wahrheit; da ließ er die Fallbrücke nieder und sie ritten hinüber.

Roland, der sich des Lachens nicht enthalten konnte, war der letzte. Als er auf die Brücke kam, begegnete ihm ein Heide. Da ließ es ihn nicht, er mußte ihm ein Leids thun. Ohne ein Wort zu sprechen, sprang er vom Pferd, ergriff den Heiden am Gürtel und schleuderte ihn ins Wasser. Herzog Naimes blickte hinter sich und sah, wie Roland den Heiden ins Wasser warf. Das betrübte ihn schier und er sprach zu sich: „Ewiger Gott, ich meine der Teufel habe Rolanden besessen. In ihm ist kein Friede. Ist uns nicht Gott behilflich, so werden wir seinethalben schimpflich ertötet. Er sieht weder Zeit noch Ort an, daß er sich danach richte, und ist beherzt seinen Feind anzugreifen, wo er ihn findet." Zum Glück hatte der Pförtner nichts gesehen und sie kamen ungehindert über die Brücke.

Jenseit der Brücke zogen die Fürsten hinab gen Agrimore, und da sie in die Stadt kamen, ritten sie in guter Ordnung trotzigen Mutes durch die Gassen. Da sahen sie schöne Falken und andre Vögel und auf den Fleischbänken große, feiste geschlachtete Ochsen und gestochene Schweine. Ihnen begegnete ein Heide, den fragten sie, wo sich der Kalif aufhalte. Und er zeigte ihnen den Kalifen, der unter dem Schatten eines Baumes saß. Da ritten sie vor ihn, saßen ohne alle Ehrerbietung und Begrüßung von ihren Pferden ab und Herzog Naimes von Baiern redete ihn also an: „Der Schöpfer der ganzen Welt behüte und bewahre den mächtigen, starken und weisen Kaiser Karl und schände vom Haupt bis zu den Fersen den Kalifen Baland, der hier sitzt und sein Land mit so schnöden Leuten besetzt hat! Jenseit der Brücke Mantribel fanden wir fünfzehn heidnische Buben auf dem Felde, die uns beschimpfen wollten; aber durch die Gnade Gottes ist es ihnen eingetränkt worden und sie haben es schwer gebüßt. Hier bringen wir ihre Häupter." Und damit warfen sie die abgehauenen Köpfe dem Kalifen vor die Füße. Da Baland diese Sprache vernahm, wäre er schier rasend geworden. Und vor ihm stand auf der König, der allein von den fünfzehn entronnen war, und sprach zu dem Kalifen also: „Allerliebster Herr, rächet euch an ihnen! denn dies sind die sieben Bösewichter, die euch eure Könige erschlagen haben." — „Lasset sie für

jetzt in Frieden," sprach der Kalif. Darauf hieß er den Herzog Naimes seine Botschaft vorbringen. Der Herzog antwortete: „Der edle und gefürchtete römische Kaiser Karl entbeut dir durch uns, daß du ihm wiedergebest die Dornenkrone Christi samt den andern Heiltümern und ebenso seine Diener, die du gefangen hältst. Willst du aber diesem Begehr nicht Genüge thun, so wird dich der Kaiser wie einen alten Hund an einer eisernen Kette schimpflich neben sich her führen, und wird weder Sumpf noch Pfuhl scheuen, sondern dich hindurch schleifen und darnach beim Halse an einen Galgen henken lassen." Dasselbe sprach Richard von der Normandie, Basin, Herzog von Genua, Dietrich von Ardennen, Ogier, König von Dänemark, und Roland, der unverzagte Held. Und zuletzt trat Guido, der Herzog von Burgund, vor den Kalifen und sprach: „Karl, der edle Kaiser, entbietet dir, daß du ihm gehorsam seiest und ihm wiedergebest seine Grafen und die hingeführten Heiltümer. Dann thust du weislich. Willst du meinem Rate folgen, so glaube an Jesum Christum, der ohne Ende und allmächtig ist. Thust du dies, so magst du seine Gnade erlangen. So ziehe denn deine Kleider und Schuhe aus und behalte nichts an als dein Hemd auf bloßem Leibe und lege auf dich eines Pferdes Sattel und säume dich nicht, bis du vor Kaiser Karls Antlitz erscheinest. Dann erzeige dich demütiglich und bitte ihn und den allmächtigen Gott um Gnade und Verzeihung für deinen Übermut und Irrglauben. Und thust du nicht also, so wird er dich henken oder schmählich ertränken lassen." Da ward der Kalif ganz zornig und wütend, berief Brullanden von Mommier und Sortibrant von Cunimber und begehrte ihren Rat über die Botschaft. Da sprach Sortibrant: „Herr Kalif, ich rate, daß man ihnen zur Stunde die Glieder abhaue und sie so töte. Alsdann möget ihr mit eurer Macht ziehen, wohin ihr wollet, sonderlich gegen Morimond. Da finden wir Karl, den wollen wir fangen und töten. Darnach reitet nach Frankreich und laßt euch zum König krönen!" — „Bei Machomet," sprach Baland, „ihr habet recht geraten. Es geschehe also! Gehet zu dem Gefängnis und bringt mir ihre Gesellen her, daß ihnen das gleiche widerfahre."

Als die schöne Floripes ihres Vaters und der Franken Streit heimlich wohl erlauscht hatte, ging sie aus ihrer Kammer, grüßte ihren Vater und fragte ihn, wer diese Ritter wären. „Meine Tochter," sprach der Kalif, „sie sind von Frankreich gebürtig, haben mir viele Scheltworte gesagt und mich höchlich gelästert, beleidigt und erzürnt, viel mehr als ich euch erzählen kann. Was gebt ihr für Rat, daß ich mit ihnen thue?" Die Tochter antwortete: „Ich rate, daß ihr ihnen ohne längeren Verzug die Hände abhauen und sie vor der Stadt verbrennen lasset, denn sie haben es wohl verdient." — „Meine liebe Tochter," sprach der Kalif, „ihr habt recht geredet. Gehet zum Gefängnis und bringt die andern Franken her!" — „Lieber Vater," antwortete die Jungfrau, „es ist jetzt Essenszeit, und wollet ihr sogleich Gericht über sie ergehen lassen, so verzieht sich eure Mahlzeit bis über den Mittag. Lasset

die Franken in meiner Verwahrung. So will ich sie wohl hüten und nach dem Imbiß mögt ihr sie richten lassen. Alsdann sind die Euren alle versammelt.“ Und damit nahm sie die Franken ohne weiteren Verzug bei der Hand und führte sie in ihre Kammer. Und im Gehen sprach Herzog Naimes: „Ach Gott im Himmel, wer hat in seinem Leben je eine schönere Jungfrau gesehen? Dem widerführe eine große Gnade von Gott, den sie lieb gewänne.“ Rolanden verdroß diese Rede und er sprach: „Wer zum Teufel heißt euch jetzt von Liebe reden? Ist hier die Zeit zu solchem Geschwätz?“ — „Laßt es gut sein,“ antwortete Naimes, „ich war auch einmal jung.“

Sobald die Vettern in die Kammer traten, verschloß Floripes die Thür, und zur Stunde erkannten sich Roland und Olivier, und aus rechter herzlicher Liebe küßten und halsten sie einander weinend. Und als sich alle begrüßt und nach ihren Schicksalen befragt hatten, sprach die Jungfrau: „Ihr Herren, gelobet mir bei eurer Treue, daß ihr mir in allem behilflich sein wollt, wovon ich euch sagen werde.“ Da gaben sie alle ihre Treue darauf. Und Floripes trat zu dem Herzog Naimes und fragte ihn, wer er wäre. „Herrin,“ sprach der Herzog, „ich heiße Naimes, Herzog in Baiern, ein Ratgeber und vertrauter Diener Kaiser Karls.“ — „Ach,“ sagte die Jungfrau, „um euretwillen ist der Kaiser gewiß sehr betrübt.“ Darnach kam sie zu Richard und fragte ihn, wie er heiße. „Jungfrau,“ sprach er, „ich heiße Richard von der Normandie.“ Da versetzte sie: „Du hast mir meinen Oheim Corsubel erschlagen, aber um deiner Gesellen willen magst du ohne Sorge sein.“ Darnach trat sie zu Roland und fragte: „Wie heißt du?“ Er antwortete: „Ich bin Roland, ein Sohn des Herzogs Milon und Kaiser Karls leiblicher Schwestersohn.“ Vor ihm verneigte sich Floripes tief, dann sprach sie: „Ihr wisset, was ihr mir versprochen habt; ich sage euch nun meinen Willen. Ich habe einen fränkischen Ritter über alle Menschen der Welt lieb; der heißt Guido von Burgund. Ihn möchte ich gerne sehen.“ Da sprach Roland: „Ich schwöre euch bei meinem Haupte, er steht vor euren Augen und zwischen ihm und euch ist nicht vier Fuß Raum.“ — „Herr,“ sprach Floripes, „ich bitte euch, zeigt mir ihn, auf daß ich ihn erkenne und er mir zum Manne gegeben werde; denn ich habe an ihm großes Gefallen.“ Roland sprach: „Herr Guido von Burgund, kommet her zu der Jungfrau und empfanget sie mit Freuden!“ — „Das wolle Gott nicht,“ versetzte Guido, „daß ich irgend eine Frau nehme, sie werde mir denn durch Kaiser Karl gegeben.“ Da Floripes das erhörte, schoß ihr das Blut in die Wangen und sie schwur zu Machomet, wenn Guido sie nicht nehmen wolle, so sollten sie alle drum sterben. Da ermahnte Roland Guido so lange, bis er sich bereit erklärte und darein willigte. Alsbald sprach die Jungfrau: „Der Gott der Christen sei ewiglich gelobt! denn ich habe nun vor meinen Augen die höchste Freude, die ich je von ganzem Herzen erhoffte. Um seinetwillen will ich mich taufen lassen und an Jesum Christum glauben.“ Darauf nahte sie sich ihm, aber sie durfte ihn, weil sie eine Heidin war, nicht

auf den Mund, sondern nur auf Kinn und Wange küssen. Dann ging sie mit Freuden hin und brachte einen Schrein, den sie vor den Herren öffnete. Darnach spreitete sie auf den Tisch ein schönes Seidentuch und legte darauf die edle Dornenkrone unsres lieben Herrn und dazu die Nägel, so ihm einst Hände und Füße durchbohrt hatten. Sie sprach zu Roland: „Das ist der Schatz, dessen ihr längst begehrt habet." Und als die Franken die Heiltümer sahen, weinten sie vor Freuden und beugten ihre Kniee andächtiglich.

Während Baland der Kalif noch ganz zornig zu Tische saß, kam zu ihm ein grimmiger und hochmütiger Heide, Luzifart von Bandas geheißen, in den Palast gegangen, der war ein besonderer Freund des Kalifen und sprach zu ihm: „Herr Kalif, ist es wahr, was an mein Ohr erscholl? Fierabras, der beste Ritter in der ganzen Welt, soll überwunden und gefangen sein?" — „Ich wills euch nicht verhehlen," sprach der Baland, „ein verdammter Franke hat ihn überwältigt. Aber Brulland von Mommier und der König von Syrien wehrten sich so mannhaft, daß sie fünf fränkische Buben gefangen nahmen. Die hab ich im Kerker. Nach ihnen sind sieben andre gekommen, Botschafter Kaiser Karls, die mich höchlich beleidigten und schmähten. Sie führte meine Tochter Floripes ins Gefängnis." — „Ihr begeht große Thorheit," antwortete Luzifart, „Frauen sind unzuverlässig. Aber damit wir ganz sicher gehen, will ich zu ihnen, um zu vernehmen was sie thun." — „Ziehet hin," sprach der Kalif, „und bringet meine Tochter mit euch." Hierauf ging Luzifart, erfüllt mit Grimm und Bosheit, zu Floripes Kammer, in welcher sie mit den Franken war, und stieß ohne Einlaß zu begehren mit einem Fuß wider die Thür so heftig, daß weder Schloß noch Angel ihm widerstehen konnten, sondern mit der Thür darnieder fielen. Da ihn Floripes ersah, erschrak sie sehr und sprach zu Roland: „Edler Ritter, ich bin der Gewalt und des Unrechts, so man mir thut, gar satt. Diesen Heiden hat man mir wider meinen Willen zum Mann bestimmt. Wollt ihr mir einen großen Gefallen erweisen, so rächt mir diese Schmach." — „Herrin," sprach Roland, „ehe er von hinnen scheidet, soll er merken, daß er übel gehandelt hat." Luzifart trat herein, besah die Franken genau und ging zu Herzog Naimes von Baiern, welcher ungewappnet und bloßen Hauptes dastand, und ohne weiteres Bedenken ergriff er den Herzog beim Barte, zog ihn so heftig zu sich, daß Naimes beinah zur Erde gefallen wäre, und fragte ihn also: „Wo bist du her, Alter? Verhehle mirs nicht." Der Herzog antwortete: „Heide, ich bin aus Baiern, meinem Lande, ein vertrauter Diener und Rat des großen Kaisers Karl. Aber thue die Hand aus meinem Barte! du hast mich lange genug damit gehalten." — „Sage mir," sprach der Heide, „was sind die Franken für Leute und welche Spiele könnt ihr in eurem Lande üben?" — „Wenn der Kaiser gegessen hat," antwortete Naimes, „so geht ein jeder, seine Zeit zu vertreiben, wie ihm be-

liebt, die einen steigen zu Pferde, die andern wandeln in Lustgärten; da singen und springen sie, spielen auch im Brett und üben sich in allerlei lustbarlichen Dingen. Des Morgens hören sie andächtig die Messe, und teilen gar milde den Armen Almosen mit, zu Gottes Ehre. Und kommt es zum Streite, so sind sie beherzt und kühn und nicht leicht zu überwinden." Luzifart lachte und sprach: „Bei Machomet, alter Thor, ihr redet unweislich. Es ist nichts mit euch, und die Franken sind nichts wert, wenn sie nicht die großen Kohlen anblasen können." — „Davon hab ich niemals etwas gehört," antwortete der Herzog. „Ich wills euch schon lehren," sprach der Heide, „wie man das macht." Und er führte den Herzog an das Kamin, nahm einen großen Brand heraus und blies so stark, daß das Feuer gewaltig davon stob. Dann sprach er zu Naimes, er solle auch blasen. Der Herzog nahm den Brand, und da er merkte, daß der Heide seinen Hohn mit ihm treiben wollte, trat er nahe zu ihm hin und blies den Brand mit solcher Kraft an, daß die Flammen dem Heiden ins Antlitz schlugen und ihm den Bart gänzlich verbrannten. Darauf schwang er den Brand und hieb damit auf Luzifarts Hals, daß ihm das Genick zerbrach. Dabei sprach er: „Schnöde Kreatur, die du bist! nimm das zum Lohn für die Schmach, die du mir angethan!" — „Bei meinem Eid," sprach Roland, „ihr versteht trefflich zu spielen. Gepriesen sei der Arm, der diesen Streich vollbracht hat!" Und Floripes sagte: „Wahrlich, ihr sollet billig geehrt werden. Ich merke, Luzifart trägt keine Lust mehr, mit euch beim Feuer zu scherzen, noch sich mir zu vermählen. Mit Gewalt wollte er mich haben; mein Vater hätte mich ihm auch gegeben. Aber lieber hätt ich den Tod gelitten, als ihn genommen." Darauf sprach sie zu den Franken: „Liebe Herren, ihr sollt wissen, daß mein Vater diesen Mann vor allen lieb hat; er wird mit dem Essen auf seine Wiederkunft warten; und wenn er gewahr würde, was sich hier begeben hat, so hülfe euch alles Gold der Welt nicht, er würde euch erschlagen. Ich rate, daß ihr euch wappnet und mit Schilden und Helmen wohl versehet. Auch will ich euch nicht länger hier versperrt halten, sondern geht in meines Vaters Palast, wo er jetzt isset, und haltet euch so, daß ihr die Oberhand gewinnet und sie aus dem Palaste vertreibt; so werdet ihr gute Herberge haben." Zur Stunde wurden die Franken nach Anweisung der Jungfrau wohl gewappnet, sie gürteten ihre Schwerter um und traten je zwei und zwei aus der Kammer. Gleich grimmigen Löwen und hungrigen Wölfen gingen sie in des Kalifen Palast.

Als die Sonne untergegangen war und es anfing zu dämmern, griffen sie die Heiden mit Macht und Kühnheit an. Roland war zuvorderst, ihm folgten die andern Vettern von Frankreich heftiglich nach. Sie fanden die Heiden alle in dem Saale. Der Nachtimbiß, welcher gar köstlich bereitet war, wurde zur Erde gestürzt, die güldenen und silbernen Trinkgeschirre flogen durch die Luft, die Heiden sanken tot zur Erde. Der Kalif, ganz unsinnig, floh nach einem Fenster und sprang mit beiden Füßen in den Graben hinunter.

Roland eilte ihm nach, denn er hatte ihn gesehen, und vermeinte ihn zu treffen; er fehlte aber und schlug sein Schwert wohl fußtief in dem Marmelstein. „Gesell,“ sprach Olivier, „ist euch der Kalif entronnen?“ — „Freilich ja,“ antwortete Roland, „es verdrießt mich heftig.“ Doch schlugen sie so mannhaft in die Heiden, daß sie den Hauptturm und das Schloß eroberten. Darnach verschlossen sie die Pforten; da waren sie vor den Heiden sicher und gebrach ihnen nichts als Speise und Trank.

Nun lag unterdessen der Kalif ganz erschrocken in dem Graben, und hätte man ihn nicht herausgenommen, er wäre von selber nimmermehr herausgestiegen. Brulland von Mommier und Sortibrant von Cunimber halfen ihm auf. Darnach rief Sortibant: „Herr Kalif, ein ander mal folgt meinem Rate! allzeit haltet ihr euch an eines alten Hundes Schwanz.“ Der Kalif antwortete: „Ich bitte euch, schreit mich nicht so an! ich habe Leids genug. Aber ich will mich rächen, ehe zwei Tage vergehen. Lasset Sturm blasen, denn ich will diesen Turm stürmen.“ — „Wohl wäre es billig,“ sprach Sortibrant, „daß euer Geheiß vollzogen würde. Aber die Nacht bricht herein; mich dünkt, wir warteten besser bis morgen.“ Der Kalif war damit zufrieden und sprach voller Wut und Betrübnis: „Ha, Luzifart, nimmer werd ich dich wiedersehen! Aber, bei Machomet, ich will nicht ruhen, bis ich den Turm erobert, die Mauern niedergerannt und die Franken in meiner Gewalt habe. Dann will ich sie durch Rosse zerreißen und schleifen lassen und Floripes, die Dirne, öffentlich verbrennen. Ich bin gewiß, sie werden sich ergeben; denn sie haben nicht über vier Tage Proviant. Auch wird ihnen von niemand Hilfe zukommen; denn ich habe den Paß von Mantribel stark besetzt und verwahrt.“ Also beschlossen sie, bis zum andern Tage mit dem Sturm zu warten.

Des Morgens früh ließ der Kalif die Seinen berufen und schwur in sieben Jahren nicht von dannen zu scheiden. Also kamen so viele Heiden, daß ihr Lager eine ganze deutsche Meile Wegs im Umfang hatte; daran mag man die Bedrängnis der Franken wohl bemessen, die nicht über zwölf Mann waren. Auch machten die Heiden große Anstrengungen, auf daß sie in den Turm kämen. Und der Kalif berief vor sich Marpin, den Zauberer, zu dem sprach er: „Marpin, bei dem Bart, den ich am Kinn trage, könntest du zu Wege bringen, daß uns Floripes' Gürtel werden möchte, so wollt ich dir mein Gold und Silber mildiglich mitteilen und dich allzeit als meinen besten Freund halten. Bekäm ich den Gürtel, so könnten sie sich auf die Länge nicht halten; denn der Gürtel hat die Kraft, daß sie keinen Hunger leiden werden, solange er in dem Turme ist.“ — „Gnädiger Herr,“ sprach Marpin, der Dieb, „laßt es nur erst Abend werden, und ich gelobe euch, ehe morgen die Sonne aufgeht, will ich euch den Gürtel überantworten.“ Als es nun Nacht ward, ver-

steckte sich Marpin ganz leise in den Graben, welcher voll Wasser war, und schwamm hinüber. Und da er auf der andern Seite unten vor dem Palaste war, kletterte er mit Hilfe seines wohlgemachten Steigzeuges leicht hinauf, stieg zu einem Fenster hinein und zündete ein Licht an. Darauf schlich er zu Floripes' Kammer, die er verschlossen fand, aber durch seine Kunst und teuflischen Worte öffnete er die Thür. Und als er hineinkam, sah er die Herren dort schlafend liegen; und er beschwor sie mit seiner Zauberei also, daß sie nicht leicht erwachen konnten. Darnach ging er zu Floripes, suchte den Gürtel, fand ihn und gürtete ihn sich um. Aber da er Floripes so weiß und schön liegen sah, vermeinte er mit nichten von dannen scheiden zu können, er hätte sie denn zuvor geküßt, wie er auch that. Davon erwachte Floripes jählings und schrie laut, also daß ihre Jungfrauen und auch die Ritter erwachten. Als die Jungfrauen den schwarzen und mißgestalten Marpin erblickten, ergriffen sie alle die Flucht. Auch Guido von Burgund hatte Floripes' Stimme gehört; er lief zu ihr mit gezücktem Schwert und rief ihr zu, sie solle sich nicht fürchten. Sobald Marpin ihn kommen hörte, sprang er jählings davon und wollte fliehen. Aber Guido ereilte ihn und hieb ihn in der Mitte von einander, und damit leider auch den Gürtel. Desgleichen ward das Licht erlöscht. Die Andern kamen hinzu und da sie Marpin tot liegen sahen, warfen sie ihn in das Meer. Der Verlust des Gürtels aber war ein unermeßlicher Schade, so daß Floripes bitterlich weinte und sprach: „Liebe Herren, der Verlust dieses Gürtels kann nimmer ersetzt werden.“ Doch die Fürsten von Frankreich trösteten sie, so gut sie vermochten.

Inzwischen kam der Tag herauf und schien über alles Erdreich; aber Marpin der Zauberer blieb aus, worüber sich der Kalif höchlich verwunderte. „Herr Kalif,“ sprach Sortibrant, „Marpin ist gewißlich tot. Ich rate, daß ihr die Euren versammelt und diesen Turm stürmet.“ Also blies man zum Streite und kamen alle Heiden mit Sturmkatzen und anderem Brechzeug, den Turm damit zu zerstören. Viele vergiftete Gere wurden zu den Franken hinauf geschossen und der Turm mit Macht bestürmt, bis den Franken, Floripes und ihren Jungfrauen großer Mangel an Speise und Trank entstand. Da sprach Floripes: „Liebe Herren, ich sehe, daß euer Gott von geringer Macht ist, dieweil er euch keine Hülfe leistet. Wahrlich, hättet ihr meine Götter so lange angebetet, sie hätten euch mit Essen und Trinken genugsam versehen.“ — „Ich bitte euch, liebe Jungfrau,“ sprach Roland, „zeigt mir eure Götter, die ihr so rühmt.“ Die Jungfrau antwortete: „Gar bald sollt ihr sie sehen.“ Und mit diesen Worten führte sie die Franken durch einen heimlichen Gang unter der Erde hin. Und am Ende desselben zeigte sie ihnen ihre Götter, die dort in großer Zierde standen: Apollo, Tervagant, Magot und Jupiter samt andern, alle von gegossenem Golde gebildet, mit

köstlichen Kleinoden und güldenen Ringen geschmückt und umgeben von wohlriechendem Balsam und seltenen Gewürzen und Kräutern. Da sprach Floripes zu Guido von Burgund: „Herr Guido, betet sie an und begehret Gnade, auf daß sie euch geneigt werden und euren Bitten willfahren!" — „Meine Jungfrau," sprach Guido, „ich kanns mit nichten thun, denn ich sehe, sie schlafen und können weder sehen noch hören." Und mit diesem Worte zog er sein Schwert und traf den Jupiter, desgleichen that Ogier dem Magot, so daß sie auf die Erde fielen und zerbrachen. Da sprach Roland: „Wahrlich, Jungfrau, ich sehe, daß eure Götter nichts wert sind; von allen, die auf der Erde liegen, sehe ich keinen sich bewegen oder dergleichen thun, als ob er wieder aufstehen wollte." Von Stund an glaubte Floripes an Gott und verachtete ihre alten Götter, indem sie sprach: „Ich sehe wohl, Roland, daß ihr die lautere Wahrheit geredet. Und wenn ich noch fürder an sie glaube, so möge mein Leib ein böses Ende nehmen. Von ganzem Herzen bitte ich den wahren Gott, daß er euch Hilfe aus Frankreich sende und daß wir Speise und Trank bekommen, uns damit zu kräftigen."

Nicht lange darnach fiel Floripes vor Schmerzen und Schwäche in Ohnmacht, worüber Guido sich inniglich betrübte. Da trat der mannhafte Olivier hervor und sagte: „Ihr Herren, lieber schlage ich mich mit den Heiden, so lange ich noch lebe, als daß ich dies Gefängnis länger ertrage." Ebenso sprach Roland. Und alsbald gürteten sie ihre Schwerter um, saßen auf ihre Pferde, ließen die Zugbrücke nieder und ritten mit kühnem Vorsatz hinaus. Und Roland sprach zu Naimes und Ogier: „Ihr Herren beide, die Not erfordert, daß ihr zwei allhier bleibet und uns die Brücke hütet, damit wir wieder herein kommen können." — „Herr Roland," antwortete Herzog Naimes unwillig, „schätzt nicht mich und mein Geschlecht für so verzagt, daß ich euer Pförtner wäre. Ich thu es wahrlich nicht! Wiewohl ich alt bin, so weiß ich doch mein Roß zu zwingen und, wenn es nötig ist, meine Feinde tapfer anzugreifen; denn meine Glieder sind erhärtet und mein Herz freudig." — „Herzog," sprach Roland, „ihr redet recht. Ziehet mit uns! Dietrich oder Gottfried, deren einer bleibe." Aber es war ihnen nicht genehm, denn keiner wollte so müßig zu Hause bleiben. Doch Roland bat sie solange, bis Dietrich und Gottfried da blieben. Dieselben verschlossen, sobald ihre Gesellen hinaus waren, die Pforte. Der Franken jeglicher hatte sich ein Schwert umgegürtet und einen guten Spieß in der Hand: also ritten sie auf Abenteuer.

Sie ersah der Kalif daher kommen; da berief er Brullanden, Sortibrant und die andern und sprach zu ihnen: „Die Franken sind aus dem Schlosse gerückt und wollen, wie mich dünkt, mit uns streiten. Wo sie nicht alle erschlagen oder gefangen werden, so wäre es mir sehr leid. Darum lasset die Heerhörner erschallen, auf daß sich die Unsern rüsten." Alsbald kam eine große Menge Heiden zusammen und rannten die Franken an. Aber Roland hielt zuvorderst mit seinen Gesellen, hatte Durandal, sein gutes Schwert, in

der Hand und rannte über die Feinde. Da schritt er so mächtig, daß in kurzem mehr denn hundert von ihm erschlagen wurden. Es kam daher gerannt Klarion, des Kalifen leiblicher Neffe, mit fünfzehntausend Heiden, und in ganz Hispanien war kein kühnerer Heide als er. Da Roland sie kommen sah, gab er seinem Pferde die Sporen und rannte voller Grimm mit gezücktem Schwerte seine Feinde an. Ihm begegnete ein Heide, der hieß Rapin; diesen traf er so, daß er ihm den Kopf bis auf die Zähne zerspaltete. Über solchen Streich erschraken die andern Heiden und fürchteten Roland so sehr, daß niemand sich ihm nahen wollte. Und auch die übrigen Franken kämpften mit großem Grimm; denn jeder wollte seine Mannhaftigkeit zeigen. Also stritten sie eine lange Weile.

Als aber der Streit geendet war und sie zurückzogen, da begegnete ihnen ein gutes Abenteuer. Denn ganz nahe bei dem Turme zogen wohl zwanzig Maulesel und Saumrosse, mit Wein, Fleisch, Brot und Wildbret beladen; sie geleitete ein Heide aus Marogant. Aber sämtliche Geleitsleute wurden von den Franken angegriffen und erschlagen. Der Herzog Naimes und Wilhelm von Estock führten die Lasttiere hinweg, und Roland mit den andern bahnte ihnen den Weg durch die Heiden, auf daß sie hineinkämen. Indem kam ihnen eine große Menge Feinde unter dem König Klarion, der ihr Hauptmann war, entgegen; diese rannten die Christen so wütend an, daß der Herzog Basin von Genua tot blieb. Und an dem wars noch nicht genug, denn da Klarion Guidon von Burgund heftig drohte und ihm Guido solches vergelten wollte, vorsprengte und seinen Feind zu schlagen begehrte, da ward sein Pferd unter ihm erstochen, also daß er fiel. Und ehe er sich wieder aufrichten konnte, war er von mehr als hundert Heiden umringt, die ihm den Helm abnahmen und die Augen hart verbanden. Sie knüpften ihm auch die Hände auf dem Rücken zusammen und führten ihn also vor sich hin. Sehr betrübt waren die Vettern von Frankreich, als sie ihren Gesellen also gefangen wegführen sahen; doch wehrten sie sich so mannhaft, daß sie mit Gewalt die Menge der Feinde durchdrangen und mit ihrer Beute in den Turm kamen. Da wurde die Pforte fest verrammelt und ein jeder schickte sich an zu essen.

Sobald Floripes vernahm, daß die Franken gekommen waren, ging sie ihnen entgegen und fragte nach Guido, ihrem lieben Mann. „Schöne Jungfrau,“ sprach Roland, „setzt keinen Trost auf ihn; denn ihr habt ihn verloren und werdet ihn niemals wiedersehen. Die Heiden haben uns Guido mit Gewalt entführt, und wir wissen nicht, was mit ihm geschehen werde.“ Da fiel Floripes vor Schmerz in Ohnmacht, als ob sie tot wäre. Aber Rolanden jammerte das und er hob sie wieder von der Erde auf. Und als sie wieder zu sich kam, rief sie mit klagender Stimme: „O Jesu, mein Herr und Heiland, ich bin ihm verlobt, und wollte um seinetwillen Christin werden. Weh mir, unsre Liebe hat sich bald geendet!“ Roland konnte den Jammer der Jungfrau nicht länger mit ansehen, sondern sprach: „Fasset wieder

ein Herz! denn ehe zwei Tage vergehen, sollt ihr euren Guido wieder haben. Und wisset, ich wollte lieber tot sein, als daß ich ihn im Stich ließe. Doch euer Weinen und Klagen mag ihn euch nicht wiederbringen. Seit drei Tagen habt ihr keine Speise genossen; aber Gott hat uns geholfen, daß ihr und eure Jungfrauen sich wieder erholen mögen. Und wisset, hätten wir Guidon nachgesetzt, so wäre uns der Proviant entzogen worden.“ Nach diesen Worten setzten sich die Herren und die Jungfrauen nieder, aßen von dem, was sie gewonnen hatten, und lobten Gott inniglich, denn sie wurden wohl ersättigt.

Unterdessen war Guido vor den Kalifen geführt, mit verwandeltem und bleichem Antlitz, denn er hatte seit drei Tagen nichts gegessen und getrunken. Ihm ward vor dem Kalifen der Harnisch abgezogen. Und als ihn Baland so wohlgestaltet sah, fragte er ihn, wie er heiße. „Kalif,“ sprach Guido, „ich heiße Guido von Burgund, ein Unterthan der Krone zu Frankreich und Geschwisterkind Rolands, des unverzagten Ritters, den man allenthalben fürchtet.“ — „Ich kenne dich wohl,“ antwortete der Kalif, „es ist mehr denn sieben Monate, daß meine Tochter dir hold ist, was mir höchlich mißfällt. Doch wer sind die, die in meinem Palast verschlossen sind und von denen wir so großes Ungemach erleiden?“ — „Das will ich dir gerne sagen,“ sprach Guido, „in deinem Schlosse sind der kühne Roland, Olivier sein Gesell, der unverzagte Dietrich von Ardennen, Richard von Normandie, Gerhard von Mondidier, Herzog Raimes von Baiern und Basin von Genua; doch diesen habt ihr getötet. Auch ich bin einer von ihnen; wills Gott und Kaiser Karl, so werd ich wohl gerächt werden.“ Der Kalif ward über diese Worte zornig; das sah ein schnöder Heide, der hob die Faust und gab Guido damit einen Streich ins Antlitz, daß ihm das Blut niederrann. Guido, von Zorn ergriffen, nahm den Heiden beim Haar und gab ihm mit der andern Hand einen so harten Streich auf den Nacken, daß er ihm den zerschlug; ohne Hand und Fuß zu regen blieb der Heide tot auf der Erde vor seinem Herrn liegen. Darüber ward der Kalif sehr erbost, nicht so sehr um den Heiden, als um die Schmach, die ihm in seiner Gegenwart von Guido geschehn war, und schrie mit lauter Stimme, daß man ihn ergreifen solle. Alsbald griffen die Heiden Guido an, schlugen ihn hart und hätten ihn zu Tode geschlagen, wenn ihnen nicht der Kalif selbst gewehrt hätte.

Nun besandte der Kalif Baland seine Fürsten Brulland und Sortibrant und bat sie um Rat, wie er mit diesem Gefangenen, der ihm solche Schande erzeigt hätte, verfahren sollte. „Herr,“ sprach Sortibrant, „wollt ihr mir folgen, so lasset einen Galgen aufrichten, nahe bei dem Turmgraben, wo die Franken sind, und daran sollt ihr morgen den Gefangnen henken lassen. Und befehlet, daß zehntausend Gewappnete an einem verborgenen Ort nahe dabei versteckt werden. Ich weiß, die Franken sind so kühn, sehen sie ihren

Gesellen henken, sie ziehen heraus, ihm zu helfen. Wenn das geschieht, sollen eure Diener aus dem Hinterhalt hervorbrechen und sie mannlich angreifen. Alsdann bekommt ihr sie alle und möget mit ihnen verfahren nach eurem Belieben.“ Der Rat gefiel dem Kalifen; er ließ den Galgen aufrichten und alles machen, wie Sortibrant geraten hatte. Und es wurden versteckt zwanzigtausend wohlgerüstete Heiden, denen ward der König Marion als Hauptmann gegeben. Darnach gebot der Kalif dreißig Heiden, Guido zum Galgen zu führen und daran zu hängen. Diese schnöden Hunde hörten nicht auf, mit Stecken Guido auf den Rücken zu schlagen, bis sie zum Galgen kamen, also daß sie ihm das Fleisch bis auf die Knochen übel verwundeten. Man mag wohl ermessen, wie ihm zu Mute war, zumal da ihm die Hände auf den Rücken gebunden waren. An seinem Halse hing ein hänfener Strang, mit dem man ihn leitete; dazu waren ihm die Augen hart verbunden, so daß er nicht wußte, wo er war, noch wohin man mit ihm wollte. Da sprach er: „O mein Gott und Erlöser, ich bitte dich, nimm meine Seele zu dir, denn mit meinem Leibe gehts zu Ende! O Roland, lieber Vetter, gedenke meiner! du wirst mich nie wieder sehen.“ Im selben Augenblick sah Roland zum Fenster hinaus und gewahrte einen aufgerichteten Galgen; erschrocken sprach er zu seinen Gesellen: „Liebe Herren, ich kann mir nicht denken, wozu dieser Galgen errichtet ist.“ Aber sobald ihn Herzog Naimes ersah, sprach er: „Ohne allen Zweifel will man Guido daran henken.“ Während dieser Reden sahen sie Guido entkleidet zum Galgen hinauf führen. Floripes bemerkte, wie die Fürsten erblichen, und ging zu ihnen, zu erfahren, was ihnen wäre. Da sah sie selbst, wie der Galgen aufgerichtet und ihr Gemahl, schändlich entblößt, daran gelehnt stand. Da hub sie an zu rufen: „O ihr edlen Ritter, wollt ihr zusehen, wie man euren Gesellen schmählich erhängt? Seid gewiß, stirbt er, bei dem Gott, der mich erschaffen hat, so spring ich mich aus diesem Fenster zu Tode.“ Darauf umfaßte sie Rolands Kniee und flehte: „Herr Roland, um Gottes willen, helft meinem Freunde! Eilt euch zu wappnen! ich will die Pferde satteln! die Zeit ist kurz! wenn Gott nicht hilft, so habt ihr zu lange gesäumt.“

Noch ehe Floripes die Rede geendet, hatten sich die Franken gewappnet, ihre Schwerter umgegürtet, ihre Schilde gefaßt und die Pferde bestiegen. So sprengten sie hin aus dem Palast.. Floripes und ihre Jungfrauen verschlossen die Pforte und zogen die Brücke auf. Eben führten die Heiden Guido mit verbundenen Händen und Augen den Galgen empor, da gab Roland seinem Pferde die Sporen, und so thaten auch die andern und riefen den Heiden zu: „Ha, ihr schnöden Verräter, die Sache soll nicht nach eurem Willen gehn. Ihr habt etwas angefangen, das euch zu bösem Ende wird.“ Als die Heiden dies tapfre Geschrei vernahmen, da ergriffen sie alle dreißig die Flucht. Roland und die andern Vettern von Frankreich eilten ihnen nach und hieben zwanzig von ihnen nieder. Nun aber brachen erst die versteckten Heiden mit

großem Lärm aus ihrem Hinterhalte hervor; unter ihnen war Kornifer, ein Mann von großer Kühnheit, der saß auf einem Rappen von sonderlicher Güte und rief den Franken zu: „Ihr Thoren, kommt ihr dem Gefangnen zu Hilfe? Mit ihm sollt ihr euren Lohn empfangen.“ Roland hörte ihn rufen; und erzürnt wie ein rasender Wolf hielt er mit gezücktem Schwert, den Heiden erwartend. Und als dieser heran kam, gab er ihm mit seinem guten Schwert Durandal einen so harten Streich, daß er ihm das Haupt und den Leib bis zum Gürtel zerspaltete. Als der Heide tot war, rannte Roland zum Galgen, befreite den Guido und hieß ihn sich wappnen und sich an seiner Seite halten. Und da Roland einen andern Heiden erschlug, entwappnete ihn Guido, legte den Harnisch selber an und saß auf des Erschlagenen Pferd. Dies alles geschah nicht ohne große Anstrengung; denn alle Heiden, die im Walde versteckt waren, kamen herbeigerannt und thaten den Franken viel zu Leide. Aber mit Gottes Hilfe behielten diese die Oberhand und streckten so viele Heiden in den Sand, daß der Ort, wo sie stritten, mit Toten bedeckt war; doch trotz aller Arbeit vermochten sie nicht durch die Heiden hindurch zu kommen.

Unterdessen wurden andere zehntausend Heiden gewappnet, die den Franken den Rückzug abschneiden sollten; als Roland dies merkte, sprach er zu seinen Gesellen: „Liebe Herren, laßt uns eilends zurückziehen, ob wir vielleicht die Brücke noch gewinnen.“ Aber Guido von Burgund sprach: „Ihr wisset, daß wir im Turme keinen Proviant haben, und wenn wir auch drinnen wären, so wüßten wir doch nichts zu thun, als zu streiten. Ist es Gottes Wille, daß wir sterben sollen, so wollen wir den Tod als tapfre Ritter willig empfangen.“ Alle Herren waren Guidos Meinung und beschlossen, sich mannhaft zu wehren. Indem lag Floripes in einem Fenster, erkannte ihren geliebten Guido und rief ihm mit heller Stimme zu, daß er käme und sie küsse. Das hörte auch Ogier von Dänemark und sprach: „Liebe Herren, habt ihr die Worte der Jungfrau verstanden? Wahrlich, sie ist würdig, daß man große Dinge um ihretwillen thue. Und wenden wir nicht um, so ist sie selbst in Gefahr.“ Da wurden sie alle einmütig, die Feinde tapfer anzugreifen; das thaten sie und drängten die Heiden mit Gewalt, den Platz zu räumen. Und wie sie so den Rückweg zum Schlosse nahmen, begegneten ihnen zwanzig Saumtiere, reichlich mit Wein, Korn, Brot und Fleisch beladen. Und sie schlugen alle, die dabei waren, tot, wandten alle Mühe an, den Proviant mit sich zu führen und thaten auch solche Arbeit, daß sie in das Schloß kamen. Da waren sie vor den Heiden sicher; denn sie hoben ihre Brücke auf, verschlossen die Pforte und hatten nun Speise wohl auf zwei Monate.

Ein jeder mag bedenken, wie dem Kalifen zu Mute war, da er sah, daß Guido seinen Händen entzogen und die Franken mit Speise beladen ihm entronnen waren. Darob heftig erzürnt berief er Brulland von Mommier

und Sortibrant von Kunimber und begehrte ihres Rates. Sortibrant antwortete: „Herr Kalif, ich rate, daß alle die Eurigen zur Stunde gewappnet werden und daß man allerlei Brechzeug mitnehme und ernstlich den Turm angreife und zerstoße. Darnach lasset tausend Drommeten und Heerhörner blasen. Wenn dann die Franken ein so großes Getöse hören, werden sie sich darob entsetzen. Dann möget ihr ohne Mühe und Widerstand das Schloß erobern." Darauf versetzte Brulland: „Mein Freund, gedenket nicht die Franken mit eurem Geblase und Lärmen zu erschrecken; denn sie sind nicht so furchtsamen Gemütes. Und ich glaube wahrlich, ihr Gott ist mit ihnen darin, denn er erzeigt ihnen große Hilfe; aber unsre Götter sind unselig und schon lange haben wir ihres Beistands entbehrt." Da ward der Kalif zornig und sprach: „Ihr habet thöricht geredet." Er faßte einen Stecken und wollte Brulland damit schlagen. Aber Sortibrant hielt ihn zurück, daß er den Schlag nicht vollbrachte, und sprach: „Herr Kalif, mäßiget euren Zorn! Bedenkt lieber, wie wir den Palast stürmen und die Franken überwinden mögen."

Hierauf ließ der Kalif seine Drommeten, Heerhörner und allerlei Instrumente erschallen, damit that man jedermann kund, daß man stürmen sollte. Das Schloß ward mit so vielen Heiden umgeben, daß ihre Runde eine welsche Meile begriff. Darnach ließ der Kalif einen listigen Zauberer kommen, genannt Marbo, der machte zwei Gerüste, die oben verdeckt waren, so daß die Franken die Heiden darunter nicht beschädigen konnten; und durch dieses Brechzeug gewann er den vordersten Teil des Schlosses. Dadurch wurden die Franken sehr ergrimmt und wie zornige Löwen kamen sie zu der Pforte. Dabei eilten ihnen die Jungfrauen zu Hilfe, die gewappnet hoch an den Zinnen standen und Steine, Eisen und dergleichen herabwarfen, und wen sie trafen, der mochte von Glück sagen, wenn er nicht tot liegen blieb. Solches trieben sie eine lange Weile. Endlich kam der Zauberer zu dem Kalifen und sagte: „Gnädiger Herr, ich habe Werkzeuge bereit, durch welche ich euch ganz in kurzem die Franken mit dem Palast zu überantworten hoffe. Befehlet den Euren zurückzuziehen und lasset mir nur fünfzigtausend wohlgerüstete Mannen." Da die bereit waren, wie er begehrt hatte, hieß er sie den starken Turm umringen, und durch seine Kunst machte er Feuerwerke, zündete sie an und setzte damit den Turm in Flammen. Diese Feuerwerke waren so zugerichtet, daß sogar Stein und Mörtel verbrannte, darob die Franken heftig erschraken. Doch Floripes sprach zu ihnen: „Liebe Herren, laßt euch dies nicht erschrecken!" Und zur Stunde brachte sie etliche Kräuter, ließ sie durcheinander zerstoßen und mit Wein vermengen, und befahl dann diese Flüssigkeit auf das Feuer zu gießen. Und wo sie das Feuer erreichte, da verlosch es. Als dies der Kalif sah, raste er vor Wut und schwur, seine Tochter solle eines schmählichen Todes sterben.

Nun riet Sortibrant, man solle die Drommeten blasen und noch einmal

stürmen, denn jetzt wäre es Zeit, da den Franken Steine und Wurfgeschosse fehlten; darum möchte man sie um so leichter bewältigen. Seinem Rate ward gefolgt und mit aller Kraft zum Sturme gegriffen. Da wurden Gere und Pfeile dermaßen zu ihnen geschossen, daß den Franken deuchte, es wollte eine Finsternis werden; also bedeckte die Menge der Geschosse die Luft. Und auch Mauern und große Quadersteine fielen von ihrem Stürmen darnieder. Da erschraken die Franken und meinten, daß keiner von ihnen mit dem Leben davon kommen werde, denn sie sahen die inneren Mauern des Palastes haufenweise niederstürzen. Aber Floripes sprach: „Liebe Herren, seid unerschrocken; der Turm ist stark genug. Dazu liegt hier innen meines Vaters Schatz ganz zu Bildwerken und Spangen geschmiedet. Laßt sie uns holen! wir mögen die Heiden damit ebenso gut und noch besser als mit Steinen beschädigen.“ Auf diese Worte trat zu ihr Guido von Burgund, ihr Verlobter, und vor Freuden küßte er sie gar zärtlich auf den Mund. Da ging sie und erschloß ihres Vaters Schatz; den fanden sie unermeßlich groß. Und sie nahmen ihn, trugen ihn auf die Zinnen und warfen damit die Heiden gar mächtig. Da die Heiden das Gold zu Thal werfen sahen, da ließen sie vom Sturm ab und erschlugen sich untereinander aus Habsucht. Darob ergrimmte der Kalif unbändig und rief mit lauter Stimme: „O ihr heidnischen Herren, laßt diesen Sturm, der mir zu unersetzlichem Schaden gereicht. Denn ich sehe, daß mein Schatz, den ich so lange gespart habe, zerstreut wird. Und doch hatte ich ihn meinem Gotte Machomet befohlen! aber er hat seiner übel gehütet und, bei meiner Seele, er soll es noch beweinen!“ — „Herr Kalif,“ sprach Sortibrant, „seid darum Machomet nicht gram; denn der kann nicht dafür, daß man ihn so betrogen und beraubt hat. Er muß geschlafen haben.“

Nun brach die Nacht herein, und zornig mußte der Kalif heimziehen und aß zu Nacht. Und wie er bei Tische saß, stand Roland mit seinen Gesellen oben auf dem Turm, um sich an der Kühle der Nacht zu erlaben. Und indem er sich in tiefen Gedanken an die Zinne lehnt, sieht er den Kalifen bei Tische sitzen. Alsbald ging er zu seinen Gesellen zurück und sprach: „Ich sehe, meine lieben Brüder, wie der Kalif mit seinen vornehmsten Herren über dem Nachtmahl sitzt; sie wähnen den Imbiß mit Ruhe zu genießen. Mich deucht, es wäre ein rechter Heldenstreich von uns, wenn wir versuchten ihm die Ruhe zu stören.“ Die andern stimmten ihm bei, wappneten sich, schieden ganz stille aus dem Palast, thaten ihr Thor heimlich auf und zogen den nächsten Weg zu des Kalifen Herberge. Der Kalif hatte seinen Neffen Eppulard bei sich und sprach zu ihm: „Mein lieber Neffe, vielleicht wollen die Franken uns unser Nachtmahl versäuern. Darum rüste dich eilends, und wenn sie kommen, so schaffe, daß sie wohl empfangen werden und mit Schanden wieder abziehen.“ Alsbald rüstete sich Eppulard mit den Seinen, saß auf ein gutes Roß, nahm einen Ger in die Hand und kam den Franken entgegen. Und zuerst traf er Rolanden mit dem Ger, so daß Roland ganz

betäubt war; doch berührte der Stoß ihm die Haut nicht. Roland rannte den Heiden an und traf ihn so hart, daß er vom Rosse fiel. Aber der Heide war behend und kräftig, sprang auf und kam geschwind wieder auf sein Roß. Nun traf ihn Roland noch einmal mit seinem guten Schwerte, so daß er abermals auf die Erde fiel, ergriff ihn mit Gewalt, legte ihn die Quere vor sich auf sein eigenes Roß und führte ihn hinweg. Der Kalif tobte und schrie, daß man seinem Neffen zu Hilfe käme. Aber Roland hörte nicht auf zu rennen, bis er mit seinen Gesellen in den Palast kam. Da verschlossen sie die Pforte und waren sicher. Den Heiden Eppulard übergaben sie der Jungfrau Floripes, fragten aber zuvor, wie sein Name wäre. Da antwortete sie: „Er ist meiner Mutter Schwestersohn, des Kalifen Neffe, gewaltig reich und von meinem Vater sehr geliebt." — „Bei meiner Seele, liebe Jungfrau," sprach Herzog Naimes, „dann soll er nicht getötet werden. Denn falls unser einer gefangen würde, könnten wir ihn durch einen Wechsel wieder bekommen." Da waren auch all die andern Vettern mit Herzog Naimes' Meinung einverstanden.

Richard von Normandie sprach zu seinen Gesellen: „Ich rate, wir schicken einen zu Kaiser Karl, der ihm unsre Not zu wissen thut, sonst müssen wir ersterben." Aber Herzog Naimes versetzte: „Wie mich dünkt, redet ihr von einer großen Thorheit; denn ich weiß keinen Menschen hier innen, der sich solcher Botschaft unterwände. Seht ihr nicht ringsum das ganze Land von Heiden bedeckt? Sobald er hinauskäme, würde er erschlagen werden." Aber Dietrich von Ardennen und Ogier von Dänemark redeten wie Richard, und Roland sprach: „Morgen früh will ich mich selber der Botschaft unterziehen." Doch Herzog Naimes fiel ihm ins Wort und sprach: „Herr Roland, laßt euch meine Rede nicht mißfallen! Unter uns allen ist keiner ungeeigneter dazu als ihr. Denn sobald die Heiden eure Abwesenheit bemerkten, so würden sie uns nicht mehr so fürchten wie bisher. Bleibt ihr aber bei uns, so sind wir desto sicherer vor unsern Feinden." Wilhelm von Estock erbot sich williglich die Botschaft zu übernehmen, desgleichen Gerhard von Mondidier und Guido von Burgund. Aber Floripes wollte es ihrem Liebsten nicht gestatten. Endlich beschlossen sie einhellig, Richard solle sich der Botschaft unterziehen, und Roland sprach: „Ich rate, daß wir morgen früh unsre Feinde überfallen und uns mannhaft wehren. Dann werden sie nur darauf bedacht sein, uns zu erschlagen. Unterdessen mag Richard wohl ihren Händen entgehen und sicher hinziehen, zumal da ihm die Wege der Landschaft wohl bekannt sind."

Also kam die Nacht, und sie gingen zur Ruhe. Aber am andern Morgen hüteten die Heiden die Pforte so wohl, daß ihrer keiner heimlich davon kommen mochte. Und sie mußten ihren Anschlag zwei Monate lang verschieben und konnten keinen Ausweg finden; bis einst der Kalif auf die Jagd ritt

und in der Nacht die Brücke unbewacht stand. Da wappneten sich die Fürsten, saßen auf ihre Pferde und rannten graden Wegs auf das Lager zu. Aber sobald die Heiden ihrer inne wurden, ließen sie Drommeten und Heerhörner erschallen, also daß die ihrigen in großer Anzahl zusammenliefen. Als nun die Franken hinausgekommen waren, war Richard von der Normandie von ihnen geschieden, seinen vorgenommenen Anschlag zu vollenden. Und ehe die Vettern wieder ins Schloß zurückzogen, ward mancher Heide erschlagen. Endlich kamen sie ohne Schaden wieder in ihre Festung, stiegen auf die Zinnen und sahen, wie sich Richard halten würde.

Dieser war schon fern vom Lager, empfahl sich Gott dem Allmächtigen und mahnte sein Pferd so oft mit den Sporen, daß man seinen Hufschlag wohl spürte. Und als er auf den Gipfel eines kleinen Bergleins kam, da ging der Tag heiter und schön auf, also daß er vom Heidenlager aus wohl gesehen werden konnte. Und zuerst ward seiner inne Brulland und Sortibrant, die miteinander sprachen. Da gingen sie beide zu dem mächtigen und kühnen Heiden Klarion, des Kalifen Vetter, und sagten: „Herr, sehet dort einen von den gefangnen Franken, welcher von seinen Gesellen geschieden ist; wo ihr nicht dazu thut, möchte uns viel Übles draus entstehen, wenn er zu Kaiser Karl käme." Zur Stunde wappnete sich Klarion, saß auf sein gutes Pferd, faßte den Schild, gürtete sein Schwert um, nahm einen starken Spieß zur Hand und rannte Richarden nach, gleich als ob er unsinnig wäre, und die andern Heiden folgten ihm. Richard war vom Pferde gestiegen, saß aber eilends wieder auf, wiewohl er noch nicht wußte, daß die Heiden ihm nachjagten. Und da er aufsaß, sprach er: „O mein Schöpfer, gieb mir Gnade und Trost, daß ich meinen Herrn, den Kaiser Karl, gesund finde und meinen bedrängten Gesellen Freude und Rettung bringe!" Und wie er dies Gebet geendet, blickt er hinter sich und sieht, daß ihm nachgeeilt wird. Denn die Heiden rannten ihm heftig nach und waren wohl vierzehntausend Mann stark. Ihr Hauptmann, der König Klarion, rannte vor den andern weit voraus auf seinem schnellen Pferde. Richard hielt auf einem kleinen Bühel und sah die Heiden ihn wütig verfolgen. Da merkte er, daß er nicht entfliehen könnte, da Klarion auf seinem Pferde ihm schon ganz nahe war. Dasselbe Pferd hatte zweierlei Farben an sich, die eine Seite war weiß wie eine Lilie, die andre rot wie Zunder. Sein Schweif war von der Breite eines Pfauenschwanzes, und stand ein wenig in die Höhe, wie bei den Feldhühnern, wenn sie laufen. Es hatte auch starke Schenkel, breite Füße, kleine geschmückte Ohren, eine weiße Mähne, weit aufgeblasene Nasenlöcher, eine wohlgerundete Brust, schöne lichte Augen. Sein Sattel war von Elfenbein, desgleichen die mit Gold umlegten Zäume; die Steigbügel waren von klarem Golde, ebenso Brustriemen und Steigleder. Vier starke Gurte waren am Sattel, an welchem mehr als hundert goldene Schellen, lieblich tönend, hingen. Als ihm jetzt der Heide die Sporen gab, da that es einen Sprung zwanzig Schuh weit. Herzog

Richard hatte sich gewandt, und der Heide rannte ihn mit so gewaltigem Stoße an, daß er ihm schier den Schild zerbrochen hätte. Aber Richard sprengte nun voller Zorn mit gezücktem Schwert gegen den Heiden. Und als des Heiden Pferd vor sich sprang, hob Klarion sein Haupt auf: da traf ihn Richard dermaßen in den Hals, daß das Haupt wohl auf Spießesweite hinflog. Also fiel Klarion tot zur Erde. Nun saß Richard ab und sprang auf des Heiden Pferd, mit dem er besser versehen war als je sein Lebtag; denn es war so stark, daß es sieben gewappnete Ritter tragen konnte und noch keinen Tropfen schwitzte. Durch ein tiefes und breites Wasser zu schwimmen, fand man seines gleichen nicht. Darauf sprach Richard mit betrübtem Gemüte zu seinem Pferde: „O Doustin, edles Roß, um deinetwillen bin ich sehr traurig, daß ich dich nicht mit mir führen kann, wie ich gern möchte. Ich bitte den ewigen Gott, dir solchen Weg zu weisen, daß du christlichen Leuten dienen mögest. Habe großen Dank, mein liebes Pferd, denn du bist mir in manchem Streite und auf allen Wegen treu gewesen.“ Hierauf ritt er eilends fort.

Bald kamen auch die andern Heiden gerannt und fanden Klarion ohne Haupt auf der Erde liegen, worüber sie sehr betrübt wurden. Und sie wußten nichts anderes zu thun, als Richards Pferd zu fangen. Aber da es ihnen mit Beißen und Schlagen widerstand, konnten sie das nicht zuwege bringen. Das Pferd aber lief graden Wegs wieder dahin, wo es hergekommen war. Und der erste, der es ersah, war Baland der Kalif, der berief Garant, einen Sohn des Königs Grohier, und Sortibrant, und sprach zu ihnen: „Bei Apollo, ich soll billig meinen Neffen Klarion vor anderen ehren und wert halten. Ich merke, daß er den Franken erstochen hat. Denn sehet, dort kommt des Getöteten Pferd!“ Und also gebot er, es zu fangen. Aber da Richards Pferd merkte, daß man mit Gewalt Hand an es legen wollte, entlief es ihnen allen bis zu der Pforte des Palastes. Und als die Franken Herzog Richards Pferd erblickten, erschraken sie heftig, öffneten ihm jedoch die Pforte und ließen es ein. Und nachdem sie die Pforte verschlossen, umstanden sie das Pferd mit bittrer Klage, und zuerst sprach Herzog Naimes: „Ja, Richard von der Normandie, Gott sei deiner Seele barmherzig!“ Da Roland und Olivier samt den anderen dies hörten, huben sie alle an zu weinen. Floripes kam hinzugegangen und sah die Herren traurig ihr Leid klagend stehen. Und sie sprach zu ihnen: „Liebe Herren, mäßigt eure Klage! uns allen ist bis jetzt die Wahrheit verborgen.“

Während sie so redeten, kamen die Heiden mit ihrem toten Hauptmann Klarion, den sie daher trugen, zurück, und da sie der Kalif kommen sah, rief er ihnen fröhlich zu: „Nun? ist mein Neffe frisch und gesund?“ — „Herr Kalif,“ antworteten die Heiden, „wir können euch nicht betrügen; Klarion ist tot.“ Da der Kalif dies hörte, fiel er vor großem Leide wohl viermal in Ohnmacht, als ob er tot wäre, darüber große Betrübnis im Lager entstand. Die Franken hörten diese Klage und sonderlich Floripes, welche die

heidnische Sprache besser als die andern verstand. Sie sprach: „Herr Roland, wißt ihr, warum sich dieses Leid erhebt? Es ist wahrhaftig wahr, Richard euer Gesandter hat den König Klarion erschlagen und ihm sein Pferd abgewonnen, desgleichen an Güte in der Welt nicht mag gefunden werden. Und darum, sowohl um das Pferd als um Klarion sind die Heiden so betrübt. Deshalb bitt' ich euch, seid alle wohlgemut!" Da sprach Olivier: „Roland, lieber Gesell, wie freut mich diese Rede! Gebenedeit sei Richard, daß er also seine Mannheit erzeigt hat!" Gleicherweise sprachen die andern Vettern von Frankreich.

Da nun Richard entkommen war, berief Baland einen Mann mit Namen Orages vor sich; den hieß er auf ein Dromedar sitzen, um etliche Briefe an Gallofroi, den Hüter der Brücke Mantribel, zu überbringen. „Daß du nicht feierst!" sprach er zu ihm, „sondern ohne Verweilen gen Mantribel reitest und Gallofroi fragest, warum er die kaiserlichen Boten, die mir soviel Verdruß bereiten, habe durchziehen lassen! Du weißt es recht auszurichten. Ich schwöre bei Machomet, er soll inne werden, daß er unrecht gethan hat. Nun haben sie auch einen Boten an Karl entsandt; wenn dieser es erfährt, so bin ich übel dran, und darum sage dem Gallofroi, daß er niemand durchziehen lasse. Sag ihm auch, wenn er anders thut, so will ich ihm die Augen aus dem Kopfe stechen und ihn eines schimpflichen Todes sterben lassen." — „Gnädigster Herr," sprach Orages, „ich will eurem Gebot gehorsam sein." Also schied er von dem Kalifen, saß auf sein Dromedar und ritt ohne Verweilen, bis er nach Mantribel gelangte. Da sprach er zu Gallofroi: „Herr Gallofroi, der Kalif ist sehr zornig, daß du die Franken, die ihm großen Schaden zugefügt haben, über die Brücke gelassen hast. Die Ursache aber, weshalb ich so eilends herkomme, ist diese: nach mir kommt ein Ritter, von den belagerten Franken zum Kaiser Karl um Rettung ausgesandt; der hat den König Klarion erschlagen. Darum hüte dich wohl, daß er nicht hinüberkomme; denn geschähe es, so kostete es dir das Leben." Über diese Rede war Gallofroi heftig bewegt und unmutig, er schäumte wie ein wilder Eber und ergriff einen Stecken, womit er den Boten geschlagen hätte, wäre es ihm nicht von den Seinen verwehrt worden. Jedoch stieg er auf einen Turm, blies ein Horn und versammelte wohl mehr denn fünfzehntausend Mann; die waren bald gerüstet und ritten über die Brücke. Und da sie hinüber waren, ließ er zur Stunde die Brücke aufziehen, und sie rannten hin und her, Richard zu suchen, ob sie ihn irgend finden möchten.

Unterdes ritt Richard von Normandie mit großer Furcht, und nicht ohne Grund, denn er sollte allein über die Brücke von Mantribel reiten. Und als er näher kam, sah er das ganze Feld mit Reitern bedeckt. Wie er nun so nahe bei dem Wasser war, kamen die Heiden mit großem Geschrei auf ihn zu.

Unter ihnen war einer, des Kalifen nächster Verwandter, der eilte voran und rief Richarden zu: „O Bote, bedenke deinen Tod! denn jetzt ist die Zeit gekommen, da des Königs Marion Sterben gerächt werden soll.“ Diese Reden behagten Richarden gar nicht wohl, er wandte sein Pferd gegen den Heiden, legte seinen Spieß ein und traf den Schreier durch die Brust so kräftiglich, daß er tot zur Erde fiel. Darauf spornte Richard sein unvergleichliches Pferd und ritt an das Wasser, das floß so geschwind, wie der Bolzen von der Armbrust fliegt, und machte so schreckliche Wellen, daß kein Schiff darauf fahren konnte. Als dies Richard ersah, befahl er sich mit betrübtem Herzen Gott und flehte ihn um Schutz an, bis er seine Botschaft dem Kaiser Karl ausgerichtet hätte. Und Gott, der die Seinen, die ihn mit treuem Herzen anrufen, nimmer verläßt, gab ein Zeichen der Liebe, die er zu Kaiser Karl trug. Denn wie Richard noch hielt in Gedanken, was er thun sollte, da hob sich das Wasser, das eben noch um mehr als ein Lanze tief unter dem Ufer dahin gerauscht hatte, durch Gottes Gnade in die Höhe, bis es dem Ufer gleich war, und darüber schwamm ein weißer Hirsch. Und da Richard die Feinde auf sich zueilen sah, setzte er in das Wasser dem weißen Hirsche nach, zeichnete sich mit dem heiligen Kreuz und sprach den Namen Gottes, im Herzen ihn bittend, daß er ihn vor Leid behüte.

Darob erschraken die Heiden sehr, und war keiner unter ihnen, der gewagt hätte nachzuschwimmen, zumal da sich auch das Wasser jählings wieder in sein altes Bett herabsenkte. Als Gallofroi ersah, daß ihm Richard entronnen war, ließ er schnell die Brücke nieder und gebot, ihm nachzueilen; denn er wußte, wenn ihnen der Bote entging, wäre ihnen allen der Tod gewiß. Richard aber, sobald er über das Wasser gekommen, dankte Gott inniglich für seine hohe Gnade, saß ab und gürtete sein Pferd fester. Darnach sprang er wieder auf Marions Roß und ritt hinweg, in der Hoffnung, bald zum Kaiser Karl zu kommen. Da nun die Heiden sahen, daß ihr Nachjagen umsonst war, kehrten sie wieder um und zogen ihre Harnische aus; denn sie konnten nichts weiter thun.

Inzwischen hatte der große Kaiser Karl beschlossen, seine Boten, um die er in Leid und Sorgen war, zu suchen und ihnen mit Heeresmacht zu Hilfe zu kommen. Als nun eines Morgens zum Aufbruch geblasen ward und Karl mit den Seinen anhub zu reiten, kehrte der Kaiser sein Antlitz gegen Aufgang der Sonne. Da sah er einen Ritter mit bloßem Schwert in der Hand eilends daherrennen. Alsbald berief er die Mächtigsten des Heeres vor sich und befahl, das Heer sollte stillhalten. „Ich sehe,“ sprach er, „einen Ritter in großer Hast hieher rennen und mich dünkt, es ist Richard von Normandie. So bitt' ich denn Gott, daß er mich heut mit guter Botschaft erfreuen wolle.“ Während dieser Rede kam Richard herangesprengt und grüßte den Kaiser

demütig. Karl sprach erfreut zu ihm: „Richard, wie geht es euch? wo ist mein Neffe Roland hingekommen und die anderen alle, daß ihr allein reitet? Sind sie lebendig oder tot? das verschweigt mir nicht.“ Da erzählte Richard dem Kaiser alles, was sich mit den Vettern unterweilen zugetragen hatte. Und als Karl ihn mit großer Teilnahme angehört hatte, gab er Richarden seinen Segen und hieß die Seinen sich rüsten und beisammen bleiben. Aber Richard sprach: „Mit Gewalt über die Brücke von Mantribel zu kommen ist uns unmöglich. Darum rate ich, daß wir etliche von uns erwählen, deren jeder einen großen Mantel haben und darunter mit dem Harnisch versehen sein müßte, auch sein Schwert verborgen umgegürtet hätte. Uns müssen die geladenen Saumtiere folgen; ihr aber mit dem ganzen Zug sollet in dem nahen Walde halten. Befehlet, daß jedermann gerüstet sei, und wenn ihr mich mein Hörnlein blasen hört, so kommt mir stracks zu Hilfe. Auf diese Weise und nicht anders können wir den Paß einnehmen.“ Dieser Rat gefiel dem Kaiser wohl, und alsbald wurden die Fähnlein aufgerollt und der goldne Adler enthüllt. Darauf nahmen sie Heu und Gras und luden es auf die Pferde, als ob es Kaufmannsschatz wäre, und so unter ihren Mänteln wohlgewappnet nahten sie sich der Brücke. Ihrer waren wohl bei fünfhundert auserlesener Mannen, die also gekleidet waren. Richard zog vor ihnen allen hin, der Herzog Hohel von Nantes war der zweite, Guido vom Thal der dritte, Riol von Mans, ein Held mit dem Schwerte, der vierte, Herzog Reinher der fünfte. Also zogen sie bis zu der Brücke, während der Kaiser wohl mit hunderttausend Mann in dem Walde halten blieb.

Da Hohel, Reinher und die andern das Wasser Flagot so ungestüm wüten sahen, und daß die Brücke Mantribel so fest, und so gefährlich hinüber zu kommen war, erschraken sie nicht ohne Grund; denn ob auch die ganze Christenheit davor gezogen und die Zugbrücke an den eisernen Ketten nicht herabgelassen worden wäre, so wäre es unmöglich gewesen sie zu gewinnen. Richard sprach zu den Seinen: „Ihr Herren, ich will voranziehen und erst mit dem Pförtner reden. Wenn wir die erste Pforte inne haben, so werfet alsbald eure Mäntel weg und schlaget frisch darein!“ Sie trieben ihre Säumer an und Gallofroi sah sie kommen. Darum ließ er die Brücke nieder und stellte sich in die vorderste Pforte; in der Hand hatte er eine gute Streitaxt, vor der kein Harnisch bestehen mochte. Dieser Heide war so groß und eines so greulichen Antlitzes, daß er sich vielmehr einem Teufel als einem Menschen vergleichen mochte; denn die Augen brannten ihm im Kopfe, er war schwarz wie zerlassenes Pech, der Hals war so lang wie eine seiner Hände, die Nase maß wohl einen halben Schuh, seine Ohren mochten etwa einen halben Simmer Korn halten, seine Arme und Beine waren lang und krumm, kurz sein ganzer Leib war mißgeschaffen. Der Kalif hatte ihn sonderlich lieb und vertraute ihm viel, da er auch mit ihm verwandt war. Darum gab er ihm auch die Brücke Mantribel in Verwahrung. Wie nun die Franken vor Mantribel

angelangt waren, zog Richard voran, und als er auf der Brücke war, trat Gallofroi zu ihm und sprach: „Mensch, wer seid ihr? warum seid ihr hergekommen?“ Herzog Richard verwandelte seine Sprache und redete auf arragonisch also: „Herr, ich bin ein Kaufmann und komme aus Tarraskon mit anderen Kaufleuten. Wir bringen mit uns einen großen Vorrat von seidenem und anderem Tuch und wollen mit Hilfe unsres Gottes Machomet unsre Ware zu Markte führen. Und wenn wir zu Agrimore wären, wollten wir dem Kalifen auch einen Teil unsres Kaufmannschatzes geben. Die anderen Kaufleute sind alle fremd und können die Landessprache nicht. Darum, meine Lieben, zeiget uns, wie wir zu dem Kalifen gelangen mögen.“ Darauf antwortete Gallofroi: „Mein Herr, der Kalif, fürchtet Verräterei; darum hat er mir streng entboten, ich soll weder Herren, Ritter noch Knechte hinüber lassen, ich kenne denn zuvor gewiß, wer sie seien; also will ich euch auch kennen. Laßt mich euch besehen, wer ihr seid.“ Da neigte sich Richard vor ihm und zog mit Hohel von Nantes, Riol von Mans und Reinher von Genua vorwärts auf die Brücke. Da Gallofroi dies sah, stutzte er, hieß sie still halten und nicht ferner reiten, zog die Zugbrücke wieder auf und eilte ihnen auf die Brücke nach. Da waren nicht mehr als die vier Obengenannten, zu denen sprach er mit zornigem Mute: „Ihr seid kühn gewesen, wider meinen Willen vorzureiten, darum will ich euch gefangen legen; dasselbe soll denen, die euch nachkommen, geschehen. Alsbald ziehet diese Mäntel aus, auf daß man euch erkenne! denn ihr scheint Leute von bösem Willen zu sein.“ Mit diesen Worten ergriff er Hohel bei der Kappe und drehte ihn zu drei- oder viermalen um. „Bei Gott,“ sprach Riol, „ich mag nicht länger leiden, daß man meinem Vetter so mitspiele; duld' ichs, so wär es mir eine Schande.“ Darauf warf er seinen Mantel von sich, zog sein Schwert und schlug damit grimmig auf den Heiden. Aber der war so wohl gewappnet, daß er ihm nichts weiter thun konnte, als daß er ihm ein Ohr abhieb. Richard und Reinher warfen auch ihre Mäntel ab, ergriffen ihre Schwerter und schlugen alle auf Gallofroi; aber sie konnten ihm weder Kopf noch Leib verletzen, denn er war mit eines alten Drachen Haut bekleidet, die sehr hart war. Der Heide ward zornig, erhob seine wohlschneidende Axt und vermeinte Riol zu treffen. Dieser ersah den Streich und sprang hinter sich; da traf der Heide einen Marmelstein, den er ganz und gar zerspaltete. Reinher aber ergriff einen großen Baumstamm, damit stieß er den Heiden ungestüm und traf ihn so hart, daß er zur Erde fiel. Im Fall stieß Gallofroi einen lauten Schrei aus, daß die Berge und Wälder davon ertönten und die Heiden sich alsbald zusammenscharten wohl bei zehntausend. Da lief Richard von der Normandie zurück, senkte die Zugbrücke nieder und ließ die andern fünfhundert ein. Aber die Heiden leisteten ihnen heftigen Widerstand, legten sich zu beiden Enden der Brücke und verwundeten und erschlugen viele. Da nahm Richard sein Hörnlein zur Hand und blies zu dreien malen hinein. Als Kaiser Karl das

Blasen hörte, saß er eilends zu Pferd, und so thaten auch die andern und rannten auf die Brücke. Ganelon, der nachmals ein Verräter ward, hielt sich jenes Tages mannhaft und hielt die Fahne hoch; damit trat er auf die Brücke. Beim Eindringen in die Pforte wurden auf beiden Seiten viele erschlagen, und der Kaiser bewies heute seine Kraft, denn wen er mit seinem Schwert erreichte, der war des Todes gewiß. Viele wurden in das Wasser geworfen und ertränkt. Und wie Kaiser Karl also mit den Seinen vordrang, sahen sie, daß Gallofroi noch nicht tot war, sondern einem Teufel gleichend mit seiner Axt mehr denn dreißig Franken erschlug. Darob ward der Kaiser erzürnt und ließ ihn niederhauen.

Der Ruf, daß die Brücke Mantribel gewonnen wäre, erscholl mehr denn fünf Meilen weit, also daß den Bürgern mehr als fünfzigtausend Mann zu Hilfe kamen, um die Franken zu erschlagen. Zu diesem Streit kam auch ein Riese gestampft, der hieß Amphion und sein Weib hieß Amiota; mit der hatte er zwei Söhne, jeder vier Monat alt, und war doch jeglicher zehn Schuh lang und über die Brust zwei Schuh breit. Derselbe Riese kam, einen Eisenpfahl in der Hand, vor die Pforte und schrie mit grimmiger Stimme: „Wo ist Karl, der König von Frankreich? Bei meinem Gotte Machomet, dem alten Narren wäre besser, daß er zu Paris geblieben wäre. Wenn ihn Baland bekommt, wird er ihn lebendig schinden oder verbrennen.“ Nach diesen Worten tötete er viele Franken mit seinem Eisenpfahl. Und noch viele andere liefen hinzu, den Franken den Eingang in die Stadt zu wehren. Da saß Kaiser Karl ganz erzürnt von seinem Pferde ab, faßte den Schild vor sich und zog sein Schwert. Seine Fürsten folgten ihm nach bis zu dem Riesen, und da ihm der Kaiser nahte, schlug dieser ihm mit seinem Schwerte Joyeuse einen so gewaltigen Schlag, daß er den Riesen bis auf die Füße zerspaltete. Darob erschraken die Heiden gar sehr, wie unsinnig schlugen sie auf die Franken mit Geren, Tartschen, Beilen, Klötzen und anderen tödlichen Werkzeugen. Kaiser Karl rief die Seinen, daß sie sich um ihn sammelten. Alsbald traten zu ihm Richard von Normandie, Reinher von Genua, Hohel von Nantes und Riol von Mans, die löwenmutigen. Diese vier Fürsten samt dem Kaiser trieben mit Gewalt die Heiden zur Burgpforte hinein und drangen selbst kräftiglich nach. Aber ihnen kamen mehr als zehntausend Heiden entgegen, die das Thor mit Gewalt verschließen wollten; doch wiewohl sie mit Schießen und Werfen sich heftig wehrten, konnten sie die Pforte mit nichten wieder zubringen, denn die Franken kämpften mit aller Macht. Da erhob sich großes Geruf und Geschrei. Aber beherzt und mit trotzigem Gemüt traten gewaltig in die Stadt Kaiser Karl, Reinher, Hohel, Riol und Richard, die fünf, deren jeder sein Schwert gezückt in der Hand trug. Solch gewaltiger Eintritt geschah aber nicht ohne großes Blutvergießen.

Als nun Kaiser Karl eine so unendliche Menge von Heiden vor sich sah, rief er mit kräftiger Stimme um Hilfe. Dies erhörte Ganelon und hatte,

wiewohl er später seine Tücke bewies, ein Mitleiden mit ihm. Er rief seinen Vater, Gottfried von Hautefeule, und andere seiner Blutsfreunde, die stürmten mit tausend Gewappneten nach in die Pforte. Die Heiden thaten ihnen großen Widerstand, warfen mit Balken, Steinen und allerlei tödlichen Geschossen herab und töteten viele von Ganelons Leuten. Da trat Alori der Verräter zu Ganelon und sprach: „Wir sind wahrhaftig Narren, daß wir uns hier ermorden lassen. Lieber Freund, laßt uns hinwegziehen; denn Kaiser Karl hat da drinnen Arbeit genug. Gott gebe, daß er nimmer entrinne! Wer weiter vorrückt, muß eines bösen Todes sterben. Wir aber mögen nun Frankreich nach unsrem Gefallen einnehmen und niemand kann uns widerstreben.“ Ihm antwortete Ganelon: „Das wolle Gott nicht, daß ich an meinem Herrn Verrat übe!“ — „Ihr seid ein bewährter Tropf,“ sprach Alori, „laßt ihn mit den andern zu Grunde gehen und kommt mit mir.“ — „Nein,“ versetzte Ganelon, „lieber wollt ich mir die Glieder vom Leibe hauen lassen, als daß man mir solches jemals vorwerfen soll.“ Über diese Rede zürnten Alori und Gottfried von Hautefeule, so daß große Zwietracht zwischen ihnen entstand. Indem kam Fierabras herbei und rief mit lauter Stimme: „Wo ist Karl?“ Der Verräter Alori antwortete: „Herr, ihr seht ihn nimmermehr, denn er ist dort drinnen verschlossen. Ich glaube, er ist schon tot.“ — „Und ihr andern?“ sprach Fierabras, „was zögert ihr denn, ihm zu Hilfe zu kommen? Ihr möchtet dafür wohl Verräter gescholten werden und wahrlich nicht mit Unrecht.“ Darnach rief er laut um Hilfe und Beistand, und nun drangen die Franken mit Gewalt bis zur Pforte, Fierabras und Ganelon, welcher die beiden Verräter verlassen hatte, voran. Sie waren froh, daß sie die Zugbrücke nicht aufgehoben fanden, und hielten sich so mannlich, bis sie in die Stadt kamen. Und da die Verräter sahen, daß die Stadt gewonnen war, traten sie nach, um nicht unthätig gefunden zu werden, und schlugen mit den andern in den Haufen. Ein großer Blutbach lief von den Körpern der Erschlagenen, daß es zum Entsetzen war. Die Heiden schrieen und heulten wie hungrige Wölfe; denn sie konnten keinen Widerstand mehr leisten. Darum entboten sie dem Kalifen, daß er ihnen zu Hilfe käme; da schied ein Bote heimlich von dannen, der dem Kalifen alles melden sollte.

Da nun Mantribel erobert war, kam Amiota, die Riesin, des Amphion Weib, und hörte das Geschrei der Bürger, darüber sie heftig zürnte. Sie war schwarz wie Pech, hatte Augen, rot und brennend wie eine Fackel, und ein großes Antlitz, und war wohl Spießes lang. Jetzt war sie grimmig erbost, sowohl wegen ihres erschlagenen Mannes als aus Furcht ihre beiden jungen Söhne zu verlieren. Also sprang sie aus ihrem Hause, nahm eine scharfe Sichel und verwundete damit die Franken so schrecklich, daß sie endlich nicht weiter ziehen wollten. Als dies Kaiser Karl ersah, ward er zornig, begehrte eine Armbrust, spannte sie, zielte nach ihr und traf sie zwischen beide Augenbrauen in das Hirn, also daß sie wie tot darnieder fiel. Sie stieß aus

ihrem Halse einen Dunst gleich brennendem Feuer. Da warfen die Franken sie mit Steinen zu Tode, bis sie sich nicht mehr regte. Und als sie tot lag, geschah dem Kaiser kein Widerstand mehr, sondern er verfuhr mit der Stadt ganz nach seinem Willen. Dort fand man großen Reichtum an Silber, Gold und anderer Zierde. Davon wurden alle Kaiserlichen reich, denn der Kalif hatte, weil diese Stadt so fest war, den größten Teil seines Schatzes dahin gelegt. Karl blieb wohl drei oder vier Tage dort liegen und verteilte das eroberte Gut unter die Seinen. Und wie der Kaiser einmal an dem Wasser Flagot auf und ab wandelte, fand er einen Keller unter der Erde; in diesen ging er und fand darin die beiden Kinder der Riesin Amiota. Da ließ er sie taufen und den einen Roland, den andern Olivier nennen, befahl auch, daß man sie liebreich und schön erziehen sollte. Aber ehe zwei Monate vergingen, fand man sie beide tot im Bette liegen.

Die Eroberung von Mantribel geschah im Monat Mai. Und Kaiser Karl ließ vor sich kommen Richarden von Normandie, Ganelon, Hohel von Nantes und Riol von Mans; mit diesen hielt er Rat, wer als Besatzung zu Mantribel bleiben sollte, derweil sie den Kalifen weiter bestritten. Da sprach Richard: „Gnädigster Kaiser, mich dünkt gut, daß Hohel und Riol mit fünftausend Mannen allhier bleiben und diese Stadt wohl bewachen.“ Und wie Richard geraten hatte, also geschah es. Außerdem blieben auch die Verwundeten alle zu Mantribel, bis sie gesund würden. Darnach ließ der Kaiser die Drommeten blasen, denn er wollte geraden Wegs vor Agrimore; und er hatte bei sich wohl hunderttausend Mann, deren er auch bedurfte, denn der Kalif hatte wohl aus dreizehn Gegenden seine Macht versammelt. Richard von Normandie hatte unter den Kaiserlichen die Vorhut, Reinher die Nachhut; also ritten sie durch das Land.

Mittlerweile kam dem Kalifen Botschaft, daß Gallofroi erschlagen und Mantribel gewonnen wäre. Als er das hörte, fiel er vor großem Leid in Ohnmacht, schrie wie ein Sinnloser und sprach: „Ha, Machomet, du falscher Gott! wie ist deine Macht also erlegen! du bist nichts wert! Der ist ein Thor, der sein Vertrauen in dich setzt, denn du hast mir die Meinen sterben und meine Unehre wachsen lassen.“ Mit diesen Worten ergriff er mit beiden Händen einen eisernen Hammer, lief zu Machomet und gab ihm einen so starken Streich, daß er ihm den Kopf gänzlich zerschlug. Als Sortibrant dies sah, schalt er den Kalifen, daß er dem Machomet unrecht gethan habe, und sprach: „Herr Kalif, schicket einen Späher aus, der erkunde, ob Karl wider uns ziehen will. Und wenn dem so ist, so lasset uns ihm begegnen und mit ihm streiten. Sollte dann er mit den Seinen gefangen werden, so wollen wir sie ohne Barmherzigkeit henken und eurem Sohne Fierabras, der unsern Glauben verleugnet hat, das Haupt abschlagen lassen. Dann mögt ihr auch

die anderen Lecker, die sich in diesem Turme aufhalten, in eure Gewalt bekommen. Aber bittet Machomet, den ihr erzürnt habt, um Gnade und Hilfe." Da that der Kalif nach Sortibrants Rate und schwur, er wolle Machomet versöhnen mit tausend Pfund Goldes und anderen Schätzen. Hierauf gebot er die Drommeten zu blasen, um die Seinen zu versammeln, und ließ alle Sturmwerkzeuge, als Böcke, Katzen und dergleichen an den Turm führen. Nun fing man an heftig zu stürmen, so daß an fünf Stellen Löcher in den Turm gestoßen wurden, so groß, daß man mit einem Karren gemächlich hätte hindurchfahren können. Dies sahen Roland, Olivier und die andern Franken, die in den Fenstern standen, ihre Schilde an den Hals gehängt und die Schwerter in der Hand hatten. So kühn sie waren, als sie dies erblickten, erschraken sie sehr; dennoch beschlossen sie alle sich mannhaft zu wehren, und wen sie mit ihren Geschossen trafen, der that ihnen keinen Schaden mehr.

Der Kalif rief die Seinen an, und die Heiden griffen noch viel grimmiger als zuvor mit aller Macht den Turm an, setzten Leitern an die Löcher, die sie in die Mauern gestoßen hatten, und stiegen hinauf. Aber die Franken rannten so wütend gegen die Heiden, schlugen, hieben und stachen sie also, daß mehr denn hundert tot blieben und sie die Mauerlücken räumen mußten. Die Toten wurden in die Gräben geworfen und die Löcher wieder mit Bollwerk verstopft. Und jetzt nahm Floripes die Nägel unsres lieben Herrn und ging mit dem Heiltum an die Fenster; denn die Heiden waren hoch hinauf gestiegen. Aber sobald sie es sahen, fielen sie alle mit großem Geheul hinab zu Tode. Der Kalif erblickte die Fürsten in den Fenstern und seine Tochter bei ihnen; da rief er voll Wut mit so lauter Stimme, daß man ihn oben wohl hören konnte: „O Floripes, du saubere Tochter, ich sehe dich wohl! O welch ein Narr war ich, da ich dir vertraute! Nun habe ich den Spruch wahr befunden: ein Thor ist, wer sein Vertrauen auf ein Weibsbild setzt. Aber ich hoffe, in kurzem soll dir deine Niederträchtigkeit gelohnt werden." Und hiermit ließ er abermals zum Sturm blasen, und es ward ein großer Teil der Turmmauern niedergeworfen. Da ergriff die Franken großer Schrecken, denn die Heiden stiegen an den Mauern herauf. Darum gingen sie in die Kammer, wo Apollo, Tervagant, Magot und die andern Heidengötter standen; Roland ergriff Apollo, der gar schwer war, Olivier Tervagant, Ogier nahm Magot; die warfen sie auf die Feinde hinab. Als der Kalif seine Götter so behandeln sah, ward er ganz rasend und fiel vor Schmerzen zur Erde. Sortibrant hob ihn weinend auf und die andern alle schrieen mit ihm. „O Machomet," sprach der Kalif, „du hast meiner in der höchsten Not vergessen. Ich habe den Tag gesehen, wo du große Macht besaßest; nun aber bist du alt und kindisch worden." — „Herr," sprach Sortibrant, „ihr habt allzeit eine böse Gewohnheit an euch, Machomet alles Schlimme zuzumessen. Ihr wißt, daß noch nie ein bessrer Gott gewesen ist, noch jemals sein wird; er hat uns Wein und Korn in Überfluß gegeben. Jetzt aber ist

er gewiß unzufrieden, des Streiches halber, den ihr ihm auf die Nase versetzt habt. Wartet ein wenig, bis sein Zorn wieder verraucht ist, so wird er euch die Franken nach eurem Gefallen überantworten.“ Darauf brachte man Machomet vor den Kalifen, und ein Teufel fuhr in den Abgott, daß er also sprach: „Baland, sei nicht trostlos! Laß deine Drommeten und Heerhörner erschallen und versammle die Deinen. Darnach stürme den Turm; denn in dieser Stunde wirst du die Franken überwinden.“ Darüber freute sich der Kalif höchlich, befahl Schleudern, Böcke, Katzen und andres Sturmzeug zu bringen und mit Steinen heftiglich zu werfen. Das geschah, und so ward der größte Teil des Turmes niedergeworfen und die Mauern stürzten haufenweis herab. Da die Franken das sahen, waren sie in schweren Sorgen, und Ogier sprach zu seinen Gesellen: „Meine Freunde, unser Kaiser muß uns vergessen haben. Ihr seht, daß dieser Turm zur Erde stürzt, und nun werden diese ungetreuen Hunde mit uns handgemein werden. Aber meinethalben! Ich schwöre zu Gott, meinem Schöpfer, ehe meine Seele vom Leibe scheidet, und solang ich mein gutes Schwert Courtein in Händen halten kann, will ich soviele Heiden erschlagen, daß man sich drüber wundern soll.“ Da besah Roland sein Schwert Durandal und die andern jeder das seine, und mit neugeschöpfter Kraft und Mannheit liefen sie mit einander die Heiden an und thaten ihnen solchen Widerstand, daß sie des Turmes Meister blieben und die Feinde mit Gewalt von dannen trieben.

Wie nun die Franken stets eines neuen Sturmes warteten, sah Naimes oftmals um sich, ob er nicht irgend welchen Entsatz erspüren möchte. Da erblickte er plötzlich vom Fenster aus in einem nahen Thale das Zeichen des heiligen Dionysius und dabei einen wohlgewappneten Zug. Da gedachte er bei sich selber, daß sie gerettet werden sollten, und rief die andern Herren herbei, daß sie auch das Fähnlein sähen. Sobald Floripes die Rede vernahm, da kam sie zu ihnen und sprach: „O du milder und allmächtiger Gott, ewig seist du gelobt um dieser Freude willen! Mein edler Ritter, Guido von Burgund, kommt her zu mir und, gefällt es euch, so gebet mir einen freundlichen Kuß!“ Da wurden die andern Herren auch wohlgemut, und mit Recht, denn sie sahen das fränkische Banner mit dem Drachen. Große Freude erhob sich unter ihnen.

Gleich darauf kam ein Heide zu dem Kalifen und meldete, wie Kaiser Karl wohl mit hunderttausend Mannen käme mit kriegerischem Schall. Der König Kordor riet, daß man ihm wohlgewappnet entgegen ziehe, um ihn gleich zuerst zu vernichten. Diesem Rate ward gefolgt und fürs erste fünfzigtausend Mann abgesandt, daß Thal Josue zu behüten, damit der Feind nicht von dort gen Agrimore gelangen könnte. Schon sah Roland Richarden mit aufgerolltem Fähnlein daher reiten; aber sie hielten wieder still, ihre Pferde auszuruhen,

zumal da sich auch die Nacht nahte und die Notdurft erheischte, daß sie daselbst ihr Lager nähmen.

Morgens früh ließ der Kaiser die Seinen alle sich wappnen und sandte zu Fierabras, zu dem er sprach: „Mein lieber Freund, du weißt, daß ich dich habe taufen lassen und dich darum viel lieber habe als zuvor. Kannst du zuwege bringen, daß dein Vater Machomet und alle teuflischen Gespenster verleugnen und die Taufe empfangen wollte, so wisse, daß ich darob hoch erfreut sein und von dem Seinen nicht Hellerwerts nehmen werde. Thut er dies aber nicht, so zwingt er mich zum Streit; und entsteht ihm dann Übles daraus, so sollst du mir das nicht verargen; denn ich kann nicht dafür.“ — „Herr Kaiser,“ sprach Fierabras, „entbietet ihm das durch eure Botschafter; und wenn er sich daran nicht kehren will, so thut mit ihm nach eurem Gefallen. Ich bin damit zufrieden.“ Hierauf ließ der Kaiser Ganelon vor sich kommen und sprach zu ihm: „Mein Freund, ich habe euch dazu erwählt, folgendes dem Kalifen zu verkünden: zuerst daß er sich taufen lasse, Machomet verleugne und an unsren Herrn Jesum Christum glaube; sodann daß er mir meine Fürsten und Grafen wiedersende, desgleichen die Heiltümer, deren ich so lange begehrt habe. Thut er das, so will ich sein Land und ihn in Frieden lassen; wo nicht, so werde ich sein tödlicher Feind sein und keine Gnade mit ihm haben.“ Ganelon unterzog sich der Botschaft allein, setzte seinen Helm auf, saß auf sein Pferd Gaston, an dessen Halse sein Schild mit dem gemalten Löwen hing, und ritt also eilends nach dem Thale Josue. Aber er ward gar bald von den Heiden, die den Paß hüteten, gefangen; als sie jedoch vernahmen, daß er eine Botschaft an den Kalifen zu bringen habe, ließen sie ihn ungehindert reiten. Da er nun an des Kalifen Wohnung kam, lehnte er sich mit ritterlicher Haltung an seinen Spieß und erschien ein Herr von hoher Geburt. Der Kalif, der sein Kommen vernahm, kam aus seinem Hause, und Ganelon sprach zu ihm unerschrocken also: „Heide, verstehe mich recht! ich bin ein Bote des edlen und mächtigen Kaisers Karl. Der entbeut dir durch mich, daß du deinen Gott Machomet und alle seine teuflischen Gespenster verleugnest und an den Gott glaubest, der Himmel und Erde erschaffen, auch am Stamm des Kreuzes zur Rettung der verlornen Welt den Tod gelitten hat. Thust du das, so will ich dich, im Namen des Kaisers, deines Leibes und Landes sichern, und du wirst von ihm und deinem Sohne Fierabras allzeit geliebt werden. Gehst du aber darauf nicht ein, so kündet Karl dir und den Deinen Streit an; und willst du dein Leben fristen, so flieh außer Landes; denn kämest du in die Gewalt des Kaisers, so würde er dich mit den Deinen entgliedern lassen und darnach dein Reich unter seine Diener verteilen. Darum bedenke wohl, was du thun willst!“ Der Kalif schäumte vor Wut und sprach: „Du Bube, du hast verwegne Worte genug gebraucht. Bei Machomet, du warst zu kühn, und Karl hat dich nicht sehr lieb, daß er dich mit dieser Botschaft zu mir gesendet hat. Sei gewiß, du

wirst ihm keine Antwort bringen.“ Und hierauf gebot er den Seinen, ihn zu greifen. Da Ganelon sah, daß er nicht sicher war, senkte er seinen Spieß und traf Brullanden von Mommier gegen die Brust, daß er zu des Kalifen Füßen niederfiel. Im Fallen stieß er einen lauten Schrei aus. Da saßen zu Pferde mehr denn fünfzigtausend Mann, die ihm alle durch das Thal Josue nachrannten; aber keiner vermochte ihn zu erlangen, denn Ganelon rannte unaufhaltsam vorwärts, bis er auf einen Berg kam. Da kehrte er sich gegen seine Feinde. Ein großer Heide rannte ihm entgegen. Ganelon zuckte sein wohlschneidendes Schwert, genannt Murgat, damit traf er den Heiden und zerspaltete ihn bis auf die Brust. Darnach erschlug er Tampet, Sortibrants Bruder, und wandte sein Pferd. Die Heiden jagten hinter ihm her, bis sie Karls Mannen erblickten. Da kehrten sie um und erzählten dem Kalifen, daß Kaiser Karl mit mehr denn hunderttausend Mannen in der Nähe läge. Da ließ der Kalif die Heerhörner blasen. Während dem kam Ganelon zum Kaiser gerannt und meldete seine Botschaft: „Gnädigster Herr, ich sage euch, daß der Kalif euch nicht achtet, auch nichts nach Gott und allen seinen Heiligen fragt. Ich bin abenteuerlich von ihm gekommen, denn er gebot mich zu greifen, und auf sein Geheiß rannten mir mehr denn zehntausend nach; von ihnen erschlug ich einen König.“ Da ward Ganelon seiner rühmlichen That wegen von dem Kaiser und den Umstehenden sehr gelobt, und zur Stunde ließ der Kaiser die Schlachtdrommeten blasen. Roland erkannte wol den fränkischen Heerruf, darüber war er höchlich erfreut, desgleichen auch die andern Vettern.

Als nun die beiden Heere einander nahten, da erglänzte das ganze Land ringsum von ihren Harnischen. Kaiser Karl ordnete seine Haufen in zehn Teile; den Vorstreit befahl er Richarden von Normandie, den zweiten Reinhern von Genua, den dritten Ganelon, den vierten Alori, den fünften Gottfried von Hautefeule, den sechsten Macaire, den siebenten Hardri, den achten Amangis, den neunten Samson; den zehnten und letzten führte der Kaiser selbst. Da nun der Kalif den Kaiser daherziehen sah, gab er Brullanden von Mommier den Vorstreit, ordnete ihm hunderttausend Mann zu und befahl ihm, wenn er den Kaiser oder Fierabras in seine Gewalt bekäme, so solle er ihrer Keinen töten, denn er wolle sie enthaupten lassen. Darauf zog Brulland mit den Seinen vor und er selber ritt auf Schußweite voran und rief: „Her, her, her! wo ist Karl? Du hast einen närrischen Einfall gehabt, daß du hieher zogest. Die Reue wird dir zu spät kommen, heute soll dein und der Deinen letzter Tag sein.“ Als der Kaiser diese Worte hörte, ließ er ganz ergrimmt sein Roß wider den Heiden laufen, senkte den Spieß und traf ihn mit solcher Kraft, daß er ihn durch den Harnisch verwundete; dann zückte er ein Schwert und steckte es nicht wieder ein, bis er Brullanden getötet hatte.

Darauf rannte er zu einem Heiden, dem König von Petrel, den schlug er, daß er tot zur Erde fiel; und da sein Spieß gebrochen war, zog er wieder das Schwert, und wen er damit traf, des Ende war nahe. So bewies der Kaiser seine Kraft und Macht.

Jetzt rückten beide Heere zusammen, und es erhob sich ein Schlagen und Stechen, desgleichen nie gesehen ward. Nun war unter den Heiden einer, der hieß Tanebar und that den Franken viel Schaden. Er traf zuerst den edlen Johann von Pontiers auf seinen Schild, daß dieser in Stücken sprang, und verwundete ihn tödlich. Da fiel der Franke tot zur Erde. Darnach zog Tanebar das Schwert und erschlug damit den alten Hug von Gwernior; dann rief er den Franken zu, daß sie heute sieglos sein sollten. Richarden von der Normandie verdroß sein Geschrei, er senkte den Spieß und traf ihn so, daß er ihm den Schild zerschmetterte, den Harnisch durchbohrte und ihn selbst tot zur Erde warf. Also verwies ihm Richard seine Rede, daß er kein Wort mehr sprach.

Darnach drängten die Christen ihre Feinde mit Gewalt durch das Thal Josue zurück, wo sie erst dem Kalifen mit seiner ganzen Macht begegneten. Ihm brachte man die Botschaft, wie Brulland und sein Bruder mit vielen der Ihrigen getötet wären. Da berief der Kalif Sortibrant von Kunimber und alle seine besten Freunde; zu denen sprach er: „Meine getreuen Fürsten und Freunde, habt ihr mich je lieb gehabt, so sehet, daß ihr Kaiser Karlen findet, denn ich will mit ihm kämpfen. Erschlag ich ihn, so ist mirs lieb; sterb ich, so liegt mir nichts daran.“ Damit saß er wohlgewappnet auf ein Pferd, das schnellste in seinem Lande. Er war groß von Leib und stark von Gliedern, aber schwarz von Antlitz, und hatte einen schönen weißen Bart, der bis auf den Sattelbogen herabhing. Er ließ die Heerhörner blasen und die Schützen mit den Bogen voran ziehen. Da erhob sich erst ein tödlicher Streit, viel dichter als Hagel flogen die Pfeile durch die Luft, und so viel Tote fielen darnieder, daß die Gesunden zu wandeln verhindert waren. Herzog Reinher traf auf den König Sortibrant und gab ihm einen so harten Streich, daß er ihm Schild und Harnisch zerbrach und ihn des Lebens beraubte, denn sein Spieß drang ihm tief in den Leib. Also fiel Sortibrant tot zur Erde. Sobald dem Kalifen die Botschaft kam, daß Sortibrant erschlagen sei, erhob er so große Klage, daß man meinte, er wolle von Sinnen kommen; dann mahnte er sein Pferd mit den Sporen und rannte unter die Franken mit solcher Wut, daß das Leben verlor wen er erreichte. Zuerst erschlug er Hug von Mailand und darnach noch sieben mannhafte und berühmte Franken. Dadurch wurden die Heiden ermutigt und hielten sich wacker gegen die Christen. Ja, vielleicht wären die Franken überwunden worden, wäre nicht Fierabras gewesen, welcher aus Liebe zu Kaiser Karl viele Heiden zu Tode schlug, so den alten König Kubnian und vierzig andere, und dermaßen focht, daß ihm niemand zu nahen wagte.

Da nun zu beiden Seiten die Heiden und die Franken allen Fleiß anwandten, wie sie den Sieg behalten möchten, und sich ein mörderischer Streit erhob, sahen das die Vettern von Frankreich auf ihrem Turm. Und da die Heiden des Schlosses Hut verlassen hatten und alle zur Schlacht gezogen waren, stürmten sie wohlgewappnet heraus, fingen der Erschlagenen Pferde, saßen auf und nahmen ihre Schwerter zur Hand. Also gerüstet rannten sie jählings unter die Heiden. Roland ritt zuvorderst; er griff mit seinem Schwerte Durandal die Feinde tapfer an, und wer sein Schwert empfand, der ließ sich vor ihm nimmer mehr finden. Sie hielten sich hart bei einander und die Heiden ließen sich schimpflich erschlagen. Zuletzt ergriffen sie vor Roland die Flucht so geschwind, als je eine Lerche vor dem Sperber hinflog. Als der Kalif der Vettern von Frankreich Ankunft vernahm, rief er mit lauter Stimme: „Machomet, wer sollte glauben, daß du meiner vergessen hast? Hilf mir, oder ich schwöre dir, ich will dir das Maul zerschlagen und die Augen ausstechen, du schnöder erlogener Gott!“ Als er so sprach, ward der Kalif verfolgt und geschlagen, daß sein Pferd unter ihm fiel, darnach gefangen und auf die Fürbitte seines Sohnes Fierabras, der ihn zum Christenglauben zu bringen vermeinte, am Leben gelassen. Also nahm der Streit ein Ende; wer sich nicht wollte taufen lassen, den schlug man tot.

Nach dieser Schlacht zogen die Franken ihre Harnische aus; und da Kaiser Karl seine geliebten Fürsten, sonderlich Roland seinen Neffen und Oliviern den mannlichen ersah, da ward sein Herz von Freude erfüllt. Es ist nicht genugsam davon zu schreiben von dem Empfangen und Willkommenheißen, das zu beiden Seiten geschah. Nun erzählten sie einander, wie es ihnen mittlerweile ergangen war, mit was für Sorgen sie behaftet gewesen und wie viel Angst und Not sie erlitten hatten. Darüber mußten Kaiser Karl und die andern inniglich weinen. Und dies währte so lange, bis die Franken von ihren Wunden geheilt wurden; derweil vertrieben die Gesunden ihre Zeit in Freuden.

Da nun Kaiser Karl alle Dinge in Frieden geordnet hatte, berief er den Kalifen und seine ganze Ritterschaft vor sich und sprach: „Baland, Kalif! alle vernünftigen Geschöpfe erzeigen Ehre und Liebe dem, der uns Erkenntnis, Leben, Güter und alle Notdurft gegeben hat. Und der begeht große Missethat, der seine Hoffnung auf Dinge setzt, die von Menschenhänden gemacht und ohne Vernunft noch Seele sind, wie deine teuflischen Götter. Darum ermahne ich dich, um deiner Seele Heil willen und damit du Land und Leben behaltest, wirf von dir deinen thörichten Aberglauben, und glaube an den Vater, den Sohn und den heiligen Geist!“ Der Kalif antwortete, daß er Machomet nicht aus Furcht vor dem Tode noch zur Fristung seines Lebens verlassen wolle. Da nahm der Kaiser ein bloßes Schwert in seine Hand und

drohte ihm den Tod, wenn er seinem Begehr nicht folge; und Fierabras fiel auf beide Kniee nieder und bat den Vater, daß er thäte, was ihm der Kaiser geraten hätte. Da fürchtete der Kalif den Tod und gab seinen Willen dazu, daß die Taufe gerüstet würde. Der Kaiser war froh und ließ ein schönes Wasser in einem sauberen Gefäße zurichten. Da traten hinzu der Bischof und die anderen Geistlichen, die weihten die Taufe. Und als sich der Kalif entkleidet hatte, fragte ihn der Bischof: „Herr Kalif, verleugnet ihr Machomet und bittet ihr Gott den Allmächtigen um Gnade für eure Verschuldung? und glaubet ihr an unsern Herrn Jesum Christum, den Sohn der hochgelobten Jungfrau Maria?“ Da der Kalif diese Worte hörte, spie er, unserm Herrn und Heilande zum Hohne, in das Becken, ergriff den Bischof und wollte ihn darin ertränken. Er hätte ihn auch hinein gebracht, wenn ihm Ogier das nicht verwehrt hätte; dieser gab dem Kalifen einen so harten Streich mit der Faust in das Antlitz, daß ihm das Blut zum Halse heraussprang. Da sprach der Kaiser zu Fierabras: „Ihr seid mein besonders lieber Freund und sehet, daß euer Vater niemals ein guter Christ wird. Weil er der heiligen Taufe solche Unehre angethan, so mag er vor dem Tode keine Rettung mehr haben.“ Fierabras aber bat nochmals um Geduld und sprach zu dem Kalifen: „Lieber Vater, ich bitte euch, glaubt an den Gott, der uns nach seinem Bilde erschaffen hat, und verlasset Machomet, der weder Sinne noch Vernunft hat! dann werdet ihr uns inniglich erfreuen und aus euren Feinden Freunde gewinnen. Ach, ich wollte zwei Glieder meines Leibes darum geben, wenn ihr an Jesum Christum glaubtet und getauft wäret, wie ich.“ — „Du Narr und Lecker,“ sprach der Kalif, „rede nichts mehr davon! du bist deiner Sinne beraubt. Ich will nimmer an den glauben, in dem weder Kraft noch Macht ist. Vermaledeit sei, wer sein Vertrauen auf ihn setzt oder glaubt, daß er auferstanden sei! Bei Machomet, säß ich auf meinem Pferde, ich wollte noch verzagt machen Karlen, den alten Narren.“ Da Fierabras dies hörte, sprach er zum Kaiser, daß er nach seinem Gefallen mit ihm verfahren möge. Der Kaiser fragte nun, wer diesen übermütigen Baland töten wolle. Ogier erbot sich, das Amt zu vollbringen, und also schlug er ihm den Kopf ab.

Darnach bat Floripes Rolanden, daß er sein Versprechen zwischen ihr und Guido von Burgund erfülle. Darauf antwortete Roland: „Ihr redet recht.“ Und er sprach zu Guido: „Herr, ihr wisset die Abrede zwischen euch und der holdseligen Floripes. Vollbringet eure Zusage!“ — „An mir soll es nicht fehlen,“ sprach Guido, „wenn es nur dem Kaiser gefällt.“ Der Kaiser Karl war es wohl zufrieden, und darum ward die liebliche Floripes getauft, und ihre Paten waren Kaiser Karl und Dietrich von Ardennen. Darauf gab der Bischof die Jungfrau und Guido zusammen. Und Kaiser Karl ließ sich Balands Krone reichen, damit krönte er Guido zu einem König des Landes, und von demselben Lande gab er auch Fierabras ein Teil, doch so daß er es von seinem Schwager zu Lehen empfangen sollte. Hierauf hielt man

offene Hochzeit, die währte acht Tage. Und Karl blieb bei ihnen zwei Monate und zwei Tage, bis das ganze Land unterworfen war. Eines Sonntags berief er Floripes und sprach: „Liebe Tochter, ihr habt von mir alles empfangen, was ihr euch wünschtet. Zeiget mir nun auch die Heiltümer, die ihr noch in eurer Verwahrung habt.“ Floripes antwortete: „Gnädigster Kaiser, euer Wille geschehe.“ Und hierauf brachte sie den Schrein, darin das Heiltum lag. Da kniete der Kaiser nieder auf beide Kniee und bat den Bischof, daß er den Schrein aufschließe. Das that er und zeigte zuerst die Dornenkrone unsres lieben Herrn Jesu Christi. Da waren die Herren in großer Andacht und göttlicher Betrachtung. Darnach nahm der Bischof unsres Hergotts Nägel, damit er an das heilige Kreuz genagelt ward. Und der Kaiser dankte Gott andächtiglich und sprach: „Herr, ewiger Gott, welche große Gnade hast du mir erwiesen, daß du mich die ungetreuen Heiden besiegen ließest und mir den Weg zeigtest, da ich dein Heiltum fand, dessen ich so lange begehrt habe. Ich sage dir für alles demütigen Dank. Von jetzt an mag sich mein Land eines solchen Schatzes ewiglich erfreuen.“ Darauf gab der Bischof ihnen allen mit dem Heiltum den Segen und legte es wieder an seinen Platz. Der Kaiser aber ließ es mit einem güldenen Tuche bedecken. Und hiermit hat die Geschichte vom tapfren Fierabras ein Ende.

Flos und Blankflos.

In Spanien lebte um das Jahr 624 nach unsres Herrn Geburt ein heidnischer König, Fenis geheißen. Dieser fuhr mit Heeresmacht über das Meer in die Christenheit, zerstörte die Städte und verbrannte die Klöster, so daß in dreien Tagen weit und breit alles verödet war. Während nun die Schiffe mit dem Raube beladen wurden, sandte der König vierzig seiner Mannen aus, die den vorüberziehenden Pilgern auflauern sollten. Und es währte auch nicht lange, da sahen sie eine Schar müder Pilger kommen; die fielen sie an und bedrohten sie mit dem Tode. Die Unglücklichen gaben gern all ihr Hab und Gut dahin, um das Leben zu retten. Aber unter ihnen war ein fränkischer Graf mit seiner Tochter, die zusammen nach St. Jakob von Kompostella zu wallen gelobt hatten; denn des jungen Weibes Gatte war in einer Schlacht gefallen und sie sollte bald eines Kindleins genesen. Den Grafen, ihren Vater, töteten jetzt die Heiden, nachdem er sich tapfer gewehrt hatte; seine Tochter aber führten sie gefangen zu ihrem Könige Fenis. Dieser fuhr alsbald nach Spanien zurück, wo er das geraubte Gut unter seine Söldner teilte. Die gefangene Christin aber schenkte er seiner Frau, der Königin, die sich darob sehr freute. Sie erlaubte ihr auch, ihrem christlichen Glauben treu zu bleiben und hielt sie gar wohl und gütig. Dafür diente ihr die Gefangene treulich und fügte sich in alles, also daß sie bald am ganzen Hofe beliebt ward.

Nun geschah es nach Gottes Willen an einem Palmsonntage, daß die Königin einen schönen Knaben gebar, welchen die heidnischen Meister Flos nannten, das ist verdeutschet Rose; denn es war um die Rosenzeit. Und an dem nämlichen Tage genas die Gefangene eines Töchterleins; das taufte sie selber und nannte es Blankflos, das heißt Lilie. Als nun der König hörte, daß ihm ein Sohn geboren sei, ward er sehr fröhlich und ließ herrliche Feste feiern. Den Knaben aber übergab er der Christenfrau, damit sie ihn warte und pflege. Also hatte dieselbe zwei Kinder zu pflegen und das that sie gar gut und getreulich. Und die beiden Kinder waren immer beisammen und gewannen sich sehr lieb, so daß keines ohne das andre sein mochte. So lebten

sie bis zum siebenten Jahr und wurden schön und freundlich von Gebärden: man konnte nirgend so schöne und gute Kinder finden.

Eines Tages berief der König seinen Sohn zu sich und sagte, er müsse nun fleißig zur Schule gehen und der weise Meister Gaidon solle ihn unterrichten. Da ward Flos sehr betrübt und sprach: „Lieber Vater, ich werde weder lesen noch schreiben lernen noch sonst etwas, wenn nicht Blankflos mit mir zur Schule gehen darf.“ Das erlaubte denn auch der König, und beide wurden zusammen so lange unterwiesen, bis sie im Lesen, Schreiben und Lateinsprechen gar geschickt waren. So wuchsen sie mit einander auf in herzlicher Zuneigung. Der König aber merkte dies wohl und sorgte, daß diese Liebe in seinem Sohne zu sehr überhand nehmen möchte. Daher gedachte er die Kinder zu trennen und erklärte der Königin, er werde Blankflos töten lassen, wenn Flos nicht von ihr lassen wolle; denn sein Sohn solle einmal eine Königstochter freien. Aber die Königin bat, Blankflos nicht zu töten, weil sie fürchtete, Flos werde sich in der Verzweiflung ein Leid anthun. Da beschloß der König, seinen Sohn in eine andre Schule nach Montorio zu schicken. Und als nun Flos abreisen sollte, fragte er, ob Blankflos ihn begleiten werde. Da sagte der König, des Mägdleins Mutter sei krank und Blankflos müsse bei ihr bleiben, sie zu pflegen. Flos aber ward ganz traurig, sprach, er könne nicht ohne Blankflos sein, und gebärdete sich wie sinnlos. Als dies der König und die Königin sahen, versprachen sie ihm Blankflos nachzuschicken; sie hofften nämlich, er werde sie in einigen Tagen vergessen. Damit mußte er sich trösten und nahm von dem Mägdlein zärtlichen Abschied vor den Augen des Königs und ihrer Mutter; denn diese hatte sich müssen krank stellen.

So wurde Flos wohl ausgestattet und köstlich beschenkt nach Montorio in die Schule geschickt, wo viel edle Knaben und Mädchen waren. Aber Flos kümmerte sich um sie gar wenig und dachte stets an seine liebe Gespielin. Wie nun vierzehn Tage verstrichen waren und Blankflos nicht kam, ward er ganz schwermütig; denn er fürchtete, sie sei tot, und konnte nicht essen noch trinken, schlief auch nicht mehr und wurde ernstlich krank. Als dies sein Kämmerer merkte, berichtete er es schleunig dem Könige, welcher zu seiner Frau ging und also sprach: „Ich sehe nun wohl, daß Blankflos unsern Sohn durch Zauberei zur Liebe zwingt. Darum soll man sie alsbald ergreifen und töten, damit er sie vergesse.“ Da sagte die Königin: „Ach, Herr, das wäre uns eine große Schande, wenn wir das arme Kind ohne Urteil und Recht töteten. Laßt sie lieber nach einem fernen Hafen führen und verkaufen; dann wird man nie mehr etwas von ihr hören.“ Dieser Rat gefiel dem Könige; er ließ sogleich zwei Kaufleute kommen und befahl ihnen mit der Jungfrau gen Nicäa zu fahren und sie dort zu verkaufen. Solches zu thun versprachen ihm jene, nahmen das Mägdlein mit sich und segelten nach dem Hafen von Nicäa.

Alldort fanden sie zwei andre Kaufleute aus fernen Ländern, diese kauften Blankflos, daß die Verkäufer wohl zufrieden waren; denn sie gaben für sie sechzig Pfund Goldes, hundert Pfund Silbers, hundert Stück Seide, hundert purpurrote Mäntel, hundert gute Pferde und hundert seltene Vögel, als Falken, Habichte und Sperber; dazu auch einen goldenen Becher, der so über alle Maßen schön und köstlich war, daß man dergleichen nie mehr sah.

Darauf fuhren die Käufer mit Blankflos gen Babylon und boten sie dort dem Kalifen an; diesem gefiel sie so wohl, daß er sie kaufte und vierzehnmal mit Gold aufwägen ließ, womit die Kaufleute gern zufrieden waren. Der Kalif hatte nun die Gewohnheit, jedes Jahr eine Jungfrau zu freien; nach Ablauf eines Jahres aber schlug er ihr das Haupt ab. Da er jetzt Blankflos anschaute, nahm er an ihrer Kleidung und der Schönheit ihrer Glieder wohl wahr, daß sie von edler Herkunft sei; deshalb beschloß er, seine grausame Sitte zu ändern und diese Jungfrau zu seiner rechtmäßigen Gemahlin fürs ganze Leben zu erwählen. Er ließ sie also auf den Frauenturm bringen, wo fünf und zwanzig Mägde ihr aufwarten und sie in allem unterweisen mußten, was einer Königin zu wissen not thut. Aber als Blankflos allein in ihrem Gemache war, fing sie an zu weinen und rief: „O du lieber Flos, wer hat uns geschieden? niemals werd ich dein vergessen. Ach, ich weiß, daß du nicht weniger leidest als ich. Sie müssen uns töten, eh daß wir uns vergessen könnten. Nimmer werde ich froh sein ohne dich, mein trauter Freund!" Also klagte Blankflos in dem fremden Lande und betrübte sich von Herzen.

Unterdessen ließ der König Fenis daheim ein köstliches Grab machen von Elfenbein, Marmor, Edelsteinen und Krystall; darauf ließ er einen prachtvollen Sarg stellen, auf welchem aus Gold zwei schöne Kinder gebildet waren: das eine glich dem Flos, das andre der Blankflos. An dem Sarge aber stand eine goldene Inschrift, die lautete: In diesem Grabe liegt die Jungfrau Blankflos, die den Knaben Flos geliebt hat mit treuem Herzen. Und der König befahl allen seinen Leuten, daß sie nicht anders sprächen, als Blankflos sei tot. Hierauf ließ er seinen Sohn heim holen; dieser aber kam frohen Mutes nach Hause, grüßte seine Eltern herzlich und fragte sogleich nach seiner lieben Blankflos. Doch niemand gab Antwort. Da eilte er alsbald in die Kammer ihrer Mutter und fragte sie, wo Blankflos geblieben sei. Sie sprach: „Flos, ich weiß es nicht." Wie er aber bat, sie solle ihren Spott lassen und ihm anzeigen, wo sie sei, denn er habe sie seit drei Wochen nicht gesehen, da sprach sie, wie der König ihr befohlen: „Blankflos ist gestorben und begraben." Darüber erschrak Flos sehr und fiel in Ohnmacht, also daß die Frau laut zu schreien begann. Da kamen der König und die Königin herbei gelaufen und bekümmerten sich sehr, als sie ihr liebes Kind am Boden liegen sahen. Nach einiger Zeit kam zwar Flos wieder zu sich, aber niemand konnte

ihn trösten; doch begehrte er das Grab seiner Freundin zu sehen. Da führte ihn seine Mutter an der Hand zu dem schönen Grabmal; und als Flos die Inschrift las, schwanden ihm nochmals die Sinne. Dann kniete er nieder vor dem Sarge und stieß so herzliche Klagen aus, daß es ein Jammer zu hören war. Nach einer Weile erhob er sich und nahm einen goldenen Griffel und sprach: „Du bist alles, was mir von Blankflos geblieben ist. Sie gab mir dich in der Stunde, da wir scheiden mußten, damit ich an sie dächte bei deinem Anblick. Nun bist du mein einziger Trost und sollst mich von diesem Leben befreien, denn ich mag nicht ohne Blankflos leben." Mit diesen Worten wollte er sich den Griffel ins Herz stoßen; aber seine Mutter sprang herzu, wand ihm denselben aus der Hand und sprach: „Bist du so sinnlos, daß du dich selbst töten willst? Glaube mir, dann wirst du nimmer zu Blankflos kommen, die in den Gefilden der Seligen weilt, sondern du mußt in den Abgrund der Hölle, wo die Mörder in großen Schmerzen und Qualen wohnen. Darum getröste dich, liebes Kind! Vielleicht finde ich die Kunst, die Tote wieder zu erwecken."

Hiermit ging sie gar verzagt zu dem Könige und berichtete ihm alles. Da sprach der König: „Sage ihm, er solle sich fassen, denn Blankflos sei noch am Leben." Und die Königin ging zu ihrem Sohne, nahm ihn bei der Hand und sprach zu ihm: „Weine nicht mehr! ich will dir die Wahrheit melden: deine Freundin liegt nicht in diesem Grabe." Darauf ließ sie den Sarg öffnen und sprach: „Wir glaubten, du würdest deine Liebe zu Blankflos vergessen und dein Herz einer Königstochter schenken, und dies hätten wir freilich lieber gesehn, als daß du Blankflos zum Weibe nähmest, die von geringerem Blut und außerdem Christin ist. Dein Vater wollte sie töten lassen, ich aber rettete ihr das Leben. Dann verkaufte er sie durch zwei Kaufleute in ferne Lande." So sprach die Königin, und als Flos sah, daß das Grab leer war, freute er sich sehr und gelobte alsbald, nicht eher zu ruhen noch zu rasten, als bis er seine liebe Freundin wiedergefunden.

Also ging er zu seinem Vater und meldete ihm sein Vorhaben. Da ward der König gar traurig, verwünschte den Tag, an dem er Blankflos verkauft hatte, und hätte sie gerne um zehn Pfund Goldes teurer wieder gekauft, wenn es hätte geschehen können, und sprach zu Flos: „Bleibe bei mir, mein Sohn! ich will dir ein schönes und adeliges Weib verschaffen, das mit Ehren die Krone tragen mag." Doch Flos entgegnete: „Nein, lieber Vater, ich will keine andere lieben als Blankflos, darum bitte ich euch, gebt mir Urlaub." Da fing der König inniglich zu weinen an und sprach: „Wenn du denn durchaus von hinnen willst, so soll dir alles werden an Knechten, Pferden, Kleidern und Geld, soviel du bedarfst." Flos dankte seinem Vater und sprach: „So will ich als Kaufmann reisen; zwölf Maultiere sollen vor mir herziehen, beladen mit Gold, Seide, Sammet und Pelzwerk; dazu brauche ich zwölf Treiber und zwölf Schildknappen, einen Truchseß und einen klugen

Kämmerer; insonderheit aber schaffet mir die zween Kaufleute, die meine süße Freundin verkauft haben; die werden wohl am besten wissen, wo sie zu suchen ist. Gefällt es dann Gott, daß ich sie finde, so will ich euch alsbald einen Boten schicken und fröhlich heimkehren."

Nach diesen Worten ließ ihm sein Vater alles geben und bereiten, was er verlangt hatte, dazu ein schönes Roß mit köstlichem Sattelzeug und Geschmeide geziert. Seine Mutter aber gab ihm einen goldnen Ring mit einem wunderbaren Stein; dieser hatte die Kraft, daß den, der ihn am Finger trug, nicht Wasser noch Feuer, nicht wilde Tiere noch Menschen und Waffen schädigen konnten, und was er bat, das mußte man ihm gewähren. Solchen herrlichen Ring nahm Flos, steckte ihn an den Finger und dankte seiner Mutter für dies köstliche Geschenk. Darauf nahm er Abschied, worüber sich große Betrübnis erhob; besonders trauerten Vater und Mutter, küßten ihn zu dreien Malen und grämten sich von Herzen; da sie denn wohl ahneten, daß sie ihren lieben Sohn nimmer wieder sehen würden.

Also zog Flos aus, seine Blankflos zu suchen, und fuhr mit Leuten, Tieren und Schätzen gen Nicäa zu dem Hafen, wo die Kaufleute das Mägdlein verkauft hatten, und herbergten bei einem reichen Manne. Da hatten sie alles reichlich, was sie wünschten, und wurden trefflich bewirtet. Aber Flos war immer traurig, dachte an sein Lieb, saß still an der Tafel und aß, ohne zu wissen, was er zum Munde führte. Dies gewahrte die Frau des Wirtes und sprach heimlich zu ihrem Mann: „Sehet ihr nicht den Kummer des Jünglings? Sie geben zwar vor, Kaufleute zu sein; doch ich wollte wetten, sie suchen etwas anderes." Darauf sagte sie zu Flos: „Junger Herr, ich sehe wohl, daß ihr die ganze Mahlzeit über mit schweren Gedanken gekämpft und gar wenig genossen habt. Dazu gleichet ihr in eurem Wesen sowie an Alter einem holden Mägdlein, das vor kurzem hier weilte und auch immer seufzete. Sie hieß Blankflos und den Jüngling, um den sie sich betrübte, nannte sie Flos. Sie wurde seinetwegen hier verkauft und die Handelsleute, die sie kauften, wollten mit ihr gen Babylon fahren, um dort den doppelten Preis für sie zu erlangen." Wie Flos den Namen seiner trauten Gespielin nennen hörte, erschrak er vor Freude so heftig, daß er kein Wort sprechen konnte und den Becher, der vor ihm stand, mit der Hand umstieß, also daß der Wein auf den Tisch lief. Als er sich aber ein wenig gefaßt hatte, nahm er einen köstlichen Becher von Gold, gab ihn der Frau und sagte: „Diesen Becher schenke ich euch für den vergossenen Wein und weil ihr die erste seid, die mir Nachricht von meiner Blankflos giebt; denn ich wußte bisher nicht, wo ich sie suchen sollte. Nun aber will ich nach Babylon fahren."

Darauf mietete er ein Schiff und fuhr mit all seinen Knechten und Schätzen so lange, bis er zu einer Stadt gelangte, die hieß Bagdad. Dort nahmen sie wieder Herberge und wurden trefflich bewirtet. Bei der Mahlzeit aber saß Flos in Gedanken versunken und vergaß der Speisen, die vor ihm standen. Das sah der Wirt und sprach: „Junger Herr, warum esset ihr nicht? schmeckt euch die Kost nicht?“ Aber Flos gab ihm keine Antwort. Da sprach der Wirt abermals: „Höret, junger Herr! ich muß euch etwas berichten, das euch die Gedanken zerstreuen soll. Vor kurzem übernachteten Kaufleute bei mir; sie kamen, glaube ich, aus Spanien. Diese führten ein Mägdlein mit sich, das euch gar ähnlich sah und auch weder essen noch trinken mochte; die bei ihr saßen, nannten sie Blankflos.“ Da fragte ihn Flos: „Wisset ihr nicht mehr von ihr zu melden?“ — „Sie zogen,“ sprach der Wirt, „von hier nach Babylon.“ Da nahm Flos einen scharlachnen Mantel und einen goldnen Becher, gab sie dem Wirt und sprach: „Nehmet dies um meiner Blankflos willen; denn sie hat mein Herz in ihrer Gewalt.“ Darüber war der Wirt sehr froh und sagte: „Gott lasse euch eure Herzliebste bald wieder finden!“

Am andern Morgen gab der Wirt seinen Gästen das Geleit bis vor die Stadt und zeigte ihnen den rechten Weg. Es stund nicht lange an, da kamen sie an einen Strom mit Namen Fire, und auf dem andern Ufer stand eine Stadt, die hieß Montfelis. Doch weil da keine Brücke war, konnten sie nicht über das breite Wasser. Da sahen sie an einer Cypresse ein Horn hängen, das nahm Flos und blies hinein, daß man es drüben in der Stadt hörte. Sogleich kamen einige Fährleute über den Strom und nahmen Flos mit seinen Knechten und Gütern in ihre Schiffe. Der Meister aber fuhr den Flos in einem kleineren Nachen, und als er ihn so traurig dastehen sah, fragte er ihn: „Junger Herr, wohin reiset ihr und was suchet ihr in diesem Lande?“ — „Wir sind Kaufleute,“ antwortete Flos, „und wollen gen Babylon. Doch ist es heute zu spät zur Weiterfahrt. Darum saget mir, ob ihr keine Herberge für uns wisset.“ — „Ja,“ sprach der Meister, „ich weiß eine gute Herberge. Doch ich muß euch sagen, warum ich euch anredete. Es ist noch nicht lange her, als wir eine Jungfrau hier überfuhren, die euch gar ähnlich sah; die bei ihr waren, nannten sie Blankflos. Wie ich hörte, ward sie an den Kalifen in Babylon verkauft, und dieser soll sie sehr lieb haben vor allen anderen Frauen.“ Als dies Flos hörte, sagte er nichts davon, weshalb er gekommen sei; denn er fürchtete, man werde ihn töten. Er blieb aber mit seinen Leuten bei dem Schiffer zur Nachtherberge, und als sie am nächsten Morgen die Reise fortsetzen wollten, fragte er den Wirt, ob er nicht in Babylon einen guten Freund habe, der ihn beherbergen und mit klugem Rat unterstützen könnte. „Ja wohl,“ sagte der Schiffsmeister, „ehe ihr nach Babylon kommet, werdet ihr an einen breiten Fluß gelangen, über den eine Brücke führt. Auf dieser findet ihr einen Mann, der den Zoll nimmt von

allen, so über die Brücke wollen. Selbiger ist mein guter Freund und besitzt auch ein Haus in der Stadt, das euch als Herberge dienen mag. Zum Zeichen, daß ich euch an ihn gewiesen, nehmet diesen Ring und gebet ihn dem Zöllner." Da dankte Flos dem Schiffsmann und nahm Abschied von ihm.

Gegen Abend kam er an den Strom, ging auf die Brücke, wo er den Zöllner fand, gab ihm den Ring und bat um Herberge. Da führte der Mann ihn in sein Haus und wies ihm ein gutes Obdach an. Und als Flos des anderen Morgens in der Stadt umher wandelte und die Macht des Kalifen sowie die Größe und Festigkeit von Babylon erkannte, sank ihm der Mut und seufzend sprach er zu sich selbst: „Nun bin ich wohl, wo Blankflos weilt. Doch was nützt mir dies? Niemand ist hier, dem ich vertrauen könnte und der mir hülfe. Und wenn es der Kalif erfährt, so bin ich ohne Zweifel des Todes." Wie er noch so in trübe Gedanken versunken dastand, trat sein Wirt, der Zöllner Daries, zu ihm und fragte ihn nach der Ursache seines Mißmutes. „Ich fürchte," antwortete Flos, „daß ich hier mein Geschäft nicht werde ausrichten können." Da sprach der Wirt: „Lasset das jetzt und kommet lieber mit mir zur Mahlzeit. Dann wollen wir ratschlagen, wie euch zu helfen sei." Als sie nun bei Tische saßen, brachte dem Flos sein Kämmerer einen Becher mit Wein, und dieser Becher war derselbe, um den einst Blankflos verkauft wurde. Da ward Flos erst recht traurig, so daß ihm die Thränen in die Augen traten. Dies gewahrte die Wirtin Licoris wohl und sprach zu ihrem Manne Daries: „Herr, laßt uns die Tafel aufheben! Dieser Jüngling bedarf mehr unsres Trostes als der Speise." Also ward die Mahlzeit abgebrochen und Daries sprach: „Junger Herr, gestehet mir offen, was euch fehlt, damit ich euch zu helfen suche, so gut ich kann." Und Licoris sprach zu ihrem Manne: „So viel ich erraten mag, ist er wohl um jener Blankflos willen hier. Denn als die Jungfrau bei uns herbergte, erzählte sie mir unter vielen Thränen, sie sei wegen eines geliebten Knaben verkauft worden. Die Kaufleute hatten sie an einem spanischen Königshofe erhandelt und verkauften sie dann dem Kalifen, der sie vierzehnmal mit Gold aufwog. Ich meine fast, dieser Jüngling muß des Mägdleins Bruder sein oder ihr Geliebter." Da hob Flos den Kopf und rief: „Ich bin ihr Geliebter und nicht ihr Bruder." Dann errötete er und sprach wieder: „Nein doch! ich bin ihr Bruder, nicht ihr Geliebter. Wir haben beide eine Mutter." Da mußte Daries lächeln und sagte: „Nun, junger Herr, das gesteh' ich, ihr widersprecht euch in einem Atem. Es wäre besser, ihr sagtet mir ehrlich die Wahrheit. Seid ihr aber um jenes Mägdlein hergekommen, so habt ihr thöricht gehandelt; denn erführe es der Kalif, es ginge euch ans Leben." Da sprach Flos: „So will ich euch die Wahrheit melden.

Ich bin der Sohn des spanischen Königs Fenis und suche schon lange nach Blankflos, die mir gestohlen ward und von der ich nicht lassen kann. Könntet ihr mir raten, wie ich sie wiedergewinnen mag, so will ich euch so viel Gold geben, als ihr wünschet; denn muß ich ihrer noch einen Monat entbehren, so sterbe ich vor Sehnsucht.“ — „Da ist freilich guter Rat teuer,“ antwortete der Zöllner, „denn wisset, der Kalif ist so mächtig, daß ihm hundert und fünfzig Könige unterthan sind, und seine Stadt Babylon ist zwanzig Meilen lang und ebenso breit, dazu umgeben von einer siebzig Fuß hohen Mauer, welche von so harten Steinen gebaut ist, daß kein Eisen sie verletzen kann. Und in die Stadt führen drei und dreißig stählerne Pforten; auf der Mauer aber stehen siebenhundert gewaltige Warttürme. In der Mitte der Stadt ist ein herrliches Schloß erbaut mit vier Wohnungen und in der vierten wohnt auch Blankflos in einer prachtvollen Kammer, deren Thüren von Ebenholz gemacht sind, das niemals fault noch verbrennt, und die Fensterrahmen sind von duftendem Myrrhenholz. Weil in dieser Wohnung nur Jungfrauen sich aufhalten, nennt man den Palast den Jungfrauenturm. Mitten in diesem steht ein krystallener Pfeiler, in welchem ein Brunnen springt; das Wasser aber wird künstlich in alle Kammern geleitet und fließt dann wieder in den Pfeiler zurück. Von da aus führt eine Treppe in des Kalifen Gemach, wo ihn beim Aufstehen und Schlafengehen zwei der Jungfrauen vierzehn Tage lang morgens und abends bedienen müssen; die eine reicht ihm das Handtuch, die andere das Wasser. Der Turmwärter aber ist so über die Maßen böse, daß er jeden töten läßt, der sich dem Turme zu nahen wagt und keinen guten Grund zu seiner Entschuldigung zu sagen weiß. Dazu hat er sechzehn grimmige Männer, die Tag und Nacht kein Auge zuthun, sondern immer den Turm bewachen. — Der Kalif selbst hat eine schlimme Gewohnheit. Er freiet nämlich jedes Jahr ein anderes Weib, und zu Ende des Jahres lädt er alle Fürsten und Herren seines Reiches zu einer Versammlung. Dann läßt er seine bisherige Gattin vorführen und ihr von einem Ritter das Haupt abschlagen, damit kein andrer nach ihm sie zum Weibe gewinne. Hierauf befiehlt er den Jungfrauen, von ihrem Turm in den wunderherrlichen Baumgarten herab zu kommen. Dieser Garten ist von einer goldnen Mauer umgeben und darin wachsen die köstlichsten und edelsten Bäume, auf denen zahllose Früchte und Blumen prangen. Dabei singen die Vöglein so lieblich, daß man glaubt im Paradiese zu sein. In der Mitte des Wundergartens befindet sich ein Brunnen und über diesem steht ein immerfort blühender Baum; denn sobald eine Blume von ihm abfällt oder abgebrochen wird, sproßt eine neue hervor. Unter diesen Baum werden die Jungfrauen geführt, und dann fällt jedesmal eine Blüte auf dasjenige Mädchen, das der Kalif am meisten liebt. Diese Jungfrau nimmt er zur Ehe; aber nach einem Jahre läßt er auch ihr das Haupt abschlagen. — Nun saget selbst, junger Herr, wer wüßte hier zu raten? Noch ehe der Mond wechselt, wird der Kalif

Hochzeit feiern, und jedermann weiß, daß er Blankflos am liebsten hat und zum Weibe begehrt. Auch muß sie und ihre Gespielin Klaris ihm schon lange morgens und abends aufwarten."

Darüber erschrak Flos gar heftig und sprach: „Ach lieber Herr Wirt, ich bitte euch, ratet mir dennoch, was ich thun soll. Und wenn es nicht anders sein kann, so will ich sie im Garten öffentlich anreden, dann wird man mich töten; aber das ist mir willkommen, denn ich weiß, sie kann auch nicht ohne mich leben und wird mir nachfolgen, und dann werden unsre Seelen sich wiederfinden in einem schöneren Garten." Das jammerte den Wirt und er sprach: „Junger Herr, nun sehe ich wohl, daß ihr den Tod nicht scheuet um eure traute Freundin. So mag euch Gott helfen! Ich aber will euch raten, was mich das Beste dünkt, wiewohl es mich selbst den Hals kosten kann. So gehet denn morgen nach dem Mittagsmahle in euren besten Kleidern hin zu dem Turme und stellet euch so, als ob ihr ihn messen wolltet nach seiner Höhe, Breite und Dicke. Sobald dies der Turmwärter sieht, wird er euch mit grimmigen Worten fragen, was ihr da zu schaffen hättet. Ihr aber entgegnet ihm gelassen und mit freundlicher Rede, ihr wolltet die Bauart des Turmes untersuchen, da ihr gedächtet, euch daheim in eurem Lande einen eben solchen bauen zu lassen, um euer Gold darin aufzubewahren. Wenn er euch nun von so großen Dingen so ruhig sprechen hört, wird er sich ob eures Reichtums wundern, euch nach Namen und Stand fragen und schließlich zu einem Spiel auf dem Schachbrett auffordern. Ihr aber müsset euch mit Geld wohl versehen und auf jedes Spiel hundert Goldstücke setzen. Dann bemühet euch zu gewinnen und jedesmal müsset ihr ihm sein Geld wiedergeben, dazu auch euren Einsatz. Des andern Tages gehet wieder hin und setzet zweihundert Goldstücke und am dritten Tage vierhundert und gebet ihm all sein Geld wieder und dazu euren Einsatz. Dann machet ihr ihn nachgiebig. Euren herrlichen Becher müsset ihr ihm zeigen und zuletzt zum Geschenk machen. Sodann wird er überlegen, wie er so köstliche Gabe vergelte, und wird euch Treue schwören und geloben, alles zu thun, womit er euch nützen möge."

Flos hatte auf jedes Wort des Zöllners wohl aufgemerkt, dankte ihm herzlich und gelobte, seinen guten Rat zu befolgen. So kleidete er sich denn am andern Morgen gar herrlich, ging nach dem Turme, beschaute ihn von allen Seiten und fing an ihn auszumessen die Länge und Breite, die Höhe und Tiefe, indem er sich dabei ganz mit seiner Arbeit beschäftigt stellte. Da währte es nicht lange, so kam der Turmwärter herbei in großem Zorne und frug ihn mit barschen Worten, was er da zu schaffen habe; er sei wohl ein Späher, der über seines Herrn Turm Kundschaft einziehen wolle. „Das bin ich nicht," sprach Flos ganz höflich, „ich besichtige nur den Turm, weil ich

mir daheim einen eben solchen erbauen lassen will, um meine Schätze darin zu verwahren. Schade nur, daß ich ihn nicht auch von innnen beschauen kann! oder wolltet ihr mir dazu helfen, guter Freund? ihr könntet dies ohne Gefahr thun, dieweil ja doch weiter nichts als Gold darin sein wird, und dessen besitze ich wahrlich mehr als du und dein Herr zusammen." Da dachte der Turmwärter bei sich: „Ich habe ihm doch unrecht gethan; er ist zu reich und vornehm, um ein Späher zu sein." Darauf richtete er manche verfängliche Frage an ihn, die Flos alle klüglich beantwortete, so daß er ihn zuletzt einlud, mit in sein Gemach zu kommen und auf dem Schachbrett mit ihm zu spielen. Das that denn Flos gar gerne. Und als ihn der Mann fragte, wie hoch sie spielen wollten, antwortete er: „Um hundert Goldstücke." Da ließ der Turmwächter sein Schachspiel holen, welches aus Elfenbein und Ebenholz gedreht war, und beide setzten sich zu spielen. Nun hatte aber Flos an seinem Finger einen wunderschönen Ring mit einem köstlichen Stein; den ließ er alsbald in der Sonne funkeln, so daß der Turmwärter sein Spiel schier vergaß und nur immer nach dem Ringe lugte. So gewann Flos das Spiel und die hundert Goldstücke, worüber der Mann sich sehr ärgerte. Flos aber gedachte an das, was sein Wirt ihm geraten, gab jenem das verlorene Geld zurück und schenkte ihm dazu seinen eignen Einsatz. Da wurde der Mann gar vergnügt und bat ihn freundlich, er möge ihn am nächsten Tage wieder besuchen, was ihm Flos auch versprach.

Und des anderen Tages kam Flos wieder, setzte zweihundert Goldstücke, gewann abermals das Spiel und schenkte dem Turmwärter das verlorene und dazu sein eignes Geld, also daß jener ganz ausgelassen vor Freude ward und sich ihm zu allen Freundschaftsdiensten erbot. Und am dritten Tage ging es abermals so; sie spielten wieder, aber diesmal um vierhundert Goldstücke, und der Wärter verlor auch diesmal und ward sehr traurig darüber. Doch Flos gab ihm das Verlorene wieder, dazu auch seinen eignen Einsatz. Darob freute sich der Turmwärter über alle Maßen und lud Flos zu einer kleinen Mahlzeit ein.

Wie sie nun bei Tische saßen, zog Flos seinen herrlichen Becher hervor und setzte ihn vor sich, um daraus zu trinken. Der stach denn nun dem Turmwärter gewaltig in die Augen, er beschaute ihn gar genau und fragte zuletzt, ob er nicht um den Becher mit ihm spielen wolle; er wolle dagegen tausend Mark Goldes einsetzen. Aber Flos sprach: „Ich mag ihn weder verkaufen noch verspielen. Wenn ihr mir aber, so ich euer bedarf, behilflich sein wollet, so nehmet ihn von mir zum Geschenk." Als dies der Mann hörte, konnte er sich nicht halten und schwur ihm Treue, daß er ihn in allen Dingen mit Rat und That unterstützen und alles thun wolle, was er von ihm begehre. Alsbald entdeckte ihm Flos, wer er sei und wie er um der schönen Blankflos willen hergekommen sei. Da ward der Turmwärter traurig wegen seines Schwures und sprach: „O Freund, euer Gold hat mich verlockt,

daß ich mit euch das Leben wagen muß. Doch will ich nach eurem Wunsche handeln. Gehet jetzt in eure Herberge zurück und wartet dort drei Tage. Am dritten Tage aber ist der erste Mai, wo ich Blankflos die ersten Blumen in einem Korbe zuschicke; darein will ich euch verbergen, daß ihr zu ihr gelanget und sie sehen und sprechen könnet, so lange es euch gefällt." Darüber war Flos hoch erfreut und kehrte frohen Mutes in seine Herberge zurück.

Unterdessen ließ der Turmwärter allenthalben die schönsten Blumen zusammen bringen und dazu einen großen Korb gar zierlich flechten. Und als der erste Maientag gekommen war, machte sich Flos, der diese Zeit sehnsüchtigen Herzens erwartet hatte, auf den Weg, ganz in Purpur gekleidet, damit man ihn unter den roten Rosen nicht gewahr werde. In des Turmwärters Gemach stieg er in den Korb, nachdem er einen rosenroten Hut aufgesetzt hatte. Dann deckte ihn der Mann ganz mit Blumen zu, daß niemand ihn sehen konnte, rief zwei starke Knechte und befahl ihnen, den Korb mit den Rosen nach der Kammer der schönen Blankflos zu tragen; es sei ein Geschenk von ihm. Die Knechte gehorchten, aber unterwegs schalten sie über die Schwere der Last, verfehlten auch leider die rechte Thür und kamen vor Klaris' Gemach. Dort riefen sie: „Jungfrau Blankflos, hier schickt euch der Turmwärter einen Korb mit Rosen." Klaris hörte nun wohl, daß die Knechte an die unrechte Thür gekommen waren; dennoch dachte sie, obwohl sie ein gutes Mädchen war: „Die Blumen taugen wohl auch für mich." Also nahm sie sie in Empfang, hieß die Knechte dem Turmwärter ihren Dank sagen und entließ sie.

Wie sie nun allein in ihrer Kammer war, nahm sie eine Rose aus dem Korbe, betrachtete sie, roch daran und freute sich des Duftes. Da glaubte Flos, es wäre sein liebes Gespiel und sprang aus den Blumen, worüber Klaris sehr erschrack und laut zu schreien begann. Dies hörten alsbald die anderen Jungfrauen, die in dem Turme waren, und liefen aus ihren Kammern herbei, zu sehen, was da wäre. Aber Flos sprang geschwind in den Korb zurück und deckte sich mit Blumen zu. Da erinnerte sich Klaris, wie ihre Freundin Blankflos ihr oft von ihrem Geliebten erzählt hatte, der ihr so ähnlich sähe. Sie begann die Wahrheit zu ahnen und sprach zu den anderen Jungfrauen lachend, eine Hornisse sei ihr aus den Rosen ins Antlitz geflogen, darüber sei sie erschrocken. Da gingen die Jungfrauen wieder hinaus, derweil Flos in großen Sorgen unter den Blumen lag. Klaris aber war die Tochter eines alemannischen Herzogs und Blankflos' beste Freundin. Ihre Gemächer lagen neben einander, sie mußten beide dem Kalifen zusammen aufwarten und klagten sich oft ihr Leid. Auch führte eine Thür aus einer Kammer in die andre. Nun verschloß Klaris die Pforte, welche auf den Gang hinaus ging, und trat durch die andre in das Gemach ihrer Freundin,

die traurig da saß in tiefen Gedanken an ihren lieben Gespielen. Da sprach Klaris zu ihr: „Komm mit mir in meine Kammer! ich will dir so schöne Blumen zeigen, daß du deine Freude daran haben sollst.“ — „Ach, liebe Klaris,“ antwortete Blankflos, „ich bin zu traurig, als daß mich die köstlichsten Blumen der Welt erfreuen könnten. Meinen trauten Flos werde ich nimmer wiedersehen, und bald wird mich der Kalif zum Weibe nehmen. Aber ich dulde es nicht! lieber will ich mich selbst töten, als meinem Flos die Treue brechen.“ — „Laß deine Klagen jetzt,“ sprach Klaris, „und wenn du deinen Freund liebst, so geh mit mir, die Blumen zu beschauen!“ Da erhob sich Blankflos und ging in ihrer Gespielin Kammer. Aber Flos hatte jedes Wort gehört und die Stimme seiner Herzliebsten wohl erkannt. Da sprang er aus dem Korbe, und sie standen beide sprachlos vor Entzücken und fielen sich schweigend um den Hals und küßten sich lange inniglich.

Endlich fand Blankflos die Sprache wieder und sagte: „O Klaris, sieh! Dies ist mein Liebling, mein Herz, meine Seele, mein süßer Flos.“ Darauf baten beide die gute Klaris, sie möge sie nicht verraten, und Klaris tröstete sie: „Ich will euch helfen, so viel ich kann. Speise und Wein, so man uns täglich bringt, reichen wohl auch für Drei. Verlasset euch auf meine Treue!“ Damit schieden die Beiden von Klaris mit herzlichem Danke und gingen zusammen in Blankflos Gemach, setzten sich auf ihr Lager und erzählten einander all ihre Erlebnisse, die sie seit ihrer Trennung erduldet. Und Flos sprach: „O du Liebe! wie hab ich um dich gelitten! schier wär ich gestorben vor Leid.“ Und Blankflos sprach: „O du Lieber, seit du gen Montorio fuhrest, hab ich keine frohe Stunde gehabt und bin immer umringt gewesen von Gram und bitterer Trübsal.“ Und wieder küßten sie einander herzlich und lachten und weinten. Und dann zeigte Flos seinem trauten Gespiel den köstlichen Ring, den die Mutter ihm geschenkt hatte, und sagte ihr, welche Zauberkraft er besäße.

Die treue Klaris sorgte dafür, daß die Beiden nicht verraten würden; so konnten sie eine Zeit lang ungestört und glücklich bei einander leben. Doch leider sollte sich das Glück bald in großes Leid verkehren. Denn eines Morgens geschah es, daß Klaris zu spät erwachte. Und da sie sah, es sei schon hoch am Tage, lief sie hin zu Blankflos, weckte sie und sprach: „Eile dich, denn wir müssen dem Kalifen aufwarten.“ — „Geh nur immer voraus,“ antwortete Blankflos, „ich folge dir sogleich.“ Aber sie kam nicht nach, sondern schlief wieder ein. Klaris eilte unterdessen an den Brunnen, füllte dort das Becken mit Wasser und lief zum Kalifen, indem sie hoffte, Blankflos werde schon da sein. Aber diese kam nicht. Verwundert fragte der Kalif nach ihr, und Klaris sprach: „Herr, sie hat die ganze Nacht im Psalter gelesen und für euch gebetet. Da ist sie erst gegen Morgen eingeschlummert;

darum liegt sie noch und schläft." Das gefiel dem Kalifen wohl, ja er lobte Blankflos und sprach: „Ich sehe, sie ist würdig, mein Weib zu werden."

Aber am andern Morgen erwachte Klaris wieder erst, als die Sonne schon hoch am Himmel stand. Und sie rief ihrer Freundin, sie solle schnell aufstehen. Blankflos sagte: „Ja, ich komme sogleich." Doch da sie am Abend vorher noch spät mit Flos gewacht und geplaudert hatte, war sie gar müde und schlief wieder ein. Inzwischen hatte Klaris das goldene Becken mit Wasser gefüllt und lief noch einmal an Blankflos Thür, sie zu rufen. Aber Blankflos schlief so fest, daß sie nichts hörte. Da sie nun nicht antwortete, glaubte Klaris, sie sei schon voraus gegangen. Deshalb rief sie nicht noch einmal, sondern ging eilends nach des Kalifen Kammer. Da fand sie Blankflos nicht. Und der Kalif fragte, wo sie sei. „Verzeihe, Herr," sprach Klaris, „ich rief an ihrer Thür, und sie sagte, sie wolle noch vor mir hier sein." Darüber wunderte sich der Kalif sehr, rief seinen Kämmerer herein und sprach zu ihm: „Gehet hin und schauet, wo Blankflos bleibt!" Da lief der Kämmerer in ihre Kammer und sah ein herrliches Bett: darin lag Blankflos, und daneben war ein zweites Lager bereitet: darauf lag Flos. Da er aber mit einer seidenen Decke verhüllt und sein Antlitz so schön und zart wie das eines Mägdleins war, glaubte der Kämmerer, es sei Klaris, lief wieder zurück und meldete dem Kalifen, die beiden Jungfrauen schliefen so friedlich in Blankflos Kammer, daß er sie nicht habe wecken mögen. Da wurde der Kalif ganz blaß vor Zorn und rief: „Reicht mir ein Schwert! ich will doch sehen, was das für eine Jungfrau ist; denn ihr lüget; Klaris stehet hier!"

Darauf eilte er mit dem Schwert in der Hand in Blankflos' Gemach und ließ die Vorhänge von den Fenstern wegziehen, daß das helle Tageslicht hinein schien. Aber nun stand der Kalif selbst in großem Zweifel, ob Flos ein Jüngling oder eine Jungfrau sei, so lieblich war sein Antlitz. Da hieß er den Kämmerer ihm die Decke aufheben; siehe! da lag Flos in seinen purpurnen Männerkleidern. Als das der Kalif gewahrte, konnte er vor Zorn nicht sprechen und hob das Schwert, um Flos zu erschlagen. Da erwachte dieser und im selben Augenblicke auch Blankflos, und beide sprangen von ihren Betten und sahen den erzürnten Herrn mit bloßem Schwerte vor sich stehen. Da zweifelten sie nicht daran, daß sie sterben müßten und sahen einander an und seufzten. Der Kalif aber rief Flos an: „Elender Bube! wer bist du? und wie kannst du wagen, in meinen Turm einzudringen? Für diese Schmach mußt du mir dein Leben lassen." Da sprach Flos mit Thränen: „Herr, übet Gnade! Seht, diese ist es, die mich mehr liebt als alles auf der Welt, und nie ward so treue Liebe gefunden, wie wir beide zueinander tragen." Das jammerte den Kämmerer, also daß er den Kalifen bat, er möge sie jetzt verschonen und ihnen von seinen Fürsten in großer Versammlung das Urteil sprechen lassen. Das gestattete der Kalif; doch ließ er sie mit Stricken fesseln, damit sie ihm nicht entrönnen.

Alsbald ließ der Kalif die Großen seines Reiches zu einem Gerichtstag entbieten. Und da auch das alljährliche Fest der Vermählung herannahte, kamen all die Könige, Herzöge und Fürsten, die ihm unterthan waren. Diese zahllose Menge versammelte sich in einem großen und prächtigen Saale. Und der Kalif stieg auf seinen Thron, ermahnte die Herren zu schweigen und sprach: „Höret meine Worte und findet ein gerechtes Urteil. Erinnert euch jener Blankflos, die ich vierzehnmal mit Gold aufwägen ließ und um ihrer Schönheit willen zum Weib zu nehmen gedachte für mein ganzes Leben. Nun habe ich sie in ihrem Gemach mit einem Jüngling zusammen betroffen. Wohlan, so richtet denn, welcher Strafe die Beiden schuldig sind!" Da riefen alle, sie hätten das Leben verwirkt; der eine wollte sie hängen lassen, der andre sprach, man solle sie erdrosseln, ein dritter war fürs Verbrennen, ein vierter fürs Ertränken; und alle schrieen durch einander, so daß ein großer Lärm entstand.

Da erhob sich ein König mit Namen Aliers und sprach: „Es deucht mich eine große Schande, daß hier an des Kalifen Hofe ein so wüstes Getöse gehört wird und daß wir nicht ein gemeinsames Urteil finden können. Einer spreche einen Spruch! dann mögen die andern ihm beistimmen oder nach der Reihe ihre Meinung verkünden. Auch wäre billig, wenn man zuvor die beiden Kinder sich verantworten ließe." Da stand auf ein Fürst aus Arabien und rief: „Dessen bedarf es nicht, da unser Herr, der Kalif, die Schuldigen selbst in dem Jungfrauenturm betroffen hat. Er hätte sie mit eigner Hand töten können."

Dennoch befahl der Kalif zweien Schergen, die Angeklagten vor die Versammlung zu führen. Und als sie nun hereintraten und vor dem Richterstuhle standen:, blickten sich beide traurig und voll Mitleid an. Und Flos begann: „Herr Kalif, wohl weiß ich, daß ich sterben muß; aber Blankflos ist unschuldig; denn ich bin ohne ihr Wissen in den Turm gekommen. Darum schonet ihrer und nehmet an mir allein eure Rache!" Aber Blankflos sprach: „Nein, Herr, die Schuld ist mein. Aus Liebe zu mir ist er in den Turm gedrungen. Und er ist ein Königssohn und ich nur die Tochter seiner Dienerin. Darum darf er nimmer um meinetwillen sterben." — „Höret sie nicht an, Herr!" rief Flos wieder, „lasset mich töten! doch Blankflos lebe!" — „Nein," sprach der Kalif, „du sollst leben und Blankflos sterbe!" Da merkte Flos, daß die Zauberkraft des Ringes ihm die Gunst des Kalifen erwirkte, zog den Ring ab und wollte ihn Blankflos an den Finger stecken. Die aber wehrte sich dagegen mit aller Kraft. Da nahm Flos den Ring und warf ihn weit von sich; aber der Kalif sprach zornig: „So müßt ihr beide sterben, jetzt und von meiner Hand." Darauf zog er sein Schwert und wollte es gegen sie zücken. Doch Blankflos sprang vor und bot ihm den weißen Nacken. Da weinte Flos laut, zog sie heftig zurück und neigte den Hals zum Todesstreiche. Und wieder sprang Blankflos vor und wollte für ihren Flos sterben.

Als die Fürsten und Großen des Reichs so große Treue und Liebe sahen, wurden sie alle von Mitleid ergriffen und weinten, und selbst den Kalifen fing es an zu erbarmen, also daß er sein Schwert zur Erde fallen ließ. Da trat ein alter Herzog vor und sprach: „Wahrlich, es würde unserm edlen Herrn am ehrenvollsten sein, wenn er dieser beiden Kinder schonte. Was könnte es ihm auch helfen, wenn sie stürben? Wohl aber mag es ihm von Nutzen sein, sie frei zu lassen, unter der Bedingung, daß Flos ehrlich vermeldet, wie er auf den Jungfrauenturm gelangte und welcher Verräter ihm dazu geholfen. Dieser sterbe alsdann zur Strafe für seine Untreue.“ Allein Flos sagte: „Dies werdet ihr nimmer von mir erfahren; es sei denn, daß ihr meinen Helfern Verzeihung zusichert.“ Davon wollte aber der Kalif nichts wissen und hub wieder an zu zürnen, als ein ehrwürdiger Bischof vortrat und ihm zu Füßen fiel. „Herr,“ sprach der fromme Mann, „übet Großmut an allen! das wünscht ein jeder von uns von Herzen. Lasset lieber den Flos seine abenteuerliche Geschichte erzählen! Aber es würde uns alle jammern, diese lieblichen Kinder sterben zu sehen.“ Da riefen auch die anderen Herren insgemein: „Vergebet ihnen ihre Missethat! darum bitten euch eure Getreuen.“

Da erhörte der Kalif ihre Bitte und verzieh den Kindern, sowie auch ihren Helfern, alles was sie gegen ihn gesündigt hatten. Und Flos erzählte seine ganze Geschichte, also daß ein jeder sich gar sehr verwunderte. Und der Kalif nahm Flos bei der Hand, küßte ihn vor aller Augen und setzte ihn an seine Seite, wie es einem Königssohn gebührte. Darauf faßte er auch Blankflos bei der Hand und sprach: „Mein Freund, ich übergebe euch diese Jungfrau! nehmet sie, denn sie gehöret euch nach Gottes Willen und menschlichem Recht. Euch beiden schenke ich Leben und Freiheit.“ Da fielen sie ihm beide zu Füßen und dankten ihm inniglich für seine Großmut; aber der Kalif hob sie auf und küßte sie. Darauf schlug er sogleich Flos nach der Sitte seines Landes zum Ritter.

So hatte Gott alle Dinge zum besten gewandt. Und bald darauf ward ein herrliches Fest gefeiert, wobei der gute Kalif die treue Klaris zur Kirche führte. Alldort ließ er sich mit ihr trauen, setzte ihr die Krone auf und gelobte, sie bis an sein Lebensende als eheliches Gemahl zu halten. Darauf ward auch Blankflos ihrem lieben Flos angetraut. Und bei dem Hochzeitsmahl saß der Kalif auf seinem Thron, neben ihm Klaris die Königin und auf der andern Seite Flos und Blankflos; dann folgten die Herren des Reichs nach Rang und Würde. Nachher ward allerlei Kurzweil getrieben mit Turnieren, Spiel und Gesang; und dieses Fest währte manchen Tag.

Doch als es sich seinem Ende zuneigte, kamen Gesandte aus Spanien und meldeten, daß die Eltern des Flos beide gestorben seien und das Land sich nach seinem jungen Könige sehne. Da ward Flos sehr traurig und bat

den Kalifen, er möge ihn in seine Heimat ziehen lassen. Das that der Kalif nur ungern, denn er hatte gehofft, ihn für immer bei sich zu behalten, und bot ihm sein größtes Königreich an. Doch da Flos auf seiner Bitte bestand, beschenkte er ihn noch mit den köstlichsten Gaben und entließ ihn auf das gütigste. So fuhren Flos und Blankflos nach Spanien zurück, wo sie von Blankflos' Mutter und dem ganzen Volk mit großer Freude empfangen wurden. Und Flos ward König und Blankflos seine Königin; und bei der Krönung nahm Flos mit seinem ganzen Volke den christlichen Glauben an.

Wir finden aber in den alten Büchern, daß es nie ein treueres Paar gegeben hat als Flos und Blankflos und daß sie zusammen gelebt haben in großer Liebe, Freude und Beständigkeit, bis sie hundert Jahr alt waren. Und sie hatten eine Tochter mit Namen Bertha; diese ward später die Hausfrau Pipins und gebar den großen Kaiser Karl, von dem die Welt Wunder sagt.

Apollonius von Tyrus.

In der Stadt Antiochia regierte Antiochus Seleukus der Jüngere, welcher mit einer Tochter des Antipater vermählt war; diese gebar ihm eine überaus schöne Tochter, die nach königlichen Ehren gar wohl erzogen ward. Da erkrankte die Mutter auf den Tod, sie befahl noch dem Vater ihr liebes Kind inniglich und dann verschied sie. Die Tochter aber wuchs in Schönheit und Tugend heran, daß man ihres gleichen nirgends finden konnte und ihr Lob sich in allen Landen verbreitete. Darum begehrte ihrer mancher Mann aus königlichem Geschlecht zum Weibe mit Darbietung unschätzbarer Morgengabe. Während nun ihr Vater überlegte, welchem Freier er sie übergeben sollte, weiß ich nicht, von welchem bösen Geist er bethört wurde, selbst seine Tochter zum Weibe zu begehren. Und da half auch kein Weinen und Drohen, das unglückliche Mägdlein mußte ihrem eignen Vater sich vermählen. Jedoch wußte der gottlose König die sündhafte Ehe vor jedermann, sogar an seinem Hofe, völlig geheim zu halten und erzeigte sich vor dem Gesinde stets nur als ein zärtlicher und gütiger Vater gegen seine Tochter. Um aber der lästigen Freier ledig zu werden, erdachte er eine neue List, indem er jedermänniglich folgendes bekannt machen ließ: „Es werben gar viele um meine Tochter; um nun zu erkennen, welcher derselben der würdigste ist und soviel Weisheit besitzt, daß er nach meinem Tode das Königreich regieren möge, so will ich, daß dieses Gesetz stets gehalten werde: wer ein Rätsel löst, das ich ihm vorlegen werde, der soll meine Tochter zum Weibe bekommen; wer sich aber dessen unterfängt und die richtige Auslegung verfehlt, dem soll man das Haupt abschlagen." Dies ließ er mit großen Buchstaben an das Thor schreiben, daß es jeder sehen konnte.

Nun wurden durch die unglaubliche Schönheit der Königstochter manche stolze Könige und Fürstensöhne verleitet, sie zum Weibe zu begehren, und wenn auch etliche von ihnen vermöge ihrer Kunst und Weisheit des Königs Frage ganz richtig beantworteten, so sprach er nichtsdestoweniger, sie hätten gefehlt, ließ sie enthaupten und die Köpfe auf die Thore stecken, um dadurch alle anderen Freier zu erschrecken. Bald darauf erhob sich ein Jüngling, Apollonius geheißen, ein gewaltiger König zweier Reiche, von Tyrus und Sidon, dem die Bosheit des Antiochus unbekannt war, und fuhr über das Meer gen

Antiochia. Dort trat er vor den König und sagte ihm, daß er hergekommen sei, um seine Tochter zum Weibe zu begehren. Das hörte Antiochus ungern, sah den Jüngling zornig an und sprach: „Sind dir nicht die Bedingungen der Werbung kund? nicht ohne große Gefahr für dein Leben kannst du es wagen.“ Der Jüngling antwortete: „Ich weiß es alles wohl, habe auch dein Gesetz gelesen und die schrecklichen Warnungszeichen auf den Thoren gesehen.“ Da sprach der König: „Wohlan, so höre nun die Frage und gieb die rechte Auslegung, sonst mußt du dein Haupt verlieren. So lautet das Rätsel:

Vom Fleisch der Mutter speis' ich mich,
Mir selber Mutter sicherlich,
Des Gatten Mutter, Vaters Weib.
Doch wie er kose meinen Leib,
Noch stellt sich nicht der Bruder ein,
Der Sohn mir würd' und Enkel sein.“

Der Jüngling vernahm die Frage, ging eine kleine Weile beiseite sich zu bedenken und fand durch seine Weisheit und die göttliche Gnade die wahre Auslegung; darauf trat er wieder zu dem Könige und sprach also: „O großer König, du hast mich gefragt, nun höre die Antwort! Siehe dich selber an und deine Werke; dann wirst du wohl merken, daß mir die Lösung deines Rätsels bekannt ist! willst du aber, daß ich deutlicher rede, so bin ich dazu auch bereit.“ Als Antiochus merkte, daß seine Sünde enthüllt werden sollte, unterbrach er den Jüngling und rief zornig: „O wie weit ist deine Auslegung von der Wahrheit! sie ist gänzlich falsch, und ich sollte dir jetzt den Kopf abschlagen lassen. Doch will ich dir aus Gnade drei Tage Bedenkzeit geben. Oder zieh heim in dein Land und bedenke dich, so lange du willst! Glaubst du dann die rechte Lösung gefunden zu haben, so komm wieder hieher! Dann gebe ich dir meine Tochter zur Ehe. Wo nicht, so wird dir der Kopf abgeschlagen.“

Über diese Worte ward Apollonius sehr bestürzt, ging in großer Sorge mit seinem ganzen Gefolge wieder auf das Schiff und fuhr wieder in sein Königreich Tyrus. Kaum aber war er von dannen geschieden, so berief Antiochus seinen Hofmeister Thaliarchus und sprach zu ihm: „O allerliebster Thaliarchus, du kennst mein Herz und alle meine Heimlichkeit. Und da ich dich treu und verschwiegen weiß, so will ich dir sagen, was mein Gemüt beschwert und was ich von dir wünsche. Wisse, daß Apollonius die rechte Auslegung meiner Frage gefunden hat. Darum bereite und wappne dich und rüste Schiffe nach deinem Gutdünken! Damit fahre dem Apollonius nach und suche ihn so lange, bis du ihn findest! Dann töte ihn, es sei mit Schwert oder Gift! Dafür sollst du von mir beschenkt werden mit allem, was du willst.“ Da ließ Thaliarchus Schiffe ausrüsten, nahm eine große Menge Gold und Silber zu sich und fuhr aus, den Jüngling zu verderben.

Inzwischen war Apollonius heimgekommen, ging in sein Haus, schlug

seine Bücher nach und fand, daß er dem Könige in allen Dingen die Wahrheit gesagt hatte. Da dachte er bei sich selber: „Nun wird er mit Gewalt und List nach meinem Leben trachten, damit ich seine Schande niemand verraten kann. Darum ist besser geflohen als gestorben.“ Alsbald ließ er große Schiffe und Galeeren zurüsten und mit hunderttausend Malter Kornes befrachten; auch nahm er große Schätze an Gold, Silber und Gewändern mit sich und fuhr mit wenigen seiner liebsten Diener in der dritten Stunde der Nacht aus Tyrus, ohne Abschiedssegen und ohne Wissen aller seiner Bürger. Als nun ein Tag verging, ohne daß der König gesehen ward, suchten die Bürger ihren lieben Herrn mit traurigem Gemüte, konnten ihn aber nirgend finden. Darob ward die Stadt und das ganze Land in Klage und Betrübnis versetzt; auch ward aus Liebe und Treue gegen den König angeordnet, daß sich niemand scheren durfte, noch tanzen, baden oder Hochzeit halten; alle Wirtshäuser wurden geschlossen, aber die Tempel der Götter blieben offen und jedermänniglich ging hinein zu beten, daß der gute König wieder gefunden werde.

Während dessen kam Thaliarchus in die Stadt Tyrus. Als er nun alles Volk in Trauer versenkt sah, wunderte er sich und sprach zu einem Jüngling: „Wenn dir dein Leben lieb ist, so sage mir, warum ist die Stadt in Leid versetzt und alle Freude erloschen?“ Da antwortete der Jüngling: „Ja weißt du denn nicht, was aller Welt kund ist? unser König Apollonius ist nach seiner Rückkehr von Antiochus verschwunden, und niemand weiß, ob er am Leben oder tot ist.“ Darüber freute sich Thaliarchus, bestieg wieder sein Schiff und fuhr heim gen Antiochia. Dort ging er fröhlichen Antlitzes vor den König und sprach: „Freue dich, Herr! denn Apollonius ist aus Furcht vor dir aus seinem Lande geflohen. Niemand weiß, wo er ist, und man glaubt mehr, daß er in der See ertrunken sei, als daß er noch lebe.“ Da sprach der König Antiochus: „Er kann wohl fliehen, aber nicht entrinnen!“ Darauf ließ er öffentlich verkünden: „Wer mir den Apollonius, der ein Verächter meiner königlichen Majestät ist, gefangen überliefert, der soll fünfzig Pfund Goldes erhalten; wer mir aber sein Haupt bringt, dem will ich hundert Pfund Goldes geben.“ Sobald dies ausgerufen ward, wurden nicht allein des Apollonius Feinde, sondern auch die, welche früher seine Freunde gewesen waren, durch Habsucht verlockt ihn zu suchen, um ihn zu fangen oder zu töten. Da ward er gesucht auf dem Meer, auf dem Lande, in den Wäldern, in den Bergen und in allen verborgenen Höhlen, aber nicht gefunden. Antiochus selbst ließ eine große Menge Schiffe auslaufen, um ihn zu suchen, soweit man das Meer befahren könnte.

Ehe aber die Schiffe zur Ausfahrt völlig gerüstet waren, landete Apollonius im Hafen der Stadt Tarsus. Als er nun dort am Ufer des Meeres

auf und ab ging, begegnete ihm einer seiner Bürger aus Tyrus, mit Namen Elemitus, welcher zur selben Stunde dort angekommen war; der sprach zu ihm: „Gegrüßet seist du, König Apollonius!“ Aber Apollonius that, wie die Vornehmen gewöhnlich den Armen gegenüber thun, und verachtete seinen Gruß. Da ward der alte Elemitus auf ihn erzürnt, grüßte ihn nochmals und sprach: „Sei gegrüßt, Apollonius! und grüße mich auch und verachte nicht meine Armut und mein Alter! denn wüßtest du, was ich weiß, du wärest mehr auf der Hut, als du bist.“ Da sprach Apollonius: „Ich bitte dich, sage mir, was du weißt!“ Elemitus antwortete: „Du bist in der Acht; ein jeder hat Gewalt über dein Leben, ja es ist sogar ein Preis auf dein Haupt gesetzt.“ — „Wer darf einen Fürsten ächten?“ fragte Apollonius. Elemitus antwortete: „Das hat der König Antiochus gethan.“ — „Und warum?“ fragte Apollonius weiter. Der Alte versetzte: „Weil du seine Tochter zum Weibe begehrt hast.“ — „Wie hoch ist der Preis, den er auf mein Haupt gesetzt hat?“ fragte Apollonius. Da antwortete Elemitus: „Fünfzig Pfund Goldes erhält, wer dich lebendig gefangen einbringt; wer dir aber das Haupt abschlägt, der bekommt hundert Pfund als Lohn. Darum sollst du dich hüten und größere Sicherheit suchen.“ Damit schied er von ihm. Als er aber eine Strecke hin war, rief ihn Apollonius zurück und sprach in großem Unmut zu ihm: „Geh mit mir, so will ich dir hundert Pfund Goldes geben! Dann geh zum König Antiochus und sage ihm, du habest mir den Kopf abgehauen; so wird er sich freuen.“ Elemitus antwortete: „Das verhüte der höchste Gott, daß ich um solcher Ursache willen jemals Gold nähme!“ — „Es steht dir wohl an, so zu thun,“ sagte Apollonius, „da ich dich selbst darum bitte; dazu hast du die hundert Pfund Goldes wohl an mir verdient mit deiner Warnung.“ Da erwiderte Elemitus: „Meine Warnung habe ich dir gegeben aus treuer Freundschaft und Liebe, und diese läßt sich nicht für Silber und Gold verkaufen, sondern sie entspringt aus rechter Anhänglichkeit und treuem Gemüte; und damit scheide ich von dir.“

Mit traurigem Herzen ging Apollonius hin und her, gedenkend wie er sich retten sollte; da sah er einen Mann auf sich zu kommen, den er wohl kannte, geheißen Stranguilio. Zu diesem sprach er: „Sei gegrüßt, Stranguilio!“ Jener antwortete: „O Apollonius, mein Herr! möge es dir allzeit wohl ergehen! was suchst du hier in dieser Gegend? dein Aussehen deutet auf Kummer.“ — „Ich bin geächtet vom Könige Antiochus,“ sprach Apollonius, „weil ich seine Tochter oder richtiger zu sagen seine Gemahlin zum Weibe begehrte. Darum möchte ich mich, wenn es sein kann, gern in dieser Stadt verborgen halten.“ Stranguilio erwiderte: „O Herr, unsre Stadt ist die ärmste unter allen Städten und kann dich nicht nach Ehren bewirten, denn wir leiden Hungersnot und große Dürre, also daß die Bürger keine Hoffnung haben, ihr Leben zu fristen. Die Kinder sterben dahin vor quälendem Hunger. Was soll ich weiter sagen? Der grausige Tod sitzt vor jeder Thür, daß

keiner entrinnen kann." Da sprach Apollonius: „So lobet und danket dem höchsten Gott, daß er mich elenden Flüchtling euch zu Hilfe und Trost gesandt hat! Denn so ihr mich in guter Hut verborgen halten wollet, so will ich eurer hungrigen Stadt zu Hilfe kommen mit hunderttausend Malter Korn." Dies berichtete Stranguilio den Bürgern; da kamen sie allesamt vor Apollonius, fielen ihm zu Füßen und sprachen: „O Herr willst du uns vom Hungertode erretten, so wollen wir nicht nur deine Flucht verhehlen, sondern auch, wenn es not thut, für dich streiten bis in den Tod." Apollonius ging mit ihnen in die Stadt, trat auf offnem Markte vor den obersten Richterstuhl, wovor das ganze Volk sich geschart hatte, und sprach also: „Ihr Bürger von Tarsus, die ihr von Hungersnot und Todesqual niedergedrückt seid, merket wohl was ich euch sage! ich will euch aus aller Trübsal helfen, wenn ihr mir die Wohlthat damit vergeltet, daß ihr meine Flucht geheim haltet und mein Leben rettet. Dafür bringe ich zu euch hunderttausend Malter Korn, die ich euch verkaufen will so teuer, wie sie in meinem Lande gekauft sind: ein Malter um acht Schillinge." Da wurden die Bürger wohlgemut und vergaßen alles Leid. Alsbald ließ der König ihnen das Korn ausmessen, so viel jeder begehrte, wofür sie sehr dankbar waren und willig zahlten; als aber das Korn ausgegeben war, gedachte Apollonius, daß Kaufmannschaft und königliche Würde schlecht zu einander paßten; darum wollte er lieber ein milder Geber als ein Kaufmann heißen, rief noch einmal das ganze Volk zusammen und schenkte ihnen das Geld wieder, das er für das Korn empfangen hatte. Da ward das Volk von inniger Liebe und Dankbarkeit gegen ihn entzündet, ließ ihm eine steinerne Säule mitten auf dem Markte errichten und darauf sein Bild stellen, wie er mit der rechten Hand das Korn austeilte und mit dem linken Fuß das Gold von sich stieß, zum ewigen Gedächtnis der Gutthat, die Apollonius dem Volke erwiesen. Am Fuß der Säule aber stand die Inschrift: „Zu Ehren des Königs Apollonius von Tyrus, der diese Stadt von tödlichem Hunger erlöst hat, die dankbaren Bürger von Tarsus." So ward Apollonius alldort in guter Hut gehalten bei Stranguilio und dessen Weibe Dionysiades, die ihn mit allen Ehren bewirteten, deren er würdig war.

Nicht lange darauf ging Stranguilio mit seinem Weibe Dionysiades insgeheim zu Apollonius und sprach also: „Herr, wir sorgen, du liegest zu lange an einem Orte und möchtest um so eher ausgekundschaftet werden. Darum raten wir dir, wenn es dir gefällt, eine Zeit lang dich hinwegzubegeben, bis man deiner vergessen hat, und dann wieder herzukommen, um in ungestörtem Frieden hier zu leben." Apollonius folgte dem Rate, bereitete seine Schiffe, segnete alles Volk, das ihm mit Trauern das Geleit zum Hafen gab, und schied von dannen, willens nach einer Insel zu segeln, wo er unerkannt zu

bleiben hoffte. Als er aber drei Tage und Nächte unterwegs war, da erhob sich ein ungestümes Wetter und großer Streit der Winde: Eurus heulte von Mittag, Aquilo von Mitternacht her, und sie brachten Hagel, Nebel und Regen, die Bläue des Himmels verbarg sich, das Meer ward dermaßen aufgewühlt, daß die empörten Wellen das Schiff jetzt auf den Grund der See, jetzt wieder hoch in die Wolken schleuderten. Africus und Zephyrus tobten durcheinander und zerrissen alle Segel, die Schiffe barsten, und in des Meeres Grund versanken alle königlichen Schätze, Gold, Silber, edeles Gestein und köstliche Gewande des Königs Apollonius, und alle seine Diener ertranken. Er selbst aber schwamm auf einem Brett, das er ergriffen hatte, nackend in der salzigen Flut, so lange bis ihn das Meer auswarf an das tyrrhenische Gestade. Nun stand er am Ufer und sprach also: „O du ungetreuer, trügerischer Neptun, wie hast du mich aller meiner Ehren und Güter beraubt, daß ich nackend und elend ohne Hoffnung auf Hilfe hier stehen muß! Das Glück gab mir den Namen eines Königs von Tyrus und Sidon; dessen hast du mich beraubt und schenktest mir dafür Armut und Elend. Der ehmals schöne und wohlbekleidete steht bloß und hungrig, vor Kälte zitternd und kraftlos, und weiß nicht, wohin er sich wenden soll." Während er noch so klagte, sah er einen kräftigen Jüngling in zerrissener grober Kleidung auf sich zukommen, den rief er demütig an und sprach zu ihm mit Thränen: „Wer du auch seist, so erbarme dich meiner um Gotteswillen!" Jener sprach: „Sag an, wer bist du?" — „Ich bin nicht mehr, der ich war," antwortete Apollonius, „mir hat das Meer Gut, Ehre und Namen geraubt. Elend bin ich, doch nicht von niederem Geschlecht geboren. Nun bitte ich dich, sei mir hilfreich und rate mir, wie ich mein Leben fristen möge!" Der Jüngling erbarmte sich über ihn, führte ihn in sein dürftiges Hüttlein unweit des Meeres, teilte mit ihm willig sein bischen Armut, setzte ihm Speise vor, so viel er vermochte, ja er zog seinen elenden Rock aus, teilte ihn in zwei Teile und gab ihm den einen, damit er seinen nackten Leib notdürftig bedecken könnte. Dann sprach er zu Apollonius: „O Jüngling, nimm freundlich an, was ich zu bieten vermag! Hätt' ich mehr, ich wollte dich besser versorgen. Gehe aber hin in die Stadt Pentapolis, die nicht fern von hier liegt; vielleicht findest du dort jemand, der sich deiner erbarmt; denn dort herrscht königlicher Reichtum. Findest du aber niemand, der dir besser helfe als ich, so kehre zu mir zurück! dann wollen wir gemeinsam mit einander fischen. Wirst du aber einstens in deine früheren Würden eingesetzt, so vergiß auch du des Armen nimmer und verachte mich nicht!" Da antwortete Apollonius: „Ich danke dir von ganzem Herzen. Und wenn ich jemals dein vergesse, so möge mich Gott wiederum in Todesangst und Schiffbruch stürzen und dann niemand finden lassen, der sich meiner erbarmt, wie du gethan hast." Darauf zeigte ihm der Fischer den Weg nach der Stadt und schied von ihm.

Als nun Apollonius nach Pentapolis kam und überlegte, wo er Hilfe

S. 97.



Apollonius dient dem König Archistrates.

suchen sollte, da sah er einen nackenden Knaben mit einem Becken durch die Straßen laufen, der rief mit lauter Stimme:

„Hört, reich und arm!
Das Bad ist warm.
Wer sich will waschen und salben
An Haupt und allenthalben,
Herr oder Knecht, Mann oder Weib, —
Es ist gesund für Seel' und Leib."

Wie Apollonius dies hörte, dachte er: in Bädern und Tabernen lernt man manchen kennen, ging also in das Bad, zog seinen Rock aus, wusch sich und sah sich dabei um nach allen Seiten, konnte aber niemand finden, dem er hätte dienen mögen. Da erscholl plötzlich der Ruf: „Der König kommt zu baden." Apollonius ging hinaus um ihn zu schauen; da sah er den König Archistrates daher kommen begleitet von vielen Dienern, die mit dem Balle Kurzweil trieben. Da dachte der arme Apollonius bei sich: dieses Spieles weiß ich mich Meister! und konnte sich nicht enthalten dem Ball entgegen zu laufen und ihn so künstlich zu schlagen, daß der König alsbald aufmerksam auf ihn ward. Als man darauf in das Bad ging, nahte sich Apollonius dem König um ihm zu dienen, und sobald dies Archistrates bemerkte, hieß er alle seine Diener zurücktreten und wollte allein von dem fremden Jüngling, an dem er großes Wohlgefallen fand, gewaschen und gesalbt sein. Als er aber das Bad verließ, sprach er zu seinem Hofgesinde: „Mir ward noch nie so gut in einem Bade aufgewartet, als heute von diesem fremden Jüngling. Darum gehe einer von euch und lade ihn zu meinem Tisch, dessen er mich nach seinem ganzen Benehmen nicht unwürdig dünkt."

Des Königs Diener kam zu Apollonius und fand ihn in seinen halben zerrissenen Rock gekleidet und sprach also: „Es ist des Königs Wille, daß du mit ihm bei Hofe das Mahl nehmest." — „Du siehst," antwortete Apollonius, „daß ich meinen Leib nicht bedecken kann; darum bin ich unwürdig dem königlichen Tische zu nahen; meiner Ehren, Güter und Würden hat mich das Meer beraubt." Da ging der Diener zurück und sagte es dem Könige: „Herr, der Jüngling ist unbekleidet, er hat Schiffbruch gelitten und ist dabei um seine ganze Habe gekommen. Deshalb hält er sich für unwürdig, bei Hofe zu erscheinen." Alsbald ließ der König ihn in köstliche Gewänder hüllen und vor sich führen. Da trat Apollonius vor den König mit so edlem Anstand, daß dieser ein besonderes Wohlgefallen an ihm fand. Darauf ward ein überaus köstliches Mahl bereitet; der Saal und die Tische waren mit Gold, Silber und Teppichen wohl geziert, und während des Mahles mischten sich die Klänge der Drommeten mit dem fröhlichen Schalle des Hofgesindes. Der König aber ließ den Jüngling ihm gegenüber sitzen und mahnte ihn zu essen und gutes Muts zu sein. Aber wodurch ihn der König erfreuen wollte, das stimmte Apollonius erst recht traurig; denn das königliche Mahl und die

Pracht der goldnen und silbernen Kleinode erinnerten ihn daran, was er selbst auf dem Meere verloren hatte; darüber versank er in solchen Unmut, daß er nicht essen konnte und traurig sein Haupt neigte. Da dies das Hofgesinde merkte, sprach einer von ihnen: „Ich weiß wohl, warum er nicht essen mag; er ist verstockten Herzens und denkt darüber nach, wie er des Königs Kleinode stehlen könne; darum starrt er sie so unverwandt an und vergißt darüber sich selbst und das Mahl." Als der edle König diesen niedren Argwohn vernahm, sprach er: „Ihr irret sehr! Dieser Jüngling gedenkt mit Trauer seiner eignen Güter, die er verloren hat; denn ohne Zweifel würde er Reichtum genug haben, um mit Ehren in jedem Königssaal zu sitzen, wenn nicht das Unglück ihn um seine Habe gebracht hätte." Darauf wandte er sich mit heiterem Antlitz zu Apollonius und sprach: „Jüngling, laß deinen Kummer! iß, und trink mit gutem Mut und hoffe auf Gott, der wird dich nicht verlassen!"

Derweil der König den Jüngling also tröstete, trat eine überaus schöne Jungfrau in den Saal, des Königs Tochter Kleopatra mit ihrem Hofgesind, grüßte alle die an der Tafel saßen, küßte ihren Vater und sprach: „Allerliebster Vater, wer ist der Jüngling, den du an den Ehrenplatz deines Tisches gesetzt hast? es dünkt mich, er sei überladen mit Trauer." Der König antwortete: „O meine süße Tochter, dieser Jüngling ist schiffbrüchig und hat mir heute im Bad so wohl gedient, daß ich ihn an meinen Tisch berief. Doch weiß ich nicht eigentlich, wer er sei. Es ziemte dir vielleicht nicht übel, wenn du ihn fragtest und, so er dir antwortete, ihm gütig und barmherzig begegnetest." Alsbald ging die Königstochter zu ihm und sprach also: „Lieber Jüngling, dein Antlitz und Benehmen zeigen Tugend an und ein adliges Gemüt; darum möchte ich gern wissen — wenn es dir nicht Schmerz bereitet es zu sagen —, wie dein Name, deine Geburt und dein Schicksal ist." Da versetzte der Jüngling: „Mein Name ist Apollonius, meinen Adel habe ich in Tyrus gelassen." Die Jungfrau sprach: „Ich bitte dich, sprich deutlicher! denn dein Leid geht mir zu Herzen." Da erzählte Apollonius ihr seine ganze Geschichte und all sein Unglück von Anfang bis zu Ende, doch verschwieg er seine königliche Herkunft; und als er die Rede vollendet hatt, begann er bitterlich zu weinen. Dies sah der König und sprach zu seiner Tochter: „Frage ihn nicht mehr! du erneuerst sein altes Leid. Weil er dir aber sein ganzes Schicksal erzählt hat, so ziemet dir wohl, daß du deine Milde gegen ihn nach königlichen Ehren erzeigest." Die Jungfrau sah den Jüngling gütig an und sprach zu ihm: „O Lieber, leg ab dein Trauern und fasse Mannesmut! Du sollst an unserm Hofe bleiben und von meinem Vater neuen Reichtum empfangen." Dafür dankte Apollonius mit Scham und Seufzen.

Nun sprach der König: „Tochter, damit der Gast und das Hofgesinde wieder fröhlich werde, so laß uns deinen Gesang und dein Saitenspiel hören."

Da ließ sie ihre Harfe bringen und sang und spielte so schön, daß alle erfreut waren und sie lobten und sprachen, sie hätten nie bessern Gesang gehört. Nur Apollonius schwieg und stimmte nicht in das allgemeine Lob ein. Darüber ward der König mißmutig und sprach: „Apollonius, du bist unhöflich! alle loben meine Tochter und du allein schweigst. Willst du damit andeuten, daß dir ihre Kunst nicht gefällt?“ Da antwortete Apollonius: „Soll ich die Wahrheit sagen, so sag ich: Deine Tochter hat in der Kunst einen Anfang, aber die rechte Meisterschaft fehlt ihr noch. Willst du den Beweis dafür haben, so befiehl ihr, mir die Harfe zu leihen; so will ich dich die rechte Kunst hören lassen.“ Und als ihm die Harfe gereicht ward, stand er auf mit fröhlichem Angesicht und sang und spielte so wundervoll, daß der ganze Saal davon wiederklang und der König samt dem ganzen Hofgesind gestand, daß sie niemals so unübertreffliche Kunst vernommen hätten. Am meisten aber bewunderte ihn Kleopatra, weil sie es besser verstand als die anderen, und sprach zu ihm: „Du heißest Apollonius, aber wahrlich du solltest Apollo heißen, dem die Harfe geheiligt ist. Auch Orpheus hat dich niemals an Kunst übertroffen. Darum bist du der höchsten Ehren würdig.“ Hierauf wandte sie sich zu ihrem Vater und sprach: „Liebster Vater, erlaube mir, diesen Jüngling nach Verdienst zu beschenken.“ Der König antwortete: „Tochter, was du ihm an Ehren erweisest, soll mir wohl gefallen.“ Da ging sie aus dem Saal, und als sie mit ihrem Gefolge wieder herein trat, da brachte sie mit sich zweihundert Mark Goldes und ebenso viel Silbers, nebst den köstlichsten Gewändern, gab ihm Knechte und Mägde zu und sprach: „Sieh her, o Jüngling! nimm hin die Gabe von meinem Vater und mir, denn du bist ihrer würdig durch deine Kunst!“ Da wurde die Jungfrau von allen gelobt ob ihrer Güte und Freigebigkeit.

Darauf nahm das Hofgesinde vom Könige Urlaub und ging ein jeder in seine Herberge. Da stand auch Apollonius auf und sprach also: „O guter König, Wohlthäter der Armen, und du, o Königin, Pflegerin der Künste! ich kann euch nur danken, nicht vergelten. Der höchste Gott bewahre euch!“ Dann sprach er zu den Knechten, die man ihm zugewiesen hatte: „Nehmet die Geschenke auf! wir wollen uns Herberge suchen.“ Da aber die junge Königin vernahm, daß der Jüngling von ihr scheiden sollte, den sie von Herzen lieb gewonnen hatte, blickte sie ihren Vater zärtlich an und sprach: „O allerliebster Vater, du hast Apollonius heute reich gemacht; so sorge auch dafür, daß ihn das nicht entwendet werde, womit wir ihn begabten! Ich möchte raten, du behieltest ihn so lange bei dir, bis er mit unsrem Volke besser bekannt geworden ist.“ Alsbald ließ ihm der König eine Wohnung in seinem Palast anweisen, wo er nach seines Standes Würde hausen könnte.

Nachdem die Königstochter die ganze Nacht schlaflos verbracht hatte, ging sie morgens früh in ihres Vaters Kammer. Der König sprach zu ihr: „Was bedeutet das, daß du heut so früh wider deine Gewohnheit aufstehst?“ — „O mein Vater,“ antwortete sie, „ich habe keine Ruhe, du gebest mir denn

den Apollonius zum Lehrer in der Musik und anderen Künsten." Alsbald ließ der König ihn herbei rufen und sprach zu ihm: „Jüngling, meine Tochter wünscht von dir deine Kunst zu lernen. Deshalb bitte ich dich, du wollest sie lehren und unterweisen in allem, was dir kund ist. Dafür will ich dich nach Verdienst beschenken." Da antwortete Apollonius: „Herr, ich bin allzeit bereit nach deinem Willen zu handeln." Also lehrte er die Tochter mit großem Fleiß, daß sie in kurzem gar wol in der Kunst geübt ward.

Nicht lange darnach ward die Jungfrau krank und siechte von Tag zu Tag mehr dahin. Der König ließ die Ärzte berufen, die aber keine Krankheit entdecken noch ein Heilmittel finden konnten; was auch natürlich war, denn es war eine Krankheit des Gemütes. Darüber ward der König betrübt und ging zu seiner Tochter und sprach zu ihr: „O liebste Tochter, was mag dir wohl fehlen, da die Ärzte deine Krankheit nicht erkennen noch heilen können? Weh mir, sollst du mir ohne Hilfe sterben? sage mir doch, wovon meinst du, daß dein Übel gekommen sei?" Da erwiderte die Tochter: „Allerliebster Vater, das kann ich dir nicht sagen; doch schmerzt mich dein Anblick inniglich. Darum geh eine Weile von mir! so will ich mich bedenken, wie ich dir meine Krankheit offenbaren möge."

Unterdessen waren zwei Jünglinge aus fürstlichem Geschlecht gekommen, die gingen vor den König und grüßten ihn, und auf seine Frage, was ihr Begehren sei, sprachen sie: „Herr, wir kommen dich um deine Tochter zu bitten, wozu du einen jeden von uns schon lange ermutigt hast. Nun hat uns unser Weg zufällig zusammengeführt und darum bitten wir dich, du wollest nach deinem Gutdünken einem von uns deine Tochter zur Ehe geben." Der König antwortete: „Ihr kommt zu ungelegner Zeit; denn meine Tochter übt sich in Erlernung der Musik, und aus zu eifriger Hingabe zu den Künsten ist sie krank geworden. Doch damit ihr nicht denket, ich suche leere Ausflüchte, so schreibe ein jeder von euch seinen Namen, dazu seinen Reichtum nebst der Heimsteuer und Morgengabe, wie das so Sitte ist, auf einen Zettel. So mag sie selbst wählen, welchen sie haben will." Damit waren sie zufrieden, und gaben dem König die Schrift; der überlas sie, versiegelte sie mit seinem Ring, rief den Apollonius und sprach: „Meister, nimm diese Briefe und übergieb sie deiner Schülerin." Apollonius nahm sie in Empfang und ging in die Kammer der jungen Königin. Als diese aber den erblickte, den sie liebte, sprach sie: „O Meister, was bedeutet das, daß du allein zu mir kommst?" — „Dein Vater," antwortete er, „gebot mir, dir diese Briefe zu überbringen." Als nun die Jungfrau sie gelesen hatte, blickte sie ihren Meister inniglich an und sprach: „O Meister, hättest du mich lieb, der Inhalt der beiden Schreiben würde dir Sorge machen." Darauf schrieb sie ihrem Vater eine Antwort und sandte sie ihm versiegelt durch Apollonius zu. Die Antwort aber lautete so:

„O mein gütiger Vater, du willst wissen, wen ich zum Manne haben möchte. So vernimm denn: ich begehre den Schiffbrüchigen, wenn ich wählen darf.“ Als der König dies gelesen hatte, sah er die beiden Jünglinge an und fragte: „Welcher von euch hat einmal Schiffbruch gelitten? er soll meine Tochter haben.“ Sogleich sprach der eine Werber: „König, der bin ich!“ Aber alsbald fiel der andre ihm ins Wort und rief: „Schweig du! daß dich der Geier hole! ich weiß wohl, daß du nie über den Hafen hinausgekommen bist.“ Da sprach der König zu Apollonius: „Komm her und lies du diesen Zettel! vielleicht magst du den Sinn besser ergründen, denn du warst ja dabei, wie sie ihn schrieb.“ Apollonius las und errötete überrascht. Da merkte der König, daß seine Tochter ihren Meister liebe, und sprach zu den Jünglingen: „Ziehet heim! wenn die Zeit kommt, will ich nach euch senden.“ Da nahmen sie Urlaub und schieden von dannen.

Der König aber ging zu seiner Tochter und sprach: „Kleopatra, sage, wen hast du zum Manne erwählt?“ Da fiel sie ihm zu Füßen und sprach: „Ach liebster Vater! wenn du den Wunsch deiner Tochter zu wissen begehrst, so sage ich dir, ich will keinen andern als den schiffbrüchigen Apollonius, meinen Meister, und soll mir der nicht werden, so verlierst du deine Tochter.“ Als nun der König sein Kind so inniglich weinen sah, hob er sie auf und sprach zu ihr: „O liebes Kind, betrübe dich nicht länger und habe keine Furcht vor mir, weil du den begehrst, den ich auch lieb habe wie ein Vater. Und wissen wir auch nicht seine Geburt und sein Geschlecht, so kennen wir doch seine Tugend und Ehrbarkeit, durch die er sich einem Könige wohl vergleichen mag.“ Da ward die Jungfrau erfreut, vergaß ihre Krankheit und küßte ihren Vater zärtlich, der ihr den rechten Arzt gegeben hatte. Der König aber bestimmte sogleich den Tag der Hochzeit, ließ seinen ganzen Adel zusammen rufen und sprach: „Ich thue euch zu wissen, daß meine Tochter mit meinem Willen ihren Meister Apollonius zum Manne genommen hat. Darum bitte ich euch, seid fröhlich mit mir und dem neuen Paare!“ Da ward nach königlichen Würden ein glänzendes Fest bereitet, das mit großen Freuden manchen Tag lang dauerte, und Apollonius ward gekrönt und ein gewaltiger Tochtermann des Königs genannt.

Einige Zeit darnach ging Apollonius mit seinem Weib und dem König Archistrates am Gestade des Meeres spazieren. Da sah er von fernher ein großes Schiff heranfahren und erkannte sogleich, daß es aus seiner Heimat war. Sie warteten am Ufer, bis es landete, und Apollonius sprach zu dem Schiffsherrn: „Sag an, von wannen kommst du?“ Er antwortete: „Von Tyrus.“ — „Du nennest,“ sprach Apollonius weiter, „ein Land, das ich gar wohl kenne.“ Da sagte der Schiffsherr: „O dann sprich, ob dir nicht der Fürst desselben Landes bekannt ist, er heißt Apollonius und wir haben ihn

vor langer Zeit verloren." Er antwortete: „Ja, ich kenne ihn so wohl als mich selbst." Da sprach der Schiffsherr: „Ich bitte dich, wenn du ihn siehst, so verkündige ihm große Freude; denn der König Antiochus samt seiner Tochter ist vom Blitzstrahl getroffen und ins Meer versunken. Aber unser Herr Apollonius ward von allem Volke zu Antiochia zum Könige erwählt, alle seine Schätze und Reichtümer sind wohl bewahrt, und darum bin ich und viele andere ausgesandt ihn zu suchen, damit er seine Herrschaft zu Tyrus, Sidon und Antiochia antrete." Da sprach Archistrates: „Es ist seltsam, daß jener sich so verborgen hält, da er doch das oberste Haupt der Welt werden soll." Apollonius aber freute sich inniglich und sprach zu seinem Schwäher: „Herr und Vater, so lange mein Glück nicht meiner Geburt gleich war, wollt ich dir meine Herkunft nicht offenbaren; da sich aber nun das Glücksrad gedreht hat, so thue ich dir kund, daß ich derselbe Apollonius bin, den man suchet. Und nun sage mir deinen Willen, daß ich ihn vollbringe. Willst du, daß ich das Königreich einnehme, so thue ich es und mache dich gewaltig über alle meine Länder; denn du hast mich armen erhöhet, hast mich aus nichts zu etwas gemacht, hast mich nackenden bekleidet, mich hungrigen gespeist, hast mich geseligt mit einem holden Weibe und einem edlen Schwäher, hast mich mit königlichen Ehren gezieret; wie sollt ich das jemals vergessen?" Da sprach der König Archistrates fröhlich zu seiner Tochter: „Freue dich, daß du durch deinen Mann zu so hohen Würden gelangest! Und du, mein Sohn, höre! ich will dir Gold, Silber und Gewänder geben, soviel du begehrst, auf daß du mit königlicher Pracht in dein Reich zurückkehrest." Da sprach Apollonius zu seinem Weibe: „Ich bitte dich, gieb dazu deine Beistimmung!" Aber Kleopatra fing an bitterlich zu weinen und sagte: „O Herr, weiltest du in fernen Landen, du solltest jetzt heim zu mir eilen, da ich der Stunde der Geburt so nahe bin. Und du willst von mir hinweg fahren? Wenn du aber nicht bleiben willst, so fahre ich mit dir. Dies, lieber Vater, sollst du mir gestatten." Der Vater antwortete: „Auf meinen Willen brauchst du nicht zu warten, dein Mann hat volle Gewalt über dich. Gestern war er mir gleich, heut ist er ein Herr der Welt: erst war er mein Sohn, nun bin ich minder denn er." Darauf ließ er alles zur Reise wohl bereiten, und nachdem die Schiffe reichlich mit Gütern, Speise und Trank versehen waren, nahmen die beiden zärtlichen Abschied von dem guten König und fuhren hinweg. Damit aber der Königin Kleopatra in der Stunde der Entbindung keine Hilfe mangele, fuhren mit ihnen erfahrene Frauen, unter denen besonders eine von großer Klugheit war, Ligorides geheißen.

Als sie aber erst wenige Tage unterwegs waren, erhoben sich widrige Winde und bewegten das Meer so ungestüm, daß die junge Königin in heftige Wehen verfiel und unter bitteren Schmerzen eine schöne Tochter gebar. Als dies geschehen war, da schwanden der Königin die Sinne, all ihr Blut trat nach dem Herzen zurück und kein Lebenszeichen ward an ihr bemerkt. Apollo-

nius hörte das laute Wehgeschrei der Wärterinnen und eilte sogleich herzu. Und als er nun sein Weib für tot daliegen sah, zerriß er sein Gewand, warf sich mit lautem Weinen über die Entseelte und rief: „O allerliebstes Gemahl! wie soll ich mich verantworten vor deinem Vater, wenn er nach dir fragt? für alle Wohlthaten, die er mir erwies, muß ich ihm Trauer und Herzeleid bringen! wie soll ich ohne dich leben, mein liebstes Weib?" Während er noch so klagte, trat der Patron des Schiffes zu ihm und sprach: „Herr, das Meer leidet keinen Leichnam im Schiffe. Darum senket die Tote in die See, damit wir nicht untergehen!" Da rief Apollonius: „O, du gefühlloser Mensch, sollte ich den edlen Leib ins Meer werfen, der einst mich armen entblößten aus Meeresnöten errettet, erfreut und erhöhet hat? es wäre billig, ich wäre für sie gestorben, um ihr alle Gutthaten zu vergelten!" Da sprach der Patron: „Herr, verzeihet! es ist besser, dieser Leib werde ins Meer geworfen, als daß wir samt ihm verderben." Da berief Apollonius alle seine Diener und sprach: „Da es denn nicht anders sein kann, so richtet mir für meine liebe Frau einen Sarg zu, der wohl verpicht und verkittet sei, auf daß sie nicht versinke. Vielleicht wird sie dann vor den Ungetümen des Meeres bewahrt, ans Land getrieben und nach königlichen Ehren bestattet." Und als der Sarg bereitet war, ließ er sie mit herrlichen Gewändern bekleiden und legte sie in den Sarg, dazu viel Gold und Silber und eine bleierne Tafel unter ihr Haupt, darauf folgendes geschrieben stand: „Wer diesen Sarg findet, der soll wissen, daß er den Leichnam einer Königin enthält. Darum übe er Barmherzigkeit, bestatte sie nach königlichen Ehren und nehme zum Lohn von dem beiliegenden Golde zehn Pfund für sich. Das übrige soll man verbrauchen zur Ehre des höchsten Gottes und der toten Königin." Damit ließen sie den Sarg mit großem Leid und lauten Klagen in die See.

Und der Sarg schwamm auf dem Meere bis zum dritten Tage; da warfen ihn die Wellen an die Küste von Ephesus, nicht fern vom Hause Cerimons, der ein großer Meister der Heilkunde war und von ungefähr zu derselben Zeit mit seinen Jüngern am Meeresstrande lustwandelte. Sie zogen den Sarg vollends ans Land, öffneten ihn und erblickten darin den Leichnam einer wunderschönen Frau in königlichen Gewändern, was sie mit Trauer erfüllte. Auch fanden sie das Gold und die Tafel unter ihrem Haupte, und Cerimon sprach zu seinen Jüngern: „Traget den Sarg in mein Haus, auf daß wir gewissenhaft den Wunsch dessen erfüllen, der dies geschrieben hat." Und zu den Dienern sagte er: „Bereitet alles, was zu einem königlichen Begräbnis gehört! denn wahrlich, mein Herz ward noch durch keines Menschen Sterben so tief betrübt." Alsbald richtete man die Bahre, auf der sie verbrannt werden sollte, und bereitete alles, was dazu gehört, nach der Sitte des Landes. Da sprach Cerimon zu seinem geübtesten Schüler: „Dir soll es obliegen, den Leichnam zu salben mit köstlichem Balsam." Der Jünger nahm die Salben, entkleidetete die Tote und salbte ihren ganzen Leib. Als

er aber zum Herzen kam, deuchte ihn die natürliche Wärme noch nicht ganz erloschen; da begriff er ihren Puls und legte seine Lippen auf die ihren und fand deutlich, daß das Leben mit dem Tode stritt. Alsbald sprach er zu den Dienern: „Bereitet die Säcklein mit den Kräutern, denn das Blut der Frau ist erstarrt.“ Dann rief er seinen Meister und sprach: „O Herr, diese Frau lebet, die wir für tot hielten. Nun gieb Hilfe und Rat, wie wir sie am Leben erhalten!“ Sogleich ließ er gute Öle wärmen, sie mit Wolle über ihr Herz legen und sanfte Reibungen vornehmen, so lange bis das gestockte Blut wieder zu fließen begann. Alsbald strömten die Geister des Lebens aus dem Herzen nach dem Haupt und durch den ganzen Leib, und sie that ihre Augen auf, und da sie den Jüngling sah, der sie salbte, sprach sie zu ihm: „Wer du auch seist, berühre mich nicht unziemlich, denn ich bin eines Königs Tochter und eines Königs Weib! Für die Hilfe aber, die du mir mit deiner Kunst geleistet hast, will ich dich reichlich mit Gold belohnen.“ Als nun der Meister sie so vernünftig reden hörte, freute er sich und sagte: „Herrin, du sollst vor aller Schande behütet sein. Ich will dir meine einzige Tochter zur Dienerin geben, und was du von mir wünschest, das soll dir gewährt sein.“ Da dankte ihm Kleopatra bewegten Herzens und sprach: „Ich begehre nichts weiter von dir, als daß du mich in so sicherer Hut hältst, daß mich keines Mannes Hand berühren kann.“ Der Meister sprach: „Herrin, da du den Willen hast rein zu leben, so ist hier der Tempel der Göttin Diana, in dem viele heilige Frauen leben; bei denen bist du wohl aufgehoben.“ Dahin ließ sich die Königin bringen, ward eine fromme Priesterin und zeigte sich so eifrig im Gottesdienst, daß sie bald als ein Haupt aller Tugend in Griechenland verehrt ward.

Unterdessen war Apollonius in großem Kummer und Herzeleid weiter gefahren und kam durch Ratschluß der Götter an das Gestade der Stadt Tarsus, die er einst von tödlichem Hunger errettet hatte. Dort ging er in das Haus seines alten Wirtes Stranguilio mit Ligorides, deren Pflege er das Kindlein befohlen hatte. Er erzählte dem Stranguilio und dessen Weib Dionysiades sein Unglück, wie ihm sein Weib auf dem Meere in Kindesnöten gestorben, wie aber das Kindlein am Leben geblieben sei. Darum bat er sie, daß sie ihm dasselbe erziehen und pflegen möchten, als ob es ihr eigenes wäre; doch sollten sie niemand etwas davon sagen; dafür wolle er sie reichlich beschenken. Das Kind aber nannte er Tarsia nach der Stadt, die ihm einst vor Antiochus Zuflucht geboten hotte. Stranguilio und sein Weib beklagten sein Unglück und empfingen das Kindlein williglich, indem sie versprachen, es nach allen Ehren zu halten. Apollonius gab ihnen an Gold, Silber und Gewändern großen Reichtum und ließ Ligorides zurück, die des Kindleins warten sollte. Darauf that er ein Gelübde, daß er Bart und Haar nicht

scheren noch seine Nägel beschneiden wollte, ehe seine Tochter erwachsen sei, also daß er sie seinem Schwäher für die verlorene Kleopatra bringen könnte. Damit bestieg er sein Schiff und fuhr in sein Königreich Tyrus und von da gen Antiochia, wo er mit königlichen Ehren empfangen ward und eine Zeit lang in Frieden ruhmwürdig regierte. Dann aber erhob sich ein langer und schwerer Krieg mit dem Könige von Egypten, worüber manches Jahr verging.

Inzwischen ward Tarsia von Stranguilio mit seiner Tochter Philomancia, die von gleichem Alter war, gar wohl erzogen. In ihrem fünften Jahre ward sie zur Schule geschickt, darin sie die sieben freien Künste so trefflich erlernte, daß sie in kurzem mehr wußte als alle anderen, die mit und vor ihr unterrichtet wurden. Als sie aber ins zwölfte Jahr ging, ward ihre Pflegerin Ligorides krank bis auf den Tod, und wie sie sah, daß sie nicht mehr leben könnte, berief sie ihre liebe Tarsia zu sich und redete insgeheim also zu ihr: „Allerliebste Tochter, ich will dir sagen, was dir bisher verborgen war; du aber verschließe es wohl in deinem Herzen! Wisse, die du für deine Eltern hältst, sind es nicht. Du bist nicht vom Geschlechte des Stranguilio, sondern der König Apollonius ist dein Vater. Du warst auf dem Meere geboren von der Königin Kleopatra, der Tochter des Königs Archistrates, die bei deiner Geburt starb und in einem Sarge mit Gold, Silber und königlicher Zierde ins Meer versenkt ward; wo sie aber hingetrieben sei, weiß ich nicht. Doch dein Vater führte dich hieher in diese Stadt und befahl dich mir, dem Stranguilio und seinem Weibe. Nun höre meine Warnung! Wenn deine Pflegeeltern dir irgend Untreue erzeigen sollten, so gehe auf den Marktplatz! Dort findest du eine hohe Säule, die einst deinem Vater zu Ehren errichtet worden ist; dann sprich: Ich bin die Tochter dessen, dem die Säule gesetzt ward! so werden alsbald die Bürger der Stadt aus Dankbarkeit für die Wohlthaten, die sie von deinem Vater empfangen haben, dir zu Hilfe kommen in allen Nöten." Mit diesen Worten starb die treue Ligorides. Tarsia ließ sie ehrenvoll zur Erde bestatten auf einen Friedhof in der Nähe des Meeres, und weinte und klagte um sie ein ganzes Jahr, und wenn sie aus der Schule kam, nahm sie nicht eher Speise zu sich, als bis sie auf dem Grabe ihrer Amme Wein und Brot geopfert und die Götter angefleht hatte, sie ihre Eltern wiedersehen zu lassen.

Dies währte so lange, bis eines Tages Dionysiades mit Tarsia und ihrer Tochter Philomancia über den Markt ging; da nun Tarsias Schönheit gleich dem Morgenstern leuchtete und Philomancia von häßlichem Antlitz war, sprachen die Bürger: „O wie hat sich hier Schönheit und Mißgestalt schwesterlich zusammengesellt!" Als nun Dionysiades hörte, daß ihre Tochter gescholten und Tarsia gelobt ward, faßte sie einen Haß gegen letztere und beschloß sie zu töten, damit ihre Tochter Tarsiens Schmuck und Kleidung bekäme. Daheim sprach sie zu ihrem Manne: „O liebster Stranguilio, unsre Tochter wird vom Volke verhöhnt, weil sie nicht so schön wie Tarsia ist.

Wenn Philomancia auch so köstlich gekleidet ginge wie jene, so würde man sie gewiß ebenso schön finden. Nun ist doch ihr Vater Apollonius vor zwölf Jahren von hinnen geschieden; wäre er noch am Leben, er hätte sie nicht so lange hier gelassen. Auch ihre Pflegerin ist gestorben, darum könnten wir Tarsia ohne Sorge töten und ihre Kleider und Schätze unsrer Tochter geben, und wenn wir sie getötet hätten, wollten wir sie bestatten lassen, gerade als ob sie eines natürlichen Todes gestorben wäre." Da konnte Stranguilio der Versuchung nicht widerstehen und gab seine Einwilligung dazu. Alsbald berief Dionysiades einen ihrer Knechte, Theophilus geheißen, und sprach zu ihm: „Theophilus, du bist arm; wenn du mir folgen willst, so sollst du reich werden. Töte Tarsia!" Der Knecht sprach: „Was hat sie übles gethan?" — „Unzählige Bosheiten," antwortete das Weib, „darum vollbringe mein Gebot! thust du es aber nicht, so hast du Unheil von mir zu gewarten." Da sprach Theophilus: „Frau, wie möchte ich es vollbringen, daß es verborgen bliebe? denn würde es bekannt, so tötete man mich auch." — „Sie hat die Gewohnheit," versetzte das Weib, „wenn sie aus der Schule kommt, keine Speise zu genießen, ehe sie in dem Tempel Neptuns am Grabe ihrer Pflegerin Ligorides gewesen ist. An jenem einsamen Orte lauere ihr auf und töte sie heimlich! dann beschwere ihren Leichnam mit einem Stein und wirf sie ins Meer!" Der Knecht ging schweren Herzens in den Tempel und wartete der Jungfrau. Und es währte nicht lange, da kam Tarsia aus der Schule zu dem Grabe ihrer Amme, wie es ihre Gewohnheit war. Aber der Knecht sprang herzu, ergriff sie bei den Haaren und rief: „Tarsia, du mußt sterben!" — „Ach," sprach sie, „was habe ich gegen dich gesündigt?" Theophilus antwortete: „Deine liebliche Gestalt und deine kostbaren Kleider sind dein Verderben; wider mich hast du nichts verbrochen." Da sprach Tarsia: „Wenn ich denn sterben muß, so sei doch barmherzig gegen mich und laß mich Gott vor meinem Tode anrufen, daß er meiner Seele gnädig sei!" — „Kniee nieder," antwortete der Knecht, „und bete, so lange es dir gefällt! das gönne ich dir gern; denn wahrlich, Gott weiß, ich würde dir nichts zu Leide thun, wenn ich nicht gezwungen wäre."

Derweil sie also mit einander redeten, landeten Seeräuber und wollten die beiden fangen. Als dies Theophilus sah, tötete er die Jungfrau nicht, sondern floh von dannen, und während die Seeräuber Kleopatra auf ihr Schiff schleppten und sie hinweg führten, lief der Knecht heim zu seiner Herrin und sprach: „Frau, ich habe dein Gebot vollzogen. Nun gieb mir den versprochenen Lohn!" Aber das boshafte Weib sprach: „Was sagst du, Mörder und Verräter? Willst du auch noch belohnt sein für deine Unthat? Hebe dich weg, daß dich mein Zorn nicht treffe!" Da ging der Knecht von dannen, hob die Hände zum Himmel und rief: „O Herr Gott, der du mich gnädig vor so großer Sünde bewahrt hast, habe Dank dafür und richte du in dieser Sache!" Damit ging er erleichterten Herzens wieder an seine Arbeit. Aber Dionysiades

sprach zu ihrem Manne: „Tarsia ist getötet. Wir müssen nun weinen und trauern vor dem Volk und schwarze Kleider anlegen.“ Stranguilio folgte ihrem Rate, und beide erhoben ein lautes Jammergeschrei. Alsbald liefen die Bürger der Stadt herbei und fragten nach der Ursache ihrer Klagen. Da sprach Stranguilio: „Tarsia, die eine Tochter des Königs Apollonius war und die er mir anvertraut hat, ist jählings gestorben!“ Da ward das ganze Volk von Leid und Traurigkeit erfaßt und ließ ein köstliches Grabmal von Messing gießen und darauf schreiben: „Dieses Grabmal haben die Bürger von Tarsus der Jungfrau Tarsia errichten lassen um der Verdienste ihres Vaters willen.“

Unterdessen waren die Seeräuber mit ihrer schönen Beute nach der großen Stadt Mitylene gesegelt, wo ein mächtiger König Namens Athanagoras herrschte. Dort führten sie die Jungfrau mit anderen Sklaven auf den Markt, um sie öffentlich feilzubieten. Da aber König Athanagoras Tarsia erblickte, wunderte er sich sehr über ihre adelige Gestalt, Schönheit und Sittsamkeit, beschloß sie zu kaufen und bot eine große Summe Geldes. Aber ein gemeiner Schenkwirt, der ein großes Gasthaus in der Stadt besaß, hatte sie kaum gesehen, als er mit ihrer Schönheit viele reiche Gäste anzulocken hoffte und den König überbot. Athanagoras verdoppelte zwar sein Angebot, aber der schlechte Mensch ließ nicht ab, ihn zu überbieten, so daß ihm endlich die Jungfrau zugeschlagen ward. Darauf führte er sie in sein Haus und sprach zu ihr: „Nun, du Dirne, sei freundlich und gefällig gegen die reichen Herren, die hieher kommen werden, sonst soll es dir übel ergehen!“ Tarsia erschrak heftig, doch ermannte sie sich und flehte den Wirt um Barmherzigkeit an. Aber dieser lachte ihrer Angst und Verzweiflung. Nun währte es nicht lange, da kamen viele vornehme Jünglinge in das Haus, um sich an Tarsias Schönheit zu ergetzen. Aber ihr edles Benehmen, ihr schwermütiges Antlitz und der flehende Blick ihrer feuchten Augen bewirkte, daß keiner sich einen unziemlichen Scherz gegen die unglückliche Jungfrau erlaubte. Als dies der schändliche Wirt bemerkte, sprach er zu einem seiner Knechte: „Gehe hin und geißele sie, damit sie meinen Gästen künftig höflicher begegnet!“ Und als der Knecht in ihre Kammer trat, da stürzte sie sich zu seinen Füßen und benetzte sie mit Thränen, indem sie rief: „Ich bin die Tochter eines Königs, von namenlosem Unglück gebeugt! darum habe Mitleid mit mir!“ Da ward der Knecht in seinem Herzen bewegt und sprach: „Weißt du nicht andere Wege, unserm Herrn Geld zu gewinnen? ich wollte dir gerne helfen.“ Da antwortete Tarsia: „Ich bin wohl geübt im Singen und Sagen und eine Meisterin auf der Harfe, womit ich das Gemüt des Volkes wohl bewegen will, mir Geld zu geben. Auch bin ich in den sieben freien Künsten wohl bewandert. Führe mich auf den Markt, so will ich zeigen, was ich kann.“ Da ward sie mit ihrem Saiten-

spiel auf den Markt geführt; dort ließ sie sich Fragen vorlegen, die sie alle gar scharfsinnig beantwortete, darob jedermänniglich sich wunderte. Und dann spielte sie auf der Harfe und sang so wundervoll dazu, daß eine große Menge Volks mit Entzücken zuhörte und sie mit Gold und Silber reich beschenkte. Dies gab sie alles ihrem Herrn, dem Wirte, der damit wohl zufrieden war. Athanagoras aber fühlte sich von der Schönheit und Tugend des Mädchens tief ergriffen und sorgte dafür, daß ihr von niemand ein Leid geschah.

Vierzehn Jahre waren vergangen, seit Apollonius seine Tochter zum letztenmale gesehen hatte; da kam er wieder nach Tarsus, um sie mit sich hinweg zu führen. Als dies Stranguilio und sein Weib vernahmen, legten sie Trauerkleider an und gingen ihm mit nassen Augen und falschen Thränen entgegen. Da sprach der König: „Weh, was soll euer Weinen bedeuten? Ich sorge, diese Zähren sind nicht euer, sondern mein.“ — „O Herr,“ antwortete Dionysiades, „ich muß dir sagen, was ich lieber verschwiege: deine Tochter ist plötzlich gestorben.“ Als dies Apollonius hörte, erzitterte er am ganzen Leib und stand lange wie erstarrt, daß er vor Schrecken nicht zu sprechen vermochte. Als er endlich die Besinnung wieder fand, sprach er: „O Weib, wie übel hast du ihrer gehütet!“ Sie erwiderte: „Herr ich habe gethan, was ich konnte. Und als sie gestorben war, habe ich den Bürgern dieser Stadt gesagt, daß sie deine Tochter gewesen; da haben sie ihr zu Ehren ein köstliches Grabmal von Messing gießen lassen.“ Apollonius sprach: „Ich will hingehen und es schauen.“ Wie er nun die Aufschrift des Grabes gelesen hatte, wütete er gegen sich selbst, verfluchte seine Augen und sprach: „O ihr harten Augen, wie möget ihr ohne Thränen bleiben bei diesem Anblick?“ Damit schied er von dannen und ging in sein Schiff, um wiederum in sein Reich zu fahren. Als er aber eine kleine Strecke gefahren war, versank er in solche Schwermut, daß er in den untersten Schiffsraum hinabstieg und zu seinen Dienern sprach: „Alle meine Freude ist vorbei; hier soll meine Wohnung sein bis in den Tod.“ Bald darauf erhob sich ein großes Ungewitter, daß der Patron des Schiffes schier verzweifelte. Da flehten sie alle zum Gott Neptunus, daß er ihnen einen Hafen zeige. Siehe, da warf sie der Wind nach der Stadt Mitylene, wo des Apollonius Tochter war, und die Schiffer lobten Gott, daß er sie von Todesängsten erlöst hatte.

Als sie aber an das Gestade kamen, sahen sie große Festlichkeiten, denn man beging den Feiertag Neptuns des Meeresgottes. Da ging der Schiffsherr zu Apollonius und sprach: „O Herr, diese Stadt ist erfüllet mit Freuden, man feiert das Fest Neptuns.“ Der König antwortete: „Ich gönne jedem seine Freude; ich aber will traurig sein. Nimm hin diese zwanzig Goldstücke, damit auch ihr an dem Feste euch beteiligen möget! Doch wisse,

wer mich zur Freude einlädt, dem soll man die Schienbeine zerschlagen." Der Schiffspatron nahm das Geld, um sich mit seinem Volk an dem Feste zu ergötzen, und ließ seinen Herrn allein zurück.

Nun sah der König Athanagoras das fremde Schiff und sprach zu seinen Dienern: „Noch nie erblickte ich ein so herrliches und wohl ausgerüstetes Schiff." Als dies die Schiffsleute hörten, sprachen sie: „Herr, wir bitten dich herein zu kommen und dir das Innere ganz nach deinem Willen zu beschauen." Da trat er zu ihnen an Bord, speiste mit ihnen und beschenkte sie auch mit zwanzig Goldstücken, indem er sprach: „Ihr sollt mich nicht umsonst geladen haben! doch möchte ich gerne wissen, wer der Herr dieses Schiffes ist." Da sprach der Patron: „Unser Herr trägt tiefes Leid und liegt im untersten Schiffsraum, den Tod ersehnend, weil ihm seine Tochter gestorben ist." Da sprach Athanagoras zu einem Knecht mit Namen Ardalio: „Ich schenke dir zwei Goldstücke, wenn du ihn ersuchest herauf zu kommen." Der Knecht antwortete: „Um zwei Goldstücke kann ich meine Beine nicht wieder ganz machen. Denn er hat angeordnet: wer ihn zur Freude einlädt, dem soll man die Schienbeine zerschlagen." Athanagoras sprach: „Dies Gesetz gilt euch, nicht mir. Ich will zu ihm hinab gehen und versuchen, ob ich ihn vielleicht heiterer stimmen kann." Also stieg er hinunter und sah ihn auf dem Boden liegen in zerrissenem Gewand, das Antlitz mit Sand und Erde beschmutzt, Bart und Haupthaar rauh und verwildert. Da fühlte er ein inniges Mitleid mit dem Unglücklichen und sprach zu ihm mit sanfter Stimme: „Gegrüßet seist du, o Herr!" Apollonius glaubte, es wäre einer seiner Diener und erhob zornig sein Antlitz gegen ihn; als er aber einen edlen Mann in königlichem Schmuck vor sich stehen sah, unterdrückte er seinen Unwillen und schwieg. Da sprach Athanagoras: „Herr, wundre dich nicht, daß ich zu dir komme! Ich bin der Fürst dieser Stadt, und deine Diener sagten mir, du seiest in Herzeleid versenkt. Das betrübt mich inniglich und deshalb komme ich zu dir, dich zu trösten und dich zu bitten, du wollest aus dieser Finsternis mir ans Licht des Tages folgen, und auf Gott hoffen, daß er deine Trauer in Freuden verkehren wird." Apollonius antwortete: „Für mich giebt es keine Freude mehr. Hier in diesem Raume will ich sterben. Darum wer du auch seiest, hab Dank für deine Güte und ziehe hin in Frieden! meinen Entschluß vermagst du nicht zu ändern."

Da gedachte Athanagoras ihn auf einem anderen Wege dem Leben wieder zu schenken, berief einen seiner Diener und sprach zu ihm: „Gehe hin zu dem Wirte, dessen Sklavin Tarsia ist, und bitte ihn mir die Jungfrau zu senden; sie ist beredt und voll Weisheit, vielleicht vermag sie mit lieblichen Worten den König vor dem Tode zu bewahren." Nicht lange darnach trat Tarsia in das Schiff. Da sprach Athanagoras zu ihr: „Ich bitte dich, du wollest alle deine Kunst zusammen nehmen, um den Herrn dieses Schiffes zu trösten, der im Dunkel des untersten Bodenraumes liegt. Wenn es dir gelingt, ihn

an das Licht herauf zu führen, will ich dir dreißig Goldstücke und ebenso viel Silber geben." Da ging das Mägdlein mutig hinab, grüßte Apollonius mit sanfter Stimme und sprach: „Wer du auch seiest, dich grüßt eine reine Jungfrau." Damit hub sie an so lieblich und meisterhaft zur Harfe zu singen, daß Apollonius mit Staunen zuhören mußte. Die Worte ihres Liedes aber lauteten also:

„In tiefer Schande muß ich sein,
Doch bleib ich unbefleckt und rein;
So steht beim Dorn das Röselein:
Durch wild Gestrüpp kehrt es allein
Sich nach dem lieben Sonnenschein.
Drum wird auch mich einst Gott befrei'n
Aus dieser Nacht der Sünden.

Zum Mörder hat sich mir verkehrt,
Der erst mir Hilf und Schutz gewährt.
Mich löste Feind von Feindes Schwert,
Mein Leid von Tag zu Tag sich mehrt,
Kein Fried' und Glück ward mir beschert,
Bosheit hat meines Leibs begehrt;
Mehr will ich dir verkünden.

Zwar edlen Namens rühm' ich mich,
Doch niemals sah die Eltern ich,
Mir ward nur Kummer bitterlich,
Die ganze Welt ließ mich im Stich
Zum Spiel dem Haß und Neide.

Doch Gottes treue Vaterhand
Hat tiefste Schmach von mir gewandt,
Hat Frieden in mein Herz gesandt
Und führt mich einst ins Heimatland;
Das ist mein Trost im Leide.

So hoff' auch du, o Herr, auf ihn!
Wenn trübe Wolken dich umziehn,
Wenn alle Freuden von dir fliehn,
Dann fleh' zu Gott auf deinen Knien! —
O laß uns beten beide!"

Da richtete Apollonius sein Haupt in die Höhe, sah sie sinnend an und sprach: „Wahrlich, ein Gott redet aus dir. Ich danke dir für deinen Gesang und guten Willen. Komme ich zurück in mein Reich, so will ich deiner gedenken und dich loskaufen. Jetzt aber geh und nimm dies Gold zum Lohn!" Sie aber sprach: „Nicht um Sold noch Miete kam ich zu dir, sondern um dich zu trösten und dem Leben wieder zu schenken. Erheitre dich und löse die Fragen, die ich dir vorlegen will!" Apollonius ließ sie neben ihm sitzen und sprach: „Du dünkst mich so tugendhaft und weise, daß ich dich nicht verletzen will. So frage mich, was du magst; aber bitte, mach' es kurz! denn ich sehne mich nach Einsamkeit." Da sprach die Jungfrau:

„Ich weiß ein Haus gar wohl erbaut,
Das klingt und tönet hell und laut;
Gar viele Gäste wohnen drin,
Die regen sich mit muntrem Sinn.
Doch keiner redet je ein Wort.
Das Haus bleibt nie an einem Ort;
Die Gäste wandeln mit ihm fort.
Magst du das Haus mir nennen,
Wirst auch die Gäste kennen."

Apollonius antwortete: „Das Haus ist das Wasser, die Gäste darin sind die Fische. Wahrlich, ich wundere mich über deine Vernunft, zumal du noch so jung bist." Damit bat er sie ihn allein zu lassen. Aber Tarsia legte ihm ein zweites Rätsel vor, das lautete:

„Ein Ries' erwuchs in einem Wald,
Stark, schön und groß, doch wild und alt.
Zu schauen Länder mannigfalt
Zog er hinaus auf schnelle Fahrt
Mit manchen Genossen von seiner Art.
Sprich, wie der Riese so gebahrt,
Daß niemand seine Spur gewahrt?"

Apollonius sprach: „Der Riese ist der Mastbaum, der auf dem Schiff, das auch aus Bäumen gemacht ist, durch die Wellen fährt und keine Spur zurückläßt." Noch manches Rätsel legte ihm die Jungfrau vor, und Apollonius beantwortete sie alle, denn die hohe Weisheit des Mägdleins nahm ihn Wunder. Da sie nun merkte, daß er ein Wohlgefallen an ihr habe, hoffte sie ihn an das Licht zu bringen und sein Leid vergessen zu machen, darum neigte sie sich zu ihm hernieder, schlang die Arme um ihn und sprach: „O Herr, steh auf und folge mir; denn es ist unziemlich, daß ein Mann von so hoher Kunst und Vernunft in Trauer vergehen soll." Aber Apollonius ergrimmte und stieß sie so heftig zurück, daß sie einen schweren Fall that. Da hub sie laut zu jammern an und rief: „O Herr des Himmels! wie verfolgst du mich Unschuldige mit soviel Trübsal und Kummer! von der Stunde meiner Geburt an ward mir niemals eine Freude! weh meinem Vater, weh meiner Mutter! auf dem Meere ward ich geboren, da starb meine Mutter und ward in die wilde See versenkt; kein Fleckchen Erde ward ihr zu teil, der ein königliches Begräbnis geziemte. Dann ward ich treulosen Menschen übergeben in der Stadt Tarsus, sie trachteten mir nach dem Leben. Da schleppten mich Seeräuber hinweg und verkauften mich hieher in die Sklaverei; durch Jammer und Thränen rettete ich meine Seele vor der Sünde. Selbst traurigen Herzens versuchte ich dich, o Greis, zu trösten. Und wie hast du mir gelohnt? O mein Gott, wann soll das Unglück endlich von mir weichen? O Apollonius, mein Vater, wie hast du deine Tarsia vergessen!"

Apollonius hatte ihren Worten aufmerksam gelauscht, jetzt fiel er ihr um den Hals, herzte und küßte sie, weinte heiße Freudenthränen und rief mit lauter Stimme: „O barmherziger Gott, der du kennest die Himmel und die Tiefen der Hölle und die Heimlichkeit aller betrübten Herzen, gesegnet sei dein Name! o allersüßeste Tochter, meine Seele, mein Leben! nun will ich nicht mehr sterben, da ich dich gefunden habe! steh auf, du liebstes Kind, und freue dich mit deinem Vater!“ Darauf rief er seinen Knechten: „Eilet herbei, alle meine Diener! kommt, alle meine Freunde! helft mir Unmut und Trauern vertreiben, denn ich habe meine einzige Tochter wiedergefunden, die verloren war!“ Als dies die Diener hörten, liefen sie zu ihm, mit ihnen der Fürst Athanagoras, und fanden den König am Hals seiner Tochter, vor Freude weinend. Da war niemand, dessen Augen nicht überflossen von Thränen der Rührung und Freude. Apollonius aber warf seine Trauerkleider ab und zierte sich mit königlichem Gewand; da sprachen alle: „O Herr, wie hat diese Jungfrau deine Gestalt, und wenn du auch nicht wüßtest, daß sie deine Tochter ist, eure Ähnlichkeit würde es beweisen.“ Die Tochter aber küßte ihren Vater wieder und immer wieder und sprach: „Gepriesen sei der höchste Gott, daß er mir die Gnade schenkte, dich zu sehen, mit dir leben und sterben zu können!“

Nachdem sie nochmals alle ihre Drangsale erzählt hatte, fiel Athanagoras dem Apollonius zu Füßen und sprach: „Ich beschwöre dich bei dem lebendigen Gott, daß du deine Tochter keinem anderen vermählen wollest als mir; denn ich bin der Fürst dieser Stadt, durch meine Hilfe ist sie vor dem größten Übel behütet geblieben und ohne mich hätte sie niemals dich, ihren Vater, wiedergefunden.“ — „Du hast viel an uns gethan,“ versetzte Apollonius, „darum will ich sie dir nicht versagen. Aber vor allem Dingen verlange ich von dir, daß du mir Recht verschaffest über den verruchten Wirt.“ Alsbald ging Athanagoras in die Stadt, berief die Richter und sprach zu ihnen: „Der König Apollonius hat in dieser Stadt seine Tochter wieder gefunden, die lange Zeit als Sklavin in dem Hause des schändlichen Wirtes geschmachtet hat, vor dessen Tücke sie nur durch die Güte des allmächtigen Gottes bewahrt blieb. Nun begehrt der König seine Bestrafung; darum lasset ihm sein Recht, sonst möchte er die Stadt in große Sorge versetzen!“ Da lief alles Volk hinaus den Apollonius zu sehen, und alle sprachen: „O Herr, was du begehrst, das soll geschehen.“ Da ward der gottlose Wirt gefangen, vor Gericht gestellt und einstimmig zum Feuertode verurteilt. Als dieses Urteil vollzogen war, gab Apollonius seine Tochter Tarsia dem Könige Athanagoras zum Weibe, ließ ein herrliches Fest feiern und beschenkte alle Bürger auf das fürstlichste.

Wenige Tage darnach ließ Apollonius seine Schiffe zur Abfahrt rüsten und segelte mit Tochter und Schwiegersohn gen Tarsus, um Rache zu nehmen an Stranguilio und seinem Weibe. Als er aber nachts auf seinem Bette lag, erschien ihm ein Traumgesicht, als ob eine himmlische Gestalt ihm befähle den Göttern für ihre Güte zu danken, sogleich nach Ephesus zu fahren und dort im Tempel der Diana alle seine Schicksale mit lauter Stimme knieend zu erzählen. Später möge er dann Rache nehmen für seine Tochter. Sobald er erwachte, berichtete er den Traum seiner Tochter und dem Athanagoras, und sie segelten nach Ephesus. Als sie aber dort angelangten, gingen sie nach dem Tempel der Diana und baten die Priesterinnen ihnen den Zutritt zum Altar der Göttin zu öffnen, damit sie ihr Opfer darbringen könnten. Da nun die Königin Kleopatra vernahm, daß ein fremder König den Tempel betreten wolle, legte sie ein köstliches Gewand an und ging mit ihren Jungfrauen in das Heiligtum. Apollonius blickte sie an und wunderte sich sehr über ihre hohe Schönheit, dann trat er vor den Altar, kniete nieder und sprach also: „Ich, Apollonius, ein geborener König von Tyrus, ward in meiner Jugend so wohl unterrichtet, daß ich alle Fragen zu lösen vermochte; da kam ich zum bösen Könige Antiochus und beantwortete sein Rätsel, um seine Tochter zum Weibe zu gewinnen; aber er brach sein Wort und trachtete mir auf alle Weise nach dem Leben; darum ward ich flüchtig, verlor auf dem Meere alle meine Diener und Schätze und entrann auf einem Brette schwimmend allein dem Verderben. Die Wellen trieben mich Elenden in das Reich des Königs Archistrates, dieser empfing mich gütig und gab mir seine Tochter zum Weibe. Als nun Antiochus gestorben war, fuhr ich aus mein Königreich einzunehmen, mit meiner lieben Frau, die mir auf dem Meere ein Töchterlein gebar, aber leider selbst daran starb. Da übergab ich ihren Leichnam in einem wohlverwahrten Sarge dem Meere, meine Tochter aber brachte ich zu hinterlistigen Menschen, daß sie sie aufzögen und lehrten, bis sie erwachsen sei. Vierzehn Jahre später kam ich wieder nach Tarsus, um meine Tochter heimzuholen; da sprachen sie, sie wäre gestorben. Das glaubte ich und beschloß, meine Tage in Trauer und Herzeleid zu beenden. Nun aber ward mir die Tochter wider alles Erwarten durch die göttliche Gnade wieder geschenkt."

Wie er so redete, da konnte sich Kleopatra nicht länger halten; sie lief auf den knieenden Apollonius zu, umfing ihn zärtlich mit den Armen und wollte ihn küssen. Er aber wehrte ihren Liebkosungen ganz erstaunt, denn er ahnte nicht, daß sein Weib vor ihm stand. Da sprach sie mit Thränen: „O Herr, mein Trost, meine Seele, mein Leben, thue nicht also! ich bin dein Weib Kleopatra, des Königs Archistrates Tochter, und du bist Apollonius von Tyrus, mein Gemahl, mein Lehrmeister, mein Schiffbrüchiger, den ich liebte." Als Apollonius an diesen Worten sein Weib erkannte, fiel er ihr um den Hals, weinte vor Freuden und sprach: „Gepriesen sei der

höchste Gott, der mir erst meine Tochter und nun auch mein liebes Weib wieder gegeben hat!" Da rief sie: „O sprich, wo ist meine Tochter?" und er wies auf Tarsia und sprach: „Diese ist es!" und die Mutter sank laut weinend in die Arme ihrer Tochter. Siehe! da war großer Jubel unter allem Volk, daß die Königin Kleopatra Mann und Tochter wiedergefunden hatte.

Darauf segelte Apollonius mit seinen Lieben und einem stattlichen Gefolge gen Antiochia und nahm dieses Königreich wieder in Besitz; von da fuhr er nach Tyrus, wo er seinen Tochtermann Athanagoras zu einem gewaltigen Herrscher machte. Dann aber wandte er sich mit einem großen Heere gen Tarsus, ließ den Stranguilio samt seinem Weibe gefangen nehmen, führte sie vor die Bürger der Stadt und sprach vor dem ganzen Volke also: „Ihr Bürger, saget, ob ich irgend einem von euch jemals ein Leid zugefügt habe?" Da riefen sie alle wie aus einem Munde: „Du bist unser gütiger Herr, für den wir jederzeit zu sterben bereit sind und dem zu Ehren wir diese Säule errichtet haben aus Dankbarkeit, daß du uns vom Hungertode erlöst hast." Da sprach Apollonius: „So klage ich euch, daß mir dieser Mensch und sein Weib meine Tochter Tarsia, die ich ihnen befohlen habe, nicht wiedergeben wollen." Das Weib sprach: „O Herr, hast du nicht selbst ihr Grab und die Aufschrift gelesen?" Da antwortete Apollonius: „Die Meinung der Bürger, die das Grabmal setzten, war gut, aber deine Werke sind böse gewesen." Damit rief er Tarsia zu sich, welche hervortrat und mit sanfter Stimme sprach: „Tarsia, die von den Toten auferstanden ist, sagt euch allen ihren Gruß!" Da brachen die erstaunten Bürger in ein lautes Freudengeschrei aus, und Tarsia ließ den Theophilus, jenen Knecht, der sie einst töten sollte, rufen und sprach zu ihm: „Damit dir vergeben werde, so sage die Wahrheit: wer hat dich gedungen, daß du mich umbrächtest?" Theophilus antwortete: „Das that Dionysiades, meine Herrin." Alsbald ergriffen die Bürger den Stranguilio und sein Weib, schleppten sie vor die Stadt und steinigten sie zu Tode. Den Theophilus aber wollte Tarsia nicht töten lassen, weil er ihr einst Zeit gegeben hatte zu beten, wodurch sie errettet ward.

Darauf beschenkte Apollonius die Stadt reichlich und fuhr unter großem Jubel mit Weib und Tochter gen Pentapolis zu dem alten König Archistrates, seinem Schwäher, dessen Freude unbeschreiblich war. Er vermachte ihnen sein Königreich und starb nicht lange darnach eines sanften Todes in den Armen seiner Lieben.

Eines Tages ritt der König Apollonius am Ufer des Meeres und erblickte jenen Fischer, der einstens seinen Rock mit ihm geteilt hatte. Da sprach

er zu seinen Dienern: „Nehmet diesen und führet ihn vor uns in den Palast!“ Als der Fischer sich so ergriffen sah, erschrak er und besorgte, man wolle ihn töten. Da sprach Apollonius: „Sehet da! dies ist mein edelmütiger Wirt, der mir nach dem Schiffbruch die erste Barmherzigkeit erwies. Darum sollet ihr ihn begaben mit zweihundert Pfund Goldes, Knechten und Mägden, und er soll an meinem Hofe als mein Freund und Ratgeber bleiben, so lange ich lebe.“ Auch den Elemitus, der ihn vor dem König Antiochus gewarnt hatte, belohnte er und gab ihm eine Grafschaft zu Lehen.

Nicht lange darauf gebar ihm sein Weib einen Sohn, dem er das Königreich Pentapolis übergab, während er selbst zu Antiochia herrschte. Allda lebte er mit seinem Weibe vier und siebenzig Jahre in Frieden und Seligkeit, und ließ sein Leben in zwei großen Büchern beschreiben, wovon er das eine im Tempel zu Ephesus, das andre in seiner Bücherei niederlegte, und starb zuletzt eines seligen Todes.

Der Zauberer Virgilius.

Laßt uns von der Kunst des Virgilius und von den wunderbaren Dingen schreiben, die er in Rom und anderen Orten vollbracht hat. Rom war der Sitz großer Macht und Weisheit und die Einwohner genossen zu ihren Zeiten hohe Ehre. Aber Romulus, der Kaiser von Rom, erschlug seinen Bruder aus Haß und Neid, obschon Remus seinem Bruder Romulus die Stadt Rom übergeben hatte; denn er selbst war mit allen seinen Schätzen nach Campanien in den Ardenner Wald gezogen und hatte dort an einem Flusse, Vesla geheißen, eine reiche und prächtige Stadt gegründet mit schönen hohen Mauern, welche innen und außen mit steinernen Bildern verziert waren. Diese ganze Stadt war unter der Erde hohl, so daß alle Unreinigkeiten aus der Stadt in den Fluß Vesla abliefen, der vorüber floß. Und dies war zu jener Zeit die schönste Stadt der ganzen Gegend, und er gab ihr den Namen Remus, nach seinem eignen Namen; später aber ward daraus Reims, wie sie noch jetzt heißt.

Als nun Romulus von seinem Bruder Remus und der Stadt Reims sagen hörte, verdroß es ihn, daß die Mauern von Reims so hoch waren; denn wenn man in den Gräben stand, so konnte man die Mauern mit einem Handbogen nicht überschießen; die Mauern von Rom aber waren ganz niedrig und hatten keine Gräben. Nun wollte Remus einmal seinen Bruder Romulus besuchen und nahm viel Volks mit sich. Aber sein Weib mit einem jungen Sohne, auch Remus genannt, ließ er daheim. Und als er gen Rom kam und die Mauern erblickte, sagte er, sie seien wohl dreimal zu niedrig und er wolle sie stehenden Fußes überspringen. Und also that er auch. Da dies Romulus vernahm, sagte er, er habe übel gethan, so über die Mauern zu springen, und solle darum seinen Hals verlieren. Und als Remus in seines Bruders Palast kam, so nahm ihn Romulus gefangen und schlug ihm mit eigner Hand den Kopf ab. Darnach versammelte er ein gewaltiges Heer und zog nach der Stadt Reims, zerstörte sie und warf die Paläste, Türme und Mauern nieder. Aber seines Bruders Hausfrau konnte er nicht finden, weil sie durch einen unterirdischen Gang aus der Stadt zu ihren Freunden und Verwandten geflohen war, denn sie war von hoher Abkunft. Als nun Ro-

mulus das Land und die Stadt Reims zerstört hatte, zog er mit seinem Heer wieder nach Rom zurück.

Die Hausfrau des Remus war nun Witwe und hatte viel Kummer und Angst auszustehen. Aber als sie erfuhr, daß Romulus abgezogen war, beriet sie sich mit ihren Freunden und entbot Steinmetzen und alle Arten von Werkleuten und ließ die Stadt Reims wieder aufbauen, so schön und prächtig sie konnte; aber ihre vorige Herrlichkeit konnte sie ihr doch nicht wieder verleihen. Die edle Frau erzog ihr Kind so lange, bis es stark genug ward um Waffen zu tragen. Und eines Tages sprach sie zu ihm: „Mein lieber Sohn, wann willst du deines lieben Vaters Tod rächen, den Romulus mit eigner Hand erschlug?“ — „Mutter,“ versetzte er, „ist das wahr, so seid gewiß, daß ich meines Vaters Tod binnen drei Monden rächen werde, wofern es den Göttern gefällt.“ Darauf versammelte er alle seine Freunde und Verwandte mütterlicherseits, samt ihren Helfern und zog gen Rom mit großer Heeresmacht und kam ohne jeden Widerstand in die Stadt hinein. Da gebot er, daß man keinem Römer Schaden oder Belästigung zufügen sollte, und zog weiter nach dem Palast, in dem der Kaiser wohnte.

Als der Kaiser hörte, daß der Sohn seines Bruders, den er erschlagen hatte, käme, um den Tod seines Vaters zu rächen, fragte er seine Herren und Barone um Rat, was er am besten thun sollte. Da sagte einer der Barone, der zugleich zu den Senatoren von Rom gehörte: „Ihr habt seinen Vater ermordet, darum soll er euch auch erschlagen.“ Indem kam der Sohn des Remus in den Palast ohne jemands Widerspruch und sah seinen Oheim auf dem kaiserlichen Stuhl. Da entbrannte er von heißem Zorne, zog sein Schwert, ergriff seinen Oheim Romulus beim Haare und schlug ihm das Haupt ab. Als dies gethan war, fragte er die Herren und Senatoren von Rom, ob sie darum mit ihm Krieg führen wollten. Da sagten sie nein und gaben sogar das Kaiserreich in seine Hand als dem rechten Erben. Also ward er zum Kaiser gekrönt und sandte nach seiner Mutter, die auch zu ihm kam. Nun ward Rom mit Mauern und Gräben umschlossen und ward eine berühmte und starke Stadt und der Kaiser Remus lebte in großen Ehren. Darauf kamen nach Rom viele fremde Leute, die große Paläste bauten und dort wohnen blieben. Der jüngere Remus war ein Mann von großer Leibesstärke, weise im Rat und sehr reich an Gute.

Dieser Remus hatte einen Ritter, der früher seiner Mutter gedient hatte, bei sich, welcher sehr schön und in den Waffen geübt war. Selbiger nahm ein Weib in Rom, eines Senators Tochter, aus dem höchsten Geschlechte Roms. Remus aber herrschte nicht lange mehr, sondern starb, und sein Sohn ward Kaiser und regierte nach ihm. Jener Ritter aus Campanien nun, der des Senators Tochter gefreit hatte, stiftete einen großen Aufstand gegen den Kaiser an und fügte ihm viel Schaden zu. Dieser Ritter hatte mit seinem Weibe

einen Sohn, der in sehr unruhiger Zeit geboren ward, so daß man ihn lange bewachen mußte. Darum ward er Virgilius geheißen, von vigilo, das ist: ich wache.

Als Virgilius geboren ward, bebte die Stadt Rom. Und er ward klug und verständig und wurde gar bald zur Schule geschickt. Kurz darauf starb sein Vater. Seine Mutter aber wollte nicht wieder heiraten, denn sie hatte ihren Herrn und Gatten sehr lieb gehabt. Gleichwohl wollten ihre eignen Verwandten sie ihrer Renten, Schlösser und Güter berauben, die sie in der Nähe von Rom hatte. Darum beklagte sie sich oft bei dem Kaiser, der von ihres Mannes Sippe war. Aber der Kaiser war ein schlechter Mann und auch nicht beliebt bei seinen Herren und Unterthanen. Deshalb wurde ihre Klage nicht erhört. Nun starb auch dieser Kaiser bald und es folgte ihm auf dem Thron sein Sohn Perseus, welcher alle Römer so unter sich brachte, daß er sehr gefürchtet ward. Während dessen war Virgilius auf der Schule zu Toledo, wo er eifrig studierte.

Einstmals hatten die Schüler Urlaub, draußen auf dem Felde zu spielen, nach alter Sitte. Auch Virgilius war hinaus gegangen, und als er so in dem nahen Gebirge allein herum wandelte, fand er eine tiefe Höhle in einem Berg, in die er hineinging, immer weiter und weiter, bis er kein Licht mehr sah. Da ging er noch tiefer hinein, und fand wieder etwas Licht, das von oben hereindrang. Indem hörte er eine Stimme, die rief: „Virgilius, Virgilius!“ Er sah sich um, konnte aber niemand finden. Da sprach Virgilius: „Wer ruft mich?“ Alsbald vernahm er wieder die Stimme, die sagte: „Virgilius, siehst du nicht die kleine Latte, welche mit dem Zeichen T bezeichnet ist?“ — „Ja,“ sprach Virgilius. Die Stimme fuhr fort: „So nimm die Latte weg und laß mich hinaus!“ — „Wer bist du?“ fragte Virgilius. Da ward ihm geantwortet: „Ich bin ein Teufel, der aus einem Juden hierher gebannt ward bis zum Tage des Gerichts, es wäre denn, daß ich von Menschenhänden erlöst würde. Darum bitte ich dich, laß mich hinaus. Ich will dir viele Bücher weisen, daraus du die Kunst der Negromantie erlernen kannst. Und du sollst darin Mittel finden, alles zu thun und zu wissen, was du begehrst. Deinen Freunden kannst du dann helfen und Reichtümer verschaffen und deine Feinde kränken, wie du nur willst.“ Durch so große Verheißungen ward Virgilius verlockt, doch wollte er erst seiner Sache sicher sein und ließ sich daher zuvor die Bücher zeigen. Der böse Feind that, wie ihm geheißen, und belehrte ihn, wie er die Bücher gebrauchen müsse. Als nun Virgilius sicher war, ging er hinzu und zog die kleine Latte zur Seite. Da fand er ein winziges Loch und aus diesem wand sich der Teufel hervor wie ein Aal. Als er aber ganz heraus war, stand er vor Virgilius als ein großer Mann, so daß sich Virgilius verwunderte, wie er in dem kleinen Loch Raum gehabt

hätte. Da sprach er: „Solltest du wohl wieder in das Löchlein kriechen können, nun da du so groß bist?“ — „Ja,“ sagte der böse Feind. Virgilius sprach: „Ich wette um mein bestes Pfand, daß du dies nicht thust.“ — „Wohlan,“ versetzte der Teufel, „ich bins zufrieden!“ und wand sich wieder in das Loch. Aber als er darin war, schob Virgilius das Brettchen wieder vor, so daß der Teufel betrogen war. Denn er konnte nicht wieder heraus, sondern mußte darin verschlossen bleiben. Da schrie der Böse entsetzlich: „Virgilius, was hast du gethan?“ Allein dieser sprach: „Bleibe du hier bis zu deinem bestimmten Tage!“ Und fortan war er sehr erfahren in der schwarzen Kunst.

Da nun des Virgilius Mutter so alt war, daß sie sich selbst nicht mehr helfen konnte, so rief sie einen ihrer Diener zu sich und sprach zu ihm: „Reiset gen Toledo und sagt meinem Sohne Virgilius, daß er komme und seine Erbgüter in und außer Rom verwalte, und daß er die Schule fahren lasse; dann werde er weislich thun, denn von Rechts wegen sollte er einer der größten Fürsten in Rom sein.“ Der Bote reiste gen Toledo und fand den Virgilius, wie er die vornehmsten Herren von fern und nah unterwies, und er war ein schöner und in allen Künsten wohl erfahrener Mann. Er empfing den Boten sehr freundlich, welcher ihm den Auftrag seiner Mutter überbrachte und erzählte, wie seine Verwandten ihn seiner Güter beraubt hätten. Virgilius ward darüber betrübt, nicht um das Gut, sondern um seine Mutter, der er vier Saumrosse mit Gold und köstlichen Juwelen beladen und auch ein schönes Pferd sandte. Er selbst aber blieb noch zu Toledo und überlegte, wie er sein Gut am besten nach Rom schaffen und selbst dahin gelangen möchte. Und als er alle seine Sachen bestellt hatte, reiste er nach Rom mit vielen seiner Schüler und anderem Gefolge und kam zu seiner Mutter, die ihn freudig empfing.

Als Virgilius in Rom anlangte, ward er von seinen armen Verwandten ehrenvoll empfangen, aber nicht so von den reichen, die ihm sein Gut geraubt hatten. Diese machten nicht viel Aufhebens von seiner Ankunft, waren böse und ärgerlich und wollten nicht mit ihm essen und trinken. Da beschenkte Virgilius alle seine armen Verwandten und diejenigen, die seiner Mutter und ihm nichts vorenthielten, und gab ihnen Kleider, Waffen, Pferde, Silber, Gold und andre Kostbarkeiten, und erwies auch seinen Nachbarn viel Freundschaft mit seiner Kunst. Darauf blieb Virgilius eine lange Zeit bei seiner Mutter und wohnte bei ihr mit seinen Gesellen, bis der Kaiser den Zins forderte, da mußten sich alle die einfinden, die unter dem Reiche standen und Lehen vom Kaiser empfangen hatten. Also kam auch Virgilius mit seinen Gesellen und vielen seiner Freunde und Verwandten, ging vor den Kaiser, brachte seine Klage vor über die, welche ihn seines Erbes beraubt hatten, und

verlangte das Seinige zurück. Der Kaiser sagte, er wolle sich die Sache überlegen, und ging zu Rate mit denen, die dem Virgilius übel wollten. Diese sprachen: „Herr Kaiser, ihr habt nicht nötig, eure guten Freunde, die euch in der Not helfen können, zu verurteilen um eines Schulmeisters willen. Er mag gehen und sich um seine Schule bekümmern.“ Da sagte der Kaiser zu Virgilius, er habe die Sache in Beratung gezogen, er könne nicht finden, daß er recht habe; er solle nach vier oder fünf Jahren wieder nachfragen, dann wolle er die Sache gewiß entscheiden, und so weiter. Damit war Virgilius übel zufrieden und schwur, er werde sich schon noch rächen. Darauf ging er nach Hause, berief alle seine armen Verwandten, gab ihnen schöne Wohnungen, die er in Rom besaß, unterhielt sie mit Essen und Trinken und that ihnen viel zu Liebe, bis im Juli das Korn auf dem Felde reif war. Und nun verschloß er durch seine Zauberkunst die Luft, so daß seine Feinde nicht zu ihren Äckern gelangen konnten und das Getreide ungeerntet stehen lassen mußten; Virgilius aber ließ während des die Feldfrüchte einsammeln und in seine Wohnung bringen. Auf diese Weise führte Virgilius seine Feinde an, so daß ihnen all die Güter, die sie ihm vorenthielten, auch nicht eines Pfenniges Wert eingebracht hatten.

Als des Virgilius Feinde dies merkten, versammelten sie alle ihre Leute und beschlossen ihn zu fangen, all sein Hab und Gut zu verbrennen und ihm den Kopf abzuschlagen. Und als sie ihre ganze Macht zusammen geschart hatten, waren sie so stark, daß der Kaiser aus Furcht vor ihnen aus Rom entwich. Denn unter ihnen waren zwölf römische Senatoren, denen die ganze Welt unterthan war, und Virgilius hätte einer von den zwölfen sein sollen, wenn sie ihn nicht um sein Erbe gebracht hätten. Nun wollten sie ihn töten; aber Virgilius hatte wohl von ihrer Rache gehört und verschloß die Luft um alle seine Wohnungen und Gärten, so daß niemand gegen seinen Willen hinein kommen konnte.

Wie nun die Feinde herankamen um ihn zu schädigen, da merkten sie, daß sie nicht weiter konnten, und sahen doch nichts als die leere Luft. Darüber verwunderten sie sich sehr, und einer sprach zum andern: „Wir können unsern Feind nicht angreifen.“ Da sagte Virgilius zu ihnen: „Ihr wollt mir nehmen, was mein ist. Aber dazu werdet ihr nimmer die Macht haben, und wisset: so lange ich lebe, sollt ihr nicht das Geringste auf Erden besitzen noch ernten, ehe ihr mir nicht das Meinige bis auf den letzten Pfennig zurückgegeben habt. Dem Kaiser aber mögt ihr sagen, daß ich die Zeit von vier oder fünf Jahren warten will, bis er sich beraten und die Sache wohl untersuchen wird, denn jetzt begehre ich weder zu dingen noch zu rechten vor dieser Zeit. Das Meinige aber will ich mir nehmen und ihr sollt keinen Heller davon behalten. Und sagt ihm auch, nach seiner Feindschaft oder nach der euren frage ich nicht einen Strohhalm.“ Nach diesen Worten ging Virgilius wieder in sein Haus mit seinen Freunden und Verwandten, von denen manche

zuvor arm gewesen und jetzt durch ihn reich waren und alles hatten, was ihnen not that. Seine Feinde aber kehrten ganz beschämt um und wußten keinen Rat, noch was sie thun sollten. Also gingen sie zum Kaiser und klagten über Virgilius und erzählten, was er über den Kaiser gesagt hatte, und daß er ihn und seine Macht keinen Strohhalm wert achte. Als dies der Kaiser hörte, wurde er zornig und sprach: „Nun wisset, daß ich ihm alle seine Wohnungen zerstören und den Kopf abschlagen will.“ Und alsbald entbot er alle seine Lehensträger und Freunde und die Ritter, die ihm unterthänig waren und zu seinem Gebote standen. Nachdem er nun seine ganze Heeresmacht versammelt hatten, zog er vor des Virgilius Schloß, das mit einem starken Wall umgeben und mit Luft verschlossen war, so daß der Kaiser mit seinem Volke weder durch noch drüber konnte. Also konnten sie nicht vorwärts, sie mochten anfangen, was sie wollten. Nun ging Virgilius hinter das Heer und verschloß auch da die Luft. Siehe, da waren sie fest gebannt, so daß sie weder vorwärts noch rückwärts konnten. Dazu bewirkte er auch durch seine Kunst, daß den Kaiser dünkte, er wäre samt seinem Heer rings von einem großen Wasser umgeben. Also sah sich der Kaiser und all sein Heer von vorne und hinten eingeschlossen, und niemand konnte zu dem Schlosse gelangen ohne Erlaubnis des Virgilius. Dieser ging nun zu dem Kaiser und sprach: „Herr Kaiser, ihr sehet wohl, daß ihr nicht die Macht habt mir das kleinste Leid zuzufügen. Aber von Rechts wegen solltet ihr mich lieb und wert halten, da ich euch mehr helfen kann als all euer anderes Volk.“ Da sagte der Kaiser: „Du schlimmer Schalk, könnt ich dich nur unter meine Hände kriegen, ich wollte dich schön zurichten.“ Darauf entgegnete Virgilius: „Herr Kaiser, ich fürchte euch nicht, aber wisset, daß ich euch wohl züchtigen will; denn ihr solltet mich billig lieben, da ich von eurem Blute bin, und nun verfolgt ihr mich und wollt mich enterben.“

Hiermit ging Virgilius zurück und ließ den Seinen ein großes Mahl bereiten zwischen dem Schloß und dem Heer, so daß es des Kaisers Volk wohl sah; sie aber hatten nichts davon als den Rauch, weil sie von Luft und Wasser festgebannt waren. Also that Virgilius dem Kaiser und seinem Volk manchen Verdruß, und es war niemand in dem Heer, der das ändern oder Rat geben konnte, was dagegen zu machen wäre.

Da geschah es, während sie so vor dem Schlosse standen, daß zum Kaiser ein Mann kam, der auch ein Meister in der schwarzen Kunst war. Dieser bewirkte durch seine Zauberei, daß alles Volk im Schlosse einschlief und der Kaiser mit seinem Heer bis dicht unter die Mauern rückte. Ja Virgilius selbst konnte sich kaum des Schlafes erwehren. Da erschrak er und wußte nicht, was er thun sollte, denn des Kaisers Volk begann schon die Mauern des Schlosses zu erklimmen. So lag er auf seiner Zinne und mußte das mit ansehen und hatte in der Hand ein Buch über die Negromantie, in welchem er suchte, was ihm wohl nützen möchte und wie er sich des Schlafes erwehren

könnte. Glücklicherweise fand er auch eine kräftige Beschwörung und las sie, und im selben Augenblick mußte das Heer und der Kaiser selbst samt seinem Schwarzkünstler still stehen bleiben und konnten sich nicht rühren, grade als ob sie tot wären. Und die schon auf den Leitern waren, um hinauf zu klettern, und die das eine Bein schon auf der Mauer, das andre noch auf der Leiter hatten, sie mußten so stehen bleiben, wie sie standen, bis es Virgilius beliebte sie wieder zu lösen. Darüber ward der Kaiser sehr erbost und fragte seinen Meister, wie lange das noch dauern solle. Darauf konnte ihm dieser keine Antwort geben, wandte sich aber zu Virgilius und rief ihm zu, er werde ihm schon zeigen, daß er ihm an Kunst überlegen sei. Doch Virgilius lachte und sagte, er solle nur sein bestes versuchen. Und also hielt er den Kaiser und sein ganzes Heer den vollen Tag über fest gebannt. In der Nacht aber kam er zu dem Kaiser und sprach: „Herr Kaiser, wollt ihr vielleicht noch länger so da stehen? seid wohl Nachtwächter geworden?“ Da antwortete der Kaiser: „Hilf mir aus dieser Not! ich will dir auch dein Land wiedergeben und alles nach deinem Willen thun.“ — „Wohlan,“ sprach Virgilius, „gelobet ihr mir, als Kaiser von Rom, mich zu beschirmen?“ — „Ja,“ versetzte der Kaiser, „bei meiner Krone! und ich erkenne dich für meinen Blutsverwandten an.“ Da löste Virgilius den Zauber und führte den Kaiser und das Heer in sein Schloß. Hier ließ er ihnen eine herrliche Mahlzeit bereiten und bewirtete sie auf das allerköstlichste, so daß alle über den Reichtum des Virgilius erstaunten, denn alles strotzte von Gold und Silber. Und der Kaiser selbst gestand, daß er niemals fürstlicher bedient worden sei. Zuletzt beschenkte Virgilius einen jeglichen nach Stand und Würden mit großen Gaben und vielen prächtigen Dingen. Dann nahmen sie höflich Abschied von Virgilius und zogen heimwärts. Der Kaiser aber erstattete ihm sogleich all sein Gut zurück, gab ihm alles, was er sonst begehrte und machte ihn zu seinem obersten Ratsherrn.

Darnach geschah es, daß Virgilius eine schöne Jungfrau lieb gewann, die aus dem reichsten und mächtigsten Stamme entsprossen war. Dieser zeigte er durch einen Zauber seine Neigung an. Und als die Jungfrau wußte, daß Virgilius in sie verliebt sei, da bedachte sie, auf welche Weise sie ihn betrügen möchte. Zuerst antwortete sie ihm, daß es sehr gefährlich wäre, solche Dinge zu beginnen; aber zuletzt versprach sie ihn zu erhören, und er solle in der folgenden Nacht ganz in der Stille vor den Turm kommen, in dem sie wohne. Wenn dann alles Volk schlafe, so wolle sie einen Korb an starken Stricken herablassen, in den solle er sich setzen, dann werde sie ihn hinauf ziehen in ihr Gemach. Darüber war Virgilius sehr erfreut und sagte, er wolle das gern thun.

Nun stand der Turm, zu dem Virgilius kommen sollte, auf dem Markt von Rom und war der höchste Turm in der ganzen Stadt. Virgilius kam, die Jungfrau ließ den Korb von oben zur Erde herab, Virgilius setzte sich hinein und die Jungfrau zog ihn hinauf bis zum zweiten Stockwerk. Und als er noch etwa zehn Fuß von ihrem Fenster war, befestigte sie das Seil und ließ den Virgilius da hängen. Dann sprach sie: „Meister, ihr seid betrogen; denn morgen ist Markttag, da soll ein jeglicher euch sehen und eure Büberei erfahren. Ihr Hexenmeister, ihr Schelm, ihr Schalk! hier sollt ihr bleiben.“ Und damit ging sie hinweg und schloß ihr Fenster zu. Virgilius aber blieb draußen hangen bis zum anderen Morgen, da kamen die Leute und spotteten seiner, und bald wußte es die ganze Stadt. Der Kaiser war sehr ärgerlich darüber und entbot der Jungfrau, daß sie ihn herab lassen sollte. Also geschah es, und Virgilius schwur in hellem Zorne, daß er sich schon in kurzem rächen werde, lief nach seinem Palast, der der schönste in ganz Rom war, schlug sein Zauberbuch nach und machte, daß alles Feuer in der Stadt ausging und niemand von außen welches hinein bringen konnte. Und dies währte einen ganzen Tag, daß Rom ohne Feuer war. Nur Virgilius hatte Feuer genug, aber sonst Keiner; auch vermochte niemand welches anzuzünden.

Der Kaiser, seine Barone und alle Römer verwunderten sich hierüber sehr und dachten wohl, daß dies Virgilius bewirkt habe. Darum entbot ihm der Kaiser, er möchte Rat schaffen, wie man Feuer bekäme. Virgilius sagte: „Wollt ihr Feuer haben, so laßt ein Gerüst auf dem Markte aufschlagen und stellet darauf die Jungfrau, die mich vorgestern im Korbe hängen ließ. Dann lasset in ganz Rom ausrufen, wer Feuer haben wolle, der solle auf den Markt zu dem Gerüste kommen und es aus dem Munde der Jungfrau holen; anders kann es niemand haben. Und wisset, daß auch keiner dem Andern Feuer geben kann, weder mit Leihen noch mit Verkaufen noch anderswie; sondern ein jeglicher muß selbst an das Gerüst kommen und das Feuer aus dem Munde der Jungfrau holen.“

Der Kaiser und alle seine Herren sahen wohl ein, daß sie nach des Virgilius Worten handeln müßten; darüber waren sie betrübt, ließen aber das Gerüst aufschlagen und die Jungfrau darauf stellen, und nun kam ein jeder und holte Feuer aus ihrem Munde. Die Einen hatten Kerzen, andre Lampen, die Armen Strohwische, die Reichen Fackeln. So mußte die Jungfrau drei Tage lang mit offnem Munde dastehen, sonst wäre Rom nie wieder mit Feuer versehen worden. Am vierten Tag ging die Jungfrau wiederum nach Haus, sehr beschämt und traurig, und dachte wohl, daß Virgilius ihr diese Schmach angethan hätte.

Die Freunde und Verwandten der Jungfrau aber waren sehr zornig auf Virgilius und wußten es beim Kaiser durchzusetzen, daß er ihn ins Gefängnis werfen ließ zur Strafe für den Schimpf, den er einer vornehmen Römerin zugefügt hatte. Als er nun eines Tages mit anderen Gefangenen im Hofe des

Gefängnisses spazierte, nahm er eine Kohle aus der toten Asche, die in einem Winkel lag, und zeichnete damit ein großes Schiff an die Wand. Darauf sprach er zu den Gefangenen, sie sollten nur getrost in das Schiff treten und mit ihm auf und davon fahren. Als sich nun eine Anzahl wie zum Scherz an die Wand vor das gemalte Schiff stellten, gab er einem jeden einen Stock in die Hand statt des Ruders. Er selbst nahm seinen Platz am Steuer und sprach: „Wenn ich ein Zeichen gebe, so beginnet mit euren Stöcken zu rudern.“ Als er nun das Zeichen gab und sie zu rudern anfingen, verwandelte sich das gemalte Schiff plötzlich in ein wirkliches, hob sich in die Lüfte und flog mit ihnen davon nach Apulien. Da ließ Virgilius den Anker auswerfen und landete mit dem Schiff an der Spitze eines Hügels. Nun zerstreuten sich seine Reisegefährten nach allen Seiten, er selbst aber schlug den Weg nach Neapel ein. Als ihn aber unterwegs die Nacht überfiel, klopfte er an die Hütte eines Landmanns und bat um Obdach. Der Bauer nahm ihn freundlich auf, konnte ihm aber kein Stück trocknen Brotes anbieten, denn er war ganz arm. Da hieß ihn Virgilius Weintrauben, die er unterwegs gepflückt hatte, in eine Tonne legen und Wasser darauf gießen. Als sie darauf das Tönnchen anzapften, floß der köstlichste Wein heraus. Unterdes hatte Virgilius einen seiner dienstbaren Geister nach Rom geschickt, um von der Tafel des Kaisers einige Schüsseln mit Braten und gesottenen Hühnern herbeizuholen. Der Kaiser, dem inzwischen die Kunde von der Flucht des Virgilius zu Ohren gekommen war, sah die Schüsseln vor seinen Augen verschwinden und sprach zu seinen Hofleuten: „Das hat niemand anders gethan als Virgilius.“

Am andern Morgen nahm Virgilius von seinem armen Wirte freundlich Abschied und ließ ihm das Tönnchen mit Wein zurück, indem er ihm versprach, er werde es immer mit Wein gefüllt finden, solange er nicht in das Spundloch schaue. Darüber war der Bauer lange Zeit fröhlich und guter Dinge, denn das Fäßchen blieb stets voll, so viel er auch daraus zapfte. Aber einstmals hatte er zuviel getrunken, also daß er des Virgilius Warnung vergaß und aus Neugier in den Spund guckte, wie viel es wohl noch hielte. Und von Stund an versiegte das Tönnchen, das Zapfloch blieb verstopft und kein Wein wollte mehr herausfließen.

Als Virgilius nach Neapel kam, schickte er einen seiner Schüler, namens Merlin, nach Rom, sein Zauberbuch zu holen, das er dort gelassen. „Hüte dich aber wohl, mein Sohn,“ sprach er warnend, „das Buch zu öffnen, denn dir könnte daraus Unheil entstehen.“ Doch Merlin konnte seine Neugier nicht bezwingen, er öffnete das Buch und begann darin zu lesen. Aber kaum hatte er eine Zeile darin gelesen, so sah er sich von einer Schar Geister umringt, die ihn mit feurigen Augen anschauten und fragten: „Was willst du von uns?“ Da erschrak Merlin heftig und wußte in seiner Herzensangst den Geistern nichts andres zu befehlen, als daß sie die Landstraße von Rom bis Neapel mit Salz bestreuen sollten, damit sie immer rein bleibe. Da verließen

ihn die Geister und bestreuten ohne Zaudern die ganze Straße, kamen auch nicht wieder zurück, damit ihnen nicht noch einmal eine so schwere Arbeit auferlegt würde. Merlin aber war froh, ihrer los geworden zu sein.

Inzwischen bereute der Kaiser, daß er den Verwandten der Jungfrau Gehör geschenkt und den Virgilius verurteilt hatte, der ihm so viel Nutzen bringen konnte. Darum schrieb er ihm einen Brief, in welchem er ihn seiner kaiserlichen Huld versicherte und einlud, wieder nach Rom zurückzukehren. Also verließ Virgilius Neapel und begab sich in seine Vaterstadt zurück, wo er von nun an in höchsten Ehren lebte und ein Weib zur Ehe nahm.

Einstmals baute Virgilius einen wunderbaren Palast mit vier Ecken, und als er fertig war, führte er den Kaiser in einen der vier Winkel des Palastes; da hörte der Kaiser alles, was man in dem einen der vier Stadtviertel von Rom redete; darauf ging er in den zweiten Winkel und da hörte er auch, was im zweiten Stadtviertel gesprochen ward; und ebenso war es mit den andern beiden. Indem er so aus einem Winkel in den andern ging, vernahm er alles, was innerhalb Roms geredet wurde; und da konnte Einer so leise und heimlich flüstern, wie er wollte, der Kaiser hörte jedes Wort.

Damit nun Rom blühend und glücklich sein möchte, sich viele Länder und Provinzen unterwürfe und seine Feinde überwände, so bat der Kaiser den Virgilius, er möchte ihm doch dazu helfen, daß er alles wüßte, was gegen die Stadt Rom feindseliges angezettelt würde, damit die Römer ihre Widersacher beizeiten bezwingen könnten. Da sagte Virgilius: „Das will ich gern thun.“ Und er machte auf dem Kapitolium (das war das Stadthaus) ein schönes Werk von steinernen Bildsäulen, das nannte er „Salvatio Romä“ d. i. das Heil und die Errettung von Rom. Er stellte nämlich die Abgötter der Länder, die Rom unterworfen waren, in einem Kreise auf und gab jedem Abgott eine Glocke in die Hand, und in die Mitte stellte er den Abgott Roms. Wenn nun irgend eine Landschaft sich gegen Rom erheben wollte, so kehrte sich der Abgott derselben mit dem Rücken gegen den Abgott von Rom und läutete so lange mit der Glocke, die er in der Hand hielt, bis es die Herren und Senatoren hörten und sahen, welcher Landschaft der Abgott zugehöre. Und dann ergriffen alsbald die Römer ihre Waffen, zogen dahin und bezwangen ihre Feinde.

Dies vernahmen nachmals die Karthager, die darüber großen Neid empfanden, weil sie oft schwere Last und Bedrückung von den Römern erlitten hatten; darum hielten sie heimlich Rat und erdachten eine List, wie sie das Werk zerstören möchten. So schickten sie drei Männer aus, denen sie viel Geld und Gut mitgaben. Diese drei kamen nach Rom und gaben sich für Wahrsager und Traumdeuter aus. In einer Nacht gingen sie an einen Berg und vergruben dort einen großen Topf mit Geld tief in die Erde. Darnach gingen

sie auf die Tiberbrücke und ließen an einer Stelle ein Tönnchen mit goldenen Münzen ins Wasser sinken. Als sie dies gethan hatten, gingen sie vor die Herren von Rom und sagten: „Ehrwürdige Herren, uns hat geträumt, daß am Fuß eines Berges hier in Rom ein großer Topf mit Gelde ist. Wolltet ihr Herren es uns gestatten, so wollten wir gern die Kosten dran wenden, nachzugraben. Die Senatoren bewilligten ihnen das. Und sie nahmen Arbeiter, gruben das Geld aus der Erde und machten sich lustig. Nicht lange darauf kamen die Traumdeuter wieder zu den Senatoren und sprachen: „Ehrwürdige Herren, wolltet ihr uns ein Abenteuer erforschen lassen, davon uns geträumt hat, so wollten wir euch herzlich dankbar sein. Es wäre doch schade, wenn das verloren bleiben sollte.“ Da fragten die Herren, was sie denn geträumt hätten. Sie antworteten: „Ehrwürdige Herren, uns hat geträumt, daß an einer gewissen Stelle auf dem Grunde der Tiber ein Tönnchen mit goldenen Münzen liegt.“ — „Wir geben unsere Erlaubnis,“ sprachen die Herren, „und wünschen euch besten Erfolg.“ Da nahmen die drei Männer Schiffe und Leute und suchten da, wo sie es hineingesenkt hatten. Sie fanden es denn auch wirklich und schenkten den Herren köstliche Gaben.

Zuletzt aber, um ihre eigentliche Absicht zu erreichen, kamen die Traumdeuter wieder zu den Herren und sagten: „Ehrwürdige Herren, uns hat diese Nacht geträumt, daß unter dem Fundament des Kapitoliums, wo die Salvatio Romä steht, zwölf Tonnen Goldes vergraben sind. Da ihr uns nun zu unserm eignen Vorteil so große Dinge bewilligt habt, so wollen wir, wofern es euch beliebt, diesmal zum Vorteil der Stadt nachgraben. Gebt uns Arbeiter, so wollen wir unser bestes thun.“ Da meinten die Herren, das wäre alles wahr, weil sich ihre Träume zweimal erfüllt hatten. Also bestellten sie ihnen Arbeiter, und die Traumdeuter ließen unter dem Fundament des Hauses, wo die Salvatio Romä stand, graben. Und als sie dachten, das Fundament wäre genug untergraben, da verließen sie Rom in aller Stille. Des anderen Tages aber stürzte das Haus zusammen und das Werk des Virgilius zerbrach in tausend Stücke und war ganz zerstört und vernichtet, so daß die Herren wohl sahen, daß sie betrogen waren. Da wurden sie sehr betrübt, aber nun war es zu spät und die Römer hatten seitdem nie wieder so beispielloses Glück wie vordem.

Als Virgilius des Kaisers Ratgeber war, geschahen in Rom viele Übelthaten mit Stehlen, Morden und Totschlagen, worüber große Klagen vor den Kaiser kamen. Deshalb ging der Kaiser den Virgilius um Rat an und sagte: „Virgilius, wir hören große Klagen, daß Diebe, Buben und andres Gesindel nachts auf den Straßen herumlaufen und die Leute schlagen und töten. Was ist hier der beste Rat?“ Virgilius sprach: „Herr Kaiser, lasset ein kupfernes Pferd machen mit einem kupfernen Reiter darauf, der in seiner Hand einen

eisernen Prügel hat. Dann stellet das Pferd vor das Stadthaus und lasset ausrufen, daß man fürderhin des Abends um zehn Uhr eine Glocke läuten werde, und daß, wenn einer nach dem Glockengeläute noch auf der Straße sei und totgeschlagen werde, niemand darüber zur Rechenschaft gezogen werden solle." Also geschah es. Aber dieses Gebot achteten die Buben nicht, sondern liefen nachts nach wie vor durch die Straßen. Und als nun am Abend die Glocke geläutet war, da lief das kupferne Pferd mit seinem Reiter vom Stadthaus durch alle Straßen von Rom, und jeder, der auf der Straße gefunden ward, wurde totgeschlagen, so daß man des andern Morgens wohl zweihundert Menschen erschlagen fand. Als dies das andere Gesindel sah, erdachten sie einen Rat dagegen und machten sich Leitern aus Stricken mit einem eisernen Haken daran; und wenn sie nachts ausgehen wollten, nahmen sie die Leitern mit und wenn sie das Pferd kommen hörten, warfen sie die Haken an die Häuser und liefen die Leitern hinauf, wohin ihnen der kupferne Mann mit dem Pferde nicht folgen konnte. Und so trieben sie ihre Bübereien und Übelthaten nach wie vor. Und abermals kamen schwere Klagen vor den Kaiser, weshalb er den Virgilius um Rat fragte. Dieser sprach: „Lasset auch zwei Hunde gießen und sie neben das Pferd stellen. Und dann sollt ihr noch einmal ausrufen lassen, daß niemand nach dem Glockengeläute außer seinem Hause bleibe, der sein Leben behalten wolle." Aber auch dieses Gebot achtete das Gesindel nicht. Und als sie das Pferd wieder kommen hörten, liefen sie wieder die Leitern hinan und meinten wie bisher wohl geborgen zu sein. Aber die kupfernen Hunde liefen hinter ihnen an den Häusern in die Höhe und bissen sie tot. Dies erscholl bald durch die ganze Stadt und niemand wagte mehr bei Nacht auf die Straße zu gehen. Also bezwang Virgilius die bösen Menschen in Rom.

Zum besten des gemeinen Volkes machte Virgilius einen großen Pfeiler von Marmorstein und eine Brücke, die auf seinen Palast führte, und aus dem Palast konnte Virgilius auf den Pfeiler gehen. Der Palast und der Pfeiler standen in der Mitte von Rom. Und auf diesen Pfeiler setzte er eine gläserne Lampe, die allezeit brannte ohne auszugehen und die man auf keine Weise auslöschen konnte. Diese Lampe leuchtete über die ganze Stadt von einem Ende bis zum anderen, und war keine Straße so eng, man sah so gut in ihr, als ob da zwei brennende Fackeln gestanden hätten. Und auf die Mauer seines Palastes stellte er einen großen metallenen Mann, der in seiner Hand einen metallenen Bogen hielt, und dieser Mann zielte allzeit nach der Lampe, um sie auszuschießen. Die Lampe brannte noch dreihundert Jahre nach des Virgilius Tode. Aber einstmals fügte es sich, daß die Bürgerstöchter in den Palast gingen zu dem metallenen Mann, der immer mit seinem Bogen in der Hand nach der Lampe zielte. Und die Eine spottete des Mannes und sagte mit Lachen: „Warum schießt ihr denn nicht los? wer hindert euch?" und dabei schlug sie mit dem Finger auf den Bogen und der Pfeil flog ab und

schoß die Lampe in Stücke, die Virgilius gemacht hatte. Ein Wunder wars, daß das Mädchen nicht von Sinnen kam vor Schrecken, den sie davon trug und auch die andern Bürgerstöchter: denn sie sahen den metallenen Mann mit großem Getöse ganz geschwind hinweg laufen, und selbiger ward seitdem nicht wieder gesehen.

Große Wunder wirkte Virgilius, indem er einen weiten und schönen Baumgarten machte hinter dem Palast, wo er wohnte. In diesen Garten stellte er alle Arten von Fruchtbäumen und mancherlei Kräuter, die aus der Erde wuchsen. Und wenn es an der Zeit war, so sah man dort täglich reife Früchte und auch grüne, auch waren da viele schöne Blumen und junge Saat. In der Mitte des Gartens stand ein schöner Springbrunnen, der schönste und lustigste, den man nur sehen konnte; und bei demselben waren allerhand Vögel, die den ganzen Tag und auch die Nacht hindurch gar herrlich sangen. Der Garten aber war nicht anders als durch Luft geschlossen. Den Gesang der Vögel hörte man draußen wohl, aber niemand konnte hinein gelangen. Auch alle zahmen Tiere, die nützlich sind, fand man in dem Baumgarten. Noch machte er aus dem Wasser, das aus dem Springbrunnen ablief, einen Weiher um den ganzen Garten, das klarste Wasser das jemals gesehen ward. In demselben wimmelte es von Fischen jeder Art. So waren daselbst alle Ergötzlichkeiten vereinigt, die man sich denken konnte. Aber Virgilius that noch Größeres: er machte nämlich ein Kellergewölbe in die Erde, darein er seinen Schatz und Reichtum legte. Und vor die Thür des Kellers stellte er zwei große Männer, die seinen Schatz bewachen sollten; und jeder von ihnen hatte in seiner Hand einen großen, furchtbaren Hammer. Damit schlugen sie der eine um den andern so entsetzlich auf einen großen Ambos, daß kein Vogel vorbei fliegen konnte, ohne daß er von dem Getöse der Hämmer starb. Und eine andre Bewachung hatte Virgilius für seinen Schatz nicht bestellt.

Ein Bild machte Virgilius hoch in der Luft, das nicht fallen konnte, und die Römer mochten weder Thüren noch Fenster aufthun, ohne das Bild zu sehen. Und dasselbe hatte solche Kraft, daß kein Mann, der es angesehen hatte, Lust empfand sich eine Frau zu nehmen. Darüber ärgerten sich die Römerinnen sehr, daß sie alle alte Jungfern bleiben sollten, und klagten es der Frau des Virgilius. Diese versprach ihnen, sie wolle alles daran setzen, das Bild zu Fall zu bringen. Also betrog sie ihren Mann; denn als er nicht zu Hause war, ging sie über die Brücke, die durch die Luft nach dem Bilde führte, und stieß das Bild herunter, und seitdem gab es wieder Hochzeiten in Rom. Als nun Virgilius heim kam und sein Bild nicht fand, ward er sehr betrübt und sagte bei sich selbst, daß er es wieder aufstellen wolle und daß es denen, die dies gethan, nichts helfen solle. Auch schwur er, er werde sich an dem rächen, der das Bild herunter geworfen hätte. Also stellte er es wieder auf und fragte seine Frau, ob sie es herabgestoßen habe; sie aber sagte nein. Darauf kamen die Römerinnen wieder zu ihr, beklagten sich aufs neue,

denn es sei jetzt ärger als zuvor, und baten sie, das Bild noch einmal herunter zu werfen. Virgilius hatte sich in einem geheimen Winkel versteckt und von dort alles mit angehört. Als nun sein Weib hinaufklomm, das Bild beim Kopfe packte und hinunterschleuderte, da nahm er sie und warf sie dem Bilde nach, indem er sagte: „Der Teufel soll euch Weiber holen! ich hatte dies zu eurem besten gemacht; aber ich will mich nie mehr darum kümmern. Ein Thor ist, der sich mit Weibern befaßt!“

Einst gab der Kaiser zu Rom ein Gesetz, daß der eines harten Todes sterben sollte, der an einem gewissen Tage der Woche etwas arbeite. Darauf berief er den Zauberer Virgilius zu sich und bat ihn, ein Mittel auszudenken, wodurch er erkennen möchte, wenn jemand seinem Gebot zuwider handle. Da errichtete Virgilius durch seine Kunst eine Säule mitten in der Stadt und setzte darauf einen Abgott, der dem Kaiser genau anzeigte, wer das Gesetz gebrochen und an dem verbotenen Tage gearbeitet hätte. Schon viele hatten auf die Anklage des Abgottes hin ihr Leben verloren. Nun lebte in Rom ein Schmied, namens Phokas, der hatte an dem gewissen Tage wie an einem gewöhnlichen Werktage gearbeitet; und als er nun nachts in seinem Bette lag, bedachte er, wie er das Gebot des Kaisers übertreten und wie schon mancher vor ihm durch den Verrat der Säule das Leben verloren hätte. Da stand er auf, ging zu dem Abgott, drohte ihm und sprach: „O Säule, Säule, dein Geschwätz hat schon manchen armen Schelm um seinen Kopf gebracht. Aber ich befehle dir jetzt, mich nicht zu verraten, sonst zerschmettre ich dir das Haupt mit meinem Hammer! darum laß dir raten und halte den Mund!“ Des andern Morgens früh schickte nun der Kaiser wie gewöhnlich seine Boten zu der Säule und ließ fragen, ob jemand seinem Gebot zuwider gehandelt habe. Und wie die Boten den Auftrag des Kaisers ausgerichtet hatten, da sprach die Säule: „Blicket auf und leset, was an meiner Stirne geschrieben steht! Solches meldet eurem Herrn!“ Die Boten schauten in die Höhe und lasen folgendes: „Die Zeit verkehrt sich, die Menschen verschlimmern sich, und wer die Wahrheit sagt, dem wird das Haupt zerschlagen mit einem eisernen Hammer. Darum höre, sieh und schweige, wenn du in Frieden leben willst!“

Da hinterbrachten die Boten dem Kaiser, was sie gelesen hatten. Und als der Kaiser dies hörte, befahl er zwölf Rittern sich alsbald zu wappnen und zu der Säule zu gehen; wenn dann jemand komme, der Böses wider sie im Schilde führe, den sollten sie an Händen und Füßen binden und vor ihn bringen. Die zwölf Ritter kamen zu dem Abgott, grüßten ihn im Namen des Kaisers und baten ihn, denjenigen zu nennen, der das Gebot übertreten und ihm gedroht hätte. Da sprach er: „So nehmet Phokas, den Schmied, gefangen, denn er hat das Gebot des Kaisers verletzt und mir gedroht.“ Da gingen die Ritter hin, ergriffen den Schmied, banden ihn und schleppten ihn vor den Kaiser. Dieser sprach: „Sag' an, warum hältst du mein Gebot

nicht?“ Phokas antwortete: „Ich kann es nicht halten, denn ich muß jeden Tag acht Pfennige verdienen, und die kann ich nicht erschwingen, ohne täglich zu arbeiten.“ Als ihn nun der Kaiser fragte, wozu er die acht Pfennige brauche, sprach Phokas: „Das will ich euch sagen. Jahr aus, Jahr ein muß ich jeden Tag zwei Pfennige erstatten, zwei ausleihen, zwei verlieren und zwei verzehren. Das macht täglich acht Pfennige, die ich mir verdienen muß.“ Da befahl ihm der Kaiser, sich deutlicher zu erklären, wie er das meine, und der Schmied sprach: „Herr, zwei Pfennige muß ich meinem Vater erstatten, denn er hat mich von Jugend auf ernährt und erzogen, jetzt aber ist er alt und kann nichts mehr verdienen. Dann habe ich einen Sohn, der zur Schule geht, dem muß ich zwei Pfennige leihen, die er mir einst auch wieder erstatten wird, wenn ich alt bin. Ferner habe ich ein Weib, der ich täglich zwei Pfennige geben muß, und die sind verloren; denn wenn ich gestorben bin, nimmt sie einen andern Mann und vergißt meiner ganz. Die letzten zwei Pfennige brauche ich für mich, die verzehre ich mit Essen und Trinken. Darum, gnädiger Herr, bedenket meine Not und fället ein gerechtes Urteil, denn ich kann keinen einzigen der Pfennige entbehren.“ Als der Kaiser dies hörte, wußte er nicht, was er thun sollte. Endlich sprach er zu dem Schmied: „Geh mit Gott und arbeite fleißig fort, wie bisher. Nur hüte dich, bei Leibesstrafe, jemand von unsrer Unterredung etwas zu sagen, bevor du mein kaiserliches Antlitz hundertmal gesehen hast.“ Da beurlaubte sich der Schmied und ging frohen Herzens an seine Arbeit.

Bald darauf berief der Kaiser seine Weisen an den Hof und legte ihnen, um sie auf eine Probe zu stellen, den Fall mit den acht Pfennigen vor, die Einer verdiene und von denen er zwei erstatte, zwei ausleihe, zwei verliere und zwei verzehre, und fragte sie, wie das zu verstehen sei. Die Weisen konnten keinen Bescheid finden und baten um acht Tage Bedenkzeit, die ihnen auch bewilligt ward. Da berieten sie sich eifrig mit einander, aber keinem gelang es das Rätsel zu lösen, bis sie zuletzt auf den Gedanken kamen, daß sich die Frage auf den Schmied bezöge, den der Kaiser hatte verhaften lassen. Sie gingen also in seine Wohnung und fragten ihn um die Bedeutung der seltsamen Worte. Aber der Schmied, dem der Kopf auf dem rechten Flecke saß, hütete sich wohl, sein Geheimnis zu verraten. Endlich sagte er: „Bestehet ihr darauf es zu wissen, so gehet hin und bringt mir hundert Goldgulden; unter keiner andern Bedingung werdet ihr es jemals erfahren.“ Die Weisen, denen kein andres Mittel übrig blieb, mußten ihm wohl oder übel die hundert Goldgulden geben. Der Schmied nahm dieselben, ehe er ein Wort sagte, Stück für Stück in die Hand und beschaute das Gepräge, welches auf der einen Seite des Kaisers Kopf darstellte, mit behaglicher Aufmerksamkeit. Darauf offenbarte er den Weisen alles, was er dem Kaiser über die acht Pfennige gesagt hatte. Da gingen sie befriedigt von ihm und erwarteten das Ende der acht Tage.

Darauf ließ sie der Kaiser vor sich rufen, um ihre Antwort zu hören. Und siehe, sie sagten ihm genau dasselbe, was er von dem Schmied gehört hatte, worüber sich der Kaiser sehr wunderte. Er ließ also den Schmied vor sich laden und dachte bei sich selbst: „Den will ich gut auszahlen Sie werden ihm mit Versprechungen und Drohungen solange zugesetzt haben, bis er alles ausgeschwatzt hat; durch ihre eigne Weisheit hätten sie es nimmer herausgebracht. Das soll ihm aber schlecht bekommen.“ Als nun der Schmied kam, redete ihn der Kaiser also an: „Meister, ihr habt euch schwer gegen mein Gebot vergangen, indem ihr verrietet, was ich euch befahl geheim zu halten. Das müsset ihr schwer entgelten.“ Da sprach der Schmied: „Gnädiger Herr, ihr habt nach eurem Gutdünken über mich, wie über die ganze Welt, zu verfügen, und ich unterwerfe mich euch wie einem lieben Vater oder Herrn. Wisset aber, daß ich nicht glaube, wider euch gehandelt zu haben, denn euer Befehl lautete: ich solle niemand offenbaren, was ich euch gesagt, ehe ich euer kaiserliches Antlitz hundertmal geschaut hätte. Ich durfte daher den Verlockungen eurer Weisen kein Gehör schenken, bevor ich diese Bedingung erfüllt hatte. Also ließ ich mir, ehe ich ein Wort sagte, hundert Goldgulden geben, beschaute in ihrer Gegenwart euer darauf geprägtes Bild und sagte ihnen erst dann, was sie wissen wollten. Damit, gnädiger Herr, hoffe ich nicht wider euer Gebot gehandelt zu haben.“ Da mußte der Kaiser lachen und sprach: „Geh mit Gott! du bist klüger als meine Weisen. Der Herr sei mit dir!“ Darauf beurlaubte sich der Schmied und lebte fortan in Frieden ungestört nach seiner Weise.

Oft hörte Virgilius erzählen von des Sultans Tochter und von ihrer Schönheit. Da geschah es, daß er sich in sie zu verlieben begann, obwohl er sie noch nicht gesehen hatte. Und durch seine Kunst schuf er eine Brücke in der Luft, auf dieser ging er in der Nacht zu ihr. Und als er zu ihr kam und mit ihr sprach, da wurde auch sie von heißer Liebe zu ihm ergriffen, obgleich sie ihn vor dieser Nacht noch niemals mit Augen geschaut hatte. Seitdem ging Virgilius oftmals durch die Luft zu der schönen Sultanstochter. Einst sagte sie zu Virgilius, sie möchte gern mit ihm in sein Land reisen, um zu wissen, was er für ein Mann sei und welche Wohnung er habe. Da sprach er, er wolle sie gern dahin bringen und sie würden über viele Länder weggehen und sie doch nicht betreten, sondern nur durch die Luft über die See ziehen. Also führte er sie nach Rom durch die Luft und bewachte sie, so daß sie niemand sah und mit niemand sprach als mit Virgilius. Und er zeigte ihr seinen Palast, seinen Baumgarten, sein Gewölbe, seinen Schatz und die metallenen Männer, die allzeit standen und schlugen. Als er ihr seine Schätze wies, wollte er ihr dieselben zum Geschenke machen; aber sie nahm sie nicht an, indem sie sagte, sie habe schon zu viel an ihres Vaters Schätzen

zu hüten. Und solange sie dort war, hielt Virgilius sie in seinem Baumgarten verborgen. Als aber der Sultan seine Tochter nicht fand, ward er traurig, weil er nicht wußte, wohin sie gezogen sei; da ließ er sie allüberall suchen, aber sie ward nicht gefunden.

Als nun des Sultans Tochter eine lange Zeit bei Virgilius in seinem Baumgarten gewesen war, da begehrte sie wieder in ihr Land zu reisen. Also nahm Virgilius sie in seine Arme, führte sie über die Brücke durch die Luft, setzte sie in ihre Kammer, empfahl sie den Göttern und kehrte nach Rom zurück. Und als nun der Tag erwacht war, grämte sich der Sultan noch immer sehr um den Verlust seiner Tochter. Da sagte ihm einer von seines Weibes Kämmerern, daß seine Tochter wiedergekommen sei und auf ihrem Bette liege und schlafe. Alsbald ging er zu ihr und fragte sie, wo sie so lange gewesen und wie sie wiedergekommen sei. „Herr Vater,“ sagte sie, „ein schöner Mann führte mich durch die Luft in sein Land und zeigte mir seinen Palast, seine Schätze und seinen Baumgarten; aber ich habe nicht Mann noch Weib angesprochen außer ihm allein und ich weiß nicht, was es für ein Land ist.“ — „Meine liebe Tochter,“ sprach der Sultan, „wenn er euch wiederum hinweg führt, so bittet ihn um einige Früchte aus seinem Lande und bringt mir die, dann will ich wohl erkennen, woher er ist.“ Da sagte die Tochter: „Lieber Vater, das will ich gerne thun.“

Nun währte es nicht lange, da kam Virgilius wieder gen Babylon, nahm die schöne Sultanstochter, die sich nicht sehr sträubte, führte sie in sein Land und behielt sie dort so lange, als ihm beliebte. Und wie sie wieder heim reisen wollte, nahm sie Wallnüsse und andre Früchte mit sich, die ihr gefielen, und zeigte sie ihrem Vater, als sie wieder zu Lande kam. Da sagte der Sultan: „Er muß nicht weit von Frankreich wohnen, der dich so oft weggeführt hat.“

Nicht lange darnach kam der Sultan zu seiner Tochter und sprach: „Meine Tochter, wenn euer Liebster wieder kommt, so gebt ihm, ehe er schlafen geht, den Trank, den ich euch geben will. Aber trinket nicht selbst davon, denn wenn er davon getrunken hat, wird er alsbald einschlafen. Und wenn er dann im Schlaf liegt, so laßt es mich wissen. Dann wollen wir ihn fangen und erfahren, wer er ist.“ Die Jungfrau that, wie ihr von ihrem Vater befohlen war, und also ward Virgilius gefangen und bewacht bis zum andern Tage. Des Morgens aber brachte man ihn vor den Sultan, und auch die Jungfrau ward in den Palast geführt, und die ganze Ritterschaft sah sich den Mann an, der ihre Fürstin so oft mit sich in fremde Lande geführt hatte, ohne daß sie wußte, wer er sei. Darauf sprach der Sultan zu Virgilius: „Ihr habt übel gethan, daß ihr meine Tochter gestohlen und betrogen habt. Dafür müßt ihr jetzt sterben und sollt verurteilt werden nach unsrem Belieben.“ — „Herr Sultan,“ sagte Virgilius, „hätte ich gewollt, so würdet ihr eure Tochter nie wieder gesehen haben. Darum laßt mich in mein Land

zurückkehren; ich will auch nie wieder hieher kommen." — „Das wollen wir nicht thun," sprach der Sultan, „ihr seid in einen schmählichen Tod gelaufen." Da sprach seine Tochter: „Ihr Herren, wenn ihr ihn tötet, so werde ich mit ihm sterben." — „Meinetwegen," antwortete der Sultan, „wir haben Kinder genug ohne dich; du sollst mit ihm verbrannt werden." Da sagte Virgilius: „Herr Sultan, daran sollt ihr lügen und wäret ihr noch so mächtig." Und als er das gesprochen hatte, so schuf er mit der Kunst der Negromantie, daß es den Sultan und alle seine Herren dünkte, der große Fluß von Babylon flösse da, wo sie standen, und sie lägen drin und schwämmen und sprängen wie Frösche. Nun nahm Virgilius die schöne Jungfrau und führte sie auf die Luftbrücke. Und als sie beide oben waren, ließ er das Wasser wieder vergehen, und da sahen sie alle, wie er mit seiner Freundin durch die Luft von dannen zog. Darüber waren der Sultan und alle seine Herren sehr verwundert und betrübt, wußten aber nicht, was sie dagegen thun sollten. Also gelangte Virgilius mit seinem Lieb nach Rom. Dort lebten sie glücklich und zufrieden und Virgilius war sehr sorgfältig für seine Jungfrau, denn sie war das schönste Geschöpf, das man sehen konnte; und er gedachte sie reichlich zu halten. Weil er nun viel Land und Erbe an der See besaß, beschloß er eine Stadt auf der Tiefe des Meeres zu erbauen. Da gründete er mit seiner schwarzen Kunst die sehr reiche und edle Stadt Neapel und stellte sie im Grunde der See auf Eier. In die Mitte der Stadt setzte er einen vierkantigen Turm und auf die Spitze desselben einen Apfel, den niemand wegnehmen konnte, ohne ihn zu zerbrechen. Da war auch eine eiserne Stange, über welche er quer einen Pfeil legte; auf das eine Ende des Pfeils stellte er ein Ei, und am andern hing der Apfel beim Stiel an einer Kette, und dort hängt er heute noch. Und Virgilius sagte, wenn das Ei sich bewege, so solle die Stadt erbeben, und wenn es zerbreche, so solle sie zu Grunde gehen. Als er nun diese Stadt gemacht hatte, gab er ihr einen Namen und hieß sie Neapel. Dahin brachte er einen Teil seiner Schätze und auch seine Freundin, die schöne Jungfrau, des Sultans Tochter, und schenkte ihr die Stadt und das umliegende Land zum Nutzen für sie und ihre Kinder. Dann säumte er nicht lange und vermählte sie an einen vornehmen Herrn und Ritter aus Spanien. Darnach geschah es, daß der Kaiser ihm die Stadt Neapel nehmen wollte, weil es die allere delste Stadt jener Zeit war und in der besten Mark des Römerlandes lag.

Da ritt der Kaiser mit einer kleinen bewaffneten Schar heimlich gen Neapel, und ehe er dort ankam, entbot er unterwegs alle seine Herren und Ritter und sandte ihnen Briefe, daß sie sich vor der Stadt Neapel versammeln sollten. Dies geschah und nun begann der Kaiser die Mauern der Stadt zu bestürmen. Aber der Ritter, dem Virgilius die Jungfrau gegeben

hatte, war sehr klug und standhaft und hielt die Stadt wohl. Insgeheim aber ließ er alles dem Virgilius melden. Als dieser es erfuhr, machte er, daß alles süße Wasser um Neapel in der Stadt zusammenfloß und es war nicht anders, als ob da ein großer Platzregen gefallen wäre; aber in des Kaisers Lager hatte weder Mann noch Weib ein Tröpfchen. Und während dieser Zeit versammelte Virgilius seine ganze Macht, um gen Neapel zu ziehen. Aber der Kaiser konnte sich dort nicht lange halten, denn seine Pferde und anderen Tiere starben alle aus Mangel an frischem Wasser, und er mußte ganz beschämt wieder abziehen. Als die Kaiserlichen wieder nach Rom kamen, ritt Virgilius mit all den Seinen hinaus und als er dem Kaiser begegnete, sagte er zu ihm: „Herr Kaiser, warum habt ihr die Belagerung von Neapel so kurz gemacht?“ Da merkte der Kaiser wohl, daß Virgilius seiner spotte, und ärgerte sich sehr darüber. Aber Virgilius blieb nicht länger zu Rom, sondern zog nach Neapel und ließ die Herren der Stadt einen Eid schwören, daß sie keinen Römer in ihrem Gebiete jemals begraben ließen.

Als er diesen Eid empfangen hatte, fuhr er nach Rom und nahm seine Bücher und einen großen Teil seines beweglichen Gutes und brachte alles nach Neapel; seinen Schatz aber, den er in dem Gewölbe verschlossen hatte, ließ er in Rom und seine Wohnungen übergab er der Obhut seiner Verwandten. Und als er nun nach Neapel kam, eröffnete er eine Schule und ließ die Schüler aus Toledo gen Neapel kommen, und allen Schülern, die seine Schule besuchten, gab er Gelder von der Stadt, daß sie ihren Unterhalt davon bestreiten konnten, so lange sie dort blieben; wenn sie aber die Schule verließen, bekamen sie keine Gelder mehr. Und als er die Stadt wohl mit Schülern versehen hatte, machte er ein öffentliches warmes Bad, darin jeglicher baden konnte, der wollte, und dies Bad besteht noch heutzutage, und war das erste Bad, das je angelegt ward. Darauf baute er die schönste Brücke, die man jemals sah; auch konnte man dort alle Schönheit der Welt erblicken von Schiffen und allem was zur Kaufmannschaft und Seeschiffahrt gehört, und die Stadt war zu jenen Zeiten so schön, herrlich und reich, als man eine in der ganzen Welt finden mochte. In der Schule aber las Virgilius die Kunst der Negromantie, denn er wußte mehr als die andern, die vor seiner Zeit gelebt hatten und die nach ihm kamen. Da er nun keine Kinder hatte, liebte er seine Schüler über alles, sorgte für sie und gab ihnen Geld, um Bücher zu kaufen. Sehr herrlich lebte er selber, was er auch wohl thun konnte, denn er war einer von den Größten dieser Welt, und hätte er gewollt, er wäre der größte Herr auf Erden gewesen.

Wiewohl Virgilius in seinem Leben viel wunderbare Dinge vollbracht hatte, so versprach er doch dem Kaiser noch viel größere Wunder zu thun.

Denn er verhieß, er wolle machen, daß die Bäume und Kräuter dreimal des Jahres Früchte tragen sollten, und ein Baum sollte zu gleicher Zeit reife und unreife Früchte und auch Blüten haben; die Schiffe sollten ebensogut gegen als mit dem Strom segeln, das Geld sollte sich ebenso leicht erwerben als verzehren lassen, die Kinder sollten wie die Pflanzen aus der Erde wachsen. Diese Dinge und andre mehr hatte er dem Kaiser zu thun versprochen, vorausgesetzt, daß es ihm nicht von den Göttern verboten würde. Und weil er sehr mächtig und reich an Gut war, machte er ein schönes Lustschloß, das nur einen Eingang hatte, sonst war es allenthalben von einem großen Wasser umflossen, so daß niemand hineinkommen mochte als durch diesen Eingang, auf dessen beiden Seiten je zwölf Männer standen, jeder mit einem eisernen Dreschflegel in der Hand. Mit diesen schlugen die vierundzwanzig eisernen Männer ohne ein Wort zu sprechen unaufhörlich vor sich nieder, so daß kein Mensch durch das Thor gehen konnte, außer wenn die Flegel still standen. Diese aber ließen sich mit einer eisernen Schraube schließen, von der niemand wußte als Virgilius allein, der einen großen Teil seiner Schätze in dem Schlosse verborgen hatte.

Als er nun alle die oben genannten Dinge zu thun versprochen hatte, wollte er erst ein wundersames Stück vollbringen, denn er gedachte sich selbst wieder jung zu machen, damit er noch lange leben und viele Wunder thun könne. Also ging er eines Tages zu dem Kaiser und bat ihn um Urlaub auf drei Wochen, um auswärtige Geschäfte zu besorgen. Aber der Kaiser wollte ihm denselben nicht bewilligen, weil er den Virgilius immer um sich zu haben wünschte. Als Virgilius das hörte, ging er in sein Haus und nahm einen seiner Knechte mit sich, dem er am meisten vertraute und den er als den verschwiegensten kannte. Mit ihm reiste er nach seinem Schlosse. Und als sie an den Eingang kamen, da standen die Männer mit den Flegeln davor und schlugen. Da sprach Virgilius zu seinem Knechte: „Geh voran in dieses Schloß!“ Aber der Knecht entgegnete: „Meister, ich kann nicht hinein; die Männer würden mich töten.“ Da zeigte Virgilius dem Knecht an einer Seite des Eingangs die Schraube, welche er drehte, und alsbald blieben die Flegel still stehen und beide gingen zusammen in das Schloß. Und als sie darin waren, schloß Virgilius die Thür und sprach: „Mein lieber Knecht, weil ich dir am meisten vertraue und dich für den verschwiegensten von meinen Dienern halte, so will ich dir mehr anvertrauen als irgend einem, der auf Erden lebt.“ Und damit führte er den Knecht in den Keller, wo er eine schöne Lampe gemacht hatte, die allzeit braunte. Und Virgilius sprach zu seinem Knecht: „Siehst du diese Tonne, die hier steht? in diese mußt du mich einsalzen, und sollst meinen Leib ganz in Stücke hauen und mein Haupt in vier Teile zerhacken, und dann sollst du alles mit einander in die Tonne legen, das Haupt zu unterst, mein Herz in die Mitte. Dann setze die Tonne unter die Lampe, so daß dieselbe Tag

und Nacht hinein tropft. Neun Tage lang sollst du jeden Morgen herkommen, die Lampe zu füllen, und das ja nicht unterlassen. Dann werde ich wieder erneuert werden und ein Jüngling sein und noch lange leben, wofern es mir nicht von oben untersagt wird." Als der Knecht dies hörte, erschrak er sehr und sagte: „Lieber Meister, das werde ich nimmermehr thun; ich will euch nicht töten." Aber Virgilius sprach: „Ich begehre, daß du dies thust; denn es ist ohne Gefahr," und beredete den Knecht so lange, bis er endlich that, was Virgilius ihm befohlen hatte. Also schlug er ihn in Stücke, salzte ihn in die Tonne ein und hängte die Lampe darüber, daß sie allzeit hineintropfen konnte. Dann ging der Knecht aus dem Schlosse hinaus und verschloß den Eingang, indem er die Schraube drehte. Da bewegten sich die Männer wieder und schlugen mit den Flegeln, daß niemand hineinkommen konnte. Und jeden Tag kam er, die Lampe zu füllen, wie ihn Virgilius geheißen hatte.

Als nun Virgilius verschwunden war, empfand der Kaiser große Sehnsucht nach ihm, denn er vermißte ihn schon lange und hatte ihn seit mehreren Tagen nicht gesehn. Wie nun der siebente Tag kam, ohne daß Virgilius zurückgekehrt war, beschied er den Knecht desselben zu sich, weil er wußte, daß Virgilius diesen sehr lieb hatte, und fragte ihn, wo sein Meister wäre. Der Knecht sagte: „Gnädiger Kaiser, ich weiß nicht, wo er ist; es ist sieben Tage her, daß er weg reiste; aber ich weiß nicht, wohin? Da sprach der Kaiser: „Bube, du lügst. Du sollst mir deinen Meister zeigen, oder ich lasse dich töten." Da erschrak der Knecht und sagte: „Gnädiger Herr, es sind sieben Tage vergangen, seit ich mit ihm hinaus in sein Schloß ging, und da ließ ich ihn und habe ihn seitdem nicht wieder gesehn." Da mußte der Knecht mit dem Kaiser zu dem Schlosse gehen. Als sie nun an den Eingang kamen, so konnten sie nicht hindurch, der Flegel wegen. Da sagte der Kaiser: „Verschaffe uns sogleich Eingang!" — „Herr," sprach der Knecht, „dazu weiß ich nicht Rat." Da drohte ihm der Kaiser, er werde ihn auf der Stelle töten. Und aus Furcht vor dem Tode drehte der Knecht die Schraube, so daß die Flegel still standen.

Darauf ging der Kaiser mit seinem Gefolge in das Schloß, und sie suchten allüberall nach Virgilius und fanden ihn nicht. Da stiegen sie zuletzt hinab in den Keller, wo die Lampe über der Tonne hing, und fanden das eingesalzene Fleisch des Zauberers. Alsbald fragte der Kaiser den Knecht, wer ihn so kühn gemacht hätte, seinen Meister zu töten, und entbrannte von Zorn und erschlug den unschuldigen Knecht mit seinem Schwert. Siehe, da erschien plötzlich ein nacktes Kindlein, lief dreimal um die Tonne herum und rief mit klagender Stimme: „Verflucht sei der Tag und die Stunde, da ihr hieher gekommen seid!" Darnach verschwand das Kindlein und ward nicht wieder gesehen, und Virgilius war und blieb tot in der Tonne.

Da waren alle Schüler und Gelehrten aus Neapel, Rom und andern Gegenden sehr betrübt und verwundert, als sie den Tod des großen Meisters vernahmen. Und auch der Kaiser, seine Herren und die Verwandten des Virgilius und selbst das ganze gemeine Volk zeigten große Trauer, insonderheit die Stadt Neapel, die er gegründet und zu hohen Ehren gebracht hatte.

Später gedachte der Kaiser die Schätze des Virgilius zu nehmen, aber er konnte nicht, denn da war niemand, der sie zu holen wagte; denn ein jeder dachte, wenn er nach den Schätzen ginge, würden ihn die metallenen Männer totschlagen. Noch hat Virgilius viele andere wunderbare Dinge gethan, die in diesem Buche nicht geschrieben stehen.

Till Eulenspiegel.

Bei dem Walde Elm im Lande Sachsen liegt das Dorf Kneitlingen; dort ward der berühmte Eulenspiegel geboren. Sein Vater hieß Klaus Eulenspiegel und seine Mutter Anna Wibeken. Und da diese des Kindes genas, da schickten sie es nach dem Dorfe Amtleben zur Taufe und ließen es nennen Till Eulenspiegel. Als es nun wieder gen Kneitlingen gebracht werden sollte, da wollte die Frau, die das Kind trug, schnell über den Steg eines Wassers gehen, das zwischen Kneitlingen und Amtleben fließt. Aber sie hatte zu viel Bier getrunken nach der Kindtaufe; denn daselbst ist die Unsitte, daß man die Kinder ins Bierhaus trägt und sich alldort auf Kosten des Taufvaters lustig macht. Also fiel die Frau samt dem Kinde von dem Steg in den schlammigen Bach, so daß beide gar jämmerlich beschmutzt wurden. Nachdem die andern Frauen sie herausgezogen, gingen sie wieder heim in ihr Dorf und wuschen das Kind in einem Kessel und machten es wieder sauber und schön. Da sprachen die Bauern, Eulenspiegel sei an einem Tage dreimal getauft worden: zuerst in der Kirche, dann im Bache und endlich im Wasserkessel.

Als Eulenspiegel noch ein kleines Kind war, war er eines Tages allein zu Haus. Da kam ein Mann geritten und fragte nach dem Wege, und weil er niemand erblickte, rief er: „Ist hier niemand im Haus?“ Da sagte der kleine Eulenspiegel: „Ja wohl! anderthalber Mensch und ein Roßhaupt; denn du bist nur mit halbem Leibe hier innen, dazu deines Pferdes Kopf, und ich bin ein ganzer Mensch.“ Der Mann fragte: „Wo sind denn deine Eltern?“ — „Der Vater,“ sprach das Kind, „ist ausgegangen, etwas Schlimmes noch schlimmer zu machen, und die Mutter bereitet Schaden oder Schande.“ — „Wie das?“ fragte der Mann. Da sagte das Kind: „Mein Vater macht einen schlechten Weg noch schlechter, denn er zieht Gräben über die Saatfelder, daß man nicht darüber fahren kann. Meine Mutter leiht beim Bäcker ein Brot: giebt sie ihm später mehr als es kostet, so ist das ein Schade; giebt sie weniger, so ists eine Schande.“ — „Sage mir,“ sprach der Mann, „welchen Weg muß ich reiten?“ — „Wo die Gänse hingehen,“ antwortete der Kleine. Der Mann ritt hinweg, die Gänse aber flogen ins Wasser. Da kehrte er um und sprach zu Eulenspiegel: „Die Gänse schwimmen im Wasser; darin kann ich doch nicht reiten!“ — „Nein,“ sagte das Kind, „ihr sollt

reiten, wohin die Gänse gehen und nicht wohin sie schwimmen." Da ritt der Mann hinweg und verwunderte sich sehr über die klugen Antworten des Kindes.

Bis zu seinem dritten Jahre tummelte sich Eulenspiegel wie ein Affe auf Kissen und im Grase herum; sobald er aber selber gehen und stehen konnte, fing er an mit andern Kindern lustige Spiele zu treiben und war ein gar niedliches Bübchen. Und schon damals verübte er manchen Schelmenstreich, so daß die Nachbarn mehr als einmal zu seinem Vater kamen und klagten, sein Till wäre ein rechter Schalk. Da sprach der Alte zu seinem Sohn: „Wie kommt das, daß dich alle unsre Nachbarn schelten?" — „Ach, lieber Vater," sagte Till, „ich thu' doch niemand etwas! das will ich dir klärlich beweisen. Setz dich auf dein Pferd und nimm mich hinter dich. Dann will ich mäuschenstill sitzen, und doch wirst du hören, daß alle auf mich schelten." So that denn der Vater auch und setzte ihn hinter sich aufs Pferd. Und es dauerte nicht lange, da hob das schlimme Kind ganz frech sein Röcklein hinten auf, so daß die Nachbarn und ihre Weiber mit Fingern auf ihn zeigten und riefen: „Pfui über den argen Schalk!" — „Hörst du wohl, Vater?" sprach Till, „ich rühre mich nicht und thue niemand ein Leids, und doch nennen sie mich einen Schalk." Da nahm der Vater seinen lieben Sohn und setzte ihn vor sich aufs Pferd. Nun saß zwar Eulenspiegel ganz still, aber er schnitt den Bauern Gesichter, sperrte das Mäulchen auf und steckte die Zunge heraus. Da liefen die Leute wieder zusammen und riefen: „Seh einer! was für ein junger Schalk ist das!" Da ritt der Vater mit ihm heim und sprach: „Ja, du bist freilich in einer unglückseligen Stunde geboren; du bist so brav und krümmest keinem ein Härlein, und doch sagen die Leute, du wärest ein Schalk."

Also zog sein Vater mit Frau und Kind ins Magdeburgische in ein Dorf an der Saale: von dort war Tills Mutter gebürtig. Und als der alte Klaus Eulenspiegel das Zeitliche segnete, blieb die Mutter mit ihrem Sohn in dem Dorf; da aßen und tranken sie alles, was sie hatten, bis daß die Mutter ganz arm ward. Aber Eulenspiegel, der fromme Knecht, wollte kein Handwerk erlernen, obgleich er schon ins sechzehnte Jahr ging, sondern trieb allerlei Possen, Schelmereien und Gaukelkünste.

Eulenspiegels Mutter wohnte in einem Hause, dessen Hof nach der Saale hinausging. Nun begann Eulenspiegel auf dem Dachboden sich heimlich im Seilspringen zu üben, weil seine Mutter solche Streiche nicht leiden mochte und ihm mit Schlägen gedroht hatte. Und als sie ihn einmal auf dem Seile ertappte, nahm sie einen großen Knüttel, um ihn zu strafen. Doch Eulenspiegel entrann zum Fenster hinaus auf das Dach; dort blieb er sitzen, bis seine Mutter versprach, ihm für diesmal die Schläge zu erlassen. Bald aber begann

er das alte Wesen wieder und zog ein langes Seil von seiner Mutter Hinterhaus über die Saale in ein anderes Haus, das gegenüber lag. Da kam jung und alt herbei, denn alle waren neugierig, was dort Seltsames vorgehen sollte. Wie nun Eulenspiegel auf dem Seil seine besten Kunststücke zeigte, ward es seine Mutter gewahr, schlich sich unbemerkt auf den Dachboden, wo das Seil angebunden war und schnitt es entzwei. Alsbald fiel ihr lieber Sohn mitten in die Saale und nahm ein erfrischendes Bad. Da lachten ihn die Bauern aus und die Jungen erhoben ein großes Gespött und riefen: „Haha! bad' nur ordentlich aus! es hat dich ja so lang darnach gelüstet." Da ärgerte sich Eulenspiegel gar sehr, achtete des Bades nicht so als der Spottreden und gedachte, wie er die Buben dafür bezahlen wollte.

Es stund auch nicht länger an als einen Tag, so zog er das Seil aus einem anderen Haus und that den Leuten kund, daß er abermals auf dem Seile gehen wolle. Das Volk versammelte sich bald dazu, jung und alt. Und Eulenspiegel sprach zu den Jungen: „Ein jeder gebe mir seinen linken Schuh! ich will euch ein hübsches Stück auf dem Seile damit vormachen." Die Jungen glaubten das, zogen die Schuhe aus und gaben sie ihm: es waren beinahe zwei Schock, das ist zweimal sechzig. Und Eulenspiegel reihte sie an eine Schnur und stieg damit auf das Seil. Da guckten die Alten und Jungen zu ihm hinauf; denn sie meinten, er wolle etwas recht schönes anstellen. Als aber Eulenspiegel ein paar Sprünge gemacht hatte, rief er: „Jetzt gebe jedermänniglich wohl acht und suche seinen Schuh wieder!" schnitt die Schnur entzwei und warf alle Schuhe herab auf die Erde, daß einer über den andern purzelte. Da rannten die Jungen herzu, und erwischte einer hier, der andre dort einen Schuh, und einer schrie: „Der ist mein!" und ein andrer: „Du lügst, er ist mein!" und gerieten einander in die Haare und begannen sich zu raufen und zu schlagen: der eine lag unten, der andre oben, der eine schrie, der andre weinte, der dritte lachte, und das währte so lange, bis die Alten sich hinein mengten und die Balgenden mit manchem Haarzupf und Backenstreich auseinander trieben. Derweil saß der gute Meister Eulenspiegel auf dem Seil, lachte vergnügt und rief: „Haha! sucht nur eure Schuhe, so wie ich gestern ausbaden mußte!" Damit lief er von dem Seile und ließ die Alten und Jungen sich über den Schuhen zanken. — Aber dieses Streiches wegen durfte er sich vier Wochen lang vor niemand auf der Straße sehen lassen. So saß er zu Hause bei seiner Mutter, flickte Helmstädtische Schuhe und that gar tugendlich. Darüber war seine Mutter ganz erfreut und meinte, er werde sich noch bessern; denn sie wußte nichts von der Schelmerei, derentwegen er sich nicht aus dem Hause wagen durfte.

Einst begab es sich, daß Eulenspiegel mit seiner Mutter in ein Dorf zur Kirchweih ging. Da trank er sich einen rechtschaffenen Rausch an und

ging hinaus, ein Winkelchen zu suchen, wo er ruhig schlafen könnte, und fand hinten im Hofe eine Menge Bienenkörbe stehen; daneben lagen andere, die leer waren. Also kroch er in einen leeren Korb und legte sich, ein wenig zu schlafen, schlief aber von Mittag bis Mitternacht. Und da seine Mutter ihn nirgend sah, meinte sie, er sei nach Hause gegangen. In derselben Nacht kamen zwei Diebe, die einen Bienenstock stehlen wollten; die flüsterten zusammen: „Ich habe alleweil gehört, der schwerste ist auch der beste!" und hoben einen nach dem andern auf, bis sie an den Korb kamen, in welchem Eulenspiegel lag. Der war der schwerste. Da sprachen sie: „Das ist der beste Stock!" nahmen ihn und trugen ihn von dannen. Unterdessen war Eulenspiegel erwacht und hatte ihre Anschläge gehört, und es war so finster, daß keiner den andern sehen konnte. Da griff Eulenspiegel aus dem Korbe und zog den Vordermann am Haar mit einem tüchtigen Rupf. Der ward zornig, weil er meinte, sein Gesell habe ihn gezogen und fing an auf ihn zu schelten. Der Hintermann sprach: „Träumt dir oder gehst du im Schlaf? wie soll ich dich am Haar zupfen, da ich kaum den Bienenstock mit den Händen halten kann?" Eulenspiegel lachte bei sich und dachte: „Das will gut werden." Und als sie eine Ackerlänge weiter gegangen waren, gab er auch dem Hintermann einen tüchtigen Rupf am Haare, daß der sich krümmte und noch zorniger ward und sprach: „Ich trage, daß mir der Hals knackt, und du ziehst mich so unmenschlich am Haar?" — „Das lügst du," sagte der Vorderste, „wie sollt ich dich ziehen? Ich kann ja kaum den Weg vor mir sehen. Du hast mich vorhin gezupft, das weiß ich gewiß." So gingen sie zankend und keifend mit dem Korb vorwärts. Nicht lange darnach, als sie gerade im größten Zanken waren, zog Eulenspiegel den Vordermann noch einmal so heftig, daß er mit dem Kopf hart an den Bienenkorb stieß. Da ließ dieser den Korb fallen und schlug dem anderen im Finstern mit den Fäusten nach dem Kopf. Der aber fiel ihm ins Haar, und nun balgten sie sich so wütend mit einander herum, daß sich schließlich beide in der Dunkelheit verloren und keiner wußte, wo der andre blieb. Da liefen sie in die Nacht hinein und ließen den Korb liegen. Nun lugte Eulenspiegel heraus, und als er merkte, daß sie fort waren, kroch er wieder zurück und blieb ruhig in dem Korbe liegen, bis es heller Tag war. Da kroch er heraus und wußte nicht, wo er war. Da ging er, wohin der Weg ihn führte, und kam zu einer Burg; dort verdingte er sich als Knappe.

Bald aber behagte ihm der Dienst bei dem Burgherren nicht mehr und er ward Küster in Buddenstett. Doch auch dort hielt er es nicht lange aus, sondern zog in die Stadt Magdeburg. Und in kurzem kannte man ihn allenthalben durch seine Possen und Anschläge, deren er dort allerlei trieb. Einst forderten ihn die vornehmsten Bürger der Stadt auf, er solle etwas recht

besonderes anstellen. Da sagte er, das wolle er thun und von der Laube des Rathauses herunterfliegen. Alsbald entstand ein Geschrei in der ganzen Stadt und versammelte sich jung und alt auf dem Markte, um den Meister Eulenspiegel fliegen zu sehen. Der aber stellte sich oben auf die Laube und bewegte die Arme, als ob er fliegen wollte. Und die Leute standen mit offenen Augen und Mäulern und dachten, er wolle herabfliegen. Da konnte Eulenspiegel das Lachen nicht halten und sprach: „Ich meinte immer, es sei kein Thor und Narr in der Welt als ich. Nun sehe ich aber wohl, daß schier diese ganze Stadt voll Thoren ist. Und wenn ihr mir allesamt gesagt hättet, ihr wolltet fliegen, ich hätt' euch nicht geglaubt, und ihr glaubt mir, einem Narren? Wie sollt ich fliegen können? ich bin doch kein Vogel! also hab ich keine Flügel. Und ohne Fittige und Federn kann niemand fliegen. Daraus möget ihr alle klar und offenbarlich erkennen, daß ihr an der Nase herumgeführt worden seid." Damit kehrte er sich um, lief von der Laube herab und ließ das Volk stehen, welches teils schimpfte, teils lachte. „Das ist ein Schalksnarr," sprachen sie, „er hat aber doch die Wahrheit gesagt."

Nachdem sich Eulenspiegel im Magdeburgischen und sodann im Hildesheimischen herumgetrieben und manchen Streich verübt hatte, kam er auch einmal nach Nürnberg. Daselbst schlug er große Briefe an die Kirchthüren und das Rathaus, in denen er sich als einen guten Arzt für alle Krankheiten ausgab. Nun war in dem dortigen Spital gerade eine große Anzahl kranker Leute, die der Spitalmeister teilweise gern los geworden wäre und denen er die Gesundheit von Herzen gern gegönnt hätte. Deshalb ging er zum Arzte Eulenspiegel und fragte ihn, ob er wirklich, wie seine Briefe meldeten, alle Krankheiten heilen könne. Dann solle er seine Spitalleute gesund machen; er wolle es ihm wohl lohnen. Eulenspiegel sprach: ja, wenn er ihm zweihundert Gulden zusagen wollte. Dazu war der Spitalmeister bereit, wenn er seinen Kranken hälfe; wogegen Eulenspiegel sagte: so er die Kranken nicht heil mache, sollt er ihm keinen Pfennig geben. Das gefiel dem Spitalmeister so wohl, daß er ihm sogleich zwanzig Gulden drauf gab. Nun ging Eulenspiegel in das Spital und fragte einen jeden Kranken, was ihm fehle. Zuletzt aber beschwor er jeden insbesondere: „Was ich dir jetzt offenbaren werde, sollst du bei dir heimlich halten und keinem Menschen ein Wort davon sagen." Das gelobten sie denn aus großem Glauben an seine Kunst. Und darauf sprach er zu jedem im geheimen: „Euch zur Gesundheit zu helfen und auf die Beine zu bringen, ist mir nur dann möglich, wenn ich einen von euch zu Pulver verbrenne und dies den andern eingebe. Das muß ich thun. Darum will ich den Kränksten von euch, der gar nicht gehen kann, nehmen und zu Pulver verbrennen, auf daß ich den anderen damit helfen möge. Morgen früh also werde ich mich mit dem Spitalmeister in das Thor stellen

und mit lauter Stimme rufen: „Wer hier nicht krank ist, der komme schleunigst heraus!" Das verschlaf du ja nicht! denn der letzte muß die Zeche bezahlen." Und so geschah es. Am nächsten Morgen kam Eulenspiegel mit dem Spitalmeister unter das Thor und rief: „Heraus da, wer nicht krank ist!" Da kamen sie alle, die Kranken und Lahmen, wohl oder übel gehumpelt, denn keiner wollte der letzte sein, und etliche, die in zehn Jahren nicht von ihrem Bett aufgestanden waren, rannten wie vor dem bösen Feinde davon. Als nun das ganze Spital leer war, forderte der kluge Arzt seinen Lohn, weil er an einem andern Ort dringliche Geschäfte habe. Der Spitalmeister gab ihm das Geld und dankte ihm noch viele male. Da ritt Meister Eulenspiegel eilends von dannen.

Aber siehe! nach drei Tagen kamen alle Kranken wieder und klagten über ihre Krankheit. „Wie geht das zu?" fragte der Spitalmeister, „ich hab euch doch alle von dem großen Meister kurieren lassen! und er hat euch so gut geholfen, daß ihr alle selbst davon ginget." Da entdeckten sie ihm, wie der Arzt ihnen gedroht habe, wer zuletzt zur Thür hinaus gehe, den werde er zu Pulver verbrennen. Da merkte der Spitalmeister, daß er betrogen war. Aber Eulenspiegel war längst über alle Berge und er konnte ihm nichts anhaben. Also blieben die Kranken wieder im Spital, wie zuvor, und die zweihundert Gulden waren verloren.

Als Eulenspiegel gen Braunschweig in die Herberge kam, wohnte nahe dabei ein Bäcker; der rief ihn in sein Haus und fragte ihn, was er für ein Gesell oder Handwerksmann sei. „Ich bin ein Bäckerknecht," sprach Eulenspiegel. Da sagte der Brotbäcker: „Ich habe eben keinen Knecht; willst du bei mir dienen?" — „Ja," sagte Eulenspiegel. Als er nun zwei Tage bei ihm gewesen war, hieß ihn eines Abends der Meister backen bis zum Morgen, denn er könne ihm nicht helfen. „Gut," sprach Eulenspiegel, „aber was soll ich backen?" Der Bäcker, der ein höhnischer Mann war, ward zornig und spottete: „Bist du ein Bäckerknecht, und fragst erst, was du backen sollst? was pflegt man denn zu backen? Eulen und Meerkatzen." Damit ging er schlafen. Eulenspiegel aber ging in die Backstube und machte den Teig zu lauter Eulen und Meerkatzen, die ganze Backstube voll, und buk die. Wie nun der Meister am Morgen aufstand und ihm helfen wollte, da findet er in der Backstube weder Brot noch Semmeln, sondern nichts als Eulen und Meerkatzen. Da rief er zornig: „Hol' dich der Kuckuck! was hast du gebacken?" — „Wie ihr michs geheißen habt," sprach Eulenspiegel, „Eulen und Meerkatzen." — „Was soll ich mit der Narretei?" rief der Bäcker, „für solches Zeng bekomme ich kein Geld. Bezahl mir den Teig, du Schelm!" — „Ja," sagte Eulenspiegel, „wenn ich euch den Teig bezahle, soll dann die Ware mein sein, die ich daraus gebacken habe?" Der Meister sprach: „Was frag ich nach

solcher Ware?" Da bezahlte Eulenspiegel den Teig, nahm seine Eulen und Meerkatzen und trug sie in einem Korbe aus dem Haus in die Herberge zum wilden Mann. Dort dachte er bei sich selber: „Ich hab oft gehört, man könnte nichts so seltsames in Braunschweig feil bieten, man lösete Geld daraus." Nun war es gerade am Abend vor St. Nikolas, das ist ein Fasttag. Da setzte sich Eulenspiegel vor die Kirche mit seiner Ware, verkaufte alle die Eulen und Meerkatzen und löste viel mehr Geld dafür, als er dem Bäcker für den Teig gegeben hatte. Als das dem Bäcker gemeldet ward, verdroß es ihn, und lief hin vor die Kirche und wollte die Backkosten von Eulenspiegel fordern. Der aber war schon mit dem Gelde auf und davon, und der Bäcker hatte das Nachsehen.

Man erzählt von Eulenspiegel, daß er sich jeden Morgen zu segnen pflegte vor gesunder Speise, großem Glück und starkem Getränke; denn die gesunde Speise käme aus der Apotheke und sei doch immer ein Zeichen von Krankheit. Ein großes Glück sei es, wenn ein Stein vom Dache falle und ihn nicht treffe, oder wenn ein Balken herunterstürze und ihn nicht ganz, sondern nur halb totschlage: solches Glückes wolle er gern entbehren. Das starke Getränk aber sei das Wasser, denn es treibe große Mühlräder und trage schwere Schiffe, auch habe sich schon mancher gute Gesell den Tod daran getrunken.

Auch wird berichtet, daß Eulenspiegel auf seinen Fußwanderungen sich oft seltsam gebärdete. Wenn er nämlich thalab ging, so war er ganz traurig und sagte: „Nun kommt gewiß bald wieder ein Berg!" Führte der Weg aber bergauf, so freute er sich und lachte, indem er sprach: „Ei, wie leicht wird sichs gehen, wenn ich diesen Berg wieder hinuntersteige!"

Auch sprach er oft, sein Beruf sei es, die Wahrheit zu sagen. So kam er einst in das Land Thüringen und bat in einem Dorf um Herberge. Da kam die Wirtin heraus und fragte ihn, was er für ein Gesell wäre. Eulenspiegel sprach: „Ich bin kein Handwerksgesell; ich bin Einer, der die Wahrheit sagt." — „Solche beherberge ich gern," antwortete die Wirtin, „und bin denen besonders gewogen, die die Wahrheit sagen." Indem bemerkte Eulenspiegel, daß die gute Frau schielte, und sprach also: „Scheele Frau, wo soll ich sitzen? und wo leg ich Stab und Ränzel hin, scheele Frau?" — „Ach, daß dir nimmer Gutes geschehe!" sagte die Wirtin, „all mein Lebtag hat mir niemand vorgeworfen, daß ich schiele." Da sprach Eulenspiegel: „Liebe Frau! soll ich allezeit die Wahrheit sagen, so kann ich das nicht verschweigen." —

Ein andermal war Eulenspiegel zu Pferde, und sein Gaul hatte alle vier Hufeisen verloren. Da kehrte er in einer Schmiede ein; dort traf er den Meister, seine Frau, einen Knecht und eine Magd, die hatten schon mancherlei von Eulenspiegel gehört und sagten, wenn er jedem von ihnen eine rechte

Wahrheit sagen wolle, so wollten sie ihm die Hufeisen schenken. Das war Eulenspiegel zufrieden und sprach zu dem Schmiede:

„Habt ihr Eisen und Kohlen genug
Und sind die Bälge recht im Zug,
So könnt ihr schmieden mit gutem Fug."

Da sagte der Schmied: „Das ist eine recht ausgemachte Wahrheit!" und gab ihm ein Hufeisen. Darauf sprach Eulenspiegel zu der Frau:

„Die Frau, die oft steht vor dem Haus,
Schaut gern nach schmucken Gesellen aus."

„Wahr ists!" sagte die Frau und gab ihm das zweite Hufeisen. Weiter sprach Eulenspiegel zu dem Schmiedeknecht:

„Ein Schmiedeknecht muß hart daran,
Eh seine Arbeit ist gethan."

„Du lieber Himmel!" sagte der Knecht, „das ist freilich wahr," und gab ihm das dritte Hufeisen. Und endlich sprach Eulenspiegel zu der Magd: „O Mägdlein! so du issest, so hüte dich vor Rindfleisch; dann brauchst du nicht in den Zähnen zu stochern, und thut dir auch der Bauch nimmer weh." Da schlug die Magd die Hände zusammen und rief: „Ei Gott behüt uns! was für ein wahres Wort ist das!" und gab ihm das vierte Hufeisen. So ward Eulenspiegels Pferd beschlagen und er ritt lachend von dannen.

Einstmals kam Eulenspiegel zu dem Grafen von Anhalt; bei diesem verdingte er sich als Turmwächter. Nun hatte der Graf damals viel Feindschaft, also daß er in seinem Städtlein und Schloß viel Ritter und Hofvolk bei einander hielt, die man alle Tage speisen mußte. Darüber ward Eulenspiegel auf dem Turm vergessen und ihm keine Speise hinaufgeschickt. Desselben Tages ereignete es sich, daß des Grafen Feinde vor das Schloß rannten und die Kühe, die davor weideten, hinwegtrieben. Während dem lag Eulenspiegel ruhig auf dem Turm, guckte durch das Fenster und machte keinen Lärm, weder mit Blasen noch mit Schreien. Da kam das Gerücht vor den Grafen, und er lief mit seinen Leuten hinaus vor die Burg. Etliche aber schauten nach dem Turm und sahen, daß Eulenspiegel im Fenster lag und lachte. Da rief der Graf hinauf: „Warum liegst du so im Fenster und bist so still?" Eulenspiegel rief wieder hinab: „Vorm Essen ruf ich und tanz ich nicht gern." Der Graf rief ihm zu: „Willst du die Feinde nicht anblasen?" Eulenspiegel antwortete: „Ich brauche sie nicht erst heran zu blasen; das Feld war schon voll genug. Wollt ich noch mehr heran blasen, sie schlügen euch wieder zum Thore herein." — „Es ist gut für jetzt!" sprach der Graf und ritt den Feinden nach; es gelang ihm auch, ihnen einen Haufen Vieh wegzunehmen, das sie dann in Stücke hieben und brieten. Dabei ward Eulenspiegel wieder ver-

gessen und hätte doch gern auch etwas von der Beute gehabt. Als es nun Essenszeit war, fing er an zu blasen und zu rufen: „Feindio! Feindio!“ Der Graf und die Seinigen ließen die Speisen auf dem Tische stehen, legten die Panzer an und eilten, die Waffen in der Hand, vor das Thor den Feinden entgegen. Derweil lief Eulenspiegel behend und hurtig vom Turme herunter, machte sich über des Grafen Tisch, nahm Gesottenes und Gebratenes von der Tafel, soviel ihm beliebte, und sprang damit wieder auf den Turm. Da nun inzwischen die Gräflichen sich vergebens nach den Feinden umgesehen hatten, sprachen sie untereinander: „Das hat der Turmwart aus Schalkheit gethan!“ und zogen wieder heim dem Thore zu. Und der Graf rief zu Eulenspiegel hinauf: „Wie? bist du unsinnig und toll geworden?“ Eulenspiegel sprach: „Hunger und Not erdenken manche List.“ — „Warum hast du Feindio geblasen, da doch keiner da war?“ — „Da keine Feinde da waren, mußte ich etliche heranblasen?“ — „O du Schalk!“ rief der Graf, „wenn Feinde da sind, willst du sie nicht anblasen, und sind keine da, so bläst du sie an! das schmeckt ja nach Verräterei!“ und setzte ihn ab, und dingte einen andern Turmwächter an seiner Statt. Da mußte Eulenspiegel dem Grafen als Fußknecht dienen und mit hinauslaufen, wenn Feinde kamen.

Das begann ihn gar sehr zu verdrießen, und wäre gern davon gewesen, wenn es mit Glimpf hätte geschehen mögen. Darum blieb er, wenn sie auszogen, allzeit hinter den andern zurück und war immer der Letzte zum Thor hinaus; und war der Strauß beendigt, beeilte er sich stets, zuerst wieder in die Burg zu kommen. Das trieb er so lange, bis der Graf ihn fragte, wie er das verstehen solle. Da sprach Eulenspiegel: „Herr, zürnt mir darum nicht! Denn wenn ihr mit eurem Hofgesinde aßet, saß ich oben auf dem Turm und mußte hungern, daß mir der Magen knurrte. Seht! davon bin ich schwach und elend geworden. Darum muß ich mich jetzt dazu halten, wenn es zum Essen geht, um wieder stark zu werden. Dann will ich wohl der Beste und der Letzte an den Feinden sein.“ Der Graf sagte: „Willst du vielleicht so lange essen, als du auf dem Turm gesessen hast?“ — „Wozu einer Recht hat,“ sprach Eulenspiegel, „das nimmt man ihm gern.“ — Da sprach der Graf: „Du sollst nicht länger mein Knecht sein!“ und gab ihm Urlaub. Darüber war Eulenspiegel froh; denn es lüstete ihn gar nicht, alle Tage mit den Feinden zu fechten.

Zu Celle im Lande Lüneburg hatte Eulenspiegel einmal eine arge Büberei verübt, also daß ihm der Herzog von Lüneburg sein Land verbot, und wenn er sich darin finden ließe, so solle man ihn fahen und henken. Dennoch mied Eulenspiegel das Land nicht, sondern wenn ihn sein Weg gerade hinführte, ritt er stracks mitten durch, wie es ihm beliebte. Als er so wieder einmal durch das Lüneburgische reiste, sah er von weitem den Herzog kommen. Da

dachte er: „Wirst du flüchtig, so holen sie dich bald mit ihren Gäulen ein und stechen dich vom Pferde, und dann kommt der Herzog und läßt dich im Zorn an einen Baum hängen.“ Da entschloß er sich kurz, sprang ab, tötete sein Pferd, schnitt ihm den Leib auf, schüttelte die Eingeweide heraus und stellte sich in den Rumpf. Wie nun der Herzog mit seinen Reitern an den Ort kam, da sprachen die Hofleute: „Herr, sehet! hier steht Eulenspiegel in eines Pferdes Haut.“ Da ritt der Fürst zu ihm hin und sprach: „Wie? Eulenspiegel, bist du da? Was thust du in dem Pferde? Weißt du nicht, daß ich dir mein Land verboten habe? Nun mußt du hangen.“ — „O gnädigster Herr und Fürst,“ antwortete Eulenspiegel, „ich hoffe, ihr werdet gnädig sein. Ich habe doch nichts so übles gethan, das des Henkens wert wäre!“ — Der Herzog sprach: „Komm her zu mir und sage mir: was meinst du damit, daß du hier in einer Pferdehaut stehst?“ Da trat Eulenspiegel heraus und antwortete: „Gnädiger und hochgeborner Fürst, ich fürchtete mich gar sehr vor eurer Ungnade. Doch hab ich gehört, daß ein jedermann Friede haben soll in seinen vier Pfählen.“ Da mußte der Herzog lachen und sprach: „Willst du in Zukunft mein Land meiden?“ — „Gnädiger Herr,“ sagte Eulenspiegel, „wie eure fürstlichen Gnaden befehlen.“ — Da ritt der Herzog davon und sprach; „Bleib, wie du bist.“ Eulenspiegel aber sagte zu seinem toten Pferde: „Hab Dank, mein liebes Pferd! Du hast mir den Hals gerettet und das Leben erhalten. Liege nun hier! es ist besser, die Raben fressen dich, als mich.“ Damit lief er zu Fuß davon.

Darnach kam Eulenspiegel doch wieder in das Land, ging in ein Dorf bei Celle und wartete dort, bis der Herzog wieder gen Celle reiten würde. Eulenspiegel hatte aber ein Pferd und einen zweirädrigen Karren. Nun sah er einen Bauer zu seinem Acker gehen um zu pflügen und fragte ihn, wem der Acker gehöre. Der Bauer sprach: „Der ist mein, ich hab ihn ererbt.“ Da fragte ihn Eulenspiegel, was er haben wolle für einen Karren voll Erde von diesem Acker. „Einen Schilling,“ sprach der Bauer. Den gab ihm Eulenspiegel, lud die Erde auf seinen Karren, setzte sich hinein, und fuhr so bis vor die Burg zu Celle an der Aller. Als nun der Herzog geritten kam, sah er Eulenspiegeln auf dem Karren bis an die Schultern in der Erde sitzen. Da sprach er: „Eulenspiegel, ich hatte dir doch mein Land verboten; wenn ich dich darin träfe, wollt ich dich henken lassen.“ — „Gnädiger Herr,“ antwortete Eulenspiegel, „ich bin nicht in eurem Land, ich sitze in meinem Land, das ich für einen Schilling gekauft habe von einem Bauern, der mir sagte, es sei sein Erbteil.“ Der Herzog sprach: „Fahr hin mit deinem Erdreich aus meinem Erdreich und komm nicht wieder! sonst will ich dich mit Pferd und Karren henken lassen.“ Da sprang Eulenspiegel geschwind aus dem Karren auf sein Pferd, ritt aus dem Lande und ließ den Karren vor der Burg stehen. Also liegt noch jetzt Eulenspiegels Erdreich vor der Schloßbrücke zu Celle.

Als Eulenspiegel im Lande Sachsen überall herumgewandert und so bekannt war, daß er mit seinen Schelmenstreichen nirgends mehr ankommen konnte, begab er sich nach Hessen und kam gen Marburg an des Landgrafen Hof. Da fragte ihn der Fürst, was er für ein Abenteurer sei. „Gnädiger Herr, ich bin ein Künstler!" sprach Eulenspiegel. Darüber freute sich der Landgraf, denn er meinte, er wäre ein Adept und verstünde sich auf die Alchemie, an der der Landgraf viel Gefallen fand. Er fragte ihn also, ob er ein Alchemist sei. „Nein, gnädiger Herr," erwiderte Eulenspiegel, „ich bin ein Maler, desgleichen nicht in vielen Ländern gefunden werden dürfte; denn ohne mich rühmen zu wollen, kann ich behaupten, daß meine Werke die Arbeiten anderer weit übertreffen." Da sprach der Landgraf: „Laßt uns doch etwas von euren Gemälden sehen!" — „Jawohl, euer Gnaden!" sprach Eulenspiegel, und damit kramte er aus seinem Sacke etliche Bilder, die er in Flandern gekauft hatte, hervor und zeigte sie dem Landgrafen. Diesem gefielen sie wohl, so daß er sagte: „Lieber Meister, was soll es kosten, wenn ihr uns unsern Saal ausschmückt mit Gemälden, von dem Herkommen der Landgrafen von Hessen und wie sie sich verschwägert haben mit dem Könige von Ungarn und anderen Fürsten und Herren, und was sie für Thaten ausgeführt bis auf diese Zeit? Das möchte ich alles von euch auf das köstlichste gemalt haben." — „Gnädiger Herr," versetzte Eulenspiegel, „das wird sich wohl auf vierhundert Gulden belaufen." — „Meister," sprach der Landgraf, „machet es nur recht schön! Wir wollen es euch wohl lohnen und noch ein gutes Geschenk hinzufügen." Darauf ging Eulenspiegel ein, der Landgraf mußte ihm aber hundert Gulden voraus geben, damit er sich Farben kaufen und Gesellen annehmen könne. Als er aber mit drei Gehülfen die Arbeit beginnen wollte, bedingte er sich noch, daß niemand in den Saal käme, solange er arbeite, außer seinen Gesellen, damit er bei seiner Kunst nicht gestört werde. Das bewilligte ihm der Landgraf. Darauf wurde Eulenspiegel mit seinen Gesellen einig, daß sie nichts zu arbeiten brauchten und doch ihren Lohn erhalten sollten. Sie sollten ihn nur machen lassen; ihre größte Arbeit solle im Brettspiel und Schach bestehen. Dafür aber müßten sie gegen jedermann reinen Mund halten und fein stille schweigen. Damit waren die Gesellen gar wohl zufrieden, daß sie für Müßiggehen auch noch bezahlt werden sollten. Dies währte nun so drei oder vier Wochen, da verlangte es den Landgrafen gar sehr zu sehen, was wohl der Meister mit seinen Kumpanen malen möchte und ob es so gut würde wie die Probe, und er sprach eines Tags zu Eulenspiegel: „Liebster Meister, ich möchte gar zu gern einmal eure Arbeit ansehen. Laßt mich doch mit euch in den Saal gehen!" — „Gewiß, gnädiger Herr!" versetzte Eulenspiegel, „aber Eins muß ich vorher mitteilen. Ich habe eine große Erfindung gemacht: nämlich daß nur wahre und echte Kenner der edlen Kunst meine Gemälde zu sehen vermögen, während leere Schwätzer und alle solche, die nichts davon verstehen, nur die weiße Wand zu schauen glauben." Der Landgraf sprach:

„Meister, das wäre ja ein großes Wunder.“ Darauf gingen sie zusammen in den Saal. Dort hatte Eulenspiegel ein langes Leinentuch über die Wand hin gespannt; dies zog er ein wenig zur Seite und sprach, indem er mit einem Stäbchen an die Wand zeigte: „Seht, gnädiger Herr, dies ist der erste Landgraf von Hessen gewesen: der hat zur Gemahlin gehabt des milden Kaisers Justinianus Tochter, eine Herzogin von Baiern. Nun schauet hieher! dies ist der Vater des Landgrafen Adolfus. Adolfus zeugte Wilhelm den Schwarzen, und dieser Ludwig den Frommen, und so fort bis auf eure fürstlichen Gnaden. Wahrlich! das darf ich wohl sagen, daß niemand meine Arbeit tadeln kann, so kunstvoll und meisterlich ist sie, so schön sind die Farben und so gut getroffen die Angesichter.“ Nun sah zwar der gute Landgraf nichts weiter als die leere Wand; da er aber doch gerne für einen Kenner gelten wollte, ließ er sich nichts merken, sondern sagte: „Lieber Meister, ich bin wohl zufrieden mit eurer Arbeit; doch muß ich gestehen, daß ich nicht alles recht verstanden habe.“ Und damit ging er aus dem Saale zu seiner Frau. Diese fragte ihn alsbald: „Ach, gnädiger Herr, was malt denn eigentlich euer Maler? wie gefällt euch seine Arbeit? ich habe schwachen Glauben daran; er sieht aus wie ein Schalk.“ — „Liebe Frau,“ sprach der Fürst, „sein Gemälde gefällt mir ausnehmend wohl.“ — „Gnädiger Herr,“ sagte sie, „dürfen wir es nicht auch einmal sehen?“ — „Ja, wenn es der Meister erlaubt?“ — Sie ließ also Eulenspiegel vor sich kommen und sagte ihm, sie wünsche sein Gemälde zu sehen. Und Eulenspiegel sprach zu ihr gerade so, wie zu dem Landgrafen: wer kein wahrer Kunstverständiger sei, der könne seine Arbeit nicht schauen. Da ging die Landgräfin mit acht ihrer Jungfrauen und ihrer Hofnärrin in den Saal; dort zog Eulenspiegel das Tuch zurück und erzählte der Fürstin die Herkunft der Landgrafen, ein Stück nach dem andern. Aber die Fürstin und die Jungfrauen schwiegen alle still, niemand lobte oder tadelte das Gemälde, und im Innern ärgerte sich jede darüber, daß sie nichts von der Kunst verstehen sollte. Zuletzt hub die Närrin an und sprach: „Lieber Meister, und sollt ich all mein Lebtag eine Närrin bleiben, so sehe ich doch nichts von eurem Gemälde.“ Da dachte Eulenspiegel: „Das will nicht gut werden! Wollen die Thoren die Wahrheit sagen? da werd ich wandern müssen!“ und zog die Sache in ein Gelächter. Die Fürstin ging wieder zu ihrem Herrn, der sie fragte, wie ihr das Bild gefiele. Sie sprach: „Gnädiger Herr, es gefällt mir gerade so wohl wie euch. Aber unsrer Närrin gefällt es nicht. Sie sagt, sie sehe gar kein Gemälde, und so sprachen auch einige unsrer Jungfrauen. Darum fürcht ich, es steckt eine Büberei dahinter.“ Das ging dem Fürsten zu Herzen und es ahnte ihm, daß er betrogen sei. Doch ließ er Eulenspiegel sagen, er solle sich sputen; morgen solle das ganze Hofgesinde seine Arbeit sehen. Da ging Eulenspiegel zu seinen Gesellen, gab ihnen Urlaub und forderte noch hundert Gulden von dem Rentmeister, empfing sie und ging damit von dannen. Des andern Tages fragte der Landgraf nach seinem Maler;

der aber war verschwunden. Da ging der Fürst mit seinem ganzen Hofgesinde in den Saal, ob vielleicht einer etwas von dem Gemälde sehen könnte. Aber niemand konnte sagen, er sehe etwas. Und da sie alle schwiegen, sprach der Landgraf: „Nun sehen wir wohl, daß wir betrogen sind. Nun, die zweihundert Gulden können wir wohl verschmerzen, für die gute Lehre, die uns der Schalk gegeben. Er soll aber hinfort unser Land meiden.“ Also war Eulenspiegel aus Marburg entwichen und wollte sich fürder mit Malen nicht mehr abgeben.

Von Marburg zog Eulenspiegel gen Prag in Böhmen und gab sich daselbst für einen großen Gelehrten aus, der die schwersten Fragen beantworten könne, die kein andrer Meister auslegen möchte. Dies ließ er auf Zettel schreiben und an die Thüren der Kirchen und Kollegien anschlagen. Aber der Rektor, die Studiosi, Doktores und Magistri, samt der ganzen Universität, ärgerten sich sehr und hielten einen Rat, wie sie Eulenspiegeln Quästiones aufgeben könnten, die zu solvieren er nicht imstande sei. Wenn er dann schlecht bestünde, so könnten sie auf gute Art an ihn kommen und ihn öffentlich beschämen. Dies ward demnach unter ihnen verwilliget und zugelassen, konkordieret und ordinieret, daß der Rektor die Fragen stellen solle; ließen also Eulenspiegeln durch den Pedell entbieten, des andern Tages zu erscheinen um die Quästiones, so der Rektor ihm vorlegen werde, vor der ganzen Universität zu beantworten. Falls sich dabei seine Kunst nicht bewähre und recht befunden werde, solle er nicht zugelassen werden. Darauf antwortete Eulenspiegel: „Sag deinen Herren, ich gehe darauf ein und hoffe auch fürder als ein ehrbarer gelehrter Mann zu bestehen wie bisher.“ Des anderen Tages versammelten sich alle die Professoren und Doktoren, und auch Eulenspiegel kam, mit ihm sein Wirt, etliche andere Bürger und einige gute Gesellen zu seinem Schutze, wenn etwa die Studenten einen Überfall machen sollten.

Nun hieß man Eulenspiegel auf einen Stuhl steigen und die Fragen beantworten, die man ihm vorlegen werde. Die erste Frage, die der Rektor an ihn richtete, war, daß er sagen und beweisen solle, wie viel Ohm Wasser im Meere seien. Falls er diese Frage nicht auflösen und beantworten könnte, wollten sie ihn als einen ungelehrten Anfechter der Kunst verdammen und strafen. Da antwortete er behend: „Würdiger Herr Rektor, heißet zuerst die Wasser still stehen, die von allen Seiten in das Meer fließen, so will ichs ausmessen, beweisen und die Wahrheit davon sagen mit Leichtigkeit.“ Da es nun dem Rektor unmöglich war die Gewässer aufzuhalten, mußte er ihm auch das Messen erlassen. Ganz beschämt that er seine zweite Frage: „Melde mir, wie viel Tage sind vergangen von Adams Zeiten bis auf diesen Tag?“ Eulenspiegel versetzte kurz: „Nur sieben Tage, und wenn die um sind, so fangen wieder sieben andre an, und das währt so fort bis zum jüngsten Tag.“

Da stellte der Rektor die dritte Frage und sprach: „Sage mir sogleich, wo ist die Mitte der Welt?“ — „Die ist hier!“ antwortete Eulenspiegel, „hier stehen wir ganz genau in der Mitte! und wenn ihr es nicht glaubet, so lasset es mit einer Schnur ausmessen! wo nur ein Strohhalm dran fehlt, so will ich Unrecht haben.“ Da mußte ihm der Rektor auch diese Frage erlassen und sprach ganz zornig: „Sag an, wie weit ist es von der Erde bis zum Himmel?“ — „Gar nicht weit,“ erwiderte Eulenspiegel, „wenn man oben redet oder ruft, so kann mans hier unten ganz gut hören. Steigt nur hinauf! dann will ich hier ganz sachte rufen, und ihr sollt es oben im Himmel doch hören. Vernehmt ihr nichts, so will ich unrecht haben.“ Wieder konnte der Rektor ihm nichts anhaben und that die fünfte Frage: wie breit der Himmel sei. Eulenspiegel bedachte sich nicht lang und sprach: „Er ist tausend Klafter breit und tausend Ellen hoch. Nehmt Sonne, Mond und alle Sterne vom Himmel, und messet genau nach, dann werdet ihr finden, daß ich recht habe.“ Was sollten sie thun? Eulenspiegel war ihnen allen eben zu klug, sie mußten ihm überall recht geben. Er aber wartete nicht lange, nachdem er mit Hilfe seiner Schalkheit sie besiegt hatte; denn er fürchtete, sie möchten sich an ihm rächen. Darum zog er seinen langen Rock aus, wanderte hinweg und gelangte nach Erfurt.

Als er nun gen Erfurt kam, wo damals auch eine große und berühmte Universität war, schlug er daselbst seine Briefe an. Die Doktoren und Studenten der Universität aber hatten viel von seinen Listen gehört und berieten, was sie ihm aufgeben möchten, auf daß es ihnen nicht ginge wie denen zu Prag, die mit Schanden bestanden hatten. Deshalb wurden sie einig, sie wollten zu Eulenspiegel einen Esel in die Lehre thun; denn es giebt viele Esel zu Erfurt, alte und junge. Also luden sie Eulenspiegel vor sich und sprachen: „Magister, ihr habt da gelehrte Briefe angeschlagen, daß ihr eine jegliche Kreatur in kurzer Zeit wollet lesen und schreiben lehren. Darum haben diese Herren von der Universität beschlossen, einen jungen Esel zu euch in die Lehre zu thun. Getraut ihr euch, ihn zu unterrichten?“ — „Ja,“ sprach Eulenspiegel, „aber ich muß Zeit dazu haben, dieweil es eine unvernünftige Kreatur ist.“ Da machten sie mit ihm einen Vertrag auf zwanzig Jahre. Eulenspiegel aber dachte: „Unser sind drei; stirbt inzwischen der Rektor, so bin ich frei; sterb ich selber, wer will mich mahnen? stirbt mein Schüler, so bin ich wiederum ledig.“ Also nahm er an und bedingte sich ein Lehrgeld von fünfhundert Schock alter meißnischer Groschen; doch mußten sie ihm einen Teil davon als Draufgeld auszahlen. Darauf zog Eulenspiegel mit dem Esel in die Herberge zum Turm, wo er für seinen Schüler allein einen Stall mietete. Dann verschaffte er sich einen alten Psalter, legte ihn dem Esel in die Krippe und streute zwischen jedes Blatt ein paar Haferkörner. Das merkte

der Esel und warf die Blätter mit dem Maul umher, des Hafers wegen, und wenn er dann keinen mehr fand, rief er: I A! I A! Als Eulenspiegel dies merkte, ging er zum Rektor und sprach: „Herr Rektor! wann wollt ihr einmal sehen, was mein Schüler macht?“ — „Lieber Magister,“ sagte der Rektor, „will er denn auch eure Lehre annehmen?“ — „Er ist freilich außerordentlich grober Art,“ sprach Eulenspiegel, „und schwer fällt mirs ihn zu lehren. Dennoch habe ich mit großer Arbeit und unablässigem Fleiß es dahin gebracht, daß er etliche Buchstaben, sonderlich Vokale kennt und nennen kann. Wollet ihr also mit mir gehen, so sollt ihr es selbst hören und sehen.“ Nun hatte der gute Schüler die Zeit über gefastet bis drei Uhr nachmittags. Als aber Eulenspiegel mit dem Rektor und etlichen Magistern kam, legte er seinem Zögling ein neues Buch vor. Sobald dies der Esel in der Krippe sah, warf er die Blätter hin und her, den Hafer zu suchen, und als er nichts fand, da begann er mit lauter Stimme zu schreien: I A! I A! — „Seht, lieber Herr!“ sprach Eulenspiegel, „die beiden Vokale I und A kann er jetzt. Ich hoffe, er soll noch gut werden.“ Nach kurzer Zeit starb der Rektor. Da entließ Eulenspiegel seinen Schüler, zog mit dem Gelde, das er darauf erhalten hatte, hinweg und dachte: „Solltest du die Esel zu Erfurt alle klug machen? das würde viel Arbeit brauchen.“ Er hätte es auch wirklich nicht fertig gebracht; darum ließ ers bleiben.

Hierauf kam Eulenspiegel nach Nürnberg. Auch dort konnte er seine Natur nicht verleugnen, er mußte eine Schelmerei verüben. Er sah, daß die Scharwächter geharnischt in einem großen Kasten unter dem Rathause schliefen, und da er alle Wege und Stege in der Stadt kannte, sonderlich den Steg zwischen dem Markt und den Häusern, wo es nachts nicht geheuer ist, beschloß er einen Streich auszuführen. Er wartete also, bis die Leute schlafen gegangen waren und alles still war. Dann brach er aus demselbigen Steg drei Dielen und warf sie in das Wasser, das darunter fließt, genannt die Pegnitz; von dort ging er vor das Rathaus, begann laut zu schimpfen und zu fluchen und hieb mit einem alten Messer in das Pflaster, daß die Funken herausstoben. Als das die Wächter hörten, sprangen sie auf und liefen, ihn zu fangen. Er aber nahm seine Flucht nach dem Steg und sprang mit einem tüchtigen Satze hinüber. Dann rief er mit lauter Stimme: „Hoho! wo bleibt ihr nun, ihr verzagten Bösewichter?“ Da liefen die Wächter ohne alles Bedenken ihm nach, ein jeglicher wollte der erste sein. Nun fiel einer nach dem andern in die Pegnitz, und dabei war die Lücke des Stegs so eng, daß sich jeder beim Herunterpurzeln noch arg den Kopf zerschlug. Da rief Eulenspiegel: „Hoho, lauft ihr nicht mehr? Dann sehet, ob ihr mich morgen einholet! Zu diesem Bad wäret ihr morgen früh noch zeitig genug gekommen; ihr hättet nicht halb so zu rennen brauchen.“ Die armen Wächter mußten den Spott ruhig

S. 152.



„Seht, lieber Herr, die beiden Vokale I und A kann er jetzt.“



mit anhören, krabbelten mühselig wieder heraus und zogen jämmerlich durchnäßt nach dem Rathaus zurück. Aber Eulenspiegel blieb nicht mehr lange in Nürnberg, sondern zog hinweg, damit er nicht gestäupt würde, wenn seine Schelmerei herauskäme; denn er fürchtete, die Nürnberger möchten den Witz falsch verstehen.

Von Nürnberg wanderte Eulenspiegel gen Bamberg; dort kehrte er bei einer Wirtin ein, die eine heitere und fröhliche Frau war. Sie sah an seinen Kleidern, daß er ein seltsamer Gast sei. Als nun die Stunde der Mahlzeit kam, fragte sie ihn, wie ers mit dem Essen halten wollte. Eulenspiegel antwortete, er sei ein armer Gesell, und bat sie, ihm um Gotteswillen etwas zu essen zu geben. „Guter Freund," sprach die Wirtin, „beim Metzger und Bäcker giebt man mir nichts umsonst, darum kann man auch bei mir nur um Geld essen." — „Ach, Frau," sprach Eulenspiegel, „ich bins auch zufrieden um Geld zu essen. Sagt mir nur: um wieviel soll ich essen und trinken?" Die Wirtin sprach: „Am Herrentisch um vierundzwanzig Pfennig, an der nächsten Tafel daneben um achtzehn Pfennig und am Gesindetisch um zwölf Pfennig." Da ward Eulenspiegel guter Dinge und sagte: „Das meiste Geld ist mir am liebsten!" setzte sich an die Herrentafel und ließ sichs wohl schmecken. Als er sich nun satt gegessen und getrunken hatte, bat er die Wirtin, ihn abzufertigen, denn er müßte wandern, und hätte nicht viel Zehrung. Die Frau sprach: „Lieber Gast, zahlt mir für die Mahlzeit vierundzwanzig Pfennig. Dann gehet, wohin ihr wollet, und Gott geleit' euch!" — „Ei, nicht doch!" sprach Eulenspiegel, „ihr seid mir vierundzwanzig Pfennig schuldig. Ihr sagtet doch, am Herrentisch esse man um vierundzwanzig Pfennig. Nun, es ward mir schwer genug, das bischen Geld zu verdienen. Ich aß, daß mir der Schweiß ausbrach, und wenn es Leib und Leben gegolten hätte, so hätt' ich nicht mehr essen können. Darum gebt mir nun meinen sauer verdienten Lohn!" — „Freund," sprach die Wirtin, „das ist wohl wahr, ihr habt soviel wie drei Mann gegessen. Aber daß ich euch dafür noch lohnen soll, das reimt sich gar nicht. Nun, die Mahlzeit will ich dir schenken; aber komm mir nicht zu bald wieder! denn sollt ich meine Gäste immer so speisen, ich müßte bald von Haus und Hof wandern." Da schied Eulenspiegel von dannen und verdiente nicht viel Dank für seine Mühe.

Vor Zeiten waren die Leute bei weitem nicht so pfiffig und gewitzigt wie jetzt, sonderlich die Landleute. — Einmal kam Eulenspiegel gen Quedlinburg; da war gerade Wochenmarkt. Nun hatte unser Held just nicht viel Zehrung; denn wie er sein Geld gewann, so ging es auch wieder fort; daher überlegte er, wie er sein Säckel wieder füllen möchte. Es saß da aber auf dem Markte

eine gute ehrliche Bäuerin, die hatte einen Korb voll schöner Hühner samt einem Hahne feil. Eulenspiegel trat zu ihr und fragte, was das Paar Hühner gelten solle. Sie antwortete: „Das Paar um zwei Stephansgroschen.“ Eulenspiegel fragte, ob es nicht billiger gehe. „Nein,“ sprach die Frau. Da nahm Eulenspiegel ganz ruhig die Hühner mit dem Korbe und ging nach dem Burgthor zu. Die Frau aber lief ihm nach und rief: „Gevatter, wie soll ich das verstehen? willst du mir die Hühner nicht bezahlen?“ — „Gewiß,“ sprach Eulenspiegel, „ich bin der Äbtissin Schreiber.“ — „Darnach frag ich nicht,“ sprach die Bäuerin, „willst du die Hühner haben, so bezahle sie; ich hoffe mit deinem Abt oder deiner Äbtissin nichts zu schaffen zu haben. Mein Vater hat mich gelehrt, ich soll von denen nicht kaufen noch ihnen verkaufen oder borgen, vor denen man sich neigen oder den Hut ziehen muß. Darum bezahl mir die Hühner! hörst du wohl?“ — „Schämt euch, Frau!“ sprach Eulenspiegel, „ihr seid kleingläubig. Wenn alle Kaufleute so dächten, wo bliebe da Handel und Wandel? Wahrlich, mancher gute Gesell wüßte nicht, wie er sich kleiden sollte! Aber damit ihr des Euren gewiß seid, so nehmet einstweilen den Hahn zum Pfande, bis ich euch den Korb und das Geld bringe.“ Damit glaubte sich die gute Frau wohlgeborgen und nahm ihren eigenen Hahn zum Pfande, während Eulenspiegel fortging auf Nimmerwiedersehen. Und die wackre Bäuerin sitzt noch heute dort und wartet auf das Geld, wenn sie des Wartens nicht müde geworden ist.

Christoffer hieß ein Schuhmacher, wohnhaft zu Braunschweig auf dem Kohlmarkt. Zu dem ging Eulenspiegel, seine Stiefel schmieren zu lassen und sprach: „Meister, wollet ihr wohl diese Stiefel spicken, daß ich sie Montags wieder haben könnte?“ — „Ja, gern!“ sagte der Meister. Als nun Eulenspiegel wieder weg war, sprach der Knecht: „Meister, das war ja Eulenspiegel, der aller Welt zu verschlagen ist; zahlt ihm einmal mit seiner eignen Münze und thut so, wie er euch geheißen hat!“ — „Was hat er mich denn geheißen?“ fragte der Meister. — „Ja,“ sprach der Knecht, „er hieß euch die Stiefel spicken und er meint schmieren. Nun wollt ich sie ihm doch spicken, wie man die Braten spickt.“ Da sagte der Meister: „Potz! das wird gut! wir wollen thun, wie er uns geheißen hat.“ Damit nimmt er Speck, schneidet den in Stückchen und spickt ihn durch die Stiefel, mit einer Spicknadel, gerade wie man beim Braten thut. Montags kommt nun Eulenspiegel und fragt, ob seine Stiefel fertig wären. Der Meister hatte sie an einen Haken an der Wand gehängt, weist darauf hin und sagt: „Sieh! dort hangen sie!“ Da mußte Eulenspiegel lachen und sagte: „Was seid ihr doch für ein braver Meister, daß ihr so gethan habt, wie ich euch hieß. Was wollt ihr dafür haben?“ Der Meister verlangte einen alten Groschen. Den gab ihm Eulenspiegel sogleich, nahm seine gespickten Stiefel und ging damit zum Haus

hinaus. Der Meister aber und sein Knecht schauten ihm lachend nach und sprachen untereinander: „Nun ist er doch auch einmal geäfft!“ Indem läuft Eulenspiegel wieder an das Haus, fährt mit Kopf und Schultern durch das Glasfenster in die Stube — denn die Werkstatt war zu ebener Erde — und spricht zu dem Schuhmacher: „Meister, was ist das für Speck, den ihr zu meinen Stiefeln gebraucht habt? ist es Speck von einer Sau oder von einem Eber?“ — Der Meister mit seinem Knecht verwunderte sich, wo die Stimme herkäme. Da sieht er Eulenspiegel, wie er sich ins Fenster lehnt und mit Kopf und Schultern die Scheiben zerstößt, daß sie in die Stube fallen. Da ward er zornig und sprach: „Du Galgenstrick! wirst du das nicht lassen, so will ich dir mit diesem Leisten den Kopf zerschlagen.“ Aber Eulenspiegel sprach ganz sanft: „Lieber Meister, erzürnt euch doch nicht! ich möchte ja nur wissen, mit was für Speck ihr meine Stiefel gespickt habet. Ist es Speck von einer Sau oder einem Eber?“ Da ward der Meister gar wild und rief, er solle ihm seine Fenster unzerbrochen lassen. „Wollet ihr mir nicht sagen, was das für Speck ist,“ sprach Eulenspiegel, „so muß ich wohl einen andern fragen.“ Damit sprang er wieder aus dem Fenster. Da ward der Meister ganz zornig auf seinen Knecht und sprach: „Den Rat gabst du mir! nun rate auch, wie meine Fenster wieder gemacht werden!“ Der Knecht schwieg, aber der Meister fuhr fort zu schelten: „Wer ist nun der Geäffte? Ich habe allezeit gehört: wer mit Schalksnarren zu thun hat, der soll den Riemen abschneiden und sie gehen lassen. Hätt' ich das auch gethan, so wären meine Fenster wohl ganz geblieben.“ Der Knecht mußte darum wandern, weil er den Rat gegeben hatte, die Stiefeln zu spicken und der Meister die Fenster bezahlt haben wollte.

Die ehrsamen Jünger des edlen Schneiderhandwerks hatten von Eulenspiegels Bosheit mancherlei zu leiden. — So verdingte sich Eulenspiegel einstmals in Berlin als Schneidergesell. Als er nun in der Werkstatt saß, sagte der Meister: „Gesell, willst du nähen, so nähe fein und eng, daß man es nicht sieht.“ — „Ja wohl,“ spricht Eulenspiegel, nimmt Nadel, Zwirn und Rock, kriecht damit unter eine Bütte, steppt eine Naht übers Knie und beginnt so zu nähen. Der Meister stand dabei, sah es und sprach: „Was thust du da? das ist ein seltsam Nähwerk.“ — „Meister,“ sprach Eulenspiegel, „ihr sagtet, ich sollte nähen, daß mans nicht sähe; so sieht es niemand.“ Der Schneider sprach: „Nein, mein lieber Knecht, hör auf und nähe nicht mehr also! Nähe lieber, daß mans fein sehen kann.“ Das währte so zwei Tage oder drei. Da geschah es eines Abends, daß der Schneider müde ward und zu Bette gehen wollte. Nun lag da ein Rock, der war fertig gemacht bis auf die Ärmel. Der Schneider nimmt ihn und die Ärmel, wirft ihn Eulen-

spiegeln zu und spricht: „Da! wirf die Ärmel an den Rock!“ und geht zu Bett. Da hängt Eulenspiegel den Rock an einen Haken, zündet zwei Lichter an, stellt auf jede Seite eins, nimmt den einen Ärmel und wirft ihn an den Rock, und geht auf die andere Seite und wirft den andern auch daran. Und wenn zwei Lichter ausgebrannt waren, zündete er zwei andre an, und warf die Ärmel an den Rock unverdrossen die ganze Nacht bis zum Morgen. Da stand der Meister auf und ging in das Gemach; doch Eulenspiegel kümmerte sich nicht um ihn und warf munter drauf los. Der Meister sah erst ein Weilchen ganz erstaunt zu, dann sprach er: „Was zum Teufel treibst du da für ein Gaukelspiel?“ Aber Eulenspiegel antwortete ernsthaft: „Das ist mir kein Gaukelspiel. Die ganze Nacht hab ich gestanden und diese verwünschten Ärmel an den Rock geworfen, und sie wollten nicht kleben bleiben. Es wäre wirklich besser gewesen, ihr hättet mich lassen schlafen gehen, statt daß ihr mich werfen hießet; ihr wußtet ja doch, daß es verlorene Arbeit war.“ — „Das ist nicht meine Schuld,“ sprach der Meister, „wußte ich, daß du es so verstehen würdest? So hatt' ichs nicht gemeint! Ich meinte, du solltest die Ärmel an den Rock nähen.“ — „Das lohn euch der Teufel,“ sprach Eulenspiegel, „pflegt ihr anders zu sagen als ihr denkt? Wie reimt sich das zusammen? Hättet ihr mir eure Meinung deutlich gesagt, ich wollte die Ärmel bald angenäht haben und hätte noch ein paar Stunden schlafen können. So mögt ihr denn nun sitzen und nähen, und ich will schlafen gehen.“ — Da sprach der Meister: „Nicht doch! zum Schläfer hab ich dich nicht gedingt!“ hub an zu schelten und verlangte, Eulenspiegel solle ihm die verbrannten Lichter bezahlen. Der aber raffte seine sieben Sachen zusammen und ging auf und davon.

Ein andermal war Eulenspiegel wohl vierzehn Tage lang in der Herberge am Markt zu Brandenburg. Und dicht daneben wohnte ein Schneider, der hatte drei Gesellen auf einem Laden vor dem Fenster sitzen, die da nähten. Wenn nun Eulenspiegel vorbei ging, so verspotteten sie ihn und warfen ihm die Lappen nach. Eulenspiegel schwieg still und wartete auf gelegene Zeit. Als nun eines Tages der Markt voller Leute war, hatte der Schalk in der Nacht vorher die Ladenpfosten unten fast ganz durchgesägt. Am Morgen legten die Schneidergesellen ihren Laden auf die Pfosten, setzten sich darauf und nähten. Da nun der Sauhirt anfing zu blasen, daß jedermann seine Schweine austreiben ließe, da kamen auch des Schneiders Schweine, rannten unter das Ladenfenster und begannen sich an den Pfosten zu reiben. Da brachen die Pfähle zusammen und die drei Gesellen purzelten herab auf die Gasse. Eulenspiegel aber hatte wohl acht gegeben und begann nun laut zu rufen, daß man es über den ganzen Markt hörte: „Sieh, sieh! der Wind weht drei Schneider vom Fenster herunter!“ Da liefen die Leute zusammen und lachten und spotteten, während die armen Gesellen sich schämten und nicht wußten, wie sie herabgekommen waren. Zuletzt merkten sie, daß ihnen Eulenspiegel die Pfosten

durchgesägt hatte, schlugen neue Pfähle ein und getrauten sich nicht mehr, seiner zu spotten.

Einstmals schrieb Eulenspiegel eine feierliche Versammlung der Schneider aus in den wendischen Städten und im Lande Sachsen, sonderlich in Holstein, Pommern, Stettin und Mecklenburg, auch zu Lübeck und Hamburg, Stralsund und Wismar, und versicherte sie in dem Briefe seiner großen Ergebenheit und Gunst, und sie sollten zu ihm kommen nach der Stadt Rostock; dort wolle er sie eine Kunst lehren, die ihnen und ihren Kindern zum Segen gereichen werde. Da schrieben die Schneider in den Städten und Dörfern einander, um die Meinung aller Handwerksgenossen zu erfahren, und wurden schließlich einig, sie wollten zur bestimmten Frist sich in Rostock einfinden; denn jeder trug großes Verlangen zu wissen, was ihnen Eulenspiegel wohl für eine Kunst offenbaren werde. Es müsse doch etwas ganz Besonderes und Wichtiges sein, da er sie so feierlich eingeladen. Und siehe! an dem festgesetzten Tage kam in Rostock eine solche Menge von Schneidern zusammen, daß sich alle Leute baß verwunderten. Als das Eulenspiegel hörte, ließ er sie fragen, ob sie alle beisammen seien. Da schickten die Schneider eine Gesandtschaft an ihn, sie wären seiner Einladung gefolgt und bäten ihn nun, er möge sein Versprechen erfüllen, daß er ihnen eine Kunst offenbaren wolle, die ihnen und ihren Nachkommen zum Heile gereichen werde, so lange die Welt stehe; sie wollten ihm auch ein schönes Geschenk verehren. „Ja," sprach Eulenspiegel, „kommt alle zusammen auf eine Wiese, damit es jeder von euch hören kann." Da gingen sie alle miteinander auf einen weiten Plan und Eulenspiegel stieg auf ein Haus, sah oben zum Fenster hinaus und sprach: „Ehrbare Männer vom Handwerk der Schneider! ihr sollet merken und verstehn: wenn ihr eine Schere habet und eine Elle, einen Faden und einen Fingerhut, dazu auch eine Nadel, so habt ihr Zeugs genug zu eurem Handwerk, und alle diese Sachen sind nicht schwer zu bekommen, gehört auch keine besondre Kunst dazu, sondern das giebt sich von selbst, wenn anders ihr euer Handwerk verstehet. Aber eine Kunst lernet von mir und gedenket meiner, wenn ihr sie übet! Nämlich: so ihr die Nadel eingefädelt habt, so vergesset nicht, am andern Ende des Fadens einen Knoten zu machen, sonst stechet ihr manchen Stich umsonst; so aber ist es dem Faden nicht möglich aus der Nadel zu schlüpfen." Da sahen sich die Schneider an und sprachen zu einander: „Diese Kunst wußten wir alle schon längst!" und fragten ihn, ob er noch mehr zu sagen habe; denn dieser Narrheit wegen wollten sie nicht zehn oder zwölf Meilen gewandert sein und zu einander Boten geschickt haben. Diese Kunst aber hätten die Schneider schon vor mehr als tausend Jahren gewußt. Darauf antwortete ihnen Eulenspiegel: „Was vor tausend Jahren geschehen ist, daran denkt heute kein Mensch mehr. Ist euch aber meine Lehre nicht zu Willen und Dank, nun, so nehmet sie mit Unwillen und Undank auf! Und so gehe denn ein jedermänniglich wieder dahin, wo er hergekommen ist!" Da wurden die Schneider, die weit hergereist

waren, ganz böse auf ihn und wären ihm gern aufs Leder gerückt, konnten aber nicht an ihn kommen. So mußten sie wieder auseinander gehen, eines-teils fluchend und scheltend, daß sie einen so weiten Weg umsonst gegangen waren und sich müde gelaufen hatten; die aber in Rostock zu Hause waren, lachten und spotteten der anderen, daß sie sich also hätten äffen lassen, und sprachen: „Ihr seid selbst schuld daran! warum habt ihr dem Narren geglaubt? Wußtet ihr nicht, was Eulenspiegel für ein Vogel ist?“

Eulenspiegel konnte seine Schalkheit nicht lassen, als er wieder nach Erfurt kam, wo er bald von Bürgern und Studenten wohlgekannt war. Einst ging er durch die Metzgerbänke, wo das Fleisch feilgeboten ward. Da sprach ihn ein Metzger an, er solle doch etwas mitnehmen. „Was soll ich mit mir nehmen?“ fragte Eulenspiegel. „Einen Braten,“ sprach der Metzger. „Jawohl,“ sagt Eulenspiegel, nimmt einen Braten vom Tisch und geht damit von dannen. Aber der Metzger lief ihm nach und rief: „Nicht doch! du mußt ihn auch bezahlen.“ — „Ei was!“ sprach Eulenspiegel, „von der Bezahlung habt ihr mir nichts gesagt. Ihr sagtet nur, ich sollte etwas mitnehmen, und wieset selbst auf den Braten; das werden diese guten Leute, eure Nachbarn, bezeugen können?“ Da kamen die andern Metzger hinzu und sprachen aus Neid, es sei so, wie er sage. Denn sie waren ihrem Genossen gram, darum, wenn jemand zu den andern Metzgern kam und etwas kaufen wollte, rief er ihn zu sich und entzog ihnen so die Käufer. Deshalb halfen sie dazu, daß Eulenspiegel den Braten behielt. Und der wartete auch nicht lange, sondern ging mit dem Braten hinweg, während jene miteinander stritten, und ließ sie sich zanken, so lange sie wollten.

Nach acht Tagen kam Eulenspiegel wieder unter die Fleischbänke. Da sprach derselbe Metzger ihn höhnisch an: „Komm doch wieder her und hol dir einen Braten!“ Eulenspiegel sagte ja und wollte zugreifen, aber der Metzger war hurtiger und zog den Braten zu sich. „Warte!“ sprach Eulenspiegel, „laß ihn liegen, ich will ihn bezahlen.“ Als nun der Metzger den Braten wieder auf die Bank legte, sprach Eulenspiegel: „Wenn ich dir nun ein Lied singe, das dir wohlgefällt, soll dann der Braten mein sein?“ Das war der Metzger zufrieden, und Eulenspiegel sprach: „Ich will den Braten nicht anrühren, bis du selbst gesagt, daß dir mein Lied gefällt.“ Also fing er an gar künstlich zu singen und fragte dann: „Gefällt dir das?“ Aber der Metzger lachte und schüttelte den Kopf. Und so ging es auch mit dem zweiten Liede. Da machte Eulenspiegel ein verdrießlich Gesicht, als ob ihm der Spaß zu lange dauerte, zog seinen Säckel und trällerte vor sich hin: „Heraus mit dir, o Beutelein! der Metzger muß bezahlet sein.“ — „Nun, das ist recht!“ rief der Metzger, „das gefällt mir.“ Da sprach Eulenspiegel zu den Umstehenden: „Liebe Leute, ihr höret wohl: der Braten ist mein!“ steckte den

Beutel wieder in die Tasche, nahm den Braten und ging hinweg. So war der Metzger zum zweitenmal genarrt und da er den Schaden hatte, so brauchte er für den Spott nicht zu sorgen.

Aus Thüringen wandte sich Eulenspiegel gen Dresden, welches eine schöne und gute Stadt ist und an der Elbe vor dem Böhmerwald liegt. Alldort gab er sich für einen Schreinergesellen aus und fand einen Meister, der ihn aufnahm, weil seine Gesellen ausgedient und sich auf die Wanderschaft begeben hatten. Nun war eine Hochzeit in der Stadt; zu dieser war auch der Schreiner geladen; sprach also zu Eulenspiegel: „Lieber Gesell, ich muß zur Hochzeit gehen und werde wohl bei Tage nicht wieder kommen. Halte dich gut derweil und arbeite fleißig, daß du mir die vier Tischbretter auf das genaueste zusammen in den Leim bringst.“ — „Ja,“ sprach Eulenspiegel, „doch welche Bretter gehören zusammen?“ Der Meister legte sie ihm aufeinander und ging mit seiner Ehefrau zu der Hochzeit. Eulenspiegel aber, der fromme Knecht, der sich allzeit mehr befliß, seine Arbeit verkehrt zu thun, als recht, fing an die schönen köstlichen Bretter, die der Meister aufeinander gelegt hatte, an allen vier Enden zu durchbohren und band sie zusammen. Darauf kochte er Leim in einem großen Kessel, steckte die Bretter ganz hinein und trug sie dann oben auf den Dachboden, wo er sie zum Fenster hinaus legte, damit der Leim an der Sonne trockne. Nachdem er so sein Tagewerk vollendet, machte er Feierabend. Wie es nun Nacht geworden war, kam sein Meister wohl angetrunken von der Hochzeit nach Haus und fragte Eulenspiegel, was er den Tag über gearbeitet hätte. Eulenspiegel erwiderte: „Lieber Meister, ich habe die vier Tischbretter auf das genaueste zusammen in den Leim gebracht und bei guter Zeit Feierabend gemacht.“ Damit war der Meister wohl zufrieden und sprach zu seiner Frau: „Das ist mir ein rechtschaffener Gesell! der solls gut bei uns haben.“ Dann gingen sie zu Bett. Aber des Morgens als der Meister aufstand, hieß er Eulenspiegel den Tisch bringen, den er gemacht hätte. Da brachte der fromme Gesell seine löbliche Arbeit zum Vorschein. Wie nun der Meister sah, daß ihm der Schalk die Bretter verderbt hatte, sprach er: „Höre, Bursch! hast du auch das Schreinerhandwerk gelernt?“ — „Warum fraget ihr also?“ sprach Eulenspiegel. „Ich frage so, weil du mir die guten Bretter ganz verderbt hast.“ — „Lieber Meister, ich that, wie ihr mich hießet. Ist etwas verderbt, so ists eure Schuld.“ Da ward der Meister zornig und rief: „Du bist ein Schalksnarr; darum scher dich fort aus meiner Werkstatt! Deine Arbeit bringt mir keinen Nutzen.“ Also schied Eulenspiegel von dannen und verdiente wenig Dank, obwohl er alles that, was man ihm auftrug.

Damals waren die Kurfürsten im deutschen Reiche untereinander uneins und zwieträchtig, also daß es eine Zeit lang gar keinen Kaiser oder König gab. Da ereignete es sich, daß der Graf von Luxemburg endlich von allen Kurfürsten zum römischen König erwählt ward. Doch waren da noch andre, die mit Gewalt den Reichsbeschluß umstoßen wollten. Und der neu erkorene König mußte sich sechs Monate vor Frankfurt legen und warten, wer ihn von da hinwegschlagen würde. Dieweil nun dort eine große Menge Volks zu Fuß und zu Roß beisammen war, dachte Eulenspiegel, allda sein Glück zu machen. „Die vielen fremden Herren, so dahin kommen, werden mich nicht unbeschenkt lassen, und nimmt mich nur einer von ihnen in Dienst, so bin ich wohl geborgen.“ Deshalb machte er sich auf den Weg nach Frankfurt. Da nun die Herren aus allen Ländern herbeizogen, begab es sich in der Wetterau bei Friedberg, daß der Bischof von Trier Eulenspiegeln auf der Straße nach Frankfurt fand, und weil dieser so seltsam gekleidet war, fragte ihn der Bischof, was er für ein Gesell sei. „Gnädiger Herr,“ antwortete Eulenspiegel, „ich bin ein Brillenmacher und komme aus Brabant; dieweil es dort nichts zu thun giebt, so wollt ich nach Arbeit wandern; es ist jetzt kein Verdienst bei meinem Handwerk zu finden.“ Der Bischof sprach: „Ich sollte meinen, dein Handwerk müßte von Tag zu Tag besser werden, sintemal die Leute von Tag zu Tag kränker werden und an Sehkraft abnehmen; folglich bedarf man umsomehr der Brillen.“ — „Ja, euer Gnaden,“ antwortete Eulenspiegel, „ihr habt wohl recht; aber eins ist es, das unser Handwerk verdirbt.“ — „Was ist das?“ fragte der Bischof. „Ach, euer Gnaden werden mir zürnen, wenn ich es sage.“ — „Nein,“ sprach der Bischof, „sage es nur frei heraus und fürchte dich nicht!“ — „Gnädigster Herr,“ sprach Eulenspiegel, „das verderbt das Brillenmacher-Handwerk und wird es wohl noch gänzlich zu Grunde richten, daß ihr und die andern großen Herren: Papst, Kardinal, Bischof, Kaiser, König, Fürsten, Räte, Regierer und Richter der Städte und Länder allewil (Gott erbarm's!) so gar viel durch die Finger sehen, wobei sie der Brillen entbehren mögen. Wir finden aber geschrieben, daß in alter Zeit die Herren und Fürsten das Recht zu lesen und zu studieren pflegten, auf daß niemand ein Unrecht geschähe. Dazu bedurften sie vieler Brillen. Damals hatte unser Handwerk einen goldnen Boden. Denn auch die Geistlichen studierten damals mehr als jetzt. (Hei, wie gingen da die Brillen hinweg!) Nun aber sind sie so gelehrt worden, daß sie ihre Sprüchlein auswendig wissen und in vier Wochen kaum einmal ein Buch aufschlagen. Seht! dadurch ist unser Handwerk verdorben, und ich laufe aus einem Land ins andere und kann doch nirgend Arbeit finden. Und der Schaden ist schon so weit verbreitet, daß selbst die Bauern auf dem Lande durch die Finger sehen.“ Der Bischof verstand den Text ohne Glossen und sprach zu Eulenspiegel: „Folge uns nach gen Frankfurt, wir wollen dir unser Wappen und Kleid geben.“ Und that auch also.

In Hildesheim an der Straße, die zum Heumarkt führt, wohnte ein reicher Kaufmann; der ging eines Tages vor dem Thor spazieren und wollte in seinen Garten gehn. Unterwegs aber fand er auf einem grünen Acker Eulenspiegel liegen, grüßte ihn und fragte, was er für ein Kamerad sei und welches Handwerk er treibe. Ihm antwortete Eulenspiegel, er sei ein Küchenjunge und habe soeben keinen Dienst. „Wenn du brav sein willst," sprach der Kaufmann, „so will ich dich zu mir nehmen und dir neue Kleider und guten Sold geben, denn meine Frau schilt alle Tage über das Kochen und wird mirs Dank wissen, wenn ich ihr eine Hilfe bringe." Da gelobte ihm Eulenspiegel große Treue und Frömmigkeit, worauf ihn der Kaufmann in Dienst nahm und fragte, wie er heiße. „Herr, mein Name ist Bartholomäus." — „Das ist zu lang," sprach der Kaufmann, „du sollst Toll heißen." — „Ja, lieber Junker," sprach Eulenspiegel, „es gilt mir gleich, wie ich heiße." — „So komm mit mir in meinen Garten! Wir wollen Kraut mit uns heim tragen und junge Hühner damit füllen; denn ich habe auf nächsten Sonntag Gäste geladen, denen ich gütlich thun will." So ging Eulenspiegel mit ihm in den Garten und schnitt Rosmarin, um die Hühner auf welsche Manier zu füllen, die andern mit Zwiebeln, Eiern und allerlei Kräutern. Hierauf gingen sie mit einander nach Hause. Als nun die Frau den seltsam gekleideten Gast sah, fragte sie ihren Hausherrn, was das für ein Gesell sei, was er mit ihm thun wolle und ob er vielleicht befürchte, das Brot würde schimmlich. „Sei nur ruhig, Frau!" versetzte der Hauswirt, „er ist Koch und soll dein eigner Knecht sein." — „Ja, der sieht grade aus, als ob er etwas rechtes kochen könnte!" sprach die Frau. — „Nun, gieb dich zufrieden," antwortete der Kaufmann, „morgen wirst du ja sehen, was er kann," und rief Eulenspiegeln: „Toll!" Der antwortete: „Junker?" — „Nimm einen Sack und folge mir nach den Fleischbänken! wir wollen Fleisch und einen Braten holen." Und so thaten sie; dann sprach der Kaufmann: „Toll, setze den Braten morgen bald zu und laß ihn kühl und langsam abbraten, daß er nicht verbrennt. Auch das andre Fleisch setze bei Zeiten an, damit es zum Imbiß gesotten ist." Eulenspiegel sagte ja, stand früh auf und setzte das Fleisch mit der Zukost ans Feuer; den Braten aber steckte er an den Spieß und legte ihn in den Keller zwischen zwei Fässer Eimbecker Bier, auf daß er kühl liege und nicht verbrenne. Weil nun der Kaufmann den Stadtschreiber und andre gute Freunde zu Gaste geladen hatte, so wollte er sehen, ob die Gäste kämen und alles bereit sei, und fragte seinen neuen Knecht: „Wie stehts mit der Mahlzeit?" — „Es ist alles fertig," sprach Eulenspiegel, „bis auf den Braten." — „Wo ist denn der Braten?" fragte der Kaufmann. „Er liegt im Keller zwischen zwei Fässern," erwiderte Eulenspiegel, „einen kühleren Fleck wußte ich im Hause nicht; denn ihr sagtet ja, ich sollte ihn kühl legen." — „Ist der denn schon zubereitet?" fragte der Kaufmann. „Nein," sprach der Koch, „ich wußte nicht, wann ihr ihn haben

wolltet.“ Inzwischen kamen die Gäste; denen erzählte der Hausherr von seinem neuen Knecht, wie er den Braten in den Keller gelegt hätte. Da lachten sie und machten einen guten Spaß daraus. Aber die Frau des Kaufmanns war sehr ärgerlich, um der Gäste willen, und sagte zu ihrem Mann, er solle den Küchenjungen laufen lassen, sie wolle ihn nicht länger im Hause leiden, denn sie sehe, er sei ein Schalk. Da sprach der Kaufmann: „Liebe Frau, sei zufrieden! ich werde ihn auf einer Reise gen Goslar brauchen können; wenn ich dann wieder heim komme, will ich ihm den Laufpaß geben.“

Als sie nun gegessen und getrunken hatten und guter Dinge gewesen waren, sprach am Abend der Kaufmann: „Toll, richte den Wagen wohl zu und schmier ihn gut! wir wollen morgen nach Goslar fahren, und ein Pfarrer, der dort daheim ist, Herr Heinrich Hamenstedt, will auch mitfahren.“ — „Schon recht,“ sprach Eulenspiegel, „was soll ich für Salbe dazu nehmen?“ Der Kaufmann warf ihm einen Schilling hin und sprach: „Geh und kaufe Karrensalbe, und laß die Frau altes Fett darunter thun.“ So geschah es. Und als jedermann schlafen gegangen war, da schmierte der wackre Eulenspiegel den Wagen gar wohl von innen und außen, am meisten aber da, wo man sitzen sollte. Des Morgens früh stand der Kaufmann mit dem Pfarrer auf und hieß Eulenspiegel die Pferde anspannen, was er auch that. Darauf setzten sie sich hinein und fuhren davon. Sie waren aber noch nicht lange unterwegs, da hub der Pfarrer an: „Was ist denn das für Fett? ich wollte mich anhalten, daß ich nicht so herumgeschüttelt würde, und beschmiere mir überall die Hände.“ Da riefen sie Eulenspiegel zu, er solle halten, stiegen aus und sahen die Bescherung und wurden gar zornig über den argen Schalk. Zum Glück kam gerade ein Bauer mit einem Fuder Stroh vorbeigefahren, dem kauften sie etliche Wellen ab, wischten den Wagen sauber, so gut es gehen wollte, und saßen wieder auf. Der Kaufmann aber sprach ganz wütend zu Eulenspiegel: „Du gottverlassener Schalk! daß dir nimmer Heil widerfahre! fahr zum lichten Galgen, du Erzschelm!“ Das that Eulenspiegel, und wie sie unter den Galgen kamen, hielt er still und spannte die Pferde aus. Da guckte der Kaufmann zum Wagen heraus und rief: „Was thust du da und was meinst du damit, du Schalk?“ — „Ihr hießet mich zum Galgen fahren,“ sprach Eulenspiegel, „da sind wir nun. Ich meinte, wir wollten hier rasten.“ Da mußten sie doch lachen über solche heillose Schelmerei, und der Kaufmann sprach: „Spann wieder ein, Schalk! fahr nun ordentlich und sieh dich nicht um!“ Nun zog Eulenspiegel heimlich den Nagel aus dem Wagen, und als er eine Ackerlänge Wegs gefahren war, da ging der Wagen auseinander und das Hintergestell mit dem Verdeck blieb stehen. Der brave Knecht aber fuhr mit dem Vorderteil immer fort und sah sich nicht um, sie mochten schreien und laufen, was sie wollten. Endlich holten sie ihn doch ein; der Kaufmann wollte ihn totschlagen, doch der Pfarrer wehrte und beruhigte, so gut er konnte. Als sie nun die Reise vollbracht hatten und wieder nach Hause kamen, fragte

die Frau ihren Mann, wie es ihm ergangen wäre. „Seltsam genug,“ sprach der Kaufmann, „aber wir sind doch wiedergekommen.“ Damit rief er Eulenspiegel und sagte: „Kumpan, diese Nacht bleib noch hier, iß und trink dich voll und räume mir morgen das Haus! denn du bist ein durchtriebener Schalk und ich will nichts mehr mit dir zu thun haben.“ — „Lieber Himmel,“ sprach Eulenspiegel, „ich thu alles, was man mich heißt, und kann doch keinen Dank verdienen. Nun, belieben euch meine Dienste nicht, so will ich morgen das Haus räumen und wandern, wie ihr befehlet.“ — Des andern Tages stand der Kaufmann auf und sprach zu Eulenspiegel: „Iß und trink dich satt! dann pack dich fort und laß dich nicht wieder finden, wenn ich aus der Kirche zurückkomme.“ Eulenspiegel schwieg und der Kaufmann ging aus dem Haus. Da fing der brave Knecht alsbald an zu räumen: Stühle, Tische und Bänke, was er tragen und schleifen konnte, bracht er auf die Gasse, Kupfer, Zinn und Wachs. Darüber verwunderten sich die Nachbarn gewaltig und hinterbrachten es dem Kaufmann. Der kam in hellem Zorn gelaufen und rief: „O du feiner Knecht, bist du noch da? und was thust du hier?“ — „Ach Junker,“ sprach Eulenspiegel, „ich mußte doch erst euren Befehl ausführen, das Haus zu räumen. Ich bitt' euch, greift hier mit zu! diese Tonne ist mir zu schwer; ich kann sie nicht allein bewältigen.“ — „Laß liegen!“ rief der Kaufmann, „und scher dich zum Kuckuck! mein Hausrat hat mehr gekostet, als daß man ihn in den Kot werfen sollte.“ — „Du lieber Himmel,“ seufzte Eulenspiegel, „ist das nicht ein großes Wunder? Ich thu' alles, was man mir befiehlt, und niemand weiß mir Dank dafür. Doch es wundert mich im Grunde nicht; ich bin in einer unglückseligen Stunde geboren! das sagte schon mein Vater selig.“ Also schied der gute Eulenspiegel von dannen und ließ den Kaufmann wieder hinein schleppen, was er ausgeräumt hatte, zum großen Ergötzen der Nachbarn.

Zu Lüneburg wohnte ein Pfeifendreher, der früher ein Landläufer gewesen und weit herum gekommen war; der saß einmal beim Bier, da trat Eulenspiegel in die Wirtsstube und fand da eine lustige Gesellschaft. Und der Pfeifendreher lud Eulenspiegeln zu Gaste und sagte, indem er ihn zu äffen gedachte: „Komm morgen zu Mittag und iß mit mir, wenn du kannst!“ Eulenspiegel dachte an nichts arges, sagte zu und machte sich des andern Tages auf, bei dem Pfeifenmacher zu speisen. Als er aber vor dessen Haus kam, war die Thür oben und unten verschlossen und alle Fenster zugethan. Da ging er vor der Thür eine Weile hin und her, bis die Mittagszeit verstrich; aber das Haus blieb nach wie vor verschlossen, und Eulenspiegel sah ein, daß er angeführt war, ging hinweg und schwieg still bis zum nächsten Tag. Am andern Morgen kam Eulenspiegel zum Pfeifenmacher auf den Markt und sprach zu ihm: „Ei was seid ihr für ein frommer Mann! habt Gäste geladen und

schließt ihnen dann Thür und Fenster vor der Nase zu." Da sprach der Pfeifendreher: „Hörtest du nicht, wie ich dich lud? Ich sagte: ‚Komm zu mir zu Mittag und iß etwas mit mir, wenn du kannst!' Nun fandest du die Thür zugeschlagen, darum konntest du nicht hineinkommen, also auch nicht mit mir essen." — „Vielen Dank!" sprach Eulenspiegel, „das wußt ich noch nicht. Man lernt doch alle Tage noch was Neues!" Der Pfeifendreher lachte und sprach: „Ich will dich nicht zum besten haben. Geh nun hin! meine Thür steht offen, du findest Gebratenes und Gesottenes am Feuer. Lauf immer voraus, ich will sogleich nachkommen. Du sollst allein sein, ich will sonst keinen Gast haben." Eulenspiegel dachte: das wird gut! lief geschwind nach des Pfeifendrehers Haus und fand alles so, wie ihm gesagt war: die Magd wendet den Braten und die Frau geht ab und zu und richtet das Mahl. Nun kam Eulenspiegel und sagte zu der Frau, sie solle mit ihrer Magd schleunigst auf den Markt kommen, ihrem Hausherrn wäre ein großer Stör geschenkt worden, den sollten sie heimtragen helfen; er wolle derweil den Braten wenden. Die Frau sprach: „Ach ja, lieber Eulenspiegel, thut das! ich will mit der Magd hingehen und gleich wiederkommen." — „Ja, sputet euch nur gehörig!" sagte Eulenspiegel. Wie nun die Frau und die Magd nach dem Markte liefen, begegnete ihnen unterwegs der Pfeifenmacher und fragte sie, was sie zu laufen hätten. Sie erzählten alles, wie Eulenspiegel ihnen gesagt hatte. Da ward der Pfeifendreher zornig und sprach zu seiner Frau: „Konntest du nicht zu Hause bleiben? das hat er gewiß nicht umsonst gethan! es steckt eine Schalkheit dahinter." Nun liefen sie eilends wieder heim; aber wie sie an das Haus kamen, fanden sie Thür und Fenster fest verschlossen. Da begannen sie an die Thür zu klopfen, und Eulenspiegel lief in den Hausflur und sprach hinter der Thür: „Laßt euer Klopfen! ich lasse niemand ein, denn der Hauswirt hat mir befohlen und zugesagt, ich solle hier innen allein sein, er wolle keine Gäste außer mir haben. Drum gehet nur fort und kommt nach dem Essen wieder!" Da mußte der Pfeifenmacher mit Frau und Magd in des Nachbars Haus gehen und dort warten, bis Eulenspiegel fertig war. Der aber kochte die Mahlzeit gar, setzte sie auf den Tisch und aß sich voll, dann trug er die Überbleibsel wieder ans Feuer, machte die Thüre auf und ließ sie offen stehen. Da kam der Pfeifendreher mit den Seinen und sprach: „Das thut kein ehrlicher Gast, daß er seinen eignen Wirt vor die Thüre sperrt." Darauf sagte Eulenspiegel: „Sollt' ich das zu zweit thun, was ich allein fertig bringe? und wäre mein Wirt nicht böse geworden, wenn ich ihm noch mehr Gäste ins Haus gelassen hätte? er sagte ja, ich sollte allein sein bei der Mahlzeit." Und damit lachte er und ging aus dem Hause.

Einstmals kam Eulenspiegel auf den Markt zu Bremen und sah, daß die Bäuerinnen viel Milch zum Verkauf brachten. Da verschaffte er sich eine große Bütte und setzte sie auf den Markt; dann kaufte er alle Milch zusammen, ließ sie in den Zuber schütten und schrieb einer jeden Bäuerin auf, wieviel er Milch von ihr gekauft hatte, indem er sie so lange warten hieß, bis er all die Milch beisammen hätte, dann wollte er sie einer jeden bezahlen. Die Frauen saßen alle auf dem Markt im Kreise um die Bütte und Eulenspiegel hörte nicht eher auf zu kaufen, als bis der Zuber bis oben voll war. Da sprach er: „Ich habe für diesmal kein Geld bei mir. Welche nicht vierzehn Tage warten will, die mag ihre Milch wieder aus der Bütte nehmen.“ Damit ging er hinweg. Die Bäuerinnen aber machten einen großen Lärm und Rumor; die eine rief, sie hätte soviel gehabt, die andre soviel, die dritte desgleichen und so fort, daß sie sich schließlich mit Eimern, Logeln und Flaschen auf die Köpfe schlugen und die Milch in die Augen gossen, und ward soviel dabei verschüttet, daß der ganze Markt aussah, als hätt' es Milch geregnet. Die Bürger aber, die das sahen, lachten und lobten Eulenspiegel sehr wegen des Streiches, den er den Bäuerinnen gespielt.

Da nun Eulenspiegel aus einem Land ins andre zog, kam er auch einmal nach Hannover und trieb daselbst eine drollige Schelmerei. Er ritt eines Tages vor das Thor spazieren, wo ihm zwölf Blinde begegneten. Die sprach er an: „Woher des Wegs, ihr Leute?“ Die Blinden blieben stehen, und da sie wohl merkten, daß er auf einem Pferde saß, meinten sie, es sei ein vornehmer Herr, zogen ihre Hüte und Mützen ab und sprachen: „Lieber Junker, wir waren in der Stadt; da war ein reicher Mann gestorben, dem hielt man ein Seelenamt, wobei wir eine Spende bekamen; aber es war entsetzlich kalt.“ „Freilich,“ sagte Eulenspiegel, „es ist gräßlich kalt; ich fürchte, ihr werdet zu Tode erfrieren. Sehet her! da habt ihr zwölf Gulden. Gehet in die Stadt zurück und kehret ein in der Herberge zum goldenen Löwen. Dort verzehret die zwölf Gulden auf meine Gesundheit!“ Die Blinden standen, verneigten sich und dankten ihm fleißig, und meinte der eine Blinde, der andre hätte das Geld; der dachte, der dritte hätt' es, und der meinte, der vierte, und so fort, und der letzte meinte, der erste hätte das Geld. Da gingen sie wohlgemut in die Herberge, die ihnen Eulenspiegel angewiesen hatte, und sprachen zum Wirt, ein guter Mann sei geritten gekommen und habe ihnen aus Barmherzigkeit zwölf Gulden geschenkt, die sollten sie auf sein Wohl verzehren. Der Wirt, der nach dem Gelde begierig war, dachte nicht daran, zu fragen, welcher von ihnen die zwölf Gulden habe, sondern sprach: „Ja, meine lieben Brüder, ich will euch gütlich thun.“ Also schlug er sogleich einen Ochsen, hieb ihn in Stücke, briet und kochte, setzte den Blinden eine gute Mahlzeit vor und ließ sie so lange zehren, bis ihn deuchte, die zwölf Gulden seien

verzehrt. Da sprach er: „Liebe Brüder, laßt uns die Rechnung machen! Die zwölf Gulden möchten nun wohl verzehrt sein.“ Die Blinden sagten ja, und einer sprach zum andern, wer die zwölf Gulden hätte, der solle sie herausgeben und den Wirt bezahlen. Da fand es sich denn, daß keiner das Geld hatte. Und half auch nichts, daß sie es dem Wirt sagten und sich hinter den Ohren kratzten. Aber der Wirt saß und kratzte sich ebenfalls den Kopf und dachte: Läßt du sie laufen, so kommst du um die Zeche; behälst du sie, so verzehren sie noch mehr und können doch nichts bezahlen. Da sperrte er sie in den Schweinestall und warf ihnen Heu und Stroh vor.

Nun dachte Eulenspiegel, es werde wohl an der Zeit sein, daß die Blinden das Geld verzehrt hätten. Also verkleidete er sich und ritt in die Stadt zu derselben Herberge. Wie er nun in den Hof kam und sein Pferd in den Stall führen wollte, sah er die Blinden im Schweinestall liegen. Da ging er ins Haus und sagte zu dem Wirt: „Herr Wirt, was fällt euch ein, die armen blinden Leute im Schweinestall liegen zu lassen? erbarmt euch das nicht, daß sie essen sollen, was ihnen an Leib und Leben schaden kann?“ Der Wirt sprach: „Ich wollte, sie wären, wo alle Wasser zusammen laufen; hätt ich nur meine Zeche bezahlt bekommen!“ und erzählte ihm, wie er mit den Blinden angeführt worden. „Herr Wirt,“ sprach Eulenspiegel, „können sie denn keinen Bürgen stellen?“ Da dachte der Wirt: ja, hätt ich jetzt einen Bürgen! und sprach: „Freund, wenn ich einen sichern Bürgen bekommen könnte, ich wollte ihn annehmen und die armen Blinden laufen lassen.“ — „Wohlan,“ versetzte Eulenspiegel, „ich will mich in der Stadt umthun nach einem guten Bürgen.“ Da ging er zu einem Pfarrer und sagte: „Lieber guter Herr Pfarrer, wollet ihr thun wie ein frommer Mann? Seht! da ist hier ein Wirt, der ward diese Nacht vom bösen Geist besessen und läßt euch bitten, ihr möchtet ihm den bannen.“ — „Das will ich gern,“ sprach der Pfarrer, „aber ein oder zwei Tage müsset ihr euch gedulden; denn so etwas darf nicht übereilt werden.“ Da sagte Eulenspiegel: „So will ich wenigstens seine Frau holen, daß sie es von euch selber hören mag.“ — „Ja, laßt sie kommen!“ sprach der Pfarrer. Da ging Eulenspiegel wieder zu seinem Wirt und sprach zu ihm: „Ich habe euch einen Bürgen verschafft, das ist euer Pfarrer. Darum lasset eure Frau mit mir zu ihm gehen, er will es ihr selbst zusagen.“ Der Wirt ward darüber sehr froh und schickte seine Frau mit zu dem Pfarrer. Da hub Eulenspiegel an: „Herr Pfarrer, hier ist die Frau. Saget ihr nun selbst, wie ihr mir versprochen habt.“ Der Pfarrer sprach: „Ja, meine liebe Frau! geduldet euch nur ein paar Tage, so will ich gern helfen.“ Damit war die Frau zufrieden, ging mit Eulenspiegel wieder nach Hause und erzählte es ihrem Manne. Da ließ der Wirt die Blinden frei und ledig ziehen, und auch Eulenspiegel machte, daß er fortkam. Am dritten Tag darnach ging die Frau zum Pfarrer und mahnte ihn um die zwölf Gulden. Da sprach der Pfarrer: „Liebe Frau, hat euch euer Hausherr

geheißen so zu reden?“ Die Frau bejahete. „Das ist der bösen Geister Eigenschaft,“ sagte der Pfarrer, „daß sie immer nach Geld verlangen.“ — „Das ist kein böser Geist,“ erwiderte die Frau, „bezahlet ihm nur die Zeche!“ Da sprach der Pfarrer: „Mir ist gesagt worden, euer Ehewirt sei von einem bösen Geiste besessen. Darum holet mir ihn her, daß ich ihn mit Gottes Hilfe davon befreie.“ Aber die Frau rief: „So pflegen Schelme zu sprechen und zu lügen, wenn sie zahlen sollen. Ist mein Ehewirt von einem bösen Geiste besessen, so sollt ihr das bald erfahren.“ Damit lief sie heim und erzählte ihrem Mann, was der Pfarrer gesagt hätte. Da geriet der Wirt in großen Zorn und rannte mit Spießen und Hellebarden nach dem Pfarrhof. Als dies der Pfarrer sah, rief er seine Nachbarn zu Hilfe, segnete sich und sprach: „Kommt mir zu Hilfe, meine lieben Nachbarn! sehet, dieser Mensch ist von einem bösen Geiste besessen!“ Aber der Wirt schrie: „Ich will mein Geld! bezahl' er mich!“ und wollte den würdigen Herrn schlagen. Der stand ganz starr und bekreuzte sich. Da liefen die Nachbarn dazwischen, drängten den Wirt zurück und retteten so mit genauer Not ihren guten Pfarrer. Und so lange beide lebten, währte dieser Streit mit dem Wirt und dem Pfarrer: jener verlangte sein Geld; dieser sprach, er sei ihm nichts schuldig, sondern der Wirt sei von einem bösen Geist besessen, und er wolle ihm den bald austreiben. Und alles das war des wackren Eulenspiegels Werk.

Kurze Zeit darnach kam Eulenspiegel in eine Stadt an der Weser. Dort beobachtete er Handel und Wandel der Bürger, bis er genau wußte, von was für Schlag diese Leute waren. Er hatte dort nämlich zwölf verschiedene Herbergen; was er in der einen nicht bekam, das fand er in der andern; und dabei sah und hörte er allerlei, was er noch nicht wußte. Die Einwohner der Stadt aber wurden seiner zuletzt müde, so wie er ihrer überdrüssig ward. Da dacht' er ihnen noch vor seiner Abreise etwas auszuwischen, ging also an die Weser und sammelte da kleine Steine. Mit denen ging er auf der Gasse vor dem Rathaus auf und ab und säete seine Saat zu beiden Seiten. Da kamen die fremden Leute herbei und fragten ihn, was er säe. „Ich säe Schelme,“ sprach Eulenspiegel. Da lachten die Kaufleute und sprachen: „Die brauchst du hier nicht zu säen, es sind deren schon genug vorhanden.“ — „Das ist wahr,“ sprach Eulenspiegel. Da fragten sie: „Warum säest du nicht lieber ehrliche Leute?“ — „Ehrliche Leute?“ rief Eulenspiegel, „ehrliche Leute, die wollen hier nicht aufgehen.“ Diese Worte kamen vor den Rat, Eulenspiegel wurde belangt und ihm geboten, seinen Samen wieder aufzuheben und sich zur Stadt hinaus zu scheren. So that er und kam zehn Meilen davon in eine andre Stadt. Aber das Gerücht war vor ihm schon dahin gelangt, und er mußte geloben, ohne Essen und Trinken eilenden Fußes durch die Stadt zu ziehen mit samt seiner Saat. Weil es nun nicht anders sein konnte, so borgte

er sich ein Schifflein und wollte seinen Sack mit der Saat da hinein heben lassen. Als aber der Sack von der Erde aufgehoben ward, riß er mitten entzwei, und die Saat blieb liegen. Eulenspiegel aber verduftete und soll noch wieder kommen. Da beschloß der hochweise Rat und die ehrsame Bürgerschaft, die ganze Saat in die Weser zu werfen, auf daß die Schelme, wenn sie aufgehen sollten, allsogleich miteinander ersöffen.

Einstmals kam Eulenspiegel gen Hamburg auf den Hopfenmarkt, blieb stehen und sah sich um. Indem kommt ein Bartscherer, der fragt ihn, wo er her käme. Eulenspiegel sprach: „Ich komme hier her." — „Was bist du für ein Handwerksgesell?" fragte der Meister. Eulenspiegel antwortete: „Ich bin ein Barbier, kurz gesagt." Da dingte ihn der Meister. Und derselbige Bartscherer wohnte auf dem Hopfenmarkte gleich gegenüber, wo sie standen, und sprach zu Eulenspiegel also: „Sieh das Haus dort gegenüber; wo die hohen Fenster sind, da geh hinein! ich folge gleich nach." Eulenspiegel sagt ja, geht gerade auf das Haus los und durch die hohen Fenster hinein und sagt: „Gott grüße das Handwerk!" Die Frau des Bartscherers, welche in der Stube saß und spann, erschrak heftig und sprach: „Führt dich der Kuckuck her? was kommst du nicht zur Thür herein? ist sie dir nicht weit genug?" — „Liebe Frau," versetzte Eulenspiegel, „euer Hausherr hat mich so geheißen und mich als Knecht gedingt." Da sprach die Frau: „Das ist mir ein getreuer Knecht, der seinem Meister Schaden thut." — „Liebe Frau," sagte Eulenspiegel, „soll ein Knecht nicht thun was sein Herr ihn heißt?" Indem kommt der Meister und hört und sieht, was Eulenspiegel angerichtet. Da sprach er: „Wie, Bursch? was soll das heißen, daß du durch die Fenster ins Haus trittst?" — „Lieber Meister, ihr sagtet mir, wo die hohen Fenster seien, da sollt ich hinein gehen; ihr wolltet sogleich nachfolgen. So hab ich nur nach eurem Geheiß gethan; aber ihr seid mir doch da nicht nachgekommen, wo ihr mich voran gehen hießet." Der Meister schwieg still, da er seiner bedurfte, und dachte: „Ich werd' es ihm abrechnen am Lohn, was das Fenster kostet." Also ließ er ihn zwei oder drei Tage arbeiten. Da sagt' er einmal zu Eulenspiegel: „Schleif mir die Schermesser, Rücken sowohl wie Schneide!" Wie er nun nach einer Weile kam, um zu sehen, wie er das machte, da sah er, daß die Messer auf dem Rücken scharf waren wie auf der Schneide, und sprach: „Was machst du da? das wird schlimm!" — „Wie soll das schlimm werden?" sagte Eulenspiegel, „es thut ihnen doch nicht weh, und ich mache nur, was ihr mich geheißen habt." Da ward der Meister zornig und rief: „Du vermaledeiter Schalk! laß dein Schleifen sein und geh wieder hin, wo du hergekommen bist!" — „Ja," sprach Eulenspiegel, „wir können ja doch nicht ewig beisammen bleiben!" ging in die Stube und sprang zu demselben Fenster wieder hinaus, wo er hereingekommen war. Da ward der Bartscherer noch wilder, lief ihm mit dem

Büttel nach und wollte ihn fangen, daß er die zerbrochenen Fenster bezahle. Aber Eulenspiegel war hurtig, lief in ein Schiff und fuhr von dannen.

In Eisleben lebte ein reicher Wirt, der sich viel auf seine Kühnheit einbildete. Zu diesem kam einst Eulenspiegel um die Winterszeit in die Herberge; draußen aber lag hoher Schnee. Da kehrten auch bei finstrer Nacht drei Kaufleute aus Sachsen ein; die wollten gen Nürnberg. Der Wirt setzte alsbald sein Mundwerk in Bewegung und sprach: „Was zum Teufel kommt ihr so spät?“ — „Herr Wirt,“ sprachen die Kaufleute, „ihr dürft uns nicht so anfahren; uns ist ein Abenteuer mit einem Wolf begegnet, der uns lange aufhielt, da wir uns mit ihm schlagen mußten.“ Da fing der Wirt an zu spötteln und zu höhnen; das wäre eine große Schande, wenn sie sich von einem Wolf aufhalten ließen. Und wenn er allein auf offnem Feld wäre, er wollte es mit zwei Wölfen zugleich aufnehmen. Das währte bis die Kaufleute zu Bett gingen. Eulenspiegel aber hatte dabei gesessen und des Wirtes Prahlerei wohl vernommen. Als man nun zu Bett ging, wurden die Kaufleute und Eulenspiegel in eine Kammer gelegt. Da redeten die Kaufleute untereinander, wie sie es anstellen möchten, dem Wirt seine Spöttereien heimzuzahlen. Und Eulenspiegel sprach: „Liebe Freunde, ich merke wohl, daß der Wirt ein Prahlhans ist. Wollt ihr mich hören, so will ich ihn so wohl bezahlen, daß er euch nie wieder von dem Wolfe sagen soll.“ Damit waren die Kaufleute gern einverstanden und versprachen ihm freie Zehrung und ein Geldgeschenk. Da sagte Eulenspiegel, sie sollten ihrem Geschäfte nachgehen und auf der Rückreise wieder hier einkehren; er werde sich auch einfinden und dann wollten sie schon quitt werden mit dem Prahler.

Am andern Morgen bezahlten die Kaufleute ihre und Eulenspiegels Zeche und ritten aus der Herberge. Da rief ihnen der Wirt noch spöttisch nach: „Seht nur zu, daß euch nicht wieder ein Wolf begegnet!“ — „Großen Dank, Herr Wirt!“ sprachen die Kaufleute, „fressen uns unterwegs die Wölfe, so kommen wir nicht wieder zu euch; und fressen sie euch, so treffen wir euch hier nicht mehr.“ So ritten sie hinweg. Aber Eulenspiegel ritt in den Wald und stellte den Wölfen Fallen. Da wollte das Glück, daß er einen fing; den tötete er und ließ ihn hart gefrieren.

Um die Zeit, da die Kaufleute wieder bei dem Wirt einkehren wollten, machte sich auch Eulenspiegel auf, steckte den toten Wolf in einen Sack, ritt wieder gen Eisleben und traf die Kaufleute, wie sie miteinander verabredet hatten. Am Abend während des Nachtessens fing der Wirt wieder an, die Kaufleute wegen des Wolfes aufzuziehen und zu prahlen, wenn er zwei Wölfen begegne, wolle er sie beide erschlagen. Dies währte den ganzen Abend, bis sie zu Bett gehen wollten. Wie sie nun in die Kammer traten, sprach Eulenspiegel, der bis dahin still geschwiegen hatte: „Gute Freunde, seid fein

still und haltet euch wach. Was ich will, wollet ihr auch. Lasset mir nur ein Licht brennen." Als nun der Wirt mit seinem Gesinde zu Bett gegangen war, schlich Eulenspiegel ganz leise vor die Kammer, holte den toten Wolf, der hart gefroren war, trug ihn an den Herd, stützte ihn mit Stecken, daß er aufrecht dastand, sperrte ihm das Maul weit auf und steckte ein paar Kinderschuhe hinein. Dann ging er wieder in die Kammer zu den Kaufleuten und rief: „Herr Wirt!" Der Wirt hörte das, denn er schlief noch nicht, und rief wieder, was sie wollten; ob sie etwa abermals ein Wolf beißen wollte. Da riefen sie: „Ach lieber Herr Wirt! sendet uns die Magd oder den Knecht, daß sie uns zu trinken bringen. Wir können's vor Durst nicht aushalten." Darob ward der Wirt zornig und sprach: „Das ist der Sachsen Art; die zechen Tag und Nacht." Doch rief er die Magd, sie solle ihnen zu trinken holen. Die Magd stand auf und ging zum Herdfeuer, um ein Licht anzuzünden; da sah sie dem Wolf gerade in den Rachen und erschrak darüber so, daß sie das Licht fallen ließ und in den Hof rannte, denn sie glaubte, der Wolf hätte die Kinder schon gefressen. Aber Eulenspiegel und die Kaufleute riefen immerfort, ob ihnen niemand zu trinken brächte. Da meinte der Wirt, die Magd sei wieder eingeschlafen, und rief den Knecht; der stand auf, wollte auch ein Licht anzünden, und wie er den Wolf erblickt, meint er nicht anders, als daß er die Magd aufgefressen hat, läßt das Licht fallen und läuft in den Keller. Unterdessen hörten Eulenspiegel und die Kaufleute nicht auf zu rufen, warum man ihnen kein Trinken hole; der Wirt solle doch selbst kommen und ein Licht bringen. Der Wirt glaubte, auch der Knecht sei wieder eingeschlafen, ward gar zornig und sprach: „Hat denn der Teufel die Sachsen gemacht mit ihrem Durste?" Damit stand er auf, zündete ein Licht am Feuer an und sah den Wolf neben dem Heerde stehen, der hatte die Schuhe im Rachen. Da rannte er zu den Kaufleuten in die Kammer und schrie: „Mordio, Mordio! liebe Freunde, zu Hilfe! ein gräßliches Ungeheuer steht neben dem Herde und hat mir Kinder, Magd und Knecht gefressen!" Die Kaufleute waren gleich bereit und gingen mit Eulenspiegel und dem Wirt an das Feuer. Und der Knecht kam aus dem Keller und die Magd aus dem Hof, und die Frau brachte die Kinder aus der Kammer, und siehe! sie lebten alle noch. Da trat Eulenspiegel hinzu und stieß den Wolf mit dem Fuße um; der lag da und regte kein Glied mehr. Und Eulenspiegel sprach: „Das ist ein toter Wolf, und ihr macht ein solches Geschrei darüber! o Mann, was seid ihr für ein Hasenfuß! und es ist noch nicht lange her, daß ihr euch rühmtet, ihr wolltet es mit zwei lebendigen Wölfen aufnehmen!" Da merkte der Wirt, daß er genarrt war, kroch wieder ins Bett und schämte sich. Aber die Kaufleute lachten und freuten sich und bezahlten, was sie und Eulenspiegel verzehrt hatten, und damit ritten sie von dannen. Seit der Zeit soll der Wirt nicht mehr soviel von seiner Herzhaftigkeit geredet haben.

Zu Köln war Eulenspiegel einst lange Zeit in der Herberge. Da begab es sich, daß die Kost eines Tages so spät zum Feuer gebracht wurde, daß sie zu Mittag noch nicht gar geworden war. Das verdroß Eulenspiegeln sehr. Als dies der Wirt bemerkte, sprach er zu ihm: „Wer nicht warten will, bis das Essen fertig ist, der mag verzehren, was er hat.“ Da ging Eulenspiegel in die Küche, aß eine trockne Semmel auf und setzte sich an den Herd. Wie nun endlich der Tisch gedeckt und die Kost aufgetragen ward und der Wirt sich mit den Gästen zu Tisch setzte, blieb Eulenspiegel in der Küche am Herde. Da sprach der Wirt: „Willst du nicht zu Tische kommen?“ — „Nein,“ sagte Eulenspiegel, „ich mag nicht essen, ich bin schon vom Geruch des Bratens satt geworden.“ Der Wirt schwieg und aß mit den Gästen. Dann bezahlte jeder seine Zeche, der eine wanderte, der andre blieb, und Eulenspiegel blieb auch und hockte am Feuer. Das ärgerte den Wirt, er kam mit dem Zahlbrett und sprach zu Eulenspiegel, er solle zwei kölnische Weißpfennige für die Mahlzeit bezahlen. „Herr Wirt,“ sprach Eulenspiegel, „seid ihr so einer, der Geld verlangt von dem, der eure Kost nicht gegessen?“ Aber der Wirt versetzte, er solle nur das Geld herausgeben; habe er auch nicht gegessen, so sei er doch vom Geruch satt geworden. Er habe da beim Braten gesessen, das sei soviel als ob er mitgegessen hätte. Da zog Eulenspiegel einen kölnischen Weißpfennig hervor, warf ihn auf die Bank und sprach: „Höret ihr diesen Klang, Herr Wirt?“ — „Freilich hör' ich ihn,“ sagte der Wirt. Augenblicks nahm Eulenspiegel seinen Weißpfennig, steckte ihn behend wieder in den Beutel und sprach: „Soviel wie euch der Klang des Pfennigs in eurem Säckel hilft, ebenso viel hilft mir der Geruch des Bratens in meinem Leibe.“ Damit sprang er auf, zog hinweg und wanderte wieder nach dem Lande Sachsen.

Mit dem Bischof zu Bremen stand sich Eulenspiegel sehr gut, denn jener mochte den Schalk wegen seiner listigen Streiche wohl leiden. Eines Tages kam Eulenspiegel zum Bischof und sprach: „Gnädiger Herr, kommt mit mir auf den Markt; dort sitzt eine Häfnerin mit irdenem Geschirr; ich will kein Wort zu ihr sprechen und wette doch, daß ich sie dazu bringe, ihr ganzes Geschirr selber zu zerschlagen.“ — „Das möcht' ich wohl sehen,“ sagte der Bischof, „und will um dreißig Gulden wetten, daß sie es nicht thut.“ Darauf ging er mit Eulenspiegel auf den Markt, und sie stiegen mit einander auf die Treppe des Rathauses. Da zeigte Eulenspiegel dem Bischof die Frau und fing an seltsame Gebärden zu machen, als wollte er die Frau beschwören. Und siehe! sie stand auf, nahm einen Stecken und zerschlug damit alle ihre irdenen Töpfe, so daß jedermann lachte und sich wunderte. Als nun der Bischof wieder nach Hause kam, nahm er Eulenspiegel auf die Seite und sagte: „Entdecke mir doch, wie du es gemacht hast, daß die Frau ihre Töpfe

selber zerschlug! so will ich dir auch die dreißig Gulden geben, die ich verwettet habe." — „Gern, euer Gnaden," sprach Eulenspiegel, „die Sache ist sehr einfach: ich habe der Frau vorher ihr ganzes Geschirr bezahlt und alles so mit ihr verabredet, daß sie auf ein gegebenes Zeichen ihre Ware selber entzwei schlüge. Mit der schwarzen Kunst hätt' ich das nimmer fertig gebracht." Da lachte der Bischof und gab ihm die dreißig Gulden, doch mußte er geloben, niemand ein Wörtchen davon zu verraten; er wolle ihm auch dafür noch einen fetten Ochsen geben. Damit war Eulenspiegel wohl zufrieden und reiste von dannen. Als er nun hinweg war, saß der Bischof eines Tages mit seinen Rittern und Knappen bei Tisch und sagte, er verstünde die Kunst auch, daß er die Frau dazu brächte, ihre eignen Töpfe zu zerschlagen. Die Ritter und Knappen begehrten nicht das Zerschlagen zu sehen, sondern wollten nur die Kunst wissen. Der Bischof sprach: „Will mir ein jeder von euch einen fetten Ochsen in die Küche geben, so will ich euch die Kunst lehren." Nun war es gerade im Herbste, wo die Ochsen am fettesten sind; da dachte ein jeder: Einen Ochsen kannst du schon daran wagen, um die Kunst zu lernen. Also gingen sie auf den Vorschlag ein, und bekam der Bischof nicht weniger denn sechzehn Ochsen und jeder war vier Gulden wert, also daß ihm die dreißig Gulden, die er Eulenspiegeln gegeben, doppelt bezahlt wurden. Und als die Ochsen beisammen waren, kam Eulenspiegel des Wegs geritten; da gab ihm der Bischof den versprochnen Ochsen; den nahm Eulenspiegel mit Dank an. Darnach berief der Bischof seine Ritter und Knappen und hub an und sprach, sie sollten ihm zuhören, er wolle sie die Kunst lehren. Und nun erzählte er ihnen, wie Eulenspiegel sich zuvor mit der Frau verabredet und ihr die Töpfe bezahlt hätte. Da das die Ritter und Knappen hörten, merkten sie, daß sie angeführt waren; der Eine kratzte sich den Kopf, der Andre den Nacken. Doch trösteten sie sich damit, daß sie einen lustigen und gnädigen Herren hätten, obgleich sie es heimlich bereuten, ihre Ochsen um eine so windige Kunst hergegeben zu haben. Eulenspiegel aber war vergnügt und zog mit seiner Beute davon.

Einst hatte Eulenspiegel ein stätiges Pferd feil. Da kam ein Käufer, dem es wohl gefiel, beschaute es und fragte: „Guter Gesell, weißt du einen Fehler an dem Tier, so sag's mir; ich will es dir ehrlich bezahlen." Da sprach Eulenspiegel: „Ich weiß kein Gebrechen an ihm, außer daß es nicht über Bäume geht." — „Ich will auch nicht damit über die Bäume reiten," sprach der Käufer, „willst du mirs um einen anständigen Kaufschilling lassen, so nehme ich es." — „Ich gebe dirs nicht um einen Schilling," sagte Eulenspiegel, „aber für fünfzehn Gulden." Da wurden sie des Handels einig. Als nun der Käufer zur Stadt hinaus reiten wollte, konnte er das Pferd nicht über die Thorbrücke bringen; denn die war von Baumstämmen gemacht, und über Bäume ging es ja nicht. Da merkte er, daß er betrogen war, und

wollte Eulenspiegel vor Gericht belangen. Der aber verzog sich bei Zeiten aus der Stadt und kam nicht wieder.

Ein andermal kam er nach Hildesheim zu einem Roßtäuscher; der bot ihm ein Pferd um fünf und zwanzig Gulden. Und Eulenspiegel marktete mit ihm bis auf vier und zwanzig Gulden und sprach: „Zwölf will ich dir jetzt bar zahlen, die andern zwölf will ich dir schuldig bleiben.“ Der Roßtäuscher sprach: „Nimm hin!“ und schlug ein. Da zählte ihm Eulenspiegel zwölf Gulden hin und ritt hinweg. Es stund wohl drei Monate an, da kam der Roßtäuscher zu ihm und verlangte die andern zwölf Gulden. Aber Eulenspiegel sprach: „Die will ich dir schuldig bleiben.“ Schließlich kamen sie mit einander vor Gericht. Da verantwortete sich Eulenspiegel und sprach: „Es ist billig, daß ausgemachte Händel gelten. Ich habe das Roß um vier und zwanzig Gulden gekauft und diesem Manne zwölf bar darauf gegeben; die andern zwölf (so haben wir ausgemacht) soll ich ihm schuldig bleiben. Wollt ich sie nun geben, so bliebe ich sie ihm nicht schuldig und würde mein Wort brechen, und hab doch all mein Lebtag meine Worte wahr gehalten und immer gethan, was man mich geheißen hat. Darum hoff ich auch, es soll so bleiben bis zu meinem letzten Stündlein.“ Auf diese Rede hin entschied der Richter in seiner hohen Weisheit, daß Eulenspiegel recht habe. Und dabei blieb es.

Als nun Eulenspiegel alle deutschen Lande durchzogen hatte, wurde er des ewigen Herumstreichens satt und brachte es in Berlin bis zum Büttel oder Stadtknecht. Als solcher ward er einmal in ein Dorf geschickt, allda Geld einzutreiben von einem armen und geizigen Bauer. So zog denn Eulenspiegel mit seinem Spießlein über der Schulter dahin. Unterwegs aber gesellte sich zu ihm der Teufel in Gestalt eines Bauern; doch merkte Eulenspiegel gleich, daß es der Teufel war. Sie fingen miteinander an zu reden und der Teufel sprach: „Du willst Geld eintreiben? laß uns Gemeinschaft machen, denn ich gehe auf vergrabene Schätze aus, die will ich mit dir teilen.“ Sie wurden handelseinig, gingen zusammen und kamen durch ein Dorf; da hörten sie ein Kind weinen, und die Mutter kam in hellem Zorn gerannt und rief: „Ei hol dich der Teufel mit deinem Geschrei!“ Da sprach Eulenspiegel: „Hörst du nicht, daß man dir ein Kind geben will? warum nimmst du es nicht gleich?“ — „Lieber,“ sprach der Teufel, „der Mutter ist das nicht ernst, sie redet bloß im Zorn.“ Wie sie nun weitergingen, begegneten sie auf einem Feld einer großen Herde Schweine, und eins derselben war nebenaus gelaufen; der Hirt lief ihm nach und trieb es zurück mit den Worten: „Daß dich der Teufel hole! willst du wohl hergehen?“ Eulenspiegel hätte gern teil an dem fetten Schwein gehabt, drum sprach er: „Hörst du nicht? Da giebt man dir wieder ein Schwein! warum nimmst du es nicht? Wenn du so fortmachst, werde ich dir die Gemeinschaft aufkündigen.“ Der Teufel sprach: „Was soll

ich mit dem Tier thun? es ist dem Hirten auch nicht ernst, und nähm ich es, so müßt er es bezahlen.“ Nun kamen sie an den Hof, wo Eulenspiegel das Geld eintreiben sollte. Und der Bauer stand in der Scheune und drosch Korn. Sobald er aber den Büttel sah, sprach er: „Hol dich der Teufel! fahr zur Hölle!“ Da sagte der Teufel: „Hörst du auch, was der Bauer sagt? der meint es im Ernst! du mußt mit mir.“ Aber Eulenspiegel sprach: „Das wird sich finden. Ich will mit dir vor Gericht; denn ich habe schon vorhin gesagt, daß ich dir die Gemeinschaft aufkündige. Außerdem bin ich wohlbestallter Stadtknecht und fordere dich vor meinen Schultheißen. Nur nichts wider Recht!“ Aber der Teufel kam nicht vor Gericht und durfte also Eulenspiegeln auch nicht holen, von Rechts wegen.

Eulenspiegel blieb nicht lange im Amt, sondern fing wieder an aus einer Stadt in die andre zu ziehen. So kam er auch nach Mölln im Mecklenburgischen. Dort verfiel er in eine Krankheit und starb. Bei seinem Begräbnis aber ging es seltsam zu. Als sie nämlich alle auf dem Kirchhof um den Sarg herumstanden, in welchem Eulenspiegel lag, setzten sie den Sarg auf zwei Seile, um ihn in die Erde hinab zu lassen. Da riß das eine Seil, das unten an den Füßen lag, und der Sarg schoß in das Grab hinunter, so daß Eulenspiegel auf die Füße zu stehen kam. Da sprachen alle, die dabei waren: „Lasset ihn stehen! er ist wunderlich gewesen in seinem Leben, wunderlich will er auch im Tode sein.“ Also schütteten sie das Grab zu, ließen ihn so stehen, stellten einen Stein oben auf das Grab, meiselten darauf eine Eule, die einen Spiegel in den Klauen hält, und schrieben oben auf den Stein:

Diesen Stein soll niemand erhaben!
Denn hier steht Eulenspiegel begraben!

Nach unsers Herrn Geburt im 1350. Jahr.

Loher und Maller.

Vor alten Zeiten lebte in Frankreich ein großer und mächtiger König, Karolus genannt; der hat lange regiert und eine schöne fromme Frau aus königlichem Geschlecht gehabt. Mit dieser gab ihm Gott der Herr zwei Söhne zu Erben seines Königreichs; der eine hieß Ludwig und ward nach seines Vaters Tode König in Frankreich, der andre aber, Loher oder Lotharius genannt, ist ein tapferer, mannlicher und gar kühner Held gewesen, von dem diese Geschichte am meisten anzeigt. Auch hat er viel Unglück und mancherlei Drangsal erlitten mit einem, der Maller hieß und eines reichen Königs Sohn war, ein tapfrer und beherzter Ritter. Loher und Maller haben einander allzeit als treue Gesellen brüderlich beigestanden und manches Unglück und Leid zusammen erduldet, bis daß endlich Loher oder Lotharius durch seine Mannheit das römische Kaisertum erlangt hat.

Nun begannen die Herren und Ritter bei Hofe dem guten König Loher Feindschaft zu tragen, da er ihnen nicht gar günstig war, und beredeten seinen Bruder Ludwig, daß er zu seinem Vater, dem Kaiser Karl, gehe und Lohern fälschlich verleumde. Das that der ungetreue Bruder, und es gelang ihm auch, den Kaiser durch falsche Zeugen und arglistige Worte zu bethören. Da schickte Karl zur Stunde nach Loher; der kam bald und brachte den jungen König Maller mit sich. „Lieber Sohn,“ sprach der Kaiser, „meine getreuen Herren und Ritter sind um deinetwillen sehr betrübt und hassen dich gar sehr, weil du ein lasterhaftes und ärgerliches Leben führst. Darum bin ich sehr traurig und will ein Urteil über dich sprechen. Bei meiner Seele und der Gnade des allmächtigen Gottes, find' ich dich binnen sieben Jahren in meinem Lande, wie weit es ist, so will ich dich in einen tiefen Turm werfen, daß du Sonne und Mond nimmer sehen sollst.“ Als Loher solches von seinem Vater hörte, wallte ihm sein Blut und er sprach: „Lieber Herr und Vater, wer euch das geraten hat, der ist nicht mein Freund. Seid mir nicht so ungnädig und beratet euch besser um Gotteswillen, denn ich hoffe solches nicht verdient zu haben.“ — „Es kann nicht anders sein,“ sprach der Vater, „nimm dir Gold und Gut genug, auch von meiner Ritterschaft die besten, die dir wohlgefallen,

und reite in ein andres Land, daselbst Ehre zu erwerben. Ziehe wider die Heiden, und so dir eine Not zustößt, so entbiete es mir. Dann will ich dir gern zu Hilfe kommen. Strebe allzeit nach Ehre; Verräter und Lügner stoße von dir; eine falsche Zunge ist viel schädlicher denn ein sehr stechendes Schwert. Lieber Sohn, du bist noch jung; thue was ich dich heiße. Sei fromm und getreu, so will ich dich auch ferner als meinen Sohn halten; bist du aber unfromm und ungetreu, so will ich dich ganz verleugnen." — „Vater," sprach Loher „ich will thun, was ihr mich heißet und will meinen Gesellen Maller mit mir nehmen, auch Dohon von Venedig, Bernhard von Gornagen und andre meiner Ritter, die ich gern habe. Gott segne euch, lieber Vater! ich bin nicht willens wiederzukehren, ich habe denn Ehre und ein Königreich gewonnen." Damit schied er von seinem Vater, mit ihm Maller, sein Gesell, und Loher rief andre von seinen Rittern herbei und sprach zu ihnen: „Wohlauf, liebe Gesellen, wir wollen reiten; denn mein Vater hat mich auf sieben Jahre aus seinem Reich verbannt. Fürwahr, mir sagt mein Herz, ich werde nimmermehr ein Erbe in diesem Lande."

So ritten Loher und Maller mit ihren Gesellen aus Paris, nahmen Gold und Silber genug mit sich und schlugen den Weg gen Lombardenland ein. Nach mancher Tagereise kamen sie in eine Stadt, Pavia genannt, darin ein Oheim von ihm König war, denn derselbe war seiner Mutter Bruder. Sie nahmen ihre Herberge in der Stadt und gingen darauf mit ihrer Ritterschaft in die Burg zum König Dansier. Sie fanden ihn unter einem Ölbaum sitzend und mit einem Ritter Schach spielend. Loher sprach: „Gott, der die Marter für uns litt, wolle meinen Oheim behüten!" Da stund der König schnell auf, empfing ihn und seine Ritterschaft freundlich und sprach: „Wie geht es eurem Vater, den ich sehr lieb habe? Das saget mir." — „Es geht ihm sehr wohl," sprach Loher, „aber ich bin bei ihm verleumdet worden, so daß er mich auf sieben Jahr aus seinem Land verbannt hat." „Lieber Neffe," sprach der König, „darüber sollt ihr euch nicht grämen; denn in der Not erkennt man den Freund. Der ist kein biedrer Mann, der seinen Freund in Nöten verläßt." — „Oheim," versetzte Loher, „denket nicht, daß ich hier bei euch bleiben will. Dazu bin ich viel zu jung. Ein junger Mann soll ausreiten, Ritterschaft und Abenteuer zu treiben, und soll nimmer ruhen. Wenn er dann alt wird, so bedarf er wohl, was er in seiner Jugend gewonnen hat." — „Ihr redet wohl," sprach König Dansier, „doch bedenket, ein Pferd, das gut zieht, soll man nicht überladen." Während des kam zu ihnen ein schöner feiner Jüngling, das war Otto, des Königs Dansier Sohn. Dieser fiel Lohern um den Hals und küßte ihn, da er vernahm, wie er aus seinem Vaterland verbannt wäre, und schwur ihm zur Stunde, er wollte ihn nimmermehr verlassen. Aber das log er, wie ihr später hören werdet. Als nun Loher wohl vierzehn Tage in Pavia geblieben war, sprach er zu seinem Vetter Otto: „Ich will über die Haide, Vetter, willst du mit mir reiten? mach' ich

Beute, so will ich gerne mit dir teilen.“ — „Ja, Vetter,“ sprach Otto, „ich thu' es gern und will auch meine Ritterschaft mit mir nehmen, wofern ihr mir schwören wollt, mir dieses Jahr euren Namen zu geben und den meinen zu nehmen. Das sollet ihr und all eure Gesellen auf den heiligen Altar schwören, daß keiner von euch dies Jahr hindurch anders thun und sprechen wolle.“ — „Das will ich gerne thun,“ sprach Loher, und gelobte ihm das samt allen seinen Gesellen. Nun nahmen Loher und Otto Urlaub vom König, und dieser befahl seinem Sohne, daß er Lohern unterthänig wäre und thäte, was ihm gefalle.

Sie ritten hinweg und kamen endlich in einen Wald vor eine Burg. Darinnen meinten sie die Nacht zu ruhen, aber in der Burg waren wohl zweihundert Mörder, die in Kammern und Kellern verborgen lagen. Man spricht und es ist auch wahr, vor heimlichen Dieben kann man sich nicht wohl hüten; niemand mag einen leichter betrügen als der, dem der andre vertraut. Also geschah auch Lohern, der seinem Vetter Otto zu sehr vertraute. Loher ritt mit den Seinen in die Burg; da empfing sie der mörderische Wirt gar höflich und sprach zu ihnen: „Seid willkommen, meine lieben Herren.“ — „Herr Wirt,“ sprach Loher, „thuet ihr uns heut Nacht gütlich, so wollen wir's euch wohl bezahlen.“ Da saßen sie in ihren Harnischen zu Tisch, denn sie trauten dem Wirte nicht. Derweil wappneten sich die Mörder, sprangen vor den Tisch und sprachen: „Ihr Herren, ihr müßt diesen Imbiß bezahlen.“ Als Otto dies hörte, sah er sich schnell nach einer offnen Thür um, lief alsbald hinaus und war froh, entwischt zu sein. Loher aber und die Seinen stritten mit solcher Manneskraft, daß die Mörder flohen. Da eilten sie ihnen nach. Als Otto dies erblickte, stieg er von dem Baume herab, auf den er geklettert war, zog sein Schwert und lief auch den Mördern nach. Und wie er Lohern ersah, sprach er zu ihm: „Vetter, wir mögen Gott wohl danken, daß wir die Mörder überwunden haben.“ — „Das ist wahr,“ sprach Maller, „ihr habt euch sehr drum angestrengt. Es liegen viele da, die ihr erschluget.“ Als sie die Räuber überwunden hatten, blieben sie die Nacht in der Burg, ritten des Morgens ihren Weg durch die Römerei gen Konstantinopel zu, stiegen zu Schiffe und fuhren über einen Arm des Meeres.

Kaum hatten sie wieder das Land betreten, da kamen ihnen abermals Mörder entgegen, die schrieen mit lauter Stimme: „Ihr müsset hier bei uns bleiben.“ Loher und die Seinen begannen wider sie zu streiten. Als Otto solches sah, zog er zur Stunde sein Pferd an das Meeresufer in eine Hecke zurück und verbarg sich darin. Das sah Maller wohl und fluchte ihm, hätte auch gern gesehen, daß ihn die Mörder erschlagen hätten. Da rannte er ihm mit einem großen Prügel nach und fand ihn tief in einer dichten, unsauberen Hecke allein sitzend. „Du falscher Dieb,“ sprach Maller, „Gott wolle dich ewiglich verdammen, daß du deinen Vetter in solcher Not verläßt. Sehr übel hat er die große Ehre angewendet, die er dir gegeben hat.“ Damit erhob er

seinen Stock und gab Otto einen solchen Streich, daß er ins Wasser fiel und auch darin ertrunken wäre, hätte ihn nicht Maller an einem Bein erwischt und wieder herausgezogen. Dann jagte er ihn vor sich her zu dem Streit und erzählte Lohern, wie sich Otto hinter eine Hecke verborgen hätte. „Bei meiner Treue,“ sprach Loher, „ich bin ein Thor, daß ich ihn je mit mir genommen und noch dazu den Namen mit ihm getauscht habe.“ Darauf fingen sie abermals mit den Mördern zu streiten an. Doch hätten sie schließlich den kürzern gezogen, wäre ihnen nicht der Richter des Landes zu Hilfe gekommen, der war ein kühner Ritter. Er trat zu ihnen und sprach: „Ihr Herren, wo kommt ihr her und wohin habt ihr Begehr?“ Maller sprach: „Gen Konstantinopel, dem König Orscher zu helfen, denn uns ist von ihm gesagt, daß ihn die Heiden überziehen. Wir wollen bei ihm leben oder sterben zur Sühnung unsrer Sünden und kommen auch, um Ehre zu erwerben.“ — „So will ich euch helfen streiten wider die falschen Mörder,“ sprach der Richter, „denn ich bin des Königs Orscher Landrichter. Er bat mich, alle Söldner, die ich träfe, zu ihm zu weisen; er wolle ihnen guten Lohn geben.“ Also schlugen sie alle auf die Mörder, bis diese sich nicht mehr zu wehren vermochten und entwichen. Darauf führte der Richter Lohern und seine Gesellen in sein Haus und geleitete sie dann zu König Orscher, dem griechischen Kaiser; dem sagte er, wie er sie wider die Mörder streitend gefunden hätte und wie sie ihm gegen die Heiden beistehen wollten. Darob ward der König sehr froh, zumal da er hörte, daß des Königs Sohn von Frankreich auch da sei.

Der Kaiser nahm Otto bei der Hand und sprach: „Lieber Herr, wie seid ihr genannt und wo kommt ihr her? das sollet ihr mir sagen.“ — „Herr,“ sprach Otto, „ich heiße Loher und bin König Karls Sohn aus Frankreich.“ — „Ich freue mich,“ sagte König Orscher, „daß ihr mir zu Hilfe kommt.“ Indem trat Zormerin, des Königs Tochter, in den Saal. Da sprach Otto: „Nie hab ich ein schöneres Mägdlein gesehen.“ Das hörte Loher und dachte bei sich: „Ha du, der du meinen Namen führst, ich denke, du gehst fehl; denn ich will sie haben.“ Aber Otto dachte: „Was kümmerts mich, ob Loher samt Maller und seinen Gesellen am Galgen hinge? Er kann nichts weiter als streiten; darum will ich lieber bei den Frauen bleiben. Was hilfts einem Manne, wenn er im Streit erschlagen wird? Bald hat man ihn vergessen. Ein Mann soll sich sein Lebtag gütlich thun, das ist ihm bequemlich. Zarte Speise und guter Wein ist des Lebens Arznei.“ König Orscher sprach zu seiner Tochter: „Komm her, meine liebe Tochter, zu des Königs Sohn von Frankreich; er heißt Loher; empfange ihn tugendlich und danke ihm sehr! er ist hergekommen mir zu helfen. Ich habe dich ihm gelobt! wills Gott, so bist du wohl versorgt.“ — „Lieber Vater,“ sprach Zormerin, „er und seine Gesellen sollen mir willkommen sein. Auch sehe ich dort hinten

einen schönen Ritter stehen, der ist von edlerer Gestalt als der andern einer. Ich wüßte gerne, wer er wäre." — „Tochter," antwortete der Kaiser, „er heißt Otto und ist mir auch behilflich." — „Wenn sie von uns scheiden," sprach Zormerin, „so soll man sie reichlich belohnen, auf daß sie uns großen Dank sagen. Dann, lieber Vater, will ich thun, was ihr mich heißet, und wen ihr küsset, den will ich umhalsen." Darauf saßen sie zu Tisch, König Orscher und seine schöne Tochter, und ihr gegenüber saß Otto. Als Maller dies sah, wär er schier unsinnig geworden und sprach zu Loher: „Herr, ihr seid ein Thor gewesen, daß ihr das nicht vorher bedacht habt." — „Schweiget," sprach Loher, „es möchte wohl mancher die Jungfrau besitzen, der sie nicht verdient. Dennoch kann sie einem zu teil werden, dessen man sich jetzt nicht versieht." So brachte er Mallern zum Schweigen, doch war er in seinem Herzen darum nicht fröhlicher. Nun befahl König Orscher, dem Könige von Frankreich und seinen Gesellen herrliche Kleinode zu bringen und sprach zu Otto: „Loher, heißet eure Gesellen in der Stadt Herberge suchen! Aber ihr selbst sollt hier bei mir in der Burg bleiben; denn ich sorge Tag und Nacht, daß mich die Heiden überfallen. Ist dieser Krieg geendet, so will ich euch meine Tochter zum Weibe geben, und wenn ich nicht mehr bin, sollet ihr König über dieses Land sein." — „Lieber Herr," sprach Otto, „ich danke euch für die hohen Gaben, die ihr mir zusaget." Hierauf schieden Loher und Maller mit ihrer Ritterschaft von Otto und zogen in ein Wirtshaus, dessen Wirt Salomon genannt war. Darin herbergten sie wohl mit dreißig Pferden. Otto aber lag in des Königs Hof und hätte am liebsten gehabt, wenn man Loher gehenkt hätte; denn er mußte sich stets vor ihm fürchten. Doch blieb er immer in Zormerins, der Königstochter, Nähe und sah sie gar zärtlich an; und die Jungfrau bot ihm große Ehre, denn sie wußte nichts anders, als daß er des Königs Sohn von Frankreich wäre. So war Otto mit seinen Rittern eine gute Weile bei Hofe, vergaß Lohern und die andern und kam gar selten in ihre Herberge, als wären sie Heiden gewesen.

Unterdessen verzehrte Loher sein Gut, bis er nichts mehr behielt und alle seine Pferde verkaufen mußte, außer seinem Roß, das sehr gut war; sein Vater hatte es ihm gegeben und er durfte es nicht verkaufen; sein Gesinde wollte es nicht leiden. Der Wirt aber war ein Biedermann, er gab ihnen zu essen auf Treu und Glauben und lieh Lohern wohl zwanzig Mark Goldes, dieweil er ihn für einen wackren Ritter hielt. Doch freilich die zwanzig Mark halfen nicht lange, Loher hatte sie bald verthan, denn er kaufte davon seinen Gesellen Kleider und was ihm selbst von nöten war. Seine Diener sprachen: „Herr, ihr thut unweislich, daß ihr nicht auf die Burg gehet zu König Orscher und ihm offen saget, wie euch der Schalk angeführt hat. Freilich, wüßte der König die Wahrheit, er gäbe ihm seinen Lohn. Wollet ihr damit euren Eid nicht brechen, so wollen wir sämtlich zum König gehen und ihm gerade heraus sagen, wie die Sachen stehn." — „Ihr Herren," sprach

König Loher, „bei meinem Eid, wer das thut, der muß von meinem Schwerte sterben; denn der ist kein biedrer Mann, der seinen Schwur nicht fest hält, und in ihm ist keine Treue. Kein armer Mann soll um der Armut willen seine Seele mit Schuld beladen. Meine Hoffnung ist Gott. Wer sich erhöhet auf Erden, der wird darnach des ewigen Todes sterben; wer sich aber hier demütigt, der soll erhöhet werden im Himmel. Hoffahrt hat keinen andern Ursprung, denn von des Teufels Rat aus der Hölle. Darum laßt uns mit Treue aufrichtig handeln und Gott mit Fleiß dienen; so wird es uns wohl gehen." Als Lohers Gesellen ihn so schön reden hörten, begannen sie zu weinen. Darauf gingen sie zu Tisch; ihrer waren vierundzwanzig, aber die Speise, die sie zusammen hatten, die hätten ihrer zehn wohl essen können. „Ihr Herren," sprach Maller, „ich mag Lohers Dienst wohl loben; doch was ich ihm abgelernt habe, das ist nicht viel: ehe der Sack halb voll ist, läßt er sich leicht zuknüpfen." Als solches der Wirt hörte, erbarmte es ihn, er brachte zwanzig Krüge voll Weines und gab sie Lohern. Dieser dankte Gott und sprach: „Herr Wirt, Gott lasse mich so lange leben, bis ichs euch vergelten kann. Und ihr, liebe Gesellen, habt ihr nicht viel zu essen, so trinket desto mehr!" Da ließ der Wirt auch Essen genug herbeitragen, denn er war gar ein frommer Mann.

Otto erfuhr die Märe, wie Loher und seine Gesellen Armut litten. Darüber freute er sich von ganzem Herzen, ging zu König Orscher und sprach: „Herr, ihr habt in der Stadt einen Söldner, der hat ein gar schönes Roß; es ist das beste, so man finden mag; fünfzehn Meilen macht es in einem Ritt und springt über einen Graben, der zwanzig Schuh breit ist. Herr, dies Roß solltet ihr kaufen, wie man es euch bietet, und solltet ohne Trauern darum geben, was man verlangt. Denn es ist viel zu gut, als daß man es nach Geld schätzen könnte." — „Das will ich gerne thun," sprach König Orscher, rief einem Ritter und hieß ihn das Roß zu erfeilschen. Der Ritter kam in Lohers Herberge, wo Loher gerade mit seinem Wirt Schach spielte, um des Hungers zu vergessen. Der Ritter sprach zu Salomon, dem Wirt: „Wo ist der Söldner, der das schöne Roß hat?" — „Ich bin allhier," sprach Loher. „Lieber Herr," sagte der Ritter, „ich soll mit euch reden; Loher von Frankreich hat dem Könige von euch erzählt, daß ihr ein gar gutes Roß hättet, und hat es ihm sehr gelobt. Darum läßt euch der König bitten, daß ihr es ihm verkaufen wollet." Loher antwortete: „Ich will es ihm gern verkaufen, denn ich kann es nicht behalten. Ich bin meinem Wirt viel schuldig und muß es verkaufen, ihn zu bezahlen." Als der Wirt das hörte, sprang er schnell vor und sprach: „Ihr sollt euer Roß um meinetwillen nimmer verkaufen, und sollte ich euch zehn Jahr umsonst beherbergen und selbst darüber weder Heller noch Pfennig behalten." Dann sprach er zu dem Ritter: „Lieber Herr, gehet wieder zu Loher und saget ihm, er kümmere sich schlecht darum, wie es seinem Freunde hier gehe. Und saget ihm, eh er das Roß von hinnen

führen läßt, will ich ihm mit einem Stecken die Lenden entzwei schlagen." Da mußte der Ritter laut lachen, freute sich des wackren Mannes und nahm Urlaub von dem Wirt und von Loher. Darauf sagte er dem König Orscher alles, was der Wirt ihm entboten hatte. Über diese Antwort war Otto betrübt. Inzwischen sprach Loher zu Mallern: „Lieber Freund, habt ihr nicht gehört, was Otto wider mich gethan hat?" — „Gott wolle ihn ewiglich verfluchen!" sprach Maller, „ach, wann wollen endlich die Heiden kommen, daß man sehen mag, was der falsche Verräter für ein Mann ist!" Also währte es noch einen Monat, daß Loher und seine Gesellen Armut litten.

Eines Tages lag Loher in seinem Bett bis zur Vesperzeit und sah sein Hemd an, das war schwarz. Da sprach er: „Es ist lange her, daß du gewaschen wurdest! Maller, lieber Bruder, gieb mein Hemd einer armen Frau, daß sie mirs wasche; so will ich hier im Bett bleiben, bis es wieder trocken ist." — „Das will ich gern thun," sprach Maller. Da blieb Loher in seinem Bett liegen und entschlief wieder bis an den andern Tag. Des Morgens früh stand Maller auf, nahm das Hemd in seine Hand und sprach: „Hemd, ich will dich selber waschen; ich gönnte einer schlechten Frau nicht, daß sie dich wüsche, denn du bist eines edlen getreuen Fürsten Hemd." Maller ging lange, bis er in einen schönen Garten unterhalb der Burg kam, darin viele Bäume standen. Der Pförtner hatte den Garten offen gelassen, Maller ging mit dem Hemd unter dem Mantel hinein und kam hinter die Burg unter eine Kammer, die auf einer steinernen Säule stand, das war Zormerins Schlafgemach, und von der Kammer ging eine marmorne Stiege in den Garten herab. Unten aber stand ein Brunnen, der war schön; das Wasser lief aus Löwenhäuptern, die mit Gold wohl beschlagen waren; kein schönrer Brunnen ward je gesehen. Maller trat an den Brunnen, warf das Hemd hinein und begann es eifrig zwischen den Händen zu reiben. Inzwischen kam Zormerin und ihre Dienstjungfrau, die war Scheidichin genannt. Als Zormerin das gewahr wurde, wie der Ritter über dem Brunnen stand, sein Hemd zu waschen, verbarg sie sich mit ihrer Jungfrau hinter einer Hecke. Während des hub Maller an: „Ach, du süßer Brunnen, könntest du reden, so möchtest du dich wohl rühmen; denn du sollst heut das Hemd des allerkühnsten Ritters auf Erden waschen. Verflucht sei die Stunde, da er seinen Namen verwechselte, daß man ihn Otto und das Milchgesicht Loher heißen solle. Es ist zum Erbarmen, daß ein so hochgeborner, frommer Mann solche große Armut leiden muß." Als Zormerin diese Rede vernahm, schlich sie heimlich in ihre Kammer und sprach zu ihrer Dienstjungfrau: „Rufe den Ritter, heiße ihn in meine Kammer kommen! Ich will wissen, woher ihm solche Rede kommt." Da ging Scheidichin an den Brunnen und sprach zu dem Ritter: „Lieber Herr, des Königs Tochter Zormerin entbeut euch durch mich, daß ihr zu ihr in ihre Kammer kommet." —

„Das will ich ihr nicht versagen,“ sprach Maller und ging mit der Hoffjungfrau in die Kammer; die war so schön geziert, daß Maller vermeinte, die Kostbarkeit könne gar nicht voll geschätzt werden. Darin saß Zormerin auf einem Stuhl, der mit Edelsteinen und Gold wohlgeziert war. Da Maller sie erblickte, erschrak er und bedachte nun erst die Worte, die er zu dem Brunnen gesagt hatte. Da fiel er vor ihr auf die Knie und sprach: „Ach, Gott wolle Jungfrau Zormerin behüten und alles was sie liebt.“ Und weiter sagte er: „Liebe Jungfrau, ich bitte euch um Gottes willen, daß ihr meinem Herrn zu essen gebet, denn er liegt in seinem Bett noch fastend von gestern her.“ — „Wie heißt euer Herr,“ sprach Zormerin, „dem ihr das Hemd gewaschen habt?“ Als Maller die Frage vernahm, war er so bestürzt, daß er kein Wort zu reden vermochte. Sie sprach: „Lieber Herr, erschrecket nicht! wer in fremde Lande reitet, um Abenteuer zu suchen oder Ehre zu erwerben, der kann nicht zu allen Zeiten haben, was ihm not ist oder was er gern hätte.“ — „Liebe Jungfrau,“ sprach Maller, „da habt ihr wohl recht; denn wäre mein Herr Otto in Lombardenland, so wär er reich und lebte selig.“ — „Wie ist dem,“ versetzte Zormerin, „daß ihr ihn nun Otto nennet? Mich dünkt, ihr verwandelt seinen Namen. Ich hörte, wie ihr bei dem Brunnen sagtet, der Brunnen diene heut dem besten Ritter, der da lebt, das wäre König Karls Sohn aus Frankreich und er heiße Loher. Auch habe ich wohl behalten, wie ihr sagtet: verflucht sei die Stunde, da er seinen Namen verwechselt! Eure ganze Rede habe ich gehört, das kann euch meine Jungfrau bezeugen.“ — „Es ist wahr,“ sprach die Jungfrau, „und da ihr das Hemd mit euren Händen riebet, hatte ich im Sinn, euch dazu ein gutes Klopfholz zu bringen.“ Als Maller das hörte, sprach er: „Frau, es ist wahr, ich habe ein Hemd gewaschen dem frömmsten Ritter, der da lebet. Ich aber will seinen Namen nicht nennen, denn ich habe es mit einem Eide beschworen, ihn bis zu einer bestimmten Frist keinem Menschen zu sagen.“ Zormerin aber hätte gar gern die ganze Geschichte vernommen, wie es denn gemeiniglich der Frauen Sinn ist, so man ihnen ein wenig verrät, haben sie keine Ruhe, bis sie alles erfahren haben. Also fragte sie Mallern abermals; doch dieser sprach: „Frau, ich sage es niemand, der da lebet.“ — „Dazu weiß ich Rat,“ sagte Zormerin, „wir wollen aus dieser Kammer in ein anderes Gemach gehen; dann saget ihr der Erde eures Herren Namen. So mag euer Eid wohl bestehen. Und wenn es sich vielleicht so fügt, daß ich es auch höre, so sollet ihr dennoch sicher sein, daß ich es nimmer sagen werde, bis die bestimmte Zeit erschienen ist.“ — „Liebe Frau,“ sprach Maller, „dieweil ihr es denn haben wollt, so will ich also thun. Versündige ich mich damit, so will ich Gott fleißig bitten, daß er es mir verzeihe.“ Da ging Zormerin mit ihrer Jungfrau hinaus in eine andre Kammer.

Maller sprach: „Erdreich, höre zu! ich klage dir von einem großen Schalke, Otto von Lombardei; der hat meinen Herrn mit seinen Worten dahin

gebracht, daß er seinen Namen mit ihm verwechselt hat, daß mein Herr dies Jahr Otto von Lombardei heißen soll, dagegen er, wie meines Herrn rechter Name ist, nämlich Loher, König Karls Sohn von Frankreich. Das ist sicherlich wahr; und darum bietet König Orscher Otton große Ehre auf meines Herrn Namen; dagegen muß sich mein Herr mit Ottos Namen sehr schämen und mit seiner Ritterschaft solche Armut leiden, wie noch nie ein so großer Herr gelitten hat. Denn er und seine Gesellen haben nicht so viel, daß sie wissen mögen, was sie essen und trinken sollen, oder wie sie sein Roß ernähren können." Da sprang Zormerin in die Kammer und sprach: „Lieber Herr, dein Loher soll genug haben. Fürwahr, die Verräterei hat mir lange geahnt; oft hab ich in der Kirche deinem Herrn die Thränen über die Wangen herab fließen sehen, daß es mich innig erbarmte. Mein Herz hat mirs gesagt und mehr zu ihm sich geneigt als zu dem falschen Schalk Otto. Mein Vater hat mich ihm zwar zum ehelichen Weibe zugesagt, aber er kommt nimmermehr zu mir! Ich verhoffe, dein Herr soll mir noch zu teil werden. Wie heißet ihr?" — „Herrin," antwortete er, „ich heiße Maller." — „Lieber Maller," sprach sie, „ihr sollt eurem Herrn viel Gutes bringen, und ich will ihm noch mehr schicken, daß er und seine Gesellen sich von der Armut, die sie erlitten, allzumal wohl erholen sollen. Es war eurem Herrn eine gute Stunde, da ich euch am Brunnen gefunden habe." — „Liebe Herrin," sprach Maller, „nun gebet mir Urlaub!" — „Wartet," sprach Zormerin, „ich will euch Kleider genug geben." Da ging sie hin, holte ein Hemd ihres Vaters und andere Kleider, dazu einen köstlichen Gürtel; das alles gab sie Mallern, daß er es seinem Herren bringe. Maller dankte ihr sehr und ging aus der Kammer den Weg, den er gekommen war. Da begegnete ihm der Pförtner, der des Gartens hütete, und sprach: „Sag, du Dieb, wo bringst du die Kleider her? Leg sie gleich nieder, oder ich ersteche dich." Maller sprach zu dem Pförtner: „Ein böses Jahr komme über dich! wie hast du heute Morgen so übel gehütet, daß ich dies stehlen konnte!" Da zog der Pförtner seinen Dolch und wollte Mallern erstechen. Aber der entsprang ihm, lief davon, kam wieder in seine Herberge und ging in Lohers Kammer. Loher sprach: „Wo kommst du so allein daher?" Maller warf, was er auf dem Halse hatte, aufs Bett. Darob begann Lohern das Herz zu zittern. „Lieber Gesell," sprach er traurig, „ich besorge sehr, du hast dies Gut irgendwo entwendet, denn die Diebe pflegen früh aufzustehen und gern allein zu gehen. Ich aber will solche Diener nicht haben. Diese Kleider gehören einem großen Herrn an; darum, guter Freund, trag sie wieder dahin, woher du sie gebracht hast, denn sie kommen nimmermehr an meinen Leib." — „Lieber Herr," sprach Maller, „man soll mich billig rühmen, daß ich einen so reichen Mann so listig bestehlen kann. Hätt' ichs einem Armen genommen, so sollte man mich zweimal henken. Aber einem Reichen schadets nicht; er mag es wohl verschmerzen. Also lieber Herr, nehmt nur des reichen Mannes Gut! ich will die Sünde tragen und dazu

nimmer beichten. Besser stehlen als sterben! Doch im Ernst, lieber Herr, ich will euch die Wahrheit sagen: Zormerin, des Königs Tochter, hat euch das geschickt und entbeut euch durch mich, daß ihr es dankbar annehmen sollt; sie wolle euch noch mehr schicken." — „Was ist das?" sprach Loher, „habt ihr ihr gesagt, wer ich bin, so will ich euch nimmer lieben noch Brüderschaft mit euch haben, denn ihr habt eure Treue gebrochen." — „Lieber Herr," versetzte Maller, „verstoßt mich nicht so ganz, bis ich euch die Wahrheit gesagt habe!" Und nun erzählte er, wie er am Brunnen gestanden, wie Zormerin ihn belauscht und ihn in ihre Kammer habe kommen lassen, wie er der Erde sein Leid geklagt und wie alles zugegangen. Dieser Rede war Loher froh, und wäre ihm doch lieber gewesen, wenn es nicht geschehen wäre. „Dieweil es einmal also ergangen ist," sprach er zu Maller, „so ist mir doch in Treuen lieb, daß ihr es nicht von selbst verraten habt; dann wäre ich euch nimmer wieder hold geworden, denn der ist kein frommer Mann, der seinen Eid nicht aufrichtig und redlich hält." — „Herr," sprach Maller, „nun habet guten Mut; ich hoffe, es soll euch wohl gelingen in allen euren Sachen. Denn Jungfrau Zormerin, des Königs Tochter, will euch vor Vesperzeit großes Gut schicken. Wofern es euch gefällt, will ich euch ein Bad bestellen, darin ihr euch wohl reinigen sollt, eh ihr die reinen Kleider anthut." — „Es wäre mir lieb," sagte Loher, „aber ich fürchte sehr, die Wirtin thut es nicht, dieweil ich ihr viel schuldig bin und nichts zu geben vermag." Maller schwieg still, ging aus der Kammer und sprach zur Wirtin: „Liebe Frau, ich bitte euch, richtet meinem Herrn ein gutes Bad!" Sie antwortete: „Gern, lieber Herr." Indem kam ein Knecht vor die Thür, der brachte auf einem Pferd viel Gut und allerlei Kleinode und sprach zu der Wirtin: „Frau, diesen Schatz schickt man dem Gaste, der hier innen liegt." Darüber war die Wirtin sehr erstaunt und sprach zu Maller: „Dies Gut ist eurem Herrn hereingeschickt worden." Er antwortete ihr: „Liebe Wirtin, wer uns das gesandt hat, den wolle Gott vor Unglück behüten! Was ihr uns bisher gütlich aufgetragen habet, das wollen wir euch nun bezahlen." — „Sicherlich," sprach die Wirtin, „darum habe ich nie Sorge gehabt." Maller nahm das Gut auf seinen Hals und trug es in seines Herren Kammer. „Seht, lieber Herr," sagte er: „Das hat uns Jungfrau Zormerin geschickt." — „Gott behüte sie," sprach Loher, „ich will nun um so fröhlicher baden. Da ich weder Heller noch Pfennig hatte, wagte ich weder zu essen noch zu trinken und durfte auch nichts erbitten, was mir not gewesen wäre. Aber dieweil ich Geld habe, so will ich fröhlich sein und meinen frommen Wirt williglich bezahlen. Und nach dem Bade will ich auf mein Roß sitzen und mich ein wenig erreiten; denn es ist mehr denn vier Wochen, daß ich auf kein Pferd gekommen bin. Mein Roß durfte ich nicht besteigen, denn es stund dem Wirt zum Pfande für mich und meine Gesellen." Darauf stand er fröhlich auf, ging in das Bad und wusch sich, und der Wirt rieb ihn und wartete sein gar wohl. Dann bezahlte

Loher seinen Wirt und dankte ihm sehr, daß er ihm so freundlich geborgt hatte, und darnach ließ er seine Herren und Diener rufen und sprach zu ihnen: „Ihr lieben Gesellen, nun bestellet euch gute Pferde und Kleider! ich will euch Geld genug geben.“

Nun höret, was Zormerin sich ausdachte, wie bald sie zu ihrem Vater ging und sprach: „Lieber Vater, ihr habet hier viele Söldner aus fremden Landen liegen, um derenwillen ihr noch nie ein Turnier veranstaltet habt. Ich bitte euch, lasset ein Stechen bereiten, und wer das beste thut, dem gebet ein Roß. Mit solcher Mildigkeit mögt ihr eure Söldner kennen lernen und wohl erfahren, was jeder kann. Denn da König Pynart, wie ihr wisset, in kurzem diese Stadt belagern wird, so wäre es euch gut, wenn ihr erführet, wie ihr euch auf eure Diener und Söldner verlassen könnet.“ — „Liebe Tochter,“ antwortete der Kaiser, „ich hätte es, bei meiner Treue, gern lange schon gethan, aber Loher von Frankreich hat es bisher immer verboten.“ — „Lieber Vater,“ sprach Zormerin, „wäre Loher fromm und kühn, und wär' er von dem Blut, dessen er sich rühmt, so würde er das nicht hindern, denn alle seine Sinne stünden nach Turnieren und Stechen. Ich sage euch fürwahr, wäre er ein König über zehn Königreiche und nicht tapfer, so würd' ich ihm nimmer zu teil. Denn ich will keinen verzagten Mann nehmen. Auch möchte er dies Land übel regieren und beschirmen, denn die Heiden sind uns viel zu feind.“ Solches hörte ihr Vater gern, also ließ er ein Stechen vor seinem Palast ausrufen. Da wollte er sechs Bretter aufrichten lassen auf sechs Stangen, und wer die Bretter niederstäche, der sollte ein Roß von ihm erhalten, das hundert Mark Gold wert wäre. Darob begannen sich alle Söldner sämtlich zu freuen, nur Otto nicht, der erschrak von ganzem Herzen und fluchte mehr denn hundertmal allen denen, die dazu geraten hatten. Der König ließ die Bretter aufrichten, auf daß man am Donnerstag stechen sollte. Ach Gott, wie lang ward Lohern die Zeit, bis der Donnerstag kam!

Als nun der Tag erschien, ging König Orscher mit seinen Herren an eine Zinne; bei ihm waren Herren, Grafen und Ritter wohl hundert und zehn. Auf der andern Seite stand Zormerin mit dreißig Jungfrauen; sie war schön bekleidet mit einem Mantel, der voll edler Steine und vorn mit einem Karfunkel geschmückt war, und sie war so schön, daß kein Mann sie anschauen konnte, ohne von Liebe zu ihr entzündet zu werden. Viele hatten schon ihrer begehrt, waren aber alle durch den Korb gefallen. So stand sie an der Zinne, neben ihr Scheidichin, ihre Dienstjungfrau. Indem kam Otto zu Zormerin und sprach: „Liebe Jungfrau, ich will hier bei euch stehen, zu schauen wer am besten steche, denn ich verstehe mich gar wohl darauf, wem der Dank des Spiels gebührt. Jungfrau, saget mir, wie denkt ihr darüber?“ Da sprach sie: „Ich denke, wollet ihr schöne Frauen erwerben mit Essen,

Trinken und Schlafen und vermeinet ihr, mich also zu kaufen, so irrt ihr euch. Meine Ritterschaft und jedermann möchte dann sprechen, ich hätte einen faulen Buben genommen, der mit dem Schwert nichts ausrichten könnte. Verflucht sei die Stunde, da ich euch zuerst ersah, sollt ich einen so verzagten Mann haben! Reitet hinaus, Ehre zu erwerben! sonst möchtet ihr in Schande und Verachtung fallen; denn die Leute sagen viel eher das Böse als das Gute." Da ging Otto ganz beschämt von dannen, er mußte sich gestehen, daß sie ihm die Wahrheit gesagt hatte; also rüstete er sich zur Stunde und saß auf ein Pferd; da war er ein schöner Herr, so daß König Orscher zu den Seinen sprach: „Sehet, welch ein schöner Mann ist Loher von Frankreich! was für ein Paar wird er und meine Tochter werden!" Wie nun jedermann zum Stechen vor den Palast kam mit Pfeifen und Drommeten, da kam auch Loher mit einer großer Menge seiner Ritterschaft und hatte zwei Herolde, zwei Trompeter und viele Knappen, die mit ihm liefen. Als Zormerin Lohern sah, ward sie von ganzem Herzen froh, und König Orscher fragte sogleich: „Wer ist der weidliche Ritter, der mit einem so stattlichen Gefolge kommt?" — „Herr," sprachen seine Diener, „es ist Otto von Lombardei, der so arm war. Wir meinen, er habe jemand ermordet oder das Gut gestohlen, denn sonst könnte er nicht solchen Aufwand machen." — „Fürwahr," sprach der König, „es ist nicht lange her, daß mir gesagt ward, er lebe in großer Armut." Auch Otto, der seinen Vetter so köstlich reiten sah, verwunderte sich sehr, wo ihm der Reichtum herkomme. Jetzt ritt Maller zu Otto heran und sprach: „Herr, eure Hoffart wird sich wenden. Wenn ihr auch vermeinet, daß wir nichts hätten, so haben wir doch Geld und Gold genug, mag es euch lieb oder leid sein. Wer sich der Bosheit befleißt, dem soll darnach sein Lohn werden." Otto that, als ob er Mallern nicht gehört hätte und ritt vor sich hin zu dem Stechen. Und er nahm den Speer unter den Arm und rannte so geschwind, daß er weder hörte noch sah, denn er saß auf einem guten Roß. Als er aber zu dem Brett kam, wider das man stechen sollte, erschrak er so sehr, daß er das Brett nicht traf und der Speer sich in seiner Hand senkte. Nun war vor dem Brett eine tiefe Grube voll Schlamm und Unrat. Da konnte sich sein Pferd nicht halten, es fiel mit seinem Reiter hinein, daß Otto über und über besudelt ward und sich wie ein Schwein in einem Pfuhl darin herum wälzte. Da brach Maller in ein lautes Lachen aus, aber Loher sprach: „Maller, schweiget! thäte das ein andrer von meinem Gesinde als ihr, ich wollt es ihm nimmer vergessen." Als aber Zormerin Ottos Fall erblickte, hätte sie dafür nicht einen Wagen voll geschlagnen Goldes genommen.

Nun legte Loher seinen Speer ein und rannte wider die Bretter; der Speer war stark und brach nicht; aber er traf das Brett so hart, daß die Stange entzwei brach. „Allmächtiger Gott," sprach die Ritterschaft, „wer sah je einen so starken jungen Ritter? Er sollte billig ein ganzes Königreich regieren." Und die Herolde sagten zum König Orscher: „Herr, gebet diesem

jungen Ritter Gut und Pferde genug, denn ihr könnet ihm nie zu viel geben, er ist es wohl wert." Als Zormerin das hörte, war sie von ganzem Herzen froh und sprach zur Jungfrau Scheidichin: „Geh gleich hin zu Maller und heiß ihn seinem Herrn sagen, er solle einen offnen Hof halten; ich will ihm Guts genug zustellen; denn das ist er wert, dieweil er so wohl stechen kann. Das Milchgesicht hat mich verloren." Scheidichin hieß einen Schildknecht Mallern zu sich rufen. Und als er kam, sagte sie ihm alles, was ihre Herrin ihr aufgetragen. Da sprach Maller: „Liebe Jungfrau, Gott lohne eurer Herrin und euch! Mein Herr und ich wollen es, so Gott will, wohl um euch verdienen." Dann saß er wieder auf und ritt auf den Plan zurück. Dort sagte er Lohern, was ihm Jungfrau Zormerin entbieten ließ. „Ewiger Gott," sprach Loher, „ich danke dir für deine himmlische Gnade! ich hoffe, nun hab ich all mein Unglück überstanden." Darnach rief er zehn Herolde und sagte: „Reitet hin, ihr lieben Gesellen, und ladet mir alle, es sei Ritter oder Knecht, edel oder unedel, Bürger oder Bürgerssohn, jung oder alt, alle die, so um Ritterschaft oder Waffenübung in dieser Stadt sind, daß sie heut Abend mit mir und den Meinen essen mögen." Da dies die Herolde hörten, sprach einer zum andern: „Wer hat diesem Ritter das große Gut gegeben? Es ist noch nicht acht Tage, daß er vor großer Armut sein Roß verkaufen wollte. Nun will er offnen Hof halten! das ist ja eine gewaltige Hoffart. Ich denke, wenn die Mahlzeit heut Nacht gehalten ist, läuft er morgen hinweg." Loher aber war sehr fröhlich, er dankte Gott von Herzen, daß es ihm den Tag so glücklich ergangen war, und freute sich der Liebe, die Zormerin zu ihm hatte, viel mehr denn über alles Gold und Silber, das sie ihm schickte. Jetzt war seine ganze Sorge, wie er die Leute, die er den Abend geladen hatte, wohl bewirten möchte; darum sprach er zu Maller: „Höre, verlaß dich nicht allein auf den Wirt, sondern sieh selbst zu, daß wir genug haben!" — „Herr," sprach Maller, „darum sollt ihr nicht sorgen."

Nun dankte der König Orscher Lohern und entbot ihm, daß er zu ihm an den Hof zum Essen kommen solle. Loher entbot ihm zurück, er solle es ihm nicht übel deuten, denn es wäre ihm jetzt nicht gelegen, da er selber einen Hof halten wolle. Als das der Kaiser hörte, nahm es ihn sehr wunder, woher ihm das Gut käme. Loher aber ritt in seine Herberge und ließ kaufen, was er erlangen konnte, und bewirtete seine Gäste wohl. Er hatte soviele Leute bei sich, daß er sie nicht alle im Hause setzen konnte, sie mußten mehr denn zur Hälfte im Garten und auf der Gasse sitzen. Es standen da große Bütten voll guten Weines, beides weiß und rot, und wer wollte, der mochte trinken, wie ihn gelüstete. Da waren über zweihundert Menschen, die so voll Weines waren, daß sie ihre eigne Sprache nicht reden konnten, und mancher sprach, er wolle morgen fortlaufen, er könne den Wirt nicht bezahlen. „Liebe Freunde," sprach Loher, „darum sorget nicht! ihr sollt dafür nichts bezahlen. Mein Wirt ist ein frommer Mann, er borgt mir gern." — „Lieber Herr,"

sprach der Wirt, „verzehrt nur lustig das eure! Wie ihr mich bezahlt, darum sorg ich so wenig, als ob ich das Geld schon in meiner Hand hätte.“ Da sprachen manche Ritter: „Fürwahr, der Wirt ist so voll wie einer der Gäste; aber morgen werden wir ihn wohl ein ander Lied singen hören.“ So blieben sie beisammen in großen Freuden bis Mitternacht, da schied jedermann von dannen. Und Zormerin vergaß nicht, Lohern, eh es Tag ward, großes Gut zu schicken. Da sprach Loher. „Lieber Wirt, nun bezahlet, wo ihr die Kost gekauft habt, und behaltet das übrige. Bedürfet ihr aber Geldes, so sollt ihr mirs nicht verschweigen; ich will euch genug geben.“ Dafür dankte ihm der Wirt sehr.

Des Morgens zog sich Loher köstlich an und ging mit seinen Gesellen zur Kirche, und als ihn Zormerin sah, hüpfte ihr Herz vor Freude und sie sprach: „Lieber Vater, ladet doch diesen kühnen Ritter, daß er heute Morgen mit euch esse, denn er ist der, der gestern so wohl stach und den Preis verdiente. Ihr habt mir Lohern gegeben; aber er soll mein Mann niemals werden; denn er stach ganz erbärmlich. Sahet ihr nicht, wie er in der Pfütze lag und sich wälzte wie ein fettes Schwein?“ Der König wußte wohl, daß seine Tochter recht hatte; darum bat er Lohern, den Morgen mit ihm bei Hofe zu essen. „Herr,“ sprach Loher, „das will ich nicht thun! ich will nicht an euren Hof kommen, ich habe es denn verdient im Kampfe gegen die Heiden.“ Zormerin ging zu Loher hin, bot ihm ihre Hand und sagte ihm einen guten Morgen. Darnach kehrte Loher in seine Herberge zurück, und dies blieb so wohl vierzehn Tage anstehen.

Da kam der König Pynart wohl mit zweihunderttausend Heiden und brachte mit sich vierzehn heidnische Könige. Als die Heiden in das Land einfielen, flohen die armen Leute zu König Orscher und sprachen: „Gnädiger Herr, König Pynart ist über uns gekommen mit großem heidnischen Volk, ihrer sind wohl zweihunderttausend.“ Darüber ward König Orscher betrübt, rief sogleich Otto zu sich und sprach: „Loher, ich befehle euch mein Banner. Heißet die Ritterschaft sich zur Stunde wappnen!“ Als das Otto hörte, erschrak er von ganzem Herzen und dachte heimlich: „Ach Gott, wie wird es mir angethan, da ich nun streiten soll? nichts thät' ich unlieber.“ Doch sprach er mit lachendem Munde: „Herr, ich will das Beste thun und gehen mich zu wappnen.“ — „Das thuet,“ antwortete der König, „und thuet es bald!“ Da ließ Otto durch die Gassen ausblasen, daß jedermann sich zum Streite rüsten solle. Als das die Söldner hörten, legten sie ihre Harnische an, und auch Loher mit seiner Ritterschaft wappnete sich. Da sprach Otto zu einem seiner Diener: „Lieber Freund, geh hin zu meinem Vetter und sage ihm, mir sei von ganzem Herzen leid, daß ich ihn erzürnt habe. Ich habe bösem Rate gefolgt und bin bereit ihn um Verzeihung zu bitten, damit er mir nur

aus diesem Kummer helfe. Denn unser König hat mir befohlen, sein Banner wider die Heiden zu führen in dem großen Streit, der jetzt bevorsteht. Aber damit kann ich mich nicht befassen; mein Vetter versteht sich viel besser darauf, denn er ist ein kühner, starker Mann. Und will er sich des Banners annehmen, so will ich ihm Zormerin, die mir der König zur Hausfrau geben will, gern überlassen. Ich will lieber einer Frau entbehren als diesen Streit führen." — „Junker," sprach der Schildknecht, „ich will die Botschaft gern ausrichten, und es wäre gut, wenn Loher sich des Streites unterwände; denn führtet ihr das Banner, so dürfte es euch schwerlich wohl gehen, und möchten damit die frommen Christen zu großen Schaden kommen." — „Lieber Freund," sprach Otto, „du hast wahr geredet, darum geh schleunigst hinweg und richte die Botschaft wohl aus!" Der Knecht ging in Lohers Herberge und nahm ihn heimlich auf die Seite. „Lieber Herr," begann er, „eurem Vetter Otto ist von ganzem Herzen leid, daß er euch je erzürnt hat, und er spricht bei seinem Eid, böse Leute hätten ihn dazu gebracht. Er bittet euch um Gnade, und was er wider euch verbrochen hat, das will er nach eurem Belieben büßen, und um damit einen Anfang zu machen, bietet er euch die Ehre an, das Banner zu führen, das ihm der König befohlen hat. Noch mehr, er will euch die schöne Zormerin, die der König ihm gelobt hat, zu einer Hausfrau geben." — „Freund," sprach Loher, „ich habe keinen argen Willen, zumal nicht gegen meinen Vetter. Ich halte ihn für einen weisen und dazu hochgeborenen Mann, und hat ihm der König sein Banner befohlen, so ist es gewiß gut mit ihm versorgt. Ingleichen wenn ihm Gott eine Frau beschert hat, so begehr ich sie ihm nicht zu nehmen. Und saget ihm einen Gruß von mir, er solle wohl zusehen, daß er das Banner nicht fallen lasse, sonst wollt ich ihm sein Haupt abhauen; denn wenn er es fallen ließe, möchten uns die Heiden alle überwinden." Als der Schildknecht das hörte, war er sehr betrübt, ging wieder zu König Otto und erzählte ihm, wie er die Botschaft ausgerichtet und was ihm Loher geantwortet hätte. Wie Otto dies vernahm, wär er schier ohnmächtig geworden, denn ihm war nicht wohl beim Streiten oder Fechten.

Nun saß der Kaiser auf sein Pferd, nahm das Banner in die Hand und übergab es Otton. Dieser empfing es und ritt vor die Stadt mit dreißigtausend Christen. Auch Loher ritt mit hinaus und hatte auf seinem Helm einen seidnen Ärmel, mit güldenen Spangen wohl besteckt, den ihm Zormerin gegeben hatte. Die Königstochter ging auf einen Turm, dem Streite zuzusehen, und erkannte Lohern an dem Ärmel. Da bat sie Gott von ganzem Herzen, daß Otto nicht wieder heimkehre.

Als die Heiden die Christen gegen sich ziehen sahen, stellten sie sich zur Wehr und schlugen heftig auf sie, und auch die Christen wehrten sich kühnlich, und es entstand eine große Schlacht. Da Otto die Heiden so greulich streiten sah, erschrak er so sehr, daß er das Banner fallen ließ und zu seinen Ge-

sellen sprach: „Ihr lieben Freunde, ich will nicht mehr hier bleiben, sondern in die Lombardei reiten; denn ich habe große Sorge, die Heiden werden mich hier erschlagen. Und gäbe mir König Orscher noch ein Königreich zu dem seinen, ich wollte doch nicht hier bleiben.“ Als seine Diener das hörten, sprachen sie alle zusammen: „Gott möge euch verfluchen! Ihr schändet alle Lombarden. Darum reitet allein hinweg! Wer einen schlechten Herrn verliert, der mag Gott loben.“ Nun kam König Pynart mit zehntausend Heiden und begegnete Otton, eben da er zu fliehen begann. Als Otto sie auf sich zukommen sah, rief er mit lauter Stimme: „Ihr lieben Herren, tötet mich nicht; denn ich will gern Gott verleugnen und an Machomet glauben.“ Da ward Otto gefangen und in ein Zelt geführt. Darauf begann König Pynart und sein Volk von neuem zu streiten. Die von Konstantinopel aber erschraken sehr, daß ihr Banner gefallen war. „Verwünscht,“ sprach Orscher, „daß ich Lohern von Frankreich jemals an meinen Hof nahm und ihm soviel vertraute! er hat sich heute nicht wie ein biedrer Mann gehalten.“ Damit ritt er zornig gegen die Heiden vor, kam aber zu fern von den Seinen. König Helding stach ihn nieder, und die andern Heiden fingen ihn. Als das die Christen sahen, wurden sie sehr unmutig. Aber Loher schlug mächtig auf die Feinde los und Maller, sein Gesell, fehlte auch nicht. Die beiden kamen so weit vor, daß sie das gefallene Banner vor sich liegen sahen. „Lieber Gesell,“ sprach Loher, „streite nur wacker, bis ich absitzen kann und das Banner wieder aufgehoben habe.“ Da schlugen die zwei greulich darein, bis daß sie eine Weite um sich machten. Nun sprang Loher vom Roß und riß das Banner in die Höhe; aber es war sehr besudelt von den Füßen der Pferde. Loher sprach: „Halte du das Banner!“ Also schwenkte es Maller hoch auf. Darüber wurden die Christen sehr erfreut und schlugen wieder mutig drein. „Allmächtiger Gott,“ sprach Zormerin, „nun behüte mir meinen trauten Liebsten! er ist der allerkühnste Mann, der je ein Roß bestieg.“

Jetzt kam Loher bis in die Nähe von König Pynarts Banner; da sah er den gefangnen König Orscher, der heiße Thränen weinte. Als Loher dies erblickte, rannte er hinzu und schlug auf die Heiden, die Orscher hüteten, daß er ihnen die Häupter bis auf die Zähne zerspaltete. Darauf ergriff er ein Roß, gab es seinem Herrn und sprach: „Sitzet auf und streitet wacker!“ — „Freund,“ sagte der Kaiser, „du hast mich heute vom Tode erlöst. Dafür will ich dir meine Tochter und mein Königreich geben. Loher von Frankreich hat mich verraten und soll meine Tochter nimmermehr bekommen.“ Damit stritt er gewaltig gegen die Heiden. Und als er Maller mit dem Banner einher reiten sah, dankte er Gott und fragte: „Wer mag das Banner aufgerichtet haben?“ Darauf antworteten ihm seine Diener: „Herr, das hat derselbe gethan, der euch von den Heiden erlöst hat. Wahrlich, große Arbeit hat er darum gelitten.“ — „Bei meiner Treue,“ sprach der Kaiser, „das will ich ihm wohl lohnen. Sehet, liebe Freunde, ist das nicht ein großer

Jammer, daß mich der so gar betrogen hat, dem ich so sehr vertraut habe? Wäre dieser fromme Ritter nicht gewesen, so wären wir alle von den Heiden erschlagen worden."

Unterdessen hatte Zormerin auf Loher wohl acht, denn das Schlachtfeld war nahe bei der Stadt, also daß sie ihn oft bei seiner Ritterschaft erkennen mochte. Da erblickte sie plötzlich, wie wohl zehntausend Heiden Lohers Pferd unter ihm erschlugen, und sah ihn nicht wieder aufsitzen, noch jemand ihm zu Hilfe kommen. Loher ward überwältigt und gefangen. Da schrie Zormerin laut auf und fiel in Ohnmacht. Nun suchte Maller seinen Herrn überall im Kampfgewühl, und da er ihn nicht fand, ritt er zu König Orscher und sprach: „Herr König, wo ist mein Herr und Meister?" Er antwortete ihm: „Bei meiner Treue, ich weiß es nicht." — „Du falscher König," sprach Maller, „so dankst du ihm dafür, daß er dich heute aus der Gefangenschaft der Heiden erlöst hat? Wahrlich, du hast verloren den allerbesten Mann, der in deinem Lande ist. Denn er ist Loher, des Königs Sohn von Frankreich; ich brauch es dir nicht zu verschweigen, denn das Jahr ist nun um. Otto von Lombardei hat dich betrogen; meinen Herren hat er mit feinen Worten dahin gebracht, daß er seinen Namen mit ihm getauscht hat." Als der König die wundersame Mär vernahm, rief er: „Nun wohlan, ihr Herren, laßt uns sogleich Lohern suchen! ich wollte lieber alles verlieren als ihn." Nun suchte der König Lohern sehr, aber er konnte ihn nicht finden; darüber betrübte er sich von Herzen. Maller war schier wahnsinnig und Lohers Diener trauerten alle, weil sie ihren Herrn nicht fanden. Die Nacht brach herein und König Orscher zog wieder in die Stadt Konstantinopel.

Zormerin ging ihm entgegen und sprach: „Vater, ich möchte euch wohl hassen, daß ihr den verloren habt, der euch vom Tode erlöste. Ihr wißt nicht, wer er gewesen ist." — „Liebe Tochter," sagte König Orscher, „ich weiß es wohl; denn Maller hat es mir gesagt; Otto, das Milchgesicht, hat mich und dich betrogen, und dazu hätte er seinen Blutsfreund gern zu Schanden gebracht. Gott wolle Lohern behüten und Otto nimmer wiederkehren lassen!" Da begann Zormerin bitterlich zu weinen, und als alle zu Tisch gingen, mochten Zormerin und Maller nichts essen. Dann begab sich jedermann in sein Gemach. Auch Zormerin ging in ihre Kammer und schickte nach Mallern. Da saßen sie beide die ganze Nacht und weinten und schluchzten. „Ach Gott," sprach Zormerin, „wenn ich nun meinen Liebsten verliere, so begehr ich nicht länger zu leben." Maller sagte: „Herrin, ich will mich morgen früh verstellen in eines Heiden Weise und will meinen Leib wagen, meinen Herrn zu suchen. Ich kenne der Heiden Art wohl und erfahre es gewiß unter ihnen, ob mein lieber Meister tot sei." So blieben die beiden die ganze Nacht bei einander, wachend und sorgend um den verlornen Freund.

Morgens ging Maller in seine Herberge und rief seine Diener zusammen. „Ihr lieben Freunde," sprach er, „legt euern Harnisch an, denn ich will hinaus reiten unter die Heiden und unsern Herrn suchen. Ihr kennet mein Hörnlein wohl. In einem Walde sollt ihr meiner warten, und wenn ihr mich blasen hört, so kommt mir zu Hilfe! darum bitt ich euch freundlich." — „Das wollen wir gerne thun," sprachen seine Diener. Nun werdet ihr große Treue hören von Maller, wie er seinem Freund zu Hilfe kam. Er rieb sein Angesicht mit Kraut, führte die Diener dahin, wo sie seiner warten sollten, und ritt in der Heiden Lager, bis er vor König Pynarts Zelt kam. Da stieg er von seinem Pferd ab, ging in das Zelt und sprach: „Machomet, der alle Dinge erschaffen hat, wolle meinen Oheim, den König Pynart, behüten und König Orscher samt allen Christen verfluchen! Oheim, ich bin des Königs Gloriaus, deines Bruders, Sohn. Mein Vater, dein Bruder, hat mich mit zwanzigtausend Gewappneten zu dir hergeschickt, dir zu helfen. Aber Orscher und die Seinen haben mich im Walde überfallen und mir alle meine Gesellen erschlagen. Ich bin mit Not kaum davon gekommen. Rächst du mich nicht an ihm, so will ich mich selber töten." Damit schlug und raufte er sich und erhob so großen Jammer, daß es die Heiden erbarmte. „Lieber Freund," sprach König Pynart, „gehabt euch wohl! Ich weiß wohl, daß ihr mein rechter Neffe seid, denn ich habe erfahren, daß mein Bruder einen schönen Sohn in eurer Größe hat. Saget mir, wie geht es meinem Bruder?" — „Es geht ihm gut," antwortete Maller, „und er läßt euch durch mich freundlich grüßen. Ich aber bitte euch sehr, daß ihr mich zu einem Ritter schlagen wollet. Mein Vater hat mich auch darum hergeschickt. Und, lieber Oheim, rächet mich vor allem an dem bösen Schalk Maller, denn ich habe erfahren, daß er mir den größten Schaden gethan hat, und noch draußen auf euch lauert, um euch zu schaden." — „Lieber Neffe," sprach König Pynart, „ich will nicht von Konstantinopel weichen, ehe ich die Stadt gewonnen, die Christen darin allesamt verbrannt und Mallern an einen Galgen gehängt habe. Eures Schadens aber sollt ihr bald vergessen; ich habe wohl achtzig Christen gefangen, an denen mögt ihr eure Rache üben." Da fiel Maller vor ihm auf die Knie und sagte: „Edler Oheim, gebt mir die Christen, daß ich mich an ihnen räche!" — „Nehmet sie alle in eure Gewalt," sprach König Pynart, „zerschneidet oder bratet sie, macht mit ihnen was ihr wollt! doch vorher will ich euch zum Ritter schlagen." Da schlug König Pynart Mallern zum Ritter nach heidnischer Sitte. Maller nahm seine Lanze in die Hand, warf sie wohl eine Stunde lang um seinen Kopf herum und sprang dabei von einem Ende an das andre. „Machom," sprachen die Heiden, „das ist ein edler Mann. Würde unser König erschlagen, so wollten wir ihn zu seinem Erben wählen." Darauf schickte König Pynart nach den Gefangnen, welche alsbald vor Maller gebracht wurden. Maller hatte seinen ganzen Harnisch an und sein Schwert an der Seite, und da er Lohern sah, ward er viel fröhlicher, als wenn man

ihm ein Königreich gegeben hätte. Alsbald zog er sein Schwert und schlug einen Lombarden, daß ihm das Haupt auf der Erde lag, ebenso den zweiten und den dritten. Wie Otto dies sah, rief er mit lauter Stimme: „Edler König Pynart, ich will gern Gott verleugnen und an Machomet glauben.“ Da ging Maller zu ihm, ergriff ihn beim Arm, denn er hätte ihn viel lieber getötet als der andern einen, und damit hob er sein Schwert auf. Aber König Helding rief ihm zu: „Diesen tötet nicht! er will an Machomet glauben; auch ist er mein Gefangener und hat sich mir anvertraut.“ — „Ei,“ sprach Maller, „er soll desto eher sterben; denn ein böser Christ giebt keinen guten Heiden.“ — „Nein,“ sagte König Helding, „man soll ihn versuchen; er muß auf das Kreuz treten und Christum schmähen. Wenn er das gethan, so wollen wir ihm bloß Nase und Ohren abschneiden.“ — „Lieber Neffe,“ sprach König Pynart zu Maller, „erzürnet den König Helding nicht, denn er ist hergekommen um mir zu helfen wohl mit hunderttausend Heiden.“ — „Lieber Oheim,“ versetzte Maller, „es bekümmert mich gar sehr, daß der Schalk so davon kommen soll. Seht, was für Arme und Beine der Schuft hat! verflucht sei die Mutter, die ihn geboren!“ Da gingen die Heiden zu Rate und sprachen sämtlich, Otto solle nicht sterben, dieweil er an Machomet glauben wolle.

Da ging Maller zu Lohern, zog ihn am Arme, daß er auf die Erde niederfiel, und gab ihm viel harte Streiche auf den Rücken. Aber Loher sprang bald wieder auf seine Füße und schlug Mallern auf den Mund, daß ihm zwei Zähne ausfielen und das Blut über sein Angesicht herabrann. Da fiel Maller vor König Pynart auf die Kniee nieder und sagte: „Oheim, ich bitte euch, erlaubt mir diesen Schalk zu henken, der mich so übel geschlagen hat!“ — „Es ist mir recht,“ sprach der König, „thut mit ihm, was ihr wollet!“ Maller sprach: „Ich will vor Konstantinopel einen Galgen aufrichten, daß es die Christen darinnen genau sehen können; daran will ich den bösen Schalk henken. Nun fahet mir diesen Bösewicht und führet ihn auf den Berg hinauf! dort errichtet einen Galgen!“ Da ward Loher von den Heiden unbarmherzig gefesselt und ihm ein Strick um den Hals geworfen. Und Loher rief Gott von ganzem Herzen an, daß er seiner Seele gnädig wäre, denn er meinte nicht anders, als daß er sterben müßte. Nun ward ein Galgen aufgerichtet; das sahen die Christen, die sich in dem Gehölz versteckt hatten, und baten Gott, daß es ihnen und Mallern glücken wolle, Loher zu erlösen. Als Loher den Galgen erblickte, sprach er bei sich selber: „Ach, Vater, wüßtest du im fernen Frankreich, wie hart es mir ergeht, ich hoffe, du hättest Mitleid mit mir. Ach, du schöne Zormerin, dich habe ich so sehr geliebt und meinen Leib um dich gewagt, nun seh ich dich nimmermehr. Ach, Maller, du getreuer Bruder mein, wahrlich, wüßtest du, daß man mich morden will, du ließest es nicht, du kämst, mir zu helfen. Nun habe ich dich und alle verloren.“ Indem sprach Maller zu ihm: „Höre, du Schalk, willst du deinen

Gott verleugnen, so will ich dich leben lassen." — „Das thue ich nicht," antwortete Loher, „ich litte eher hundertmal den Tod. Ich bitte euch, edler Herr, lasset mich nur so lange leben, bis ich gebetet habe." — „Nun meinethalben," sprach Maller, „daß dich der Teufel hole! denn du bist ein Unseliger, daß du nicht deinen Gott verleugnest und an Machomet glaubst." Da begann Loher herzlich zu weinen, so daß es Mallern sehr erbarmte; darum sprach er zu denen, die ihn hielten: „Lasset den armen Tropf ungehalten stehen, bis er sein Gebet gesprochen!" Nun betete Loher lange und andächtig, auf den Knieen liegend, dann stand er auf, machte ein Kreuz vor sich und befahl seine arme Seele Gottes ewiger Gnade.

Zur Stunde blies Maller sein Hörnlein, lief zu Lohern, nahm ihm die Binde von den Augen und sprach: „Sehet, lieber Herr! ich bin Maller. Zormerin hat mich zu euch geschickt und ist sehr betrübt um euch." Darauf schlug er einem Heiden sein Haupt ab, nahm ihm das Schwert und gab es Lohern. „Herr," sprach er, „nun wehret euch wie ein kühner Löwe!" Da nahm Loher das Schwert und schlug gewaltig auf die Heiden. Als aber die Heiden sahen, daß sie von Maller betrogen waren, rannten sie herbei und begannen wider die Christen zu streiten; denn nun kamen auch Mallers Diener aus dem Gehölz, brachten Mallern und Lohern zwei gute Pferde und stritten für sie so lange, bis sie beide im Sattel saßen. Dann kehrten sie um und ritten gen Konstantinopel. Aber die Heiden jagten ihnen wütend nach.

König Orscher stand auf der Mauer und sah, daß auf dem Feld ein wildes Gejage entstand. Alsbald sprach er zu seinen Dienern: „Ich hoffe, Maller bringt Lohern wieder. Geschwind auf! legt eure Harnische an, daß wir ihnen zu Hilfe kommen!" Damit ließ er die Schlachthörner blasen, die Seinen waren schnell gerüstet und ritten zur Stadt hinaus. Als Loher den König erblickte, grüßte er ihn. Da sprach König Orscher: „Lieber Loher, wie seid ihr den Heiden entkommen?" — „Herr," antwortete Loher, „wir haben jetzt nicht Zeit zu reden; denn die Heiden sind uns so nahe, daß wir mit ihnen streiten müssen." Einer von König Orschers Dienern ritt zurück und brachte Zormerin die frohe Kunde, daß Loher befreit sei. Unterdessen begann der Kampf; beide Teile schlugen grimmig auf einander. König Helding und Maller trafen sich mit den Speeren, daß sie beide von den Pferden fielen und von den Ihrigen aufgehoben wurden. König Pynart sprach zu den Heiden: „Es betrübt mich sehr, daß mich der Schalk so betrogen hat, darum will ich die ganze Christenheit vertilgen." Indem erblickte er Mallern und rief: „Du falscher Verräter, du Bube, wie darfst du so kühn sein, mich Oheim zu heißen?" — „Lieber Oheim," sprach Maller, „ich kündige euch die Vetternschaft jetzt auf." Als dies König Pynart hörte, rannte er mit einem scharfen Speer auf Maller los und Maller gegen ihn. Und er traf den König so gut, daß er ihm den Speer ein gutes Stück in den Leib stieß und Pynart mit großen Schmerzen vom Pferde fiel; ja er hätte ihn getötet, wäre

nicht König Helding seinem Herrn zu Hilfe geeilt und hätte ihn wieder auf das Pferd gehoben. „Oheim,“ sprach Maller, „wie gefällt euch der Stich?“ Aber der König wollte nichts mehr von seinem Neffen wissen, sondern ließ sich in sein Zelt tragen. Dort fand man Otto nicht mehr, denn er war den nächsten Weg gen Mailand heimgelaufen.

Als Otto nach Hause kam, fand er seinen Vater nicht, denn der war gestorben. Das Volk empfing ihn als seinen rechtmäßigen Herrn und krönte ihn zum König. Otto aber bedachte nichts weiter, als wie er seinem Vetter Loher Schaden thun könnte. Ja er schwur sogar einen Eid, er wollte nicht eher ruhen, als bis er Loher und Maller ins Verderben gebracht hätte. Und diesen Schwur hielt er auch, wie ihr später noch vernehmen werdet.

Als die Heiden ihrem verwundeten König in das Lager nachgefolgt waren, ließ König Orscher zum Rückzug blasen; denn es war schon spät geworden. Zormerin ging ihm entgegen vor den Palast, und als sie Lohern erblickte, erschrak sie vor Liebe so sehr, daß sie kein Wort reden konnte. Da sprach König Orscher: „Loher, hier steht meine Tochter, die will ich euch zu einem ehelichen Gemahl geben, wenn ihr euch auch fernerhin so ritterlich halten wollet, wie ihr bisher gethan.“ — „Herr,“ sprach Loher, „ich danke euch inniglich.“ Damit ging er zu Zormerin, umarmte sie und sprach: „Liebe Herrin, danket Mallern! er hat mich von den Heiden erlöst und um meinetwillen mehr gethan, als je ein Mensch für den andern that.“ Da sagte Zormerin: „Das will ich gerne thun!“ und nun küßte sie den treuen Maller auf den Mund und führte ihn an ihrer weißen Hand in den Saal. König Orscher, Loher, viele Ritter und Frauen folgten. Und Maller hub zu erzählen an von seinem neuen Oheim, dem König Pynart, und wie er ihn so wacker betrogen, also daß der Kaiser und alles Volk ein lautes Gelächter erhoben.

Unterdessen lag Pynart krank in seinem Zelte und fluchte oft seinem Gotte Machomet. König Helding tröstete ihn und sprach: „Gehabt euch wohl; wir wollen nicht eher heimkehren, als bis wir die Stadt gewonnen, Loher und Maller gehenkt und alle Christen verderbt haben.“ So sprachen die zwei heidnischen Könige mit einander.

Ehe drei Monate vergingen, ward König Pynart wieder gesund. Inzwischen kam seine Tochter, die hieß Synoglar, war das schönste Weib, das man in der Heidenschaft finden konnte, und brachte wohl fünfzehntausend Mann mit sich. Als der König seine Tochter sah, war er sehr froh, ging ihr entgegen, küßte sie und dankte ihr, daß sie ihm mit so viel Volks zu Hilfe käme. „Liebe Tochter,“ sprach er, „ich hätte die Stadt längst gewonnen, wäre nicht ein junger Ritter darin, der schönste und kühnste, der je ein Pferd bestieg; er heißt Loher und ist des Königs Sohn von Frankreich. Bekäme ich ihn in meine Gewalt, so wollt' ich ihm so lange zusetzen, bis er seinen Gott

verleugnete, und dann wollt' ich ihn euch zu einem ehelichen Mann geben." Als Synoglar diese Rede hörte, lachte sie und ihr Herz ward zur Stunde von Liebe entzündet. Sie dachte in ihrem Herzen: „Nun werde ich nimmer froh, ehe ich Lohern gesehen." Aber König Helding stand dabei und hörte Pynarts Worte; da sprach er finster: „Herr, ich habe euch hunderttausend Mann hieher gebracht, ohne Lohn und Sold von euch zu nehmen, und ich will auch nicht von hinnen scheiden, wir haben denn Konstantinopel gewonnen. Das alles hab ich um eurer Tochter willen gethan; und wüßte ich, daß ihr sie einem andern geben wolltet, so würde ich morgen in der Frühe mit allen meinen Mannen aufbrechen und heim in mein Land reiten." — „Helding," sprach König Pynart, „bei Machomet, ich habe mirs nicht recht überlegt. Könntet ihr mir Loher und Maller überantworten, so wollt' ich euch meine Tochter geben." Da ward Helding sehr froh, daß der König ihm seine Tochter zum Weibe versprochen hatte, und schwur bei Machomet, er wolle nimmer ruhen, er habe denn Loher und Maller gefangen. Synoglar sprach: „Ich habe einen guten Plan erdacht, daß ihr einen von ihnen haben sollt, bevor die Sonne zur Ruhe geht. Wappnet euch, nehmet die Lanze in die Hand, besteigt euer Pferd und lasset mich auf ein andres Roß sitzen. Dann wollen wir zusammen vor die Stadt reiten. Ist Loher so kühn, wie ihn mein Vater gerühmt hat, und sieht euch und mich beieinander, so läßt ers nicht, er kommt heraus; denn schönen Frauen zu Liebe pflegt jeder kühne Ritter gern zu streiten. Ist er aber draußen, so will ich euch helfen ihn zu überwinden." Des war Helding wohl zufrieden, also wappnete er sich und nahm eine Lanze in die Hand, und Synoglar saß auf einen Zelter und band einen Säbel um. So ritten sie zusammen auf einen hohen Hügel, der wohl einen Armbrustschuß von der Stadt entfernt war. Dort hielt Synoglar still, und König Helding ritt noch ein Stück vor und rief mit lauter Stimme: „Wo bist du, Loher? komm heraus und gewinne mir mein schönes Lieb ab!" Die auf der Mauer standen, gingen zu Loher und erzählten ihm solches; da stieg Loher hinauf und sah den Heiden mit der schönen Jungfrau draußen halten. Loher sprach zu Helding: „Was begehrst du?" Jener antwortete: „Ich begehre, mit dir oder deinem Gesellen Maller einen Speer oder zwei um dieser Jungfrau willen zu brechen." — „Wer ist die schöne Jungfrau?" fragte Loher. Helding antwortete: „Sie ist König Pynarts Tochter und mir von ihrem Vater zum Weibe verheißen. Doch darf ich mich nicht mit ihr vermählen, ich habe denn zuvor dich oder deinen Gesellen erschlagen. Darum bin ich hergekommen mit dir zu fechten Leib wider Leib." — „Ich will mich wappnen," sprach Loher. „So eile dich," rief Helding, „ich will deiner hier so lange warten." Da wappnete sich Loher zur Stunde, nahm Urlaub von König Orscher, Zormerin und Maller und ritt durch die Stadt hinaus zu König Helding auf das Feld. Während Orscher samt Maller, der weinenden Zormerin und vielen Rittern auf der Mauerzinne standen, um den Streit zu sehen, nahmen Hel-

ding und Loher ihre Speere fest unter den Arm und rannten heftiglich an einander. Da zerbrach Heldings Speer, aber Loher traf seinen Gegner so gut, daß er ihn vom Pferde herab stach. Als Synoglar ihn liegen sah, trat sie zu ihm und sprach: „Du falscher schlechter Mann, wie läßt du dich so leichtlich niederstechen! Ich bitte euch, christlicher Ritter, tötet nur den bösen Buben.“ Über diese Worte ward Helding sehr betrübt und sprach: „O Machomet, ich sehe wohl, wer sich auf Frauen verläßt, der ist ein thörichter Mann.“ — „Herr,“ sagte Loher, „sitzet geschwind wieder auf euer Pferd, denn ich will nicht so zu Fuß gegen euch streiten.“ Da ward König Helding froh, saß schnell wieder auf, ritt auf Lohern zu und schlug nach ihm, vermeinend, er werde ihm das Haupt treffen. Aber Loher bedeckte sich mit seinem Schild; diesen traf König Helding so gut, daß er mehr denn handbreit ein Stück davon abhieb. Nun schlug ihn Loher wieder auf die Achsel, daß das Blut herab rann. Da sprach Synoglar zu Lohern: „Lieber Herr, erbarmt euch nicht über den schlechten Lecker! denn wenn ihr ihn erschlagen habt, so will ich um der Kühnheit willen, die ich an euch gesehen habe, mit euch hinwegreiten, Machomet verleugnen und an Jesum Christum, euren Gott, glauben.“ Als Loher dies hörte, freute er sich und sprach zu Helding: „Heide, könnt ich dich noch einmal also treffen, ich hoffe, du möchtest nicht genesen.“ Darauf antwortete Helding nichts, faßte sein köstliches Schwert und schlug nach Lohern. Aber der Streich ging fehl und traf Lohers Pferd in den Hals, daß es mit seinem Reiter fiel. Doch Loher stand gleich wieder auf, hieb auf König Helding, daß er ihn in die linke Hüfte verwundete und rief: „Heide, steig ab mit mir zu streiten oder ich ersteche dein Pferd!“ Helding aber riß lachend sein Roß herum und sprach: „Ich will nicht absteigen außer vor meinem Zelte. Ich befehle dich Machomet und lasse dir meine Freundin Synoglar, die mich so schändlich betrogen hat.“ Da ward Loher sehr betrübt und sprach: „Du falscher Heide, welch ein verzagtes Herz hast du! ich hätt' es dir nicht zugetraut.“ — „Schon gut,“ rief König Helding, „jetzt will ich hinwegreiten und mir meine Wunden verbinden lassen.“ Damit gab er seinem Pferde die Sporen und ritt von dannen, während Loher allein bei Synoglar blieb.

Loher umarmte die Jungfrau freundlich und sprach: „Begehret ihr die Taufe von ganzem Herzen?“ Sie antwortete: „Ja, Herr, von ganzem Herzen.“ Da schwang sich Loher auf ihr Pferd und nahm sie hinter sich; also ritten sie zusammen, bis sie gen Konstantinopel kamen. Dort gingen ihnen König Orscher, Maller und die Ritterschaft entgegen und empfingen Lohern gar tugendlich. Aber Zormerin kam nicht mit, denn sie war sehr betrübt, daß er eine andre Jungfrau brachte, und fürchtete, er möchte dieselbe lieber gewinnen als sie. Darum ging sie in ihre Kammer, rief ihre Jungfrau Scheidichin und sprach: „Ach warum habe ich Lohern meine Liebe geschenkt? Nun wird er mich verlassen um der Heidin willen, denn sie ist sehr schön.“ — „Liebe Herrin,“ sprach Scheidichin, „das glaube ich nicht von ihm. Fürwahr, er ist

der getreuste Mann, den man finden mag, und weiß wohl, daß er von euch große Ehre und reiches Gut empfangen hat; er wird euch gewiß nicht betrüben. Mit seinem guten Schwert hat er eine schöne Jungfrau gewonnen und darum ist er hohen Ruhmes wert. Aber ich weiß, er wird sie taufen lassen und sie einem seiner getreuen Ritter geben." — „Ich muß mit Maller reden," sprach Zormerin, „und ihm meine Not klagen. Rufe ihn zu mir in meine Kammer!" Da ging Scheidichin hin und suchte Mallern, und als sie ihn gefunden, sprach sie zu ihm: „Lieber Herr, meine Gebieterin wünscht, daß ihr in ihre Kammer kommt." — „Gern," sagte Maller, und also gingen sie miteinander in Zormerins Gemach. Da sprach die Königstochter: „Maller, die Frau thut nicht weislich, die sich auf einen Mann verläßt. Mich dünkt, Loher will mich verlassen um der Heidenjungfrau willen. Das möget ihr wohl sehen: nie ist er sonst vom Streit zurückgekehrt, ohne daß er alsbald zu mir kam und sich in meiner Kammer ausruhte. Heut hat er das nicht gethan. Weh über die Stunde, da du ihm das Hemd wuschest! Verflucht sei der Brunnen, verflucht mein Ohr, daß es deine Stimme hörte!" — „Liebe Herrin," sprach Maller, „klaget nicht also über meinen Herrn! ihr thut ihm unrecht, und so ihr wünschet, will ich euch das bald beweisen. Ich weiß gewiß, ihr findet keine Untreue an meinem Herrn." Damit nahm er Urlaub und ging geschwind zu Loher, zu dem sprach er: „Lieber Herr, gehet zu der schönen Zormerin, denn sie wartet euer mit Thränen." Da eilte Loher schnell zu ihr in ihr Gemach, und als Zormerin ihn sah, ward ihr Herz von inniger Liebe entzündet und sie sprach: „Loher, ich mag euch nicht vergönnen, daß ihr König Pynarts Tochter nehmet und sie lieber habt denn mich." — „Liebe Jungfrau," erwiderte Loher, „ich begehrte König Pynarts Tochter nie für mich, weder mit Worten noch mit Werken. Ich habe euch viel lieber, als ich jemals ein Weib geliebt." Mit diesen Worten zog er Zormerin an seine Brust und sie halsten und küßten sich in herzlicher Liebe. In demselben Augenblick aber öffnete sich die Thür des Gemaches und herein trat der König Orscher von sechs Rittern begleitet. Als nun der König die beiden zusammen sah, sprach er: „Loher, mich dünkt, ihr bietet meiner Tochter und mir wenig Ehre. Ihr wähnet wohl, wenn ihr sie mit falschen Worten bethört habt, wiederum nach Frankreich zu reiten und sie schmählich zu verlassen? aber wahrlich, thuet ihr also, so sollt ihr mit Leib und Leben dafür büßen." Da sagte Loher: „Lieber Herr, was ich mit eurer Tochter geredet habe, das kann ich alles wohl mit Ehren verantworten, denn ich sagte ihr, wenn euer Krieg geendet sei, so wolle ich sie zur Kirche führen. Dünkt es euch aber jetzt besser, so thu ichs auch jetzt mit großer Freude, und hab ich damit einen bösen Gedanken, so soll mir Gott nimmermehr helfen." Da ward der König Orscher froh und bestimmte, daß am andern Morgen die beiden zusammen gegeben würden. Und Loher ging zur Stunde zu Maller und sprach: „Lieber Gesell, der Kaiser will mir morgen seine Tochter geben; ich kann die Zeit kaum erwarten." —

„Lieber Herr," antwortete Maller fröhlich, „ihr sollt Gott loben, daß euch eine so schöne, hochgeborne und edle Jungfrau zum Ehgemahl wird. Selig sei die Stunde, da ich euer Hemd wusch! denn von da ist alles Glück und Heil entsprungen." — „Sicherlich," sprach Loher, „wem Gott Glück verleihen will, dem kann die ganze Welt nichts anhaben. Ich hoffe, all mein Unglück hat nun ein Ende."

Des nächsten Morgens in der Frühe schickte König Orscher nach einem Priester, der gab Loher und Zormerin zu einem ehelichen Paare zusammen; und Zormerin fügte es, daß auch Maller und die Jungfrau Scheidichin vermählt wurden, denn sie hatte gemerkt, daß die beiden sich von Herzen liebten. Als Synoglar nun vernahm, daß Loher eine andre Frau hätte, ward sie freilich sehr betrübt; aber sie tröstete sich bald wieder, denn Loher ließ sie taufen und gab sie einem kühnen und schönen Ritter zum Weib, und Zormerin machte sie zu ihrer Kammerfrau und Freundin.

Nun laßt euch noch melden, wie die Heiden erschlagen wurden. Mancher Streit geschah noch und sie lagen vor Konstantinopel vier Jahre lang. Da entstand große Not in der Stadt, ein Brot galt zwanzig Schilling, ein Hammel zwanzig Pfund und ein Ochs hundert Pfund, also daß das gemeine Volk Hungers starb. Darum zogen sie hinaus zu streiten und wurden die Bürger unter die Landsknechte gestellt in guter Schlachtordnung. Loher führte das Banner, ihm gebührte der Angriff; den zweiten Haufen befehligte Maller, den dritten der Kaiser, und sie hatten im ganzen sieben Heerhaufen. Die Drommeten ertönten, und so zogen sie zur Stadt hinaus wider die Heiden. Diese hatten ihre Schlachtordnung auch gemacht und schlugen kühnlich auf die Christen, welche sich mannhaft wehrten. König Helding, der Lohern lange gesucht hatte, erkannte ihn endlich an seinem Wappen, den Lilien von Frankreich. Da nahm er seine Lanze in die Hand und rannte ihn wütend an. Wäre Loher nicht so gut gewappnet gewesen, so hätte ihn Helding erstochen. Nun aber ward er zornig und schlug mit gewaltigem Hiebe dem Heiden das linke Bein ab, daß er vor großen Schmerzen vom Pferde sank. Da riß ihm Loher den Helm herunter und hieb ihm das Haupt von den Schultern. Alsbald sagten die Heiden dem König Pynart, wie König Helding erschlagen sei; darob ergrimmte Pynart und schwur, seinen Freund zu rächen, und damit zerspaltete er einem edlen Ritter das Haupt bis auf die Zähne. Loher aber drang bis zu der Heiden Banner vor und traf den Bannerträger so gut, daß er auf der Stelle tot blieb und das Banner auf die Erde fiel. Als die Heiden dies sahen, begannen sie alle zu fliehen. Und Maller traf den König Pynart und zerspaltete ihm das Haupt. So wurden die Heiden alle flüchtig und erschlagen. Auch das Lager der Ungläubigen ward genommen, wo man große Schätze fand. Darnach ließ der Kaiser Orscher die toten Christen zusammenlegen und begraben, und alsdann ritten die andern alle nach Konstan-

tinopel zurück. Zormerin und Scheidichin freuten sich sehr und dankten Gott, da sie ihre lieben Eheherren gesund und frisch heimkehren sahen.

Als nun der große Streit zu Ende war und Loher eine Zeit lang in Konstantinopel geblieben mit Zormerin, seinem Weibe, mit Maller und allen seinen Rittern, ging er zu Kaiser Orscher, seinem Schwäher, und sprach zu ihm: „Lieber Herr und Vater, ich bitte euch, gebt mir Urlaub; denn ich will heimreiten zu meinem Vater in Frankreich, dieweil es mehr denn sieben Jahre sind, daß ich von dort wegritt. Nun will ich auch eure Tochter, meine Hausfrau, mit mir nehmen." — „Liebster Sohn," sprach der Kaiser, „das will ich euch wohl vergönnen und bitte euch freundlich, wenn ihr euern Vater gesehen habt, daß ihr dann bald wieder zu mir kommt; denn nach meinem Tode sollt ihr dies ganze Reich regieren." — „Lieber Herr und Vater," antwortete Loher, „ich werde, so Gott will, ehe dies Jahr vorüber geht, wieder hieher zu euch zurückkehren." — Nun bereitete sich Loher auf den Weg und nahm mit sich Zormerin, seine Hausfrau, Mallern und Scheidichin, sowie hundert wohlgewappnete Mannen. Sie nahmen den nächsten Weg auf Rom zu, und wie sie dort anlangten, bot der Papst Lohern große Ehre, so daß sie vier Tage da blieben. Es war aber einer von Lombardenland nach Rom gezogen; als der hörte, daß Loher mit seinem Weibe nach Frankreich ziehen wollte, eilte er zur Stunde von Rom nach Pavia. Dort ging er zum König Otto, kniete vor ihm nieder und sprach: „Herr, ich will euch gute Botschaft sagen; Loher von Frankreich ist zu Rom und will zu seinem Vater gen Frankreich, mit ihm reitet Maller, der Lecker, und sie führen mit sich Jungfrau Zormerin und Scheidichin, ihre Hofjungfrau, die ist Mallers Weib. Herr, wollet ihr euch nun an den bösen Buben rächen, so mögt ihr es jetzt wohl thun, und mit Recht, denn Loher hat euch das schönste Weib auf Erden abgenommen." Als Otto diese Botschaft vernahm, lachte er vor Bosheit, schickte alsbald nach seinen Freunden und versammelte eine Schar von zwanzigtausend Gewappneten. Außerdem legte er überall Späher hin, daß ihm Loher nicht entrinnen könnte.

Unterdes ritten Loher und Maller samt Zormerin, Scheidichin und der Ritterschaft so lange mit einander, bis sie nach Lombardei kamen. „Lieber Herr," sprach Maller, „laßt uns nicht auf Pavia reiten! Otto, der Schuft, ist König daselbst, dieweil sein Vater gestorben ist. Und laßt uns allzeit gewappnet sein; man weiß nicht, vor wem man sich hüten soll und was einem begegnen mag." Siehe, da kam schon der verräterische König Otto mit fünfzehntausend gerüsteten Mannen, deren jeder seine Lanze in der Hand hatte. Sie riefen alle mit lauter Stimme: „Loher von Frankreich, du kannst nicht von hinnen kommen! du mußt hier sterben." Damit schlugen sie wütend in Lohers Gefolge, wie Wölfe unter die Schafe stürzten. Wie Zormerin das sah, sprang sie schnell vom Wagen und lief allein in den Wald hinein, damit

sie ihr Leben behielte. Die Lombarden liefen um den Wagen und suchten Lohers Weib, aber sie fanden sie nicht. Scheidichin mit zehn anderen Jungfrauen ward gefangen. Loher schlug um sich wie ein Verzweifelnder, aber die Lombarden erschlugen sein Pferd, daß er damit auf die Erde fiel, und ehe er sich wieder aufrichten konnte, ward er überwältigt und gefangen. Maller wehrte sich kühnlich; er hieb wohl zwanzig Feinde nieder, empfing aber mehr als dreißig Wunden, endlich ward auch ihm das Pferd unterm Leibe erstochen; da schwanden ihm die Sinne und er lag unter den Leichnamen, als ob er auch tot wäre. Darum ließen sie ihn denn für tot liegen, verbanden Lohern die Augen und führten ihn nach Pavia, gebunden wie einen Dieb. Und dort ließ ihn Otto in einen Turm werfen und ging darnach zu den gefangenen Frauen. Als er nun Zormerin nicht sah, ward er sehr betrübt und sprach zu Scheidichin: „Liebe Jungfrau, wo ist eure schöne Herrin?" Sie antwortete: „Herr, ich sah wohl vierzehn Lombarden, die führten sie hinweg, ich weiß nicht wohin." Das verdroß Otto heftig, er ließ die Frauen in eine Kammer bringen und ihnen Essen und Trinken genug geben. Auch ward Lohern ein Arzt bestellt, der ihm seine Wunden heilte.

Inzwischen lag Maller unter den Toten, und allmählich kam ihm die Besinnung wieder, er hob sein Haupt ein wenig auf; da sah er nichts als Leichen um sich her. Er stand auf und schleppte sich, so gut es gehen mochte, in den nahen Wald. Aber da seine Wunden heftig zu bluten begannen, zog er sein Wamms aus und nahm die Baumwolle daraus; dann zerriß er sein Hemd zu Binden, und verband so seine Wunden. Und wie er nun hin und her sah, erblickte er ein Pferd, welches aus dem Streit entkommen war. Das lockte er zu sich und bestieg es mit großer Mühe. Darnach ritt er durch den Wald. Als er aber ein Stück geritten war, ersah er eine schöne Frau in einem dichten Gebüsch. Er näherte sich ihr, aber sie wollte ihn nicht erwarten, sondern lief je länger je mehr in den Wald. Da rief er mit lauter Stimme: „Fliehet nicht, liebe Jungfrau, ich will euch nichts zuleide thun!" Als Zormerin ihn so reden hörte, erkannte sie ihn sogleich an der Stimme, kehrte sich um und sprach: „Ach, Maller, weißt du mir nichts von meinem Herrn zu sagen?" — „Ja, liebe Herrin," antwortete Maller, „Loher ist gen Pavia geschleppt worden. Doch hoffe ich, Otto ist nicht so kühn, ihn des Lebens zu berauben. Hülfe mir Gott, daß meine Wunden heil würden, ich wollte dem verräterischen Buben bald den verdienten Lohn zahlen. Liebe Herrin, es ist ein Glück, daß ich euch gefunden habe. Wir wollen mit einander nach Frankreich und wollen es dem König Karl klagen und ihn bitten, daß er uns seinen andern Sohn zu Hilfe schickt gegen den falschen König Otto. Aber ich habe leider so große Schmerzen, daß ich sehr besorge, ich werde nicht von hinnen kommen, sondern an meinen Wunden sterben."

Da flehte Zormerin fleißig zu Gott, daß er Mallern genesen lasse, und sie ritten unter großen Schmerzen und Sorgen so lange, bis sie nach Sankt

Bernhard kamen. Dort zog Maller in eine Herberge und blieb darin wohl vier Monate und verzehrte alles, was er hatte. Zormerin pflegte ihn und glaubte in den ersten Wochen jeden Tag nicht anders, als daß er sterben würde. Endlich aber ward Maller wieder gesund, und sie gingen beide arm und barfuß hinweg. Und wenn Maller schier verzweifeln wollte, tröstete ihn Zormerin und sprach davon, wie sie dem König Karl klagen wollten von dem falschen Otto. Und wiederum, wenn Zormerin der Kälte und Not zu erliegen gedachte, und die zarten Füße den Dienst versagten, dann stützte sie Maller mit seinen kräftigen Armen und sprach ihr neuen Mut ein. Also wanderten sie und trösteten einander und wußten nicht, wie wenig Hilfe sie bei ihren Freunden finden würden.

König Karl, der große Kaiser, saß zu Paris in seinem Palast und schickte nach aller seiner kühnen Ritterschaft, soweit sein Reich war. Und als sie kamen, redete er ein Wort aus recht reuigem Herzen und sprach: „Ihr, die ihr mir gedienet habt, bin ich euch etwas schuldig oder habe ich euch etwas genommen, so will ich euch für jeden Heller einen Gulden geben; denn ich habe oft hören sagen: wer sich in seinem Leben nicht versieht, dem thun die eignen Kinder nach seinem Tod wenig Gutes.“ Also bezahlte er jedermann wohl, er wäre reich oder arm, so gut er es wußte, und ging darnach noch einmal in die Kirche und that seine Beichte. Aber wie die Historie sagt, fand der Priester auf dem Altar einen Brief, darin stand eine Sünde geschrieben, die König Karl nicht gebeichtet hatte. Den Brief wies ihm der Priester, und als er ihn las, bekannte er auch diese Sünde und beichtete sie von Stund an, dankte auch Gott von ganzem Herzen, daß er ihm die Gnade erwiesen hätte. In derselben Kirche gab König Karl vor allem Volk seinen Geist auf. Und als dies geschehen war, da sah der Bischof Turpin viele böse Geister auf König Karl warten; die beschwur er, denn er war fromm, daß sie ihm die Wahrheit sagen mußten, ob ihnen des Kaisers Seele zuteil geworden sei. Da sprachen sie: „Nein, sie ist uns entrückt.“ Und, wie uns die Historie meldet, lebte der Bischof darnach nicht lange mehr, sondern starb vor übergroßer Freude, da er gehört hatte, daß König Karl in den Himmel gekommen war. Ludwig, des Königs Sohn, und die Ritterschaft erhoben laute Klagen darum, daß der Kaiser gestorben war. Aber es war niemals ein Leid so groß, man vergaß es zuletzt doch. Und da Kaiser Karl begraben war, ward sein Sohn Ludwig an seiner Statt gekrönt, denn Loher hatte man längst vergessen.

Noch nicht lange war König Ludwig in Paris gewesen, als Maller und Zormerin auch dahin kamen. Und Maller ging, obwohl er gar nichts besaß sich zu schmücken und sein Rock nicht drei Heller wert war, mutig in den Palast. Viele der Hofleute erkannten ihn, aber ob seiner schlechten Kleidung verachteten sie ihn und wollten nicht mit ihm reden. „Ach Gott,“ sprach

Maller, „ich sehe wohl, wer kein Gut hat, der wird gar unwert gehalten, wiewohl er nichts übles that. Einem Buben wird viel mehr Ehre geboten, denn einem frommen Mann, der da arm ist. Verflucht sei das böse Gut auf Erden!“ Als er nun vor den König Ludwig kam, fiel er vor ihm auf die Kniee. Der König erkannte ihn wohl, aber achtete seiner wenig, dieweil er ihn so bloß sah. „Lieber Herr,“ sprach Maller, „mich dünkt, ihr wollt mich nicht kennen, obwohl ihr mich in früherer Zeit gekannt habt und ich viele Freunde an eurem Hof hatte. Aber dieweil ich nun arm bin, hab ich keinen Freund mehr auf Erden. Herr, ich heiße Maller, König Galiens Sohn, und bin an diesem Hof erzogen. Und da euer Vater, der Kaiser, euren Bruder Loher verbannte, ritt ich mit diesem hinweg aus dem Lande.“ — „Guter Freund,“ sprach König Ludwig, „ich kenne dich gar wohl. Willst du an unsrem Hofe bleiben, so wollen wir dich halten wie andre Diener.“ — „Herr,“ sprach Maller, „es wäre doch wunderlich, verpflichtete ich mich euch zu dienen, dieweil ich selber einen reichen und mächtigen Vater habe. Darum will ich es nicht thun. Ach ewiger Gott, was ist das für ein Bruder, der so gar nicht nach seinem einzigen Bruder fragt! Fraget ihr mich nicht einmal, ob er tot oder am Leben sei? Hätt ich einen solchen Bruder, wie ihr seid, ich wollte er wäre da, wo er über tausend Jahr hinkommen soll. Mich dünkt, ihr habt wenig Liebe zu eurem Bruder. Ich glaube, ihr denkt, er lebe in so hohen Ehren wie ihr; aber wahrlich, ich sage euch, so wahr ihr hier König und Kaiser seid, so ist euer Bruder unselig und arm und liegt gefangen in einem Kerker, darein ihn euer nächster Blutsfreund Otto zu Pavia aus Bosheit geworfen hat. Edler König, ich bitte euch, schicket nach eurer Ritterschaft und kommt eurem Bruder zu Hilfe, ihn aus seinem Gefängnis zu erlösen. Denn ließet ihr ihn so im Stich, so müßtet ihr allzeit zu den Ehrlosesten gezählt werden; denn zwei Brüder sollen einander immerdar so lieb haben, als nur ein Mensch den andern zu lieben vermag.“ Darauf erzählte Maller dem Könige, wie sich alles zugetragen hatte.

Als dies der König Ludwig hörte, hätte er seinem Bruder gern aus dem Gefängnis geholfen; aber er hatte an seinem Hofe viele Verräter, die nahmen ihn auf die Seite und sprachen: „Herr, lasset euren Bruder liegen, wo er ist; denn es geschah euch nie gutes von ihm, und er hat manchen allhier durch seine Bosheit betrübt. Darum hat ihn auch euer Vater auf sieben Jahr aus dem Lande verbannt, wie ihr wohl wißt. Macht ihr ihn aber jetzo wieder ledig, so müsset ihr mit ihm das Königreich teilen.“ — „Bei meiner Treue,“ sprach König Ludwig, „ihr sagt mir die Wahrheit, und ich weiß auch, daß mein Vetter Otto ihn um seiner Untugend willen gefangen hält.“ Damit ging er wieder zu Maller und sprach: „Maller, meine Freunde raten mir, keinen Krieg anzuheben. Hat aber mein Bruder meinem Vetter einen Schaden zugefügt, so ist es billig, daß er ihn darum strafe. Loher wollte auch meinem Vater niemals folgen, sondern allzeit nach seinem Sinne leben. König Otto

ist unser nächster Blutsfreund, und wenn er ihn auch gefangen hält, so thut er ihm doch am Leben nichts. Darum soll mir kein Harnisch an den Leib kommen um seinetwillen. Ich will meinen Räten folgen." — „Herr," sprach Maller, „so sage ich euch in Wahrheit, wer euch solchen Rat gab, der ist euer getreuer Freund nicht. Ich halte sie alle für Verräter. Ach, es ist wohl ein Jammer, daß ihr euerem leiblichen Bruder in solcher Not nicht helfen wollt." Damit kehrte er sich um, den Palast zu verlassen. Der König rief ihm nach, daß er den Imbiß mit ihm einnehme. Da antwortete Maller: „Das will ich nicht thun. Lieber will ich hungrig schlafen gehen, als mit Verrätern essen." Das sagte Maller, ohne sich nach dem König umzuwenden, denn er war ebensowohl eines mächtigen Fürsten Sohn, als der König selber.

Als Maller wieder in seine Herberge kam, traf er Zormerin, die sprach: „Lieber Maller, saget mir, wie ist es euch ergangen mit König Ludwig? Will er seinem Bruder zu Hilfe kommen?" Maller sprach: „Herrin, ich habe in ihm gefunden den ungetreuesten Mann, der da lebet. Nach seinem Bruder fragt er nichts und läßt ihn in seiner Not. Ich verhoffe aber, Gott werde ihn strafen. Weh, ach weh! ich sorge, Loher kommt nimmer aus dem Turm." Da fing Zormerin an zu weinen und rief: „Ach ich armes, unseliges Weib! nie litt eine Frau so viel, wie ich leide. Verflucht sei die Stunde, da ich geboren ward!" — „Liebe Herrin," sprach Maller, „ich will euch zurück gen Konstantinopel zu eurem Vater führen und ihn gar fleißig bitten, daß er der großen Treue gedenke, die Loher ihm erwiesen hat. Dann will ich an eurem Vater wohl erkennen, ob noch Treue auf Erden ist. Denn man spricht gemeiniglich, und es ist auch wahr: in Nöten merkt man den Freund."

Also zogen Maller und die Königin mit einander aus Paris und hatten keinen Freund und gar wenig Gut. Ich schweige ihrer Tagereisen, denn sie gingen beide so lange, bis daß sie in Lombardenland kamen. Da berieten sie sich, wie sie sich verstellen möchten, damit sie unangefeindet durch das Land ziehen könnten. Nun verstand Zormerin gar köstlich die Harfe zu spielen und dazu zu singen; deshalb kaufte sie eine Leier um den Pelz, den sie noch hatte, und sprach: „Maller, wir können nun gehen, wohin wir wollen; niemand kennt uns. Laßt uns auf Pavia zu wandern, daß wir erfahren, wie es Loher gehe, ob er tot oder lebendig sei." Maller sagte: „Liebe Herrin, das wollt' ich euch ungern versagen. Ich hoffe, ihr sollet uns beiden mit eurer Kunst so viel verdienen, daß wir Essen und Trinken davon haben. Ich will euch Maria nennen, ihr sollt mich Dietrich heißen, und ich will mich so stellen, als wär ich euer Ehewirt." — „Das ist mir lieb," sprach Zormerin. Also nahmen sie ihren Weg auf Pavia zu.

Dort lag Loher in einem tiefen Turm, wo man ihm Speise und Trank genug gab. Nun war es um die Zeit, daß der Pfingsttag kam; da brachte man dem König Otto ein köstliches Kleid, das er hatte machen lassen. Als Otto das Kleid anzog, war es ihm wohl um eine Hand breit zu lang;

darum schalt er den Schneider sehr, der es gemacht hatte. „Lieber Herr,“ sprach der Kammerknecht, „ihr habt in euerm Gefängnis seit langer Zeit Lohern gefangen und habt ihn nie bekleidet. Nun ist er ein hochgeborner Mann und euer nächster Blutsfreund; darum stünde es euch wohl an, wenn ihr ihm den Rock schicktet; denn euch ist er zu lang, ihm aber wird er wohl passen.“ — „Es ist mir recht,“ sprach Otto, „geh hin und bring es ihm!“ Da nahm der Diener das Kleid und trug es in den Turm, wo er Lohern in großer Trauer fand. Der Knecht grüßte ihn und sprach: „Herr, König Otto schickt euch dies Kleid.“ Alsbald zog es Loher an, da war es ihm ganz gerecht, als wär' es ihm angemessen. Nun entfuhr dem Kammerknecht ein Wort, daß er sprach: „Herr, das Kleid ist euch ganz gerecht, aber meinem Herrn ist es zu lang.“ — „Was soll das,“ rief Loher, „bin ich so gemein, daß mir Otto schickt, was ihm nicht taugt? So will ich keinen Bissen mehr essen oder trinken.“ Damit zog er den Rock wieder aus und zerschnitt ihn zu kleinen Stücken. Da das der Diener sah, trat er selbst mit den Füßen auf die Fetzen. Loher aber sprach: „Freund, sage dem Turmhüter, er dürfe mir kein Essen oder Trinken mehr bringen.“ Da ward der Diener traurig, ging wieder zu König Otto und sagte ihm alles, was Loher und er geredet hatten. Das erbarmte sogar den schlechten König und es verdroß ihn, daß der Kammerknecht Lohern das von dem Rocke verraten hatte.

Maller und Zormerin gingen in ihrer Verkleidung weiter, bis sie nach Pavia gelangten. Dort kamen sie vor den Palast und wurden zuerst an den Pförtner gewiesen. Da sprach Maller: „Freund, sage uns: wie hält es König Otto? läßt man die Spielleute vor ihn, wenn sie zu ihm wollen?“ — „Ja,“ sprach der Pförtner, „man läßt euch ein, aber dein Weib kommt nicht mit; das gehört mir zu.“ Damit ging er zu Zormerin und legte seinen Arm um ihren Hals. Da rief sie: „Geh alsbald von mir! wie fassest du mich also an? ich bin doch nicht dein!“ Und damit erhob sie ihre Faust und schlug ihn so kräftig auf den Mund, daß ihm drei Zähne ausfielen und er vor Schmerzen laut zu schreien anfing. Das hatte ein frommer Lombardenritter wohl gehört und gesehen; der ging zum Pförtner und sprach: „Schalk, was hast du dir unterstanden? Sie hat gethan als eine fromme Frau.“ Damit nahm er einen Stecken und schlug den Pförtner damit. Darnach ging er zu Zormerin, grüßte sie freundlich, gab ihr einen Gulden in die Hand und sprach: „Frau, Gott segne die, so euch geboren hat! Also soll ein biedres Weib thun. Gehet hinauf mit eurem Saitenspiel! ich will wohl dafür sorgen, daß euch eine gute Gabe werden soll.“ Dafür dankte sie ihm sehr und sprach: „Lieber Herr, ich bitt' euch, führet uns zum König, daß er uns armen Spielleuten auch etwas gebe. Wo wir dann hinkommen, wollen wir seinen Hof loben und Gott für euch bitten.“ Da nahm sie der Ritter bei der

Hand und führte sie mit sich in den Palast. Darinnen saß Otto mit vielen Rittern zu Tische. Zormerin und Maller nahmen der andern Spielleute wahr, zu denen gingen sie sitzen. Und Maller ergriff eine Schale mit Wein, die trank er ganz aus. „Gott helf dir," sprachen die Pfeifer lachend, „du bist auch unser einer." Während des Essens standen alle Spielleute auf, der eine pfiff, der andre orgelte und jeder zeigte seine Kunst. Da nahm auch Zormerin ihre Harfe und spielte so schön, daß Otto sie beständig ansah, die andern Spielleute alle schweigen hieß und ihr allein zuhörte. Dann sprach er zu einem seiner Diener: „Laß die Frau reich beschenken, denn sie hat mich höchlich ergötzt." Da hub Zormerin an und sprach: „Lieber Herr, ich habe gehört, daß ihr einen nahen Verwandten, er heißt Loher, in eurem Turm schmachten laßt. Ach, versöhnet euch doch mit ihm! und weil er mich jammert, so bitte ich, schicket ihm diese Leier in den Turm. Vielleicht gewinnt er dadurch ein wenig Freude und ist euch dankbar dafür." — „Es gefällt mir wohl," sprach König Otto. „Alexander," sagte er zu seinem Kammerknecht, „nimm Essen und Trinken genug und bringe es Lohern in das Gefängnis!" Dann sprach er zu Zormerin: „Ihr sollet mit meinem Diener gehen und den gefangnen Herrn erfreuen. Dann will ich euch eine gute Gabe geben." — „Lieber Herr," sprach Zormerin, „was ihr mich heißet, das thu' ich gern." Also gingen die beiden mit dem Kammerknecht und lobten Gott in ihrem Herzen.

Wie sie nun in den Kerker traten, da lag Loher auf einem Bett und war sehr schwach. Er sprach zu dem Turmhüter: „Trage die Speise hinweg! ich will nimmermehr essen noch trinken." Und zu Zormerin sagte er: „Liebe Frau, gehet hinaus mit eurem Spiel! es vermag mich nicht zu ergötzen." Als Zormerin dies hörte, sprach sie zum Turmhüter und zum Kammerknecht: „Liebe Freunde, gehet ihr hinaus und schließt mich mit meinem Mann hier bei dem Herrn ein. Ich hoffe, ich werde ihn noch fröhlich machen." Da gingen die beiden hinaus und schlossen das Gefängnis zu. Und als Zormerin sie hatte fortgehen hören, fiel sie Lohern um den Hals, küßte ihn und sprach: „Loher von Frankreich, König Karls Sohn, kennst du mich nicht? Ich bin Zormerin, die dich sehr lieb hat. Und hier steht Maller, dein treuer Gesell! Um deinetwillen haben wir Spielmannstracht angelegt." Als Loher diese Rede vernahm, begann er inniglich zu weinen und küßte sie zärtlich, und Maller fiel ihm auch um den Hals und sprach: „Ich habe euch lieber, denn alle eure Freunde und Verwandten. Lieber Herr, nehmet nicht für ungut, daß ich mit eurer Hausfrau über Land ziehe. So wahr mir Gott helfe, ich habe sie durch kein ungebührliches Wort gekränkt! Zuerst hab ich sie mit mir gen Paris geführt. Euer Vater ist tot und euer Bruder, der zum König gekrönt ist, folgt zu viel den Verrätern, so daß ihr bei ihm keinen Trost suchen dürfet. Er fragt nichts darnach, daß ihr allhier gefangen lieget. Als wir dann hieher in dies Land gekommen sind, da haben wir unsre Kleider

und Angesichter also verstellt, damit wir nur erfahren möchten, ob ihr tot oder lebendig wäret. Ach lieber Herr, wißt ihr nichts von Scheidichin, meiner Hausfrau, ob sie gestorben oder am Leben sei, oder wie es ihr gehe?" — „Lieber getreuer Freund Maller," antwortete Loher, „sie ist nicht tot, sie ward mit den andern Frauen gefangen und in eine andere Stadt geführt, wo sie noch jetzt ist. Ich sorge sehr, ihr sehet sie nimmer wieder." — „Ich werde es doch, wenn Gott will," sprach Maller, „wer heute gefangen ist, kann morgen ledig werden. Ich will gen Konstantinopel, mit Kaiser Orscher reden, daß er diese Stadt belagere. Ihr habt ja doch keinen Trost von eurem Bruder." — „Thuet das," sprach Loher, „und du, liebe Frau, rede auch mit deinem Vater, ermahne ihn, wie ich ihm von den Heiden geholfen habe, daß er auch mir wiederum wolle helfen. Ach liebe Hausfrau, wir haben im ehelichen Leben wenig Freude gehabt. Gott helfe uns!" Damit huben die zwei von neuem an bitterlich zu weinen. Maller sprach: „Seid doch nicht so traurig! Gott wird uns nicht verlassen. Hätte ich nur erst meine Scheidichin wieder! Doch nun redet mit einander und küsset euch recht nach Herzenslust; ich will ein wenig in dies Kämmerlein gehen, daß ich nicht eure Geheimnisse höre." Damit ging er in ein Nebengemach. Da waren die beiden allein bei einander, bis sie den Turmhüter kommen hörten, der den Turm aufschloß. Maller trat wieder herein, und Zormerin mußte von Loher mit betrübtem Herzen scheiden, denn schon kam der Turmhüter in das Gemach und befahl Mallern und Zormerin hinaus zu gehen. Da konnte sich die arme Zormerin vor Weinen kaum aufrecht halten. König Otto hieß Mallern ein neues Kleid und Zormerin einen Gürtel von Gold und Perlen geben, und sie blieben daselbst noch drei Tage. Darnach zogen sie ihren Weg gen Konstantinopel mit freudigen Herzen.

Als Maller und Zormerin nach Konstantinopel kamen, gingen sie mit einander in den Palast, wo der König saß, und da Zormerin ihren Vater sah, konnte sie kein Wort zu ihm reden, so weinte sie. Orscher sah sie an und konnte sie kaum erkennen. „Liebe Tochter," sprach er traurig, „wo kommt ihr her? Fast hätt' ich euch nicht erkannt. Wer sah je eine ärmere Königin als euch? Verflucht sei die Stunde, da ich euch Lohern gegeben habe!" Da sprach Maller: „Davon schweiget, lieber Herr! ihr habt sie dem frömmsten und edelsten Ritter gegeben, der auf Erden leben mag. Redet nicht also von meinem Herrn, sondern gedenket an die große Treue, die er euch bewiesen hat! Ihr wisset wohl, hätten nicht Gott und er geholfen, so hätten die Heiden euch vernichtet. Edler Kaiser, ich bitte euch, daß ihr euch erbarmet über Loher, der im Gefängnis liegt." Damit hub er an zu erzählen, wie König Otto Lohern gefangen hatte, wie alles ergangen war, wie er in Frankreich gewesen, und wie König Ludwig seinem eigenen Bruder alle Hilfe verweigert hatte;

dann sprach er noch einmal: „Edler Herr, denkt daran, wie euch die Heiden gefangen hatten und wie Loher euch befreite! erbarmt euch über meinen Herrn und bringt ihm Trost und Hilfe!“ Der König sprach: „Maller, nun hör ich doch von euch, daß ihn sein leiblicher Bruder im Stich läßt. Warum sollt ich ihm dann helfen? Thu' ich das, so soll mich Gott strafen. Und ich sage euch fürwahr, dieweil ich nun meine Tochter wieder habe, so will ich sie gut verheiraten an einen ebenso hohen Fürsten, als Loher ist.“ Da rief Maller mit lauter Stimme: „Nun so schwöre ich bei Gott, so lang ich lebe, will ich keinem reichen Menschen mehr glauben; denn jetzt sehe ich wohl, ein armer Mann hat ein viel getreueres Herz als ein reicher. König Orscher, ich sage dir, du sollst dich keiner Freundschaft mehr von mir versehen. Kann ich dir jemals schaden, so will ich es gewißlich nicht unterlassen.“ Darauf ging er zu Zormerin, die bitterlich weinte und ihren Vater um Hilfe für Loher anflehte; aber es war alles umsonst. Sie sprach: „Lieber Maller, was sollen wir nun thun?“ — „Herrin,“ antwortete er, „ich will zu meinem Vater und will auch ihn bitten, daß er Loher helfe. Will der es dann nicht thun, so weiß ich kein Mittel mehr.“ — „Ach ja, lieber Freund,“ sprach Zormerin mit Thränen, „thut euer bestes; ich will euch Gold und Silber genug geben.“ — „Herrin,“ sprach Maller, „Gott vergelt es euch, daß ihr ihm doch getreu seid!“ — „Lieber Freund,“ erwiderte sie, „an mir soll es nimmer fehlen; doch glaub ich, ich lebe nicht so lange, bis Loher wieder frei wird.“ Da Maller dies hörte, begann er heiße Thränen zu weinen und nahm Urlaub von Zormerin. Er ging in ihren Stall, nahm das beste Pferd, das er darin fand, und ritt hinweg. Und als er auf das Feld kam, befahl er sich Gott dem Allmächtigen und sprach: „Loher, mein trauter Gesell, wie soll es dir doch ergehen? Ich habe weder Land noch Leute, um dir zu helfen. Wär' ich so mächtig wie mein Vater, dann wollt ich König Otto bald aus seinem Land vertreiben. Nun will ich weder ruhen noch rasten, bis ich Vater und Mutter gefunden, die ich in langen Jahren niemals sah. Vielleicht finde ich bei ihnen Hilfe für meinen lieben Herrn; das ist meine letzte Hoffnung.“

Einstmals war König Ogier von Dänemark mit seinen Falken auf die Entenbeize gezogen; da hatte er auf dem Wasser ein junges Kindlein gefunden, das war Maller, und davon hatte er seinen Namen, denn Maller bedeutet auf welsch einen Entrich. Ogier gab das Kind dem Kaiser Karl von Frankreich, und da dieser hörte, daß König Galien sein Kind verloren hatte, gedachte er, daß es das seine wäre und schickte es ihm wieder. Da zog ihn König Galien auf, bis er ein wenig herangewachsen war, und sandte ihn dann wieder dem Kaiser Karl zu, der ihn so lange erzog, bis er ein Mann ward. Also lange hatte Maller weder Vater noch Mutter gesehen, das waren wohl zweiundzwanzig Jahre. So ritt er, bis er in eine Reichsstadt kam, und da

er zwar wohlgewappnet war, aber keinen Schild hatte, ritt er vor eines Malers Haus und sprach: „Lieber Freund, mach' mir einen Schild, ich will ihn dir wohl bezahlen.“ — „Das will ich gerne thun,“ antwortete ihm der Maler, „wie wollt ihr ihn haben?“ Maller sprach: „Du sollst mir die Feldung blau machen, darinnen drei güldene Jungfrauenhäupter, über den Häuptern einen Leopard und mitten in dem Schild einen halben Löwen.“ Der Schild ward gemacht, Maller bezahlte ihn gut und ritt dem Lande Schampanien zu. Dort erblickte er eine schöne Stadt, in der eine feste Burg lag. „Welchem Herrn mag die wohl gehören?“ dachte Maller. Indem begegnete ihm ein Bote mit Briefen, den fragte er: „Lieber Bote, wie heißt die Stadt?“ — „Lieber Herr,“ sprach jener, „sie heißt die Neustadt und gehöret einem gar reichen Fürsten, der heißt König Galien.“ Über diese Antwort war Maller sehr froh und fragte den Boten weiter: „Freund, wo willst du hin?“ — „Lieber Herr,“ sagte der Bote, „ich will nicht weit; nur in jenes Schloß, darinnen soll ich zehn Werkmeister holen. Denn es soll morgen in der Stadt ein großes Hoffest sein; dazu sollen die Werkmeister alles rüsten, daß man dem Stechen zusehen könne; denn es wird viel Volk dahinkommen.“ — „Lieber Freund,“ sprach Maller, „was für ein Fest soll da sein?“ — „Herr,“ antwortete der Bote, „König Ansis Tochter von Hispanien soll König Galiens Sohn nehmen, der heißt Otger. Die Jungfrau ist die schönste, die man in allen Landen finden mag. Wer morgen den Preis erwirbt, dem wird man ein gutes Roß geben und einen Sattel von Gold dazu; die Satteldecke ist mit Perlen schön gestickt. Köstlichere Kleinode hab ich nie gesehen. Doch, lieber Herr, was soll ich euch mehr sagen? Wer nicht Geld und Gut hat, der taugt in diese Welt nicht. Ein armer Mann möchte wünschen gestorben zu sein, denn wer arm ist, der ist ganz verachtet.“ Als Maller den Boten angehört hatte, war er frohen Mutes, ritt fürbaß und schwur, er wolle sich weder Vater und Mutter noch sonst jemand zu erkennen geben, er hätte denn zuvor wider drei oder vier der stärksten Ritter gestochen. So ritt er fröhlich der Stadt zu.

Wie Maller nun in die Stadt kam, sah er viele Ritter und Knechte und manche schöne Frauen, hörte auch mancherlei Saitenspiel und lustigen Lärm. Lange ritt er in der Stadt herum; aber jedermann spottete seiner und niemand wollte ihn beherbergen. Als er das merkte, lachte er; denn er wußte wohl, hätte er sich genannt, so würde er schon Herberge gefunden haben. Nun kam er vor eines reichen Kaufmanns Haus; da sah er, daß jedermann in der Herberge seinen Helm in ein Fenster gestellt hatte. Maller rief dem Wirte und sprach: „Mein lieber Wirt, ich will euch gern zehn Gulden geben; sorget, daß mein Helm auch an ein Fenster gehangen werde, auf daß man sehen möge, daß ich auch stechen will.“ Der Wirt rief seinem Knecht und sprach: „Gehe hin und trag den Helm in ein Fenster.“ Dem Diener schenkte Maller einen Gulden; darüber freute sich jener und hing den Helm hoch über die

andern alle auf. Der Wirt fragte Mallern, wo er herkäme. Maller sprach: „Herr Wirt, ich bin ein armer Gesell, der viel erlitten und erfahren hat. Wollt ihr mir auch vertrauen?" — „Warum nicht?" versetzte der Wirt, „ich sehe euch für einen ehrlichen Mann an und glaube wohl, ihr werdet euch wacker halten." Darauf ließ er Mallers Pferd zum Stall führen und bewirtete ihn nach bestem Vermögen. Desgleichen versprach der Hausknecht, Werner genannt, ihm treu zu dienen.

Bei alledem war Maller doch stets traurig und gedachte allzeit an seinen Herrn Loher. Nun ging er aus dem Hause und wollte nach dem Palast wandeln, und der erste Mensch, der ihm da begegnete, war sein Bruder Otger, und mit diesem kam sein Vater Galien und König Ansi und der Bastard von Kunibar, König Ansis Sohn. Als Maller die Fürsten sich entgegen kommen sah, fragte er seinen Knecht, wer sie alle wären. Das war ihm bald berichtet. Da er nun seinen Vater nennen hörte und ihn leibhaftig vor sich sah, da liefen ihm die Augen über, und er neigte sich vor seinem Vater. König Galien ging zu ihm und fragte ihn: „Sag' an, lieber Gesell, von wannen bist du?" — „Herr," sprach Maller, „das sollt ihr morgen gewahr werden, wenn man stechen wird. Ich bin ein armer Mann und bin hergekommen, den Preis zu erwerben." — „Das thue!" sprach sein Vater und erkannte den Sohn nicht. Maller ging fürbaß, und es währte nicht lange, da begegnete ihm seine Mutter, die Königin Rosamunde. Als er sie erblickte, begann ihm sein Herz zu erzittern, denn er wußte nicht, ob er sich zu erkennen geben sollte oder nicht. Doch bedachte er sich und wollte es nicht thun, er hätte denn zuvor gestochen wider den kühnsten Mann, der da wäre.

In dem Hof des Palastes bereiteten sich die Herren und Frauen gar köstlich, einen schönen Tanz zu machen. Und da der Tanz anhub, nahm Maller die schönste Frau, die da war, und tanzte zu allervorderst, denn er verstand es sehr wohl, und sprang so leicht wie ein Vöglein. Die Ritterschaft sprach unter einander: „Das ist ein geschickter Jüngling, alle seine Gebärden stehen ihm wohl." Und die Frauen sagten: „Man sieht an seinen Sitten, daß er von guter Art kommt." Als es Mallern Zeit deuchte, schied er von dem Tanze und ging wieder in seine Herberge. Dort wartete sein Knecht vor der Thür und sprach: „Herr, ich habe euer lange hier gewartet; es ist Zeit, daß wir schlafen gehen." Maller sagte: „Ich komme vom Tanz; ich muß immer arbeiten nnd schaffen, damit ich das verthue, was ich hergebracht habe." Darüber mußte Werner lachen und sie gingen beide schlafen.

Des Morgens, da es tagte, zog sich Maller an und holte seinen Mantelsack hervor; daraus brachte er einen Harnisch, der ihm gerecht war, und sprach zu Werner: „Willst du mir heute noch dienen, so geb ich dir sechs Gulden drauf, und bekomme ich den Preis, so will ich dir wohl lohnen." — „Ja, Herr," sagte Werner, „ich wollte euch gern treulich dienen, aber ich habe kein Pferd." Maller sprach: „Das ist schlimm! doch hilf mir meinen Harnisch

anlegen; so will ich dir soviel Geld geben, daß du dir noch heute ein Pferd kaufen kannst." — „Lieber Herr," antwortete Werner, „das will ich gern thun. Aber ihr habt noch Zeit genug euern Harnisch anzulegen. Laßt uns vorher eine Suppe essen; wir müssen ohnedies fasten, bis es Abend wird." — „Das ist mir recht," sprach Maller, „ich habe allzeit sagen hören, der ist nicht weise, der nicht gutem Rate folgt. Geh hin und bring uns eine Suppe; so wollen wir ein wenig essen." Werner that das, und als sie nun eine gute Weile gegessen hatten sprach Maller: „Ich will mich anziehen; es ist Zeit; ich fürchte, die Ritterschaft ist schon auf dem Plan." Nun gingen sie in eine Kammer, und Maller nahm seinen Harnisch aus dem Mantelsack. „Herr," sprach Werner, „warum habt ihr den Harnisch gestohlen?" — „Lieber Werner," antwortete Maller, „mein Vater hat mir ihn gegeben." Da legte er den Harnisch an, den ihm Zormerin geschenkt hatte. Werner sprach: „Herr, ihr braucht mir kein Pferd zu geben; ich will schon eins bekommen." Damit ging er in den Stall und nahm eines fremden Kaufmanns Pferd, der gekommen war um dem Feste zuzusehen. Dem Pferde schnitt Werner ein Ohr ab, den Schwanz und die Mähne, brachte seinem Herrn sein Pferd und saß auf das des Kaufmanns.

Nun kam die Ritterschaft vor den Palast und erzeigte sich gar stattlich. Da konnte man sehen, wie stets einer über dem andern sein will; ein jeder dünkte sich der weidlichste und kam mit seiner Gesellschaft auf den Plan geritten mit Pfeifen und Drommeten. Auch sah man manche schöne Frauen, die in den Fenstern lagen und dem Reiten der Herren zuschauten. Das gemeine Volk aber hatte sich auf die Häuser und in die Fenster gesetzt, um das Stechen mit anzusehen. Maller und Werner ritten also aus der Herberge und kamen vor den Palast. Da sah Maller seinen Bruder Otger und König Ansis Tochter feierlich zusammengeben. Sobald dies geschehen war, saß jedermann auf sein Roß und stellte sich zum Stechen. Zehn Fürsten waren die Wächter des Turnierplans. Wohl dreihundert Frauen standen auf den Balkonen ringsumher, darunter Rosamunde, Mallers Mutter, und neben ihr König Ansis Tochter. Maller aber ritt dahin, wo man die Speere ausgab, und verlangte auch einen. Da er aber nur einen Knecht bei sich hatte, fragten sie: „Herr, wer seid ihr und von wannen kommt ihr?" Maller antwortete: „Ich komme von Konstantinopel." Da gaben sie ihm einen Speer. Als er nun auf den Plan ritt, wunderte sich jedermann über sein Wappen, und König Galien ritt zu ihm und grüßte ihn. Maller neigte sich tugendlich vor seinem Vater und sprach: „Herr, erlaubt mir, vier Speere zu brechen mit dem allertapfersten Fürsten, den ihr habt!" — „Gesell," versetzte der König, „ich erlaube dir wohl zu stechen, aber ich wundre mich über das Wappen, das du führst, denn es ist mein Wappen." — „Herr," sprach Maller, „was ihr da sagt, wundert mich nicht, nach dem wie es jetzt in der Welt steht; denn wo ein Reicher einen Armen sieht, da denkt er, der müsse auch geringen Geschlechtes

sein, und wenn ein Armer ein wenig emporkommt, so mißgönnt ihm das der Reiche von Stund an. Das beweiset ihr jetzt an mir. Herr, das Wappen, das ich führe, habe ich nach meinem Willen malen lassen; denn bin ich schon arm, so hab ich doch ein unverzagtes Herz. Euch aber, edler König, habe ich stets für den kühnsten und frömmsten Mann, den man auf Erden finden kann, gehalten, und darum habe ich mir mein Wappen also malen lassen, damit ihr, wenn ihr im Kriege meinen Schild sähet, sprechen möchtet: ‚Das ist mein Kampfgesell, der mein Wappen führt und auch mit mir in den Tod geht.‘ Nicht euch zu Leide, sondern euch zu Ehren trag ich meinen Schild. Deshalb bitt' ich, gönnt mir das Wappen und laßt mich damit turnieren." Da lachte König Galien und sprach: „Junger Ritter, ich will dir erlauben mein Wappen zu führen und will dir einen Fürsten zuschicken, mit dem sollst du stechen. Beweist dann die That nicht deine Worte, so will ich dich streng bestrafen." — „Herr, das will ich thun," sprach Maller, „und bitte euch, daß ihr mir noch eine Bitte gewähret." — „Was begehrst du?" fragte der König. Maller antwortete: „Ich habe ausrufen hören, jedermann solle vier Speere brechen; dieweil ich nun allein bin, begehre ich ihrer acht zu brechen." — „Das thue!" sprach der König, ritt hinweg, wappnete sich selber und sprach: „Ich selbst will dem jungen Ritter mein Wappen nehmen."

Dann ritt er auf den Plan wie ein schlichter Ritter und forderte Mallern sogleich auf mit ihm zu stechen. Maller faßte seinen Speer in die Hand und rannte so kräftig gegen seinen Vater, daß er ihn vom Pferde stach. Der König mußte fallen, es mochte ihm lieb oder leid sein, und fiel so hart, daß er nicht aufstehen konnte. Da liefen viele hinzu, um ihn aufzuheben, und der Leute wegen konnte Maller nicht sehen, daß sein Vater wider ihn gestochen hatte; sonst hätt' er ihn bald um Verzeihung gebeten. Man trug den König in seinen Palast; dort ließ er sich entwappnen und sich zu trinken reichen, und als er getrunken hatte, saß er wieder auf, ritt auf den Plan und sprach zu dem Bastard von Kunibar: „Ich bitte euch, brechet mit dem Ritter zwei Lanzen! Könnt ihr ihn niederstechen, so will ich euch eine reiche Gabe geben." Der Bastard, ein großer kühner Mann, winkte Mallern. Dieser gewahrte es sogleich und traf beim Zusammenrennen den Bastard wider das Visier, daß er Roß und Mann über den Haufen rannte. Und das Pferd fiel so unglücklich, daß es dem Bastard ein Bein zerbrach. Darum stieß er einen lauten Schrei aus, und der König Ansi ließ seinen Sohn zur Herberge tragen. Da sprach König Galien: „Der Teufel hat den Jüngling hergetragen," ging zu einem Grafen, der in vielen Kämpfen Bannerherr gewesen, und sprach zu ihm: „Lieber Herr, brechet doch einen Speer mit diesem Ritter!" Aber der Graf sagte: „Mich dünkt, heute waltet ein böser Stern über dem Streite. Ich will warten bis morgen." Da winkte Mallern König Ansis ältester Sohn, der hieß Geon. Sie ritten stark auf einander, und Maller traf Geon so

gut, daß er ihn vom Pferde herunterstach. Dem Besiegten blieb ein Fuß im Steigbügel hangen und er ward von seinem Pferd so lange mitgeschleift, bis man ihm zu Hilfe kam. Als Maller so herrlich stritt, da gewann ihn seine Mutter Rosamunde in ihrem Herzen gar lieb. Nun winkte ihm Otger, sein Bruder; aber Maller gab ihm ein Zeichen, daß er nicht mit ihm stechen wolle. Da ritt Otger zu ihm und sprach: „Lieber Herr, ich bitte euch einen Speer mit mir zu brechen." Maller aber erwiderte: „Das thu' ich nicht; denn wenn euch das Unglück träfe und ich euch niederstäche, so wäre es mir sehr leid. Eure lieben Eltern und eure Braut möchten mich verfluchen." Da sprach Otger: „Bei meiner Treue, ihr seid ein frommer Ritter; wollt ihr hier bei uns bleiben, so soll euch viel Ehre von uns zu teil werden." Damit ließ er seinen Bruder in Frieden und ritt von ihm.

Nun hatte keiner mehr Lust wider den unbekannten Ritter zu streiten und einer sprach zum andern: „Laßt uns diesem Unheilbringer den Preis geben, denn er hat es verdient." Dennoch währte das Stechen bis zum Abend, dieweil Maller nicht eher vom Plane ritt, bis er seine acht Speere gebrochen hatte. Bei keinem Ritt fehlte er, er stach entweder Mann oder Pferd oder beide nieder. Zuletzt ließ König Galien Mallern durch Herolde mit Drommetenklang in seine Herberge geleiten. Unterwegs sprach Maller zu Werner: „Ewiger Gott, wo soll ich mit diesen Leuten hin? In meiner Herberge ist wenig bestellt, was zu solcher Herrschaft gehört." — „Herr," sagte Werner, „ich will unsern Wirt euch seine Zimmer räumen heißen." — „Nein," sprach Maller, „mein Wirt soll sein Zimmer um meinetwillen nicht räumen. Hätt' ich nur einen Garten und darin einen gedeckten Tisch mit silbernem Geschirr drauf, dazu einen guten Wein, das dünkte mich für diesen Abend genug." — „Meiner Treu," versetzte Werner, „daran sollt ihr keinen Mangel haben." Damit ritt er voran. Der Wirt kam seinem Gast entgegen geritten und empfing ihn freundlich. Unterdes bestellte Werner soviel Kost von Fischen und Fleisch, daß man wohl vierhundert Menschen damit hätte speisen können; das alles borgte Werner auf den Namen des Wirts. Als nun Maller die viele unnütze Kost sah, sprach er zu Werner: „Du bist ein Thor, daß du das auf mich borgest; denn du weißt wohl, ich bin ein armer Gesell und vermag es nicht zu bezahlen. Auch weißt du noch nicht, ob mir der Preis werden wird, denn heutzutage ist der Arme verachtet, man zieht allzeit den Reichen vor. Bekomme ich nun den Preis nicht, so muß ich in den Schuldturm." — „Herr," sagte Werner, „darum sorgt euch nicht! wird euch der Preis nicht gegeben, so wollen wir noch heute nacht beide davon laufen." Da mußte Maller lachen und beschloß, das Ende der Sache abzuwarten.

Inzwischen bereitete sich König Galien, Mallern den Preis zu bringen, das war ein schönes Roß mit einem goldnen Sattel und goldnen Steigbügeln. Das Roß führten zwei edle Fürstinnen, die eine war Mallers Mutter, die

andre auch eine schöne Königin. Auf dem Roß saß ein kleiner Edelknabe, der mit einem seidnen Gewand köstlich bekleidet war und einen goldnen Kranz auf dem Haupte trug. Als man nun in die Herberge kam, ward Maller von Herzen froh und dankte Gott. König Galien sprach zu ihm: „Herr, nehmet dieses Roß, das ihr heut mit eurer Hand erworben habt.“ — „Edler König,“ antwortete Maller, „daß ich den Preis verdient habe, das habe ich Gott zu danken, der mir die Stärke verliehen hat.“ Damit nahm er einen güldnen Becher mit Wein und bot seinem Vater zu trinken, darnach gab er ihn seinem Ahnherrn, der auch Galien hieß, und dann seinem Bruder Otger. Als König Ansi sah, daß Maller den dreien vor ihm zu trinken gab, verdroß es ihn und er wollte wieder hinweg gehn. Da sprach Maller: „Edler König, laßt es euch nicht kränken, daß ich diesen dreien vor euch den Becher reichte; denn der erste, dem ich zu trinken bot, ist der, der mich gezeugt hat, der andre ist mein Großvater, der dritte mein leiblicher Bruder.“ Mit diesen Worten fiel Maller seinem Vater um den Hals, küßte ihn herzlich und rief mit lauter Stimme: „Ich bin euer Sohn Maller, den der König von Frankreich erzogen hat.“ Und nun hub er mit weinenden Augen an zu erzählen und sagte alles von Loher, wie er in Armut gefangen liege, und wie sich alle Dinge begeben hatten, und dann sprach er: „Ich sage euch fürwahr, wollt ihr mir nicht helfen meinem Herrn aus dem Gefängnis zu befreien, so will ich wieder hinweg ins Elend ziehen.“ Da sprach Mallers Ahnherr: „Du lieber Enkel, ich will dich nicht lassen!“ und Mallers Vater sprach: „Du lieber Sohn, fünfzigtausend Gewappnete will ich dir geben!“ und Otger sprach: „Du lieber Bruder, ich will dir helfen, so viel ich kann.“

Auch König Ansi verhieß Hilfe, und es hub sich mehr Freude als je zuvor gewesen war. Als Werner der Knecht solches alles vernahm, drang er schnell durch das Volk, fiel vor seinem Herrn auf die Kniee und rief: „Lieber Herr, verzeiht mir, daß ich je euer gespottet habe!“ Und Maller sagte: „Werner, ich will dir so lohnen, das du mir danken sollst; denn du hast mir wohl gedient.“ Und zu seinem Wirt sprach Maller: „Lieber Wirt, hier gebe ich euch das Roß, das ich erworben habe; dafür helfet Gott bitten, daß er mir beistehe, damit ich meinen Herrn und auch meine Hausfrau aus dem Gefängnis erlösen möge.“ Das versprach ihm der Wirt gern. Was sich nun für Freude und Jubel erhob, wie Mallers Mutter ihren Sohn küßte und sich seiner Kühnheit freute, wie Maller in den Palast geführt und herrlich bewirtet wurde, davon wäre viel zu sagen. Und als nun die Stunde der Mitternacht kam und alle zur Ruhe gingen, da legte sich Maller so fröhlich auf sein Lager und dankte Gott so inniglich und schlief so gut, wie er seit vielen Monden nicht gethan hatte.

Nun hörte König Otto, daß Zormerin wieder zu ihrem Vater gekommen sei. Darum schickte er seinen Vetter, den Fürsten von Tarent, den Marschall von Florenz, den König von Sicilien und den Herzog von Kalabrien zum Kaiser Orscher; diese alle ritten mit großer Pracht gen Konstantinopel. Als sie dahin gelangten, traten sie in den Palast vor den Kaiser und einer von ihnen sprach: „Edler Herr, König Otto entbeut euch durch uns: so ihr ihm eure Tochter gäbet, so wollt' er schwören euch jederzeit zu Hilfe zu kommen, wenn euch die Heiden überfallen." — „Wie ist dem?" sagte König Orscher, „ist denn Loher tot?" — „Ja," sprachen die Herren, „er ist tot. Gebet eure Tochter dem König Otto, so erbt sie nach seinem Tode das Königreich Lombardei." — „Wohlan," sagte der Kaiser, „ich will es thun, sofern mir Otto hilft, wenn mich eine Not befällt." — „Das soll er thun," sprachen die Fürsten. Darauf ging der König mit den Herren zu Tische und bewirtete sie wohl. Und sie schickten nach Otto, der auch bald bereit war und mit einem gar köstlichen Gefolge gezogen kam.

Als Zormerin davon hörte, ließ sie ihrem Vater sagen, sie sei krank, und legte sich zu Bett, denn sie war dem König Otto bitter feind. „Eh ich den Verräter nähme," dachte sie bei sich selber, „ich wollte mich lieber selbst umbringen." Dann sprach sie zu Synoglar, ihrer Kammerfrau: „Dürfte ich mich darauf verlassen, daß ihr, wenn ich euch etwas heimliches sagte, es verschwieget?" — „Liebe Herrin," antwortete Synoglar, „redet nur getrost! kann ich euch helfen, so will ichs gern thun." — „Wie ratet ihr mir?" sprach Zormerin, „soll ich nach Otto schicken und mich stellen, als hätt' ich ihn lieb, bis daß ich sein Siegel bekäme? dann würde ich einen Brief an den Burggrafen von Pavia schreiben, daß er Lohern und die andern Gefangenen entlasse." — „Liebe Herrin," sprach Synoglar, „das ist ein sehr guter Einfall." — „Wohlan," sagte Zormerin, „so gehet zu Otto und bittet ihn, daß er zu mir komme." Da ging Synoglar zu Otto und sprach zu ihm: „Herr, meine Frau Zormerin hat mich zu euch geschickt und bittet euch, ihr möchtet zu ihr kommen; denn sie halte euch so lieb, daß sie vor Liebe krank geworden sei. Auch würde sie Lohern nie genommen haben, hätte sie nicht ihr Vater dazu gezwungen." Als das Otto vernahm, freute er sich sehr und ging mit Synoglar. Und wie er vor Zormerins Kammer kam, da stieß er sich an die Schwelle, daß er in das Gemach hinein fiel. Das war Zormerin sehr leid, nämlich daß er sich nicht sein Herz im Leibe entzwei fiel. Otto sprang sogleich wieder auf und schämte sich sehr. „Lieber Freund," sprach Zormerin, „ihr habt euch doch nicht weh gethan?" — „Nein, liebe Herrin," antwortete er, „es schadet mir nichts; eure Liebe hat mich so entzückt, daß ich weder sah noch hörte." Damit setzte er sich an ihr Lager, und Zormerin wußte so schöne Worte und so freundliche Blicke zu machen, daß er ganz bethört und schier unsinnig ward. Da sprach sie: „Ach, mein liebster Herr, was habt ihr in eurem Säckel? habt ihr nicht einen Ring darin? ich wollt' ihn gern um

euretwillen tragen." — „Liebe Frau," sprach Otto, „suchet nur, was ihr wollet!" und gab ihr den Säckel. Da suchte Zormerin so lange, bis sie einen Ring fand; zugleich stahl sie ihm sein Petschaft, worüber sie sich mehr freute, als wenn man ihr ein Königreich gegeben hätte. Otto aber hatte nicht acht darauf, denn Liebe und Eitelkeit hatten ihn gänzlich seines Verstandes beraubt. Als er nun in großer Freude von Zormerin Urlaub nahm, blieb Zormerin allein mit Synoglar und schrieb einen Brief, der lautete folgendermaßen: „Ich, Otto, Herr zu Lombardei, entbiete dir Burggrafen von Pavia: sobald du diesen Brief gelesen, so entlasse Lohern und die andern, die mit ihm gefangen wurden, und bringe sie ungebunden hieher nach Konstantinopel, denn ich hoffe zu Gott, daß wir uns versöhnen wollen." Diesen Brief versiegelte Zormerin und gab ihn dann Synoglar, die sich als Bote verkleidete und gen Lombardenland ritt. Darauf nahm Zormerin das Petschaft und warf es vor die Kammerthür. Als nun Otto von der Mahlzeit kam, ging er wieder zu Zormerin und fand sein Petschaft dort liegen. Da verwunderte er sich und sprach: „Wie kommt mein Insiegel hieher?" — „Herr," sagte Zormerin, „es wird euch aus dem Säckel gefallen sein." — „Das mag wohl sein," sprach Otto und dachte nicht weiter daran.

Unterdessen ritt Synoglar mit einem Schildknecht, der ihr den Weg wies, bis sie Pavia erblickten. Da sprach der Schildknecht: „Sehet, Jungfrau, das ist die Stadt. Ich getraue mich nicht mit euch hinein, denn ich sorge, man möchte mich erkennen." — „Bei meiner Treue," antwortete Synoglar, „du bist ein verzagter Mann. Mich soll die Botschaft so wenig hindern, als wenn ich in meiner Kammer zu Bett ginge." — „Nun wahrlich," sprach der Schildknecht, „ich glaube, der Teufel ist in euch gefahren; Gott behüte mich, ihr seid besessen." Synoglar aber ritt mutig zum Schultheißen und sprach: „Lieber Herr Schultheiß, führt mich zum Burggrafen, denn ich soll einen Brief von meinem Herrn Otto überbringen." Der Schultheiß führte sie dahin und sie fiel vor dem Burggrafen auf die Kniee und sprach: „Gott wolle den Burggrafen behüten mit allen seinen Freunden und auch meinen König Otto, der zu Konstantinopel bei Zormerin ist und mir befohlen hat, euch diesen Brief zu geben." Da nahm der Burggraf den Brief, und als er ihn gelesen hatte, war er froh, denn er hatte Lohern lieb und wußte wohl, daß ihm Unrecht geschehen war. Also ging er zu ihm und sprach: „Herr, gebet mir zu trinken, ich will euch gute Märe sagen." — „Ach," sagte Loher, „spottet meiner nicht! ich fürchte, ich komme nimmermehr aus diesem Gefängnis." Der Burggraf sprach: „Loher, ihr sollt frei sein! Ich will mit euch gen Konstantinopel zu meinem Herrn reiten, der sich mit euch versöhnen will." Über diese Märe war Loher froh, lobte Gott von ganzem Herzen und sprach: „Lieber Burggraf, wie gehts den Frauen und den anderen, die mit mir gefangen wurden? leben sie noch alle?" — „Ja, Herr," erwiderte der Burggraf, „sie sind noch alle gesund. Ich will sogleich nach ihnen schicken,

daß sie zu euch kommen, und will sie mit euch gen Konstantinopel zu meinem Herrn führen." Nun konnte Loher aus dem Turm in den Palast gehen und umherwandeln, wie er wollte. Er vermochte aber Synoglar nicht zu erkennen, da sie sich ganz verstellt hatte. Der Burggraf verlas den Brief vor jedermänniglich, ging dann hin und gab auch Scheidichin mit allen ihren Jungfrauen frei, die keinen Mangel gelitten hatten und schöner waren denn je vorher. Sie wurden mit einander in den Palast geführt. Als Loher Scheidichin sah, lief er schnell zu ihr und küßte sie; sie aber sprach zu ihm: „Ach Herr, ich habe Mallern, meinen getreuen Mann, verloren. Ich saß noch auf dem Wagen, da sah ich ihn vom Pferde fallen. Nun habe ich mir geschworen, nimmermehr einen Mann zu nehmen." — „Liebe Frau," sprach Loher, „gehabt euch nicht so übel! Maller ist nicht tot; meine Hausfrau und er sind bei mir in dem Turm gewesen." Darauf erzählte er ihr, was er wußte.

Am andern Morgen bestellte der Burggraf zwanzig Pferde und einen Wagen, auf den sich die Jungfrauen setzten. Der Burggraf ritt selber mit, neben ihm Loher auf einem guten Pferd; Synoglar ritt voran. Als sie vor die Stadt kam, fand sie ihren Schildknecht im Gebüsch halten; er ritt zu ihr und fragte: „Wie ist es euch ergangen? habt ihr Lohern wieder ledig gemacht?" — „Ja," sprach sie. Da ritt er einen andern Weg; denn er fürchtete, würde es entdeckt, er müßte drum hangen und Synoglar würde verbrannt werden. — Auf dem Wege kamen sie zu einem Brunnen, da standen sie ab und tranken. Die Lombarden aber ritten fürder und wollten nicht trinken. Da sprach Synoglar zu Loher: „Herr, sehet mich an! ich bin Synoglar, die ihr einem Heiden abgewonnen habt!" und erzählte ihm, wie alles ergangen war. Da schaute Loher sie an, erkannte sie alsbald und sprach: „Synoglar, saget meiner Hausfrau einen freundlichen Gruß, ich wolle sie in kurzem wiedersehen, es koste, was es wolle." Da wandte sich Synoglar und ritt seitab, ohne daß der Burggraf darauf achtete. Loher aber ritt zu Scheidichin, erzählte ihr alles und sprach: „Liebe Scheidichin, sehet selbst zu, wie ihr heut Nacht entkommet! ich kann euch nicht helfen." Bald kamen sie in ein Dorf vor einem Walde. Da bat Loher den Burggrafen, daß er die Nacht dort bleiben wolle. Das that der Burggraf. Als es nun Nacht war und die Lombarden im ersten Schlaf lagen, standen Scheidichin und ihre Jungfrauen auf, schnitten ihre Kleider kurz und liefen aus dem Haus in den Wald. Auch Loher schlief nicht. Da er nichts sich regen hörte, knüpfte er seine Bettlaken zusammen und ließ sich durch ein Fenster hinab, und als er auf das Feld kam, lief er in ein andres Dorf und blieb dort einen Tag lang.

Am nächsten Morgen stand der Burggraf auf und weckte seine Knechte, daß sie die Pferde sattelten. Als sie nun bereit waren, ging er zu Lohers Bett, ihn zu wecken, aber er fand niemand darin. Da blickte er zum Fenster hinaus und sah die Bettlaken hangen. Wie er das gewahrte, schlug er sich selber und begann laut zu schreien. Die Lombarden liefen alle zu ihm und

fragten: „Lieber Herr, was fehlt euch?“ Er sprach: „Mich dünkt, man habe uns verraten und Loher sei uns entlaufen.“ — „Meiner Treu,“ rief einer von den andern, „ich war in der Jungfrauen Herberge und mich dünkt, sie seien auch hinweg; ich habe ihrer keine darin gefunden.“ — „Ach,“ sprach der Burggraf, „ich fürchte, ich werde darum sterben müssen!“ Darauf ließ er an allen Enden suchen, aber es half nichts, sie konnten niemand finden. Da beschlossen sie sämtlich, sie wollten zu König Otto gehen und ihm die Verräterei melden. Das aber war kein guter Rat, sondern sie thaten daran gar thöricht und mußten es mit ihren Hälsen bezahlen.

Als sie gen Konstantinopel kamen, ging der Burggraf in den Palast, darin fand er den König Otto und grüßte ihn im Namen Gottes und der Jungfrau Maria. Da sprach der König: „Burggraf, welches Geschäft hat dich zu mir in dieses fremde Land gebracht?“ — „Herr,“ antwortete der Burggraf, „ich bringe euch böse Botschaft. Ich wollte euch Lohern herführen, wie ihr mir schriebet, nun aber ist er mir unehrlich entlaufen.“ Darob erschrak Otto heftig und sprach: „Was soll das? ich habe dir nie geschrieben! Du falscher Dieb, warum hast du Lohern frei gelassen? nun bin ich meines Lebens nicht mehr sicher.“ Darauf rief er seine Räte zusammen und sprach zu ihnen: „Was soll ich thun? Kann nicht einer finden, wie die Verräterei zugegangen sei?“ Die Räte antworteten ihm: „Herr, es wird wohl durch Frauen geschehen sein; Frauenlist ist groß, denn die Weisesten und Stärksten auf Erden sind von Weibern betrogen worden.“ — „Herr,“ sprach der Burggraf, „eure Räte sagen wahr.“ — „Schweig!“ rief König Otto und befahl den Burggrafen samt seinen Dienern zu henken. Darauf ging er zum Kaiser Orscher und sprach: „Herr, ich klage über eure Tochter; sie hat verräterisch an mir gehandelt, indem sie mir mein Insiegel stahl und damit einen falschen Brief versiegelte; dadurch ist Loher aus dem Gefängnis gekommen, und darum begehre ich, daß ihr sie verurteilt.“ — „Was sagt ihr?“ rief König Orscher, „ich will ihr sogleich einen Boten schicken.“

Nun saß Zormerin in ihrer Kammer, und bei ihr Synoglar, die ihr erzählte, wie sie die Botschaft ausgerichtet hatte. Indem trat ein Ritter herein und sprach: „Frau, ihr sollt zu eurem Vater kommen.“ Alsbald ging Zormerin hin, und als Kaiser Orscher sie sah, sprach er zu ihr: „Tochter, König Otto zeihet dich, du habest ihm sein Insiegel gestohlen, damit habest du einen falschen Brief an den Burggrafen von Pavia versiegelt, des Inhalts, daß er Lohern frei lassen solle, was auch geschehn ist.“ — „Vater,“ erwiderte Zormerin, „wär ich ein Mann, ich wollte mich darüber verantworten, Leib gegen Leib. Dieweil ich eine Frau bin, kann ich mich nicht verteidigen, und es wäre ein großes Unrecht, wenn ihr mich darum töten wolltet.“ Da sprach König Otto: „Frau, ihr könnt es nicht leugnen, denn ich fand mein Petschaft vor eurer Kammer. Sobald ich das sah, erschrak ich; eure schönen Worte, mit denen ihr mich locktet, haben mich betrogen.“ — „Herr,“ sprach Zorme-

rin, „die Worte habe ich euch aus Liebe gesagt. Aber dieweil ich höre, daß mein Loher noch lebt, so schwör ich euch, daß ich euch nicht nehmen will.“ Da sprang ein Diener Ottos hervor, Herna genannt, und sprach: „Frau, suchet euch einen Kampfgesellen, denn ihr habt Verrat geübt. Ich will für meinen Herrn stehen, damit man doch sehen mag, wer unrecht gehandelt hat.“

Da ging Zormerin betrübt von dannen und schickte wohl nach dreißig ihrer Diener; von jedem hoffte sie, daß er für sie in den Tod gehen werde. Darum erzählte sie ihnen alles und bat sie fleißig, daß einer für sie kämpfe; aber sie fand keinen darunter, der sich dazu herbeilassen wollte, denn Herna war ein so starker Mann, als man einen finden konnte. Darum that Zormerin die ganze Nacht nichts andres denn weinen. „Ewiger Gott,“ betete sie, „hilf mir! was ich gethan habe, das that ich um meines ehelichen Mannes willen.“ Und Gott erhörte ihr Gebet; denn schon nahete sich Loher der Stadt Konstantinopel. Er wußte wohl, daß ihn seine Hausfrau von ganzem Herzen liebte; darum eilte er zu ihr, so schnell er konnte; denn die Liebe vollbringt alle Dinge. Zehn Meilen vor der Stadt blieb er in einer Herberge. Darinnen lag ein Betrüger, der sich einen langen Bart gemacht hatte, sich für einen Pilger ausgab und die Leute überredete, er sei am heiligen Grabe gewesen. Als sie nun schlafen gingen, nahm Loher des Bartes wahr und kaufte ihn dem Pilger für einen Gulden ab. Des Morgens that Loher den Bart an, trat vor einen Spiegel und sprach: „Ich hoffe, es soll mich nun niemand erkennen.“ Also ging er gen Konstantinopel vor Salomons, seines Wirtes, Haus, der ihn einst sein Pferd nicht wollte verkaufen lassen. Aber Loher wollte sich nicht zu erkennen geben, denn man soll wohl mit vielen Leuten freundlich, aber mit wenigen vertraut sein. Darum ließ er seinen Stab in der Hand zittern und sprach: „Lieber Wirt, beherberget mich armen Pilger um Gottes willen! ich komme vom heiligen Grabe, wo ich große Gnade erworben habe. Wer mir ein Almosen giebt, der verdient damit großen Ablaß.“ Da sprach Salomon zu seinem Weib: „Laß uns den armen Mann beherbergen!“ Sie sagte: „Es ist mir lieb.“ Und damit führten sie den Pilger in ihr Haus und bewirteten ihn aufs beste.

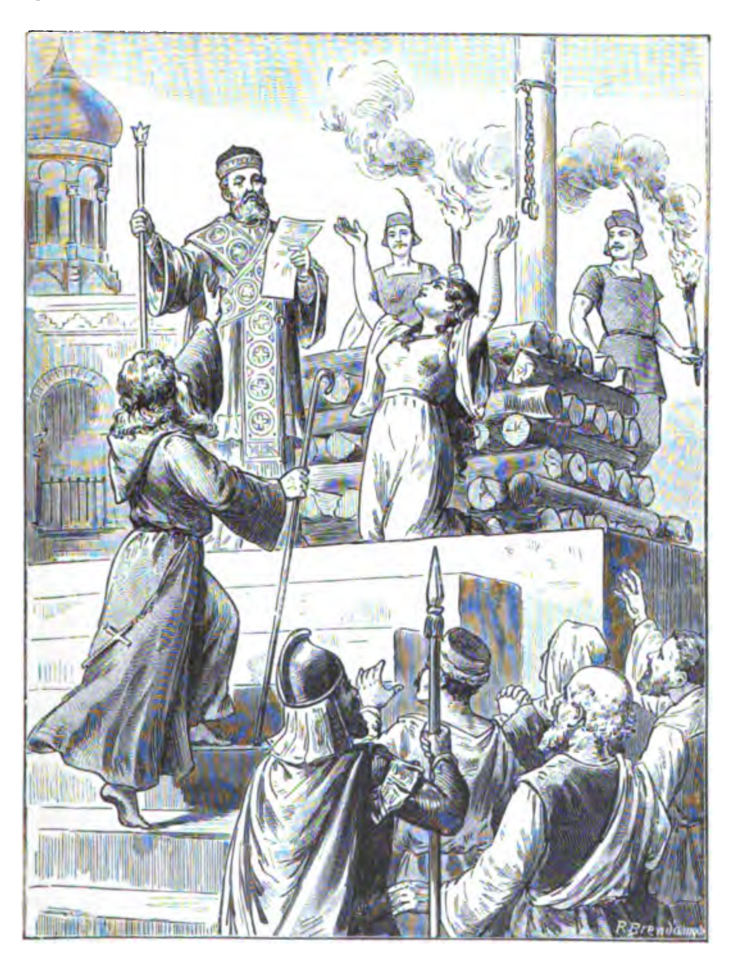
Herna sprach zum König Otto: „Herr, wollt ihr meinem Rate folgen, so will ich euch wohl zum Throne dieses Landes helfen; denn ich wüßte es wohl zu fügen, daß Kaiser Orscher stürbe.“ König Otto antwortete: „Herna, kannst du das zuwege bringen so will ich dir großes Gut geben.“ Da bereitete Herna ein starkes Gift, das vermeinte er dem Kaiser einzugeben. Orscher aber hatte einen güldenen Ring mit einem köstlichen Edelstein, der besaß diese Tugend: wenn man ihn in ein Geschirr warf, darin Gift war, so sprang er

wohl dreißig Schuh weit hinweg. Nun that Herna das starke Gift in einen goldnen Becher und trug ihn vor den Kaiser. Dieser warf den Ring hinein, und zur Stunde sprang der Ring aus dem Becher wohl dreißig Schuh weit. Da stand Orscher auf und sprach: „Ach Gott, wie hab ich das verschuldet, daß man mich vergiften will? Nun weiß ich doch niemand, dem ich etwas zu leide gethan habe.“ — „Herr,“ sprach Otto, „das Gift ist nicht für euch, sondern für mich bereitet. Darum ist es besser, ich reite heim in mein Land, als daß man mich hier töte.“ Damit nahmen sie den Wein und gaben ihn einem Hunde, und sobald der Hund davon trank, starb er. „O weh,“ sprach König Orscher wieder, „wer mag es sein, der meines Todes so sehr begehrt?“ Da sagte Herna: „Herr, ich will es euch sagen; es ist niemand anders denn eure Tochter; sie thut es darum, weil sie keinen Kämpfer finden kann, und meint, wenn ihr nicht mehr lebet, sei sie eine Herrin des Landes. Wofern jemand hier ist, der sie verteidigen will, so bin ich bereit mit ihm zu kämpfen.“ „Wohlan,“ sprach König Orscher, „so bringt mir meine Tochter her!“

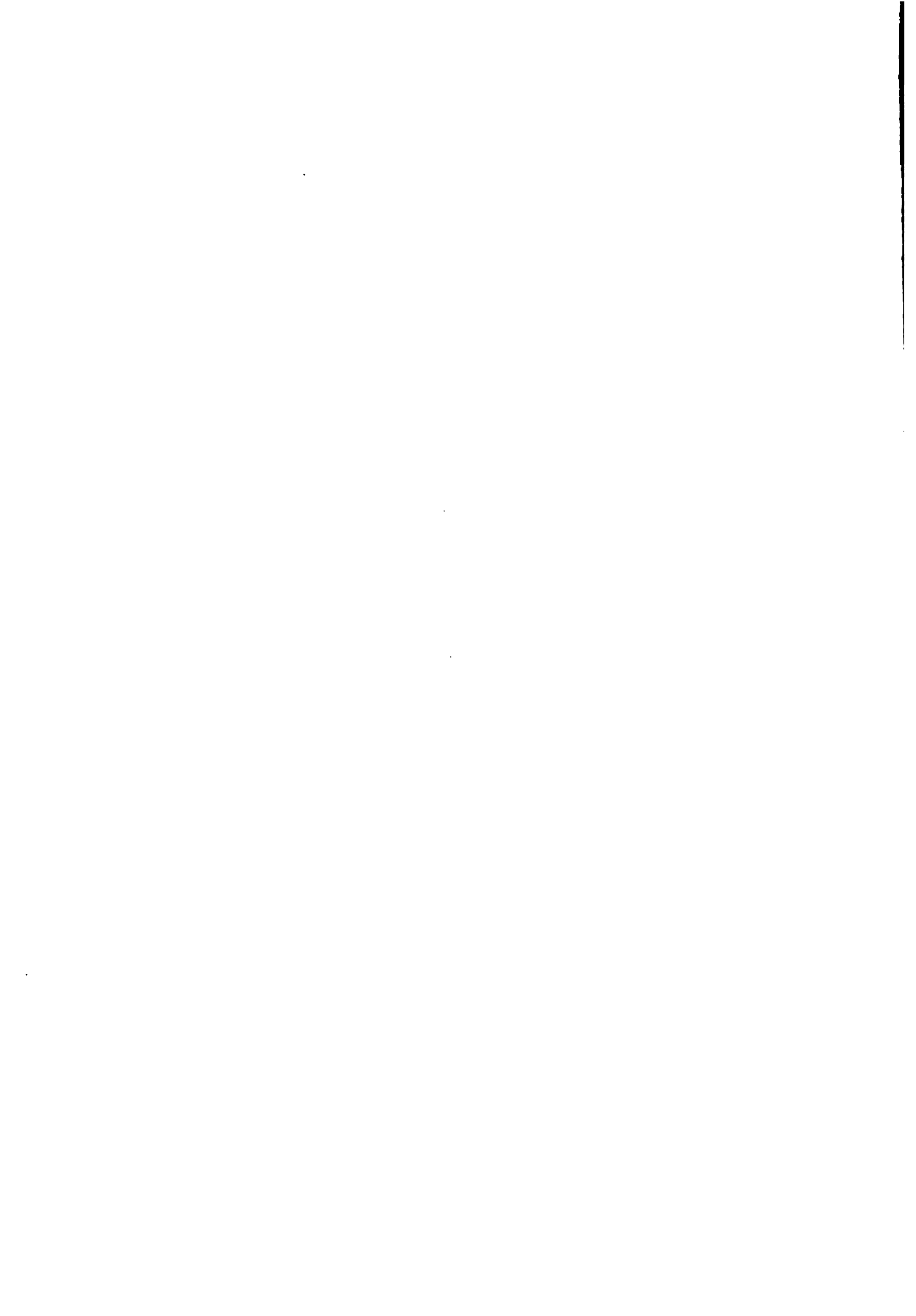
Da gingen zehn Ritter zu Zormerin und griffen sie hart an. Sie sprach: „Liebe Herren, saget mir, wohin wollt ihr mit mir?“ — „Frau,“ antwortete einer, „ihr müsset alsbald verbrannt werden, weil ihr euren Vater habt vergiften wollen. Es hilft euch kein Leugnen, denn der wunderbare Ring hat es entdeckt.“ Da sprach Zormerin: „Nun behüte mich der liebe Herr Jesus, so wahr ich dies nie gedacht und gewollt habe! Ewiger Gott, rette mich; denn sie gehen verräterisch mit mir um.“ Aber die Ritter führten sie hinweg als eine Mörderin. Da sie in den Saal kam, fiel sie vor ihrem Vater auf die Kniee und rief: „Lieber Vater, glaubet mir; nie kam die Bosheit in mein Herz, daß ich etwas wider euch thäte.“ Der Kaiser sprach: „Du Schändliche, du kannst es nicht leugnen, du hast mich vergiften wollen.“ — „Ich habe es nicht gethan,“ erwiderte sie, „bei dem Tode, den ich leiden soll und muß.“ Otto sprach: „Man soll euch verbrennen! das habt ihr auch an mir wohl verdient. Ihr habt mir Gift bereitet und meinem ärgsten Feind aus dem Kerker geholfen. Wollte jemand dem widersprechen, so habe ich hier meinen Kämpfer, der ihn bestehen soll!“ Da sprang Herna hervor und warf sein Pfand hin; aber da war niemand, der es aufheben wollte; darüber ward Zormerin sehr betrübt. Da sprach der Kaiser zu seinem Marschalk: „Ich übergebe sie dir. Richte sie und schone meiner nicht, denn sie soll nicht mehr meine Tochter sein. Ich verleugne sie ganz und gar.“ — „Herr,“ sagte der Marschalk, „euer Wille soll geschehen!“ Und zur selben Stunde ließ er ein Feuer bei dem Palaste anzünden.

Als das die Bürger in der Stadt erfuhren, begannen sie bitterlich zu weinen und zu klagen; auch Salomon und die Wirtin jammerten sehr. Da fragte sie Loher, warum sie so weinten. „Ach Gott,“ rief die Wirtin, „sollten wir nicht weinen? wir haben nur einen Erben dieses ganzen Reiches, es ist ein einziges Kind, des Kaisers Tochter, und die will jetzt ihr eigner Vater

S. 221.



Loher erklärt sich bereit für Zormerin mit dem Ritter Berna zu streiten.



verbrennen lassen!" Nach dieser Rede stürzte Loher ohne allen Abschied und Dank aus der Herberge und eilte dem Palaste zu.

Vor dem Palast war ein so großes Gedränge, daß Loher kaum hindurch konnte; denn eben ließ der Marschalk Zormerin in einem groben Gewande zur Richtstätte führen. Als sie nun dort angelangt war, trat der Marschalk auf eine Anhöhe, so daß ihn jedermann sehen konnte, schlug dreimal mit seinem Stab auf die Erde und gebot allen still zu schweigen. Da verstummte jedermänniglich, und der Marschalk sprach: „Ihr Leute, wir müssen hier unsre Herrin zum Tode verurteilen. Wenn ich dreimal gefragt habe, ob jemand für sie kämpfen will, und es meldet sich kein Kämpfer, so wird man sie verbrennen. Will aber einer den Kampf für sie wagen, so muß er gegen den Ritter Herna streiten. Wer dann von dem andern überwunden wird, den soll man an einen Galgen hängen." Nun fragte der Marschalk zum erstenmal, aber niemand antwortete dem Ruf. Zormerin fiel auf ihre Kniee, weinte sehr und rief den Rittern zu, die da standen: „Ihr lieben Herren, erlöset mich doch vom qualvollen Tod um Gottes willen! mir geschieht unrecht, ich bin unschuldig, dessen man mich zeiht." Aber die Ritterschaft schwieg stille. Da fragte der Marschalk zum zweitenmal, und nun trat Loher mit seinem langen Bart und dem Pilgerstab hervor und sprach: „Lieber Herr, ich bitt' euch, vergönnt mir ein Wort! Ich sehe hier eine Frau, mit der man verräterisch umgegangen ist; darum begehre ich für sie zu kämpfen. Ich komme jetzt vom heiligen Grabe und habe mich da unserm Heiland befohlen; deshalb hoffe ich gewißlich, daß er meine schwachen Kräfte segne, der Unschuld zu helfen." Als Loher so geredet hatte, erhob sich ein großes Gemurmel unter den Leuten, und einer sagte zum andern: „Wahrlich, der Pilger ist von Gott hieher gesandt unsre Herrin zu erretten." Loher aber trat zu Zormerin und reichte ihr die Hand, daran hatte er einen Ring, den sie wohl kannte. Und als sie den Ring erblickte, erschrak sie vor Freude von ganzem Herzen, denn sie wußte wohl, daß Loher vor ihr stünde. Doch Loher winkte ihr mit den Augen, daß sie schweigen solle, ging wieder zurück und sprach zu Herna: „Willst du kämpfen, so mach es kurz und wirf ein Pfand her." Da warf Herna seinen Handschuh hin, den hob Loher alsbald auf, darob sich jedermann verwunderte. Der Marschalk sprach: „Sage, Pilger, wen setzest du uns zum Bürgen, daß du diesen Kampf vollführst?" — „Herr," antwortete Loher, „ich bedarf keines Bürgen, denn ich will den Schalk gleich jetzt bestehen. Er hat den Tod schon lange verdient, und ich hoffe, ich werde ihm seinen Lohn auszahlen." Da lachte der Marschalk und sprach zu Herna: „Gehe hin und wappne dich von Stund an!" Der sprach: „Das will ich thun." Darauf nahm der Marschalk Lohern, führte ihn mit sich heim und brachte ihm einen guten Harnisch. Als



verbrennen lassen!“ Nach dieser Rede stürzte Loher ohne allen Abschied und Dank aus der Herberge und eilte dem Palaste zu.

Vor dem Palast war ein so großes Gedränge, daß Loher kaum hindurch konnte; denn eben ließ der Marschall Zormerin in einem groben Gewande zur Richtstätte führen. Als sie nun dort angelangt war, trat der Marschall auf eine Anhöhe, so daß ihn jedermann sehen konnte, schlug dreimal mit seinem Stab auf die Erde und gebot allen still zu schweigen. Da verstummte jedermänniglich, und der Marschall sprach: „Ihr Leute, wir müssen hier unsre Herrin zum Tode verurteilen. Wenn ich dreimal gefragt habe, ob jemand für sie kämpfen will, und es meldet sich kein Kämpfer, so wird man sie verbrennen. Will aber einer den Kampf für sie wagen, so muß er gegen den Ritter Herna streiten. Wer dann von dem andern überwunden wird, den soll man an einen Galgen hängen.“ Nun fragte der Marschall zum erstenmal, aber niemand antwortete dem Ruf. Zormerin fiel auf ihre Kniee, weinte sehr und rief den Rittern zu, die da standen: „Ihr lieben Herren, erlöset mich doch vom qualvollen Tod um Gottes willen! mir geschieht unrecht, ich bin unschuldig, dessen man mich zeiht.“ Aber die Ritterschaft schwieg stille. Da fragte der Marschall zum zweitenmal, und nun trat Loher mit seinem langen Bart und dem Pilgerstab hervor und sprach: „Lieber Herr, ich bitt' euch, vergönnt mir ein Wort! Ich sehe hier eine Frau, mit der man verräterisch umgegangen ist; darum begehre ich für sie zu kämpfen. Ich komme jetzt vom heiligen Grabe und habe mich da unserm Heiland befohlen; deshalb hoffe ich gewißlich, daß er meine schwachen Kräfte segne, der Unschuld zu helfen.“ Als Loher so geredet hatte, erhob sich ein großes Gemurmel unter den Leuten, und einer sagte zum andern: „Wahrlich, der Pilger ist von Gott hieher gesandt unsre Herrin zu erretten.“ Loher aber trat zu Zormerin und reichte ihr die Hand, daran hatte er einen Ring, den sie wohl kannte. Und als sie den Ring erblickte, erschrak sie vor Freude von ganzem Herzen, denn sie wußte wohl, daß Loher vor ihr stünde. Doch Loher winkte ihr mit den Augen, daß sie schweigen solle, ging wieder zurück und sprach zu Herna: „Willst du kämpfen, so mach es kurz und wirf ein Pfand her.“ Da warf Herna seinen Handschuh hin, den hob Loher alsbald auf, darob sich jedermann verwunderte. Der Marschall sprach: „Sage, Pilger, wen setzest du uns zum Bürgen, daß du diesen Kampf vollführst?“ — „Herr,“ antwortete Loher, „ich bedarf keines Bürgen, denn ich will den Schalk gleich jetzt bestehen. Er hat den Tod schon lange verdient, und ich hoffe, ich werde ihm seinen Lohn auszahlen.“ Da lachte der Marschall und sprach zu Herna: „Gehe hin und wappne dich von Stund an!“ Der sprach: „Das will ich thun.“ Darauf nahm der Marschall Lohern, führte ihn mit sich heim und brachte ihm einen guten Harnisch. Als

nun Loher wohl gewappnet war, saß er auf ein Pferd, hing den Schild auf den Rücken und nahm eine Lanze in die Hand. Und nun bewegte er sich so wohl hin und her und begann sich so ritterlich zu versuchen, daß der Marschalk dachte: Wer sah je einen Pilger also gebahren? Er behauptet, er sei am heiligen Grabe gewesen, aber ich kann es ihm nicht glauben. Loher aber nahm Urlaub von dem Marschalk und sprach: „Lieber Herr, bittet Gott für mich! denn ich hoffe, daß der Frau unrecht geschehen ist.“ — „Ich glaube es auch,“ sagte der Marschalk, „Gott wolle dir Glück verleihen!“

Wie Loher auf den Plan geritten kam, wo Herna seiner wartete, sah ihn das Volk neugierig an, und einer sprach zum andern: „Sehet doch, was ist das für ein Pilger? fürwahr, er reitet wie ein Edelmann.“ Loher ritt zuerst zu Zormerin und bot ihr seine Hand, die sie mit inniger Liebe küßte; dabei flehte sie im Herzen zu Gott, daß er ihn beschütze. Als nun Kaiser Orscher und die andern Herren sich in die Fenster des Palastes gestellt hatten, um dem Kampfe zuzuschauen, ritten die Beiden kecklich zusammen und trafen sich so gut, daß beider Pferde tot blieben. Schnell sprangen sie auf ihre Füße, griffen nach den Schwertern und schlugen heftig aufeinander. Herna war sehr stark, und das Volk vermeinte, er werde Lohern mit einem Streiche tot schlagen; aber Loher wehrte sich als ein kühner Mann und gab seinem Gegner einen Hieb auf die Hüfte, daß ihm das Blut herausdrang. „Solchen Streich,“ sprach Loher, „habe ich im heiligen Lande gelernt.“ Da ward Herna zornig und versetzte Lohern einen so gewaltigen Streich, daß er ihm ein Stück von seinem Schilde abhieb; Loher widerum schwang sein Schwert auf Hernas Helm, daß das Schwert zerbrach. Da fluchte Loher dem Schmied, der das Schwert gemacht hatte, und das Volk erschrak sehr. Auch der König Orscher ward sehr betrübt und rief: „Ach Tochter, daß du je geboren wurdest, das müsse Gott erbarmen!“ Zormerin aber fiel auf ihre Kniee und bat Gott in einem andächtigen Gebet von ganzem Herzen, daß er ihrem ehelichen Herrn beistehen wolle. Manchen harten Streich schlug Herna auf Lohern, bis er ihm den Schild gänzlich zerhieb. Da sprachen die Leute unter einander: „Ach Gott, der Pilger kann sich nicht länger halten, denn er hat nichts, womit er sich wehren könnte.“ Nun meinte Herna stets, er werde Lohern töten, und schlug deshalb so hart auf ihn, daß sein Schwert in seines Gegners Schild stecken blieb. Da saß es so fest, daß er es nicht herausbringen konnte. Loher aber ergriff geschwind das Schwert vorn an der Spitze mit beiden Händen; nun zog es Herna auf eine Seite, Loher auf die andre. Und die Leute sagten untereinander: „Kühneren Pilger haben wir nie gesehen.“ Herna sprach: „Du falscher Pilger, du kannst mir mein Schwert nimmer nehmen.“ — „Du falscher Bösewicht,“ entgegnete Loher, „sieh dich wohl vor, du sollst mich mit diesem Schwerte nicht wieder treffen.“ Als nun Herna wütend an dem Schwerte zog und zerrte, hielt Loher erst eine Weile wider, dann aber folgte er ihm mit einem Stoße nach, daß Herna fiel. Da sprang er furchtlos auf ihn und

stach ihm seinen Dolch durch den Leib. Zwar traf er ihn nicht tödlich, aber Herna ließ seine Waffe fallen; und Loher warf sie über die Schranken, lief wieder auf Herna los und zog ihm den Helm ab. Schnell sprang Herna auf seine Füße und ergriff Loher mitten um den Leib. Also rangen sie lange mit einander, und konnte keiner den andern niederwerfen. Endlich, als Herna sich nach seinem Schilde bücken wollte, stieß ihn Loher, daß er umfiel, und schlug ihm mit dem Dolche ein Ohr ab. Da sprach Herna: „Du hast mich übel geschlagen; aber willst du dich überwinden lassen, so will ich dir großes Gut geben, daß du dein Leben lang genug hast.“ — „Du Bösewicht!“ entgegnete Loher, „meinst du, ich sei ein Pilger? Ich habe Jerusalem nie gesehen. Ich heiße Loher von Frankreich.“ Als Herna diese Worte vernahm, erschrak er von ganzem Herzen und sprach: „Edler Herr, ich ergebe mich euch. Ich will mich nicht mehr gegen eure Hand wehren, und solltet ihr mich auch jetzt töten. Ich will zu Kaiser Orscher gehen und den ganzen Verrat bekennen, daß ich das Gift auf seinen Tisch getragen habe.“ Da setzte sich Loher nieder, denn er war müde, und hörte alles an, was ihm Herna sagte. Und Herna setzte sich neben Loher, zog heimlich seinen Dolch und stieß ihn Lohern in die Seite, daß er ihn durch den Panzer verwundete. Als Loher des Stiches inne ward, ergriff er schnell seinen breiten Dolch und schlug auf Herna einen so grausigen Streich, daß er ihm das Haupt bis auf die Zähne zerspaltete und Herna tot blieb. Da wurden Zormerin und ihr Vater von Grund des Herzens froh und priesen Gott andächtiglich, und das ganze Volk sprach: „Gott hat den Pilger durch seine Gnade hergeschickt. Gebenedeit sei die Stunde, da er kam!“ Loher aber ging zu den Kampfhütern und fragte: „Bin ich nun ledig, ihr lieben Herren?“ Sie sprachen: „Ja, Pilger!“ und damit ließ der Marschall den toten Körper Hernas an den Galgen hängen. Und Loher ging zu Zormerin, nahm den Helm ab und küßte sie mit seinem langen Bart auf ihren Mund.

Nun nahm der Marschall Zormerin an der Hand und führte sie vor ihren Vater. Der umarmte und küßte sie mit Thränen und sprach: „Liebe Tochter, ich sehe wohl, daß dir unrecht geschehen ist. Nimm den Pilger mit dir und erweise ihm viel Gutes. Dazu sollst du ihm reiche Gabe schenken, wenn er von hinnen scheiden will.“ Da führten Zormerin und Synoglar Lohern in ein abgelegenes Gemach. Dort entkleidete und wusch er sich; da ward er so schön wie früher, und Zormerin küßte ihn wohl tausendmal aus herzlicher Liebe. Da sprach Loher: „Liebe Frau, wißt ihr nichts von Maller, wo er sei?“ Sie antwortete: „Ich habe ihn nicht gesehen seit der Zeit, da er hier in der Königsburg war und meinem Vater alle Freundschaft aufkündigte. Er wollte alles daran setzen, um euch aus dem Gefängnis zu helfen.“ — „Wahrlich, das weiß Gott,“ sprach Loher, „einen treueren Gesellen findet man in der Welt nicht. Könnt ich ihm doch einmal seine Liebe vergelten!“ Während sie so sprachen, trat Scheidichin als Bettlerin verkleidet in das Ge-

nichts zu thun haben." — „Ich will ihm schon sein Recht thun!" sagte Maller, ließ ihn zum Galgen führen und henken; so ward dem Verräter sein verdienter Lohn.

Nun krönten die Griechen Lohern zu ihrem Kaiser, wozu der alte Orscher gerne seinen Segen gab. Und als kurz darauf Loher die Stadt Rom von den Sarazenen befreite, setzte ihm der Papst aus Dankbarkeit auch die deutsche Kaiserkrone aufs Haupt. Seinem Bruder Ludwig verzieh Loher großmütig alles Böse, was er ihm erwiesen hatte. Und von nun an lebten Loher und Maller mit ihren Frauen Zormerin und Scheidichin in hohen Ehren, großem Glück und herzlicher Liebe bis zu ihrem seligen Ende. Nun sind sie alle längst dahin geschieden, die guten Gesellen und minniglichen Frauen, sie sind vergangen wie Schatten an der Wand. Wer aber diese Geschichte gelesen von der großen Treue, die sie einander gehalten haben ihr Leben lang, der wird ihrer nicht vergessen.

Die geduldige Helena.

Vor Zeiten lebte in Italien ein Patriarch, dessen Schwester an den Kaiser Antonius von Konstantinopel verheiratet war. Als diese eines Kindes genesen sollte, sandte der Kaiser einen Brief an seinen Schwager, um zu fragen, was für einen Namen man dem Kinde beilegen sollte, wenn es glücklich zur Welt käme. Der Patriarch gab zur Antwort: „Ist es ein Sohn, so heiße er Konstans; ist es aber eine Tochter, so soll sie Helena genannt werden.“ Wie nun die Zeit erfüllet war, gebar die Kaiserin eine schöne Tochter, welcher man den Namen Helena gab. Das Kind wuchs auf unter der Sorgfalt einer verständigen Hofmeisterin in aller Gottesfurcht und Tugend, und ward mit zunehmendem Alter dermaßen schön, daß alle, die sie anschauten, durch ihre Holdseligkeit wie bezaubert wurden. Kaum hatte diese junge Fürstin das fünfzehnte Jahr erreicht, so ward die Mutter zu aller Unterthanen höchstem Leidwesen durch einen frühen Tod der Welt entrückt. Wie nun der Kaiser eine Zeit lang im Witwerstand gelebt hatte, schickte er durch alle Landschaften seine Gesandten, welche ihm eine Gemahlin aussuchen sollten, deren Schönheit der seiner Tochter gleichen müsse. Aber so wie diese den Ruhm der allerschönsten hatte, war auch ihres gleichen nirgend zu finden. Wie er nun die Fruchtlosigkeit seiner Bemühungen einsah, ward er von böser Liebe zu seiner eignen Tochter entflammt und kündete derselben unverhohlen an, daß er sie zu seiner Gemahlin machen wolle. Sie aber fiel tödlich erschrocken vor ihrem Vater auf die Kniee und flehte ihn unter Thränen, den Himmel nicht durch einen so sündhaften Gedanken zu erzürnen. Der Vater antwortete: „Ich will heiraten, die mir gefällt. In diesem Stück hat mir keiner das Geringste vorzuschreiben.“ Aber Helena versetzte mit edlem Mute, sie wolle lieber sterben als in eine solche Schande einwilligen. Mit zornigem Antlitz verließ der Kaiser seine Tochter.

Um dieselbe Zeit belagerten die Sarazenen die Stadt Neapel, weshalb der Patriarch durch einen Abgeordneten seinen Schwager um Hilfe ersuchte. Dieser machte sich auch mit seiner ganzen Macht bereit und zog mit einem Heere von achtzigtausend Mann nach Neapel. Hier kam ihm der Patriarch mit der ganzen Geistlichkeit vor das Stadtthor entgegen, ihn zu bewillkomm-

nen. Nachdem sie sich umarmt hatten, redete der Kaiser den Patriarchen also an: „Ehrwürdiger Vater, ich bin hieher gekommen euch zu helfen, eure Feinde zu vertreiben und die Gefahr des drohenden Untergangs von euch abzuwenden. Dies will ich auch mit Gottes Hilfe ins Werk setzen, indem ich mir nur eine geringe Bitte vorbehalte, welche ihr mir, sobald der Krieg zu Ende sein wird, erfüllen sollet. Wofern ihr mir aber solches abschlaget, werde ich alsbald, ohne euch zu helfen, wieder abziehen." Der Patriarch sagte ihm zu, seine Bitte gewähren zu wollen, nicht denkend, daß er etwas Unbilliges begehren würde. Hierdurch höchst erfreut zog der Kaiser sogleich hinaus auf die Sarazenen los und schlug so erschrecklich auf die Ungläubigen, daß sie in kurzer Zeit mit Hinterlassung vieler tausend Toten und aller ihrer Schätze den Streit aufgaben und das Land in aller Eile schmählich verließen.

Als dies geschehen war und man vor keinem Feind sich mehr zu fürchten hatte, zog Kaiser Antonius mit großem Triumph unter dem Frohlocken des glückwünschenden Volkes in Neapel ein, ließ aber sogleich den Patriarchen zu sich entbieten und meldete ihm, daß er willens sei wieder heim zu ziehen; er solle ihm aber auch zuvörderst seine Bitte gewähren. „Bittet nur frei oder befehlet vielmehr!" gab der Patriarch zur Antwort, „denn dem Beschützer des Vaterlandes etwas abzuschlagen, wäre unbillig." — „Wohlan denn," sprach der Kaiser, „ich begehre nichts mehr, als daß ihr mir erlaubet, meine Tochter Helena, eure Nichte, zur Gemahlin zu nehmen." Der Patriarch ward hierüber aufs höchste bestürzt und sprach: „Werter Schwager, bittet euch etwas andres aus! ihr seid ja selbst so verständig zu wissen, daß ich eine Sache nicht zulassen kann, die gegen Gott und die Natur streitet." Der Kaiser aber beharrte bei seiner Forderung. „Ich begehre nichts anderes," sprach er, „ihr habt mir meine Bitte zugestanden, sie muß auch erfüllt werden, es mag kosten was es wolle; ja wofern ihr es nicht thut, so schwöre ich, nicht eher Neapel zu verlassen, als bis ich die Stadt geplündert, verbrannt und zu einem Trümmerhaufen gemacht habe." Da der Patriarch dies hörte, war er in tausend Ängsten und wußte nicht, wie er seinem Schwager solche unnatürliche Wünsche ausreden sollte; endlich brachte er es nach langem Bitten dahin, daß er ihm einen Monat Bedenkzeit vergönnte. Also zog der Kaiser wieder nach Konstantinopel zurück. Unterwegs aber beschloß er, die Einwilligung des Patriarchen nicht erst abzuwarten, schrieb selbst Briefe und versiegelte sie, als ob er sie vom Patriarchen erhalten hätte.

Sobald er nach Konstantinopel gekommen war, kam ihm seine Tochter Helena entgegen und hieß ihn freundlich willkommen. Der Kaiser nahm sie bei der Hand, und nachdem er sie umarmt hatte, redete er sie also mit falschem Herzen an: „Liebe Tochter, ich werde mich mit euch vermählen, denn euer Oheim, der Patriarch, hat mir dazu seine Erlaubnis gegeben." Zum

Zeugnis dafür zeigte er ihr die falschen Briefe. Helena aber wollte dem keinen Glauben schenken und sagte, der Patriarch könne nicht zulassen, was gegen göttliches und natürliches Recht streite, sie werde niemals seinen Wunsch erfüllen, und wenn er ihr Glied für Glied vom Leibe reißen lasse. Nachdem sie lange miteinander Worte darüber gewechselt hatten, hieß der Kaiser seine Tochter schlafen gehen, des andern Tages wolle er sich, auch gegen ihren Willen, mit ihr trauen lassen. Wie nun Helena sah, daß ihr Vater nicht von seinem Vorsatz abzubringen sei, ging sie bitterlich weinend in ihr Schlafgemach. Ihre Hofmeisterin Klarissa versuchte sie zu trösten, aber Helena ergriff in höchster Verzweiflung ein Schwert, das in der Kammer hing, und rief: „Klarissa, nimm hin dies Schwert und töte mich! weigerst du dich, dies zu thun, so werde ich mir selbst das Eisen durch die Brust stoßen." Da fiel ihr Klarissa zu Füßen und sprach: „O lasset eure Verzweiflung euch nicht zu einem solchen Verbrechen verleiten! ich rate euch, damit ihr Leben und Ehre zugleich erhaltet, gehet zum Seehafen, mietet ein Schiff, fahret damit in ein andres Land und entfliehet so eurem Vater!" Dieser Rat gefiel Helena über die Maßen; ohne zu verweilen nahm sie einen guten Mantel und gab Klarissa einen Koffer mit Gold, welchen sie bis an den Seehafen trug, während im ganzen Hof alles im ersten Schlafe lag. Dort weckten sie einen Schiffsmann auf, zu dem Helena sagte: „Geschwind stehet auf und führet mich in ein andres Land, wo ich vor meinem Vater sicher bin." Der Schiffsmann weigerte sich und sagte, er könne es nicht thun, sonst fiele er bei ihrem Vater in Ungnade und dürfte nie wieder in sein Vaterland zurückkehren. Aber Helena versprach ihm soviel zu geben, daß er überall sein Brot essen könnte; da willigte der Schiffsmann endlich ein. So fuhr denn die arme Kaiserstochter bei finstrer Nacht in die wilde See hinaus, nachdem sie von ihrer Hofmeisterin mit betrübtem Herzen Abschied genommen. Klarissa aber ging zurück und legte sich zu Bett.

Des Morgens früh sandte der Kaiser einen Kämmerer an Helena, um zu sehen, ob sie bereit wäre, denn er wartete ihrer, um sich mit ihr trauen zu lassen. Der Kämmerer klopfte an die Thür, aber niemand that sie auf, bis endlich Klarissa erwachte und öffnete. Der Kämmerer fragte, ob die Prinzessin bereit sei, denn der Kaiser warte ihrer. Klarissa ließ ihn hinein, ging mit zu Helenas Bette und zog den Vorhang hinweg, als ob sie dächte, sie läge da im Schlaf. Wie sie nun ihre Herrin nicht erblickte, fing sie an zu weinen und zu klagen und sich sehr betrübt zu stellen. Sobald der Kämmerer dies sah, berichtete er sogleich alles dem Kaiser. Dieser ward totenbleich und stand da gleich einer unbeweglichen Säule; kaum hatte er sich vom ersten Schrecken ein wenig erholt, so lief er nach dem Zimmer seiner Tochter und fragte Klarissen mit drohender Stimme, wo ihre Herrin sei. Diese wendete ihre Unwissenheit vor, aber der Kaiser ließ sie ergreifen und drohte ihr, wenn sie nicht alles bekenne, werde er sie lebendig verbrennen lassen. Da fiel

Klarissa erschreckt auf die Knie und bat um Gnade, sie wolle die Wahrheit nicht verhehlen. „Gestern Abend,“ sprach sie, „als wir schlafen gehen sollten, wollte Helena sich selbst töten. Kaum konnte ich dies verhindern und sie etwas beruhigen, indem ich ihr riet, zu Schiffe in ein andres Land zu fahren; was sie auch wirklich gethan hat.“ Wie der Kaiser dies hörte, gebärdete er sich wie ein rasender Löwe, warf Scepter und Krone zu Boden, zerriß sein Gewand, raufte sich das Haar aus und befahl Klarissa augenblicklich zu verbrennen, was auch sogleich ohne Barmherzigkeit geschah; dann schwur er bei seiner Krone, daß er nicht eher ruhen würde, als bis er Helena gefunden hätte, ließ alsbald ein Schiff bereit machen und begab sich auf die See, um seine Tochter zu suchen.

Die unglückliche Helena kam nach langer Seefahrt vor Schluys in Flandern an; dort beschenkte sie den Schiffsmann reichlich und gab ihm den Abschied. Dann ging sie nach einem Nonnenkloster und sobald sie es erreichte, fingen alle Glocken von selbst zu läuten an. Darüber wunderten sich die Nonnen, liefen alle heraus um zu schauen, was da wäre, und als sie Helena von der See herkommen sahen, gingen sie ihr entgegen und empfingen sie mit Freuden, also daß sich Helena darüber verwunderte und sich dessen unwürdig schätzte. Die Nonnen begehrten von ihr, daß sie bei ihnen bleiben sollte, was sie ihnen gern zusagte. Also zog sie mit ihnen in das Kloster und blieb lange in Frieden und Ruhe darin. Als aber ihr Vater von ihrem Aufenthalt hörte, sandte er einen Boten in das Kloster mit dem Befehl, ihm sogleich seine Tochter zu übersenden; wo nicht, so wolle er das Kloster bis in den Grund verbrennen. Wie Helena vernahm, daß die guten Nonnen um ihretwillen in Gefahr kommen sollten, nahm sie alsbald von ihnen allen Abschied, welche Helena von Herzen bedauerten und sehr ungern von sich ließen. Sie ging wieder nach der See, wo sie zum Glück ein Schiff mit Kaufleuten antraf; diese bat sie, sie um Gottes willen mitzunehmen, worein sie auch willigten. Aber sie waren noch keine Stunde vom Lande, da kam ihnen ein Seeräuberschiff entgegen, welches ihrem Fahrzeug so stark zusetzte, daß sie gleich überwunden und gefangen wurden. Die Räuber warfen alle Kaufleute ins Meer, Helena aber ließen sie am Leben. Der Kapitän schleppte sie in sein Schiff und wollte sie zu seiner Sklavin machen. Da fiel die Unglückliche vor ihm auf die Kniee und begehrte, er solle ihr nur so viel Zeit vergönnen, daß sie ein kurz Gebetlein sprechen könnte. Dies gestattete er ihr, und nun rief sie mit recht geängstigtem Herzen und heißer Andacht aus ihrer Not zum lieben Gott und sprach: „O großer Gott, du weißt, daß ich um der Schande zu entgehen und die Ehre zu bewahren aus der Heimat über die See geflohen bin. Ich bitte dich bei dem bittren Leiden und Sterben deines lieben Sohnes, du wollest mich nicht unter diesen Buben verderben lassen! Wende deine barm-

herzigen Augen auf mich und laß mich nicht zu schanden werden!" Und siehe, Gott erhörte ihr Gebet. Denn alsbald erhob sich ein schreckliches Ungewitter, wodurch das Schiff in Stücke zertrümmert ward, und alle, die darinnen waren, ertranken im Meere. Nur Helena blieb auf einem Schiffsbrett sitzen, auf welchem sie zwei Tage und Nächte herumgetrieben wurde, bis sie an die Küste von England kam. Dort war ein Baumgarten und die Zweige der Bäume hingen über das Wasser. Einen derselben ergriff die arme Dulderin und zog sich so selber ans Land. Halbtot vor Hunger und Müdigkeit setzte sie sich in dem Garten nieder.

Nun fügte es sich, daß zu derselben Zeit Heinrich, der König von England, mit seinem Hofstaat dort lustwandelte, und als er die schöne Jungfrau dasitzen sah, grüßte er sie freundlich und sprach zu ihr: „Jungfrau, wie kommt ihr hieher, und wer hat eure Kleider also verdorben?" Sie antwortete: „Fraget mich nicht viel, sondern gebt mir ein wenig Brot; denn ich bin ganz matt." Und mit diesen Worten fiel sie in Ohnmacht. Der König aber nahm ihr Haupt in seinen Schoß, brachte sie durch herzstärkenden Balsam wieder zu sich und wiederholte seine Frage. Da erzählte sie ihm, was ihr auf dem Meere zugestoßen war; doch von ihrer Herkunft sagte sie nichts, da sie fürchtete, es möchte ihrem Vater zu Ohren kommen. Der König ward so sehr zum Mitleid bewegt, daß er sie alsbald in seinem Wagen nach London fahren ließ; denn er merkte an ihrem edlen Benehmen und an ihren Kleidern, daß sie von keinem geringen Geschlechte wäre.

Als nun Helena eine Zeit lang an des Königs Hofe sich aufgehalten und der König ihre Tugenden durch viele Proben erfahren hatte, ging er einstens mit ihr spazieren und fragte sie unter anderm nach ihrem Vaterland und Geschlecht. Sie aber fiel auf ihre Knie und sprach also zu ihm: „Eure Majestät zürne nicht, wenn ich euch mein Vaterland und Geschlecht verhehle; denn ich bin gegen meines Vaters Willen aus meinem Lande geflohen, weil er mich wider alles Recht zur Gemahlin nehmen wollte, und bin also durch Schiffbruch in euer Land gekommen." Der König mutmaßte doch aus ihrem sittsamen und edlem Wesen, daß sie die Tochter eines Vornehmen sein müsse; er hob sie von der Erde auf und sagte: „Mich dünkt, Jungfrau, ihr wäret würdig eine Königin zu werden. Deswegen verspreche ich euch zu heiraten und also zur Königin von England zu machen." Helena aber fiel ihm abermals zu Füßen, indem sie sprach: „Eure Majestät würde eine große Unklugheit begehen, wenn ihr so vieler Könige und Fürsten Töchter verachten und eine Unglückliche zum Weibe nehmen wolltet, deren Vaterland und Geschlecht ihr noch nicht kennet und die kein andres Gut besitzt als die Kleider, womit sie bedeckt ist." Durch so große Demut bis ins Herz getroffen nahm sie der König bei der Hand und sprach: „Liebes Kind, ich habe Reichtum genug für

uns beide." Darauf ging er an den Hof zu seiner Mutter und sagte: „Ich befehle, daß ein jeder dieser Jungfrau alle königliche Ehre, gleich wie mir selbst, erweise! denn ich will sie heiraten und zur Königin meines ganzen Reiches krönen." Die Herren bereiteten sich alle nach des Königs Willen, nur die alte Königin, welche meinte, ihr Sohn erniedrige sich zu einer Dienstmagd, wollte ihren Beifall dazu nicht geben, sondern nahm ihren Sohn auf die Seite und sprach: „Wie, mein Sohn? seid ihr närrisch oder unsinnig, daß ihr eine Landläuferin zum Weibe nehmen wollet, deren Vaterland und Geschlecht ihr nicht kennet, welches sie auch selbst zu offenbaren sich schämt? Daraus erhellt doch klar, daß sie entweder von ganz gemeiner Abkunft sein muß, oder aber, daß sie ein sträfliches Leben geführt hat. Darum bedenket euch zuerst recht, ehe ihr einen solchen Schritt thuet, der euch später zu ewiger Schande gereichen würde! Wenn ihr sie aber doch freiet, so schwöre ich euch, daß ich euch beiden ein Spiel machen werde, über das ihr nicht lachen sollt!" Allein der König kehrte sich an ihre Drohungen nicht, sondern sprach: „Thuet, was euch eure Falschheit eingiebt! ich werde sie dennoch zur Ehe nehmen; denn ihre Tugenden und eure Tücke sind mir allzuwohl bekannt, und was sie an Geschlecht vielleicht niedriger sein sollte, das ist sie höher an Tugend." Hiermit schied der König von seiner Mutter und befahl, den Palast mit den besten Tapeten zu zieren und alles nach königlicher Pracht zur bevorstehenden Hochzeit zu schmücken. Des andern Tages fand die Vermählung statt und dann wurde ein zehntägiges Fest mit solcher Herrlichkeit und Pracht gefeiert, wie man es in England noch nie gesehen hatte. Des Königs Mutter aber zog nach Dover in ihren Palast, mit einem von Zorn und Falschheit brennenden Herzen, während der König und die Königin in London blieben, allwo sie in Freuden zwei Jahre lang mit einander lebten.

Inzwischen empfing der König Briefe, daß die Sarazenen in Sardinien eingefallen wären und alles mit Feuer und Schwert verwüsteten. Deshalb bat ihn der König jenes Landes, ihm zu Hilfe zu kommen, wozu er sich denn auch mit vielem Volke und einer großen Anzahl Schiffen bereitete. Für die Zeit seiner Abwesenheit aber stellte er den Herzog von Glocester als Vizekönig auf; auch ließ er drei goldne Petschafte mit seinem Wappen machen, das eine behielt er für sich, das andre gab er seiner Gemahlin, das dritte dem besagten Herzoge. Darauf vertraute er demselben Land, Hof und Weib auf das teuerste an, nahm von seiner Gemahlin und allen Herren Abschied und begab sich mit seinem Gefolge zu Schiffe.

Nach des Königs Abreise kam die alte Königin öfters an den Hof, um Helena, die ihre Entbindung erwartete, zu besuchen. Einst fand sie ihre Schwiegertochter in ihrem Zimmer schlafend; da nahm die boshafte Alte ganz leise das Petschaft aus Helenas Tasche, eilte nach Hause und ließ einen Gold-

schmied rufen, welcher das Petschaft ohne jemands Wissen nachstechen mußte. Und wie er damit fertig war, durchstach sie ihm unversehens mit einem Messer das Herz und warf ihn in einen tiefen Teich. Nachher stahl sie sich wieder zu der noch schlafenden Helena und steckte ihr das Petschaft ganz heimlich in die Tasche.

Als nun die Zeit erfüllet war, da gebar Helena zwei wunderschöne Knäblein, worüber sich der ganze Hof nicht wenig freute, ganz besonders aber der Herzog von Glocester, welcher auch sogleich die fröhliche Kunde durch einen Boten seinem Herrn und König zu melden beschloß. Da aber der Bote über Dover reisen mußte, so ließ ihn die alte Königin daselbst erwarten. Sobald er also ankam, wurde er zu der Mutter des Königs gebracht, die sich sehr erfreut stellte und ihn so herrlich bewirtete, daß er von vielem Weine berauscht endlich in tiefen Schlaf fiel. Kaum war er eingeschlafen, da nahm sie ihm den Brief aus seiner Tasche, welchen der Herzog an den König geschrieben hatte, des Inhaltes: wie Helena von zwei schönen jungen Prinzen entbunden wäre. Nachdem sie diesen Brief verbrannt hatte, schrieb sie einen andern, in welchem stand, daß Helena eine Mißgeburt von zwei abscheulichen Hunden zur Welt gebracht habe, und daß der Herzog den König bitte, er möge schreiben, ob man dieselben töten solle oder nicht. Diesen Brief versiegelte sie mit dem nachgeschnittenen Petschaft und steckte ihn in die Tasche des Boten. Als dieser wieder erwachte, reiste er seinen Weg weiter, ohne zu ahnen, welches Schelmstück ihm die Alte gespielt hatte. So kam er in kurzer Zeit zum König und überreichte ihm den Brief. Wie nun König Heinrich las, ward er vor Scham ganz rot und offenbarte alles dem Patriarchen, Helenas Oheim, welcher sich gerade im Lager befand. Dieser verwunderte sich gleichfalls darüber und fragte den König, aus welchem Land und Geschlecht seine Gemahlin sei. Da erzählte ihm der König, wie er sie in einem Garten an der See gefunden hätte, wie sie ihrem Vater, der sie mit Gewalt habe heiraten wollen, entflohen wäre und er sie gefreit hätte wider seiner Mutter Willen; doch habe er niemals erfahren können, aus was für einem Land oder Geschlecht sie sei. Wie der Patriarch dies hörte, ward er sehr erschreckt und sprach: „Nach euren Worten dünkt mich, daß ihr zum Weibe genommen habt meine Nichte Helena, des Kaiser Antonius Tochter, welche ihre Heimat wegen der Anfechtungen ihres Vaters verlassen hat, und von der niemand weiß, wo sie hingekommen ist.“ Der König hätte sich hierüber wohl gefreut, wenn er nicht noch zu bestürzt gewesen wäre wegen der bösen Kunde, die man ihm geschrieben. Der Patriarch suchte ihm zwar mit allerhand Tröstungen wieder Mut zu machen, indem er sagte: „Vielleicht ist dies von einer falschen, treulosen Hand geschrieben, um eure Hausfrau zu betrüben. Wie, wenn es eure eigne Mutter gethan hat? denn mich dünkt, es ist eine Weiberhand, die dies geschrieben.“ Aber der König wollte das nicht glauben. „Der Brief,“ sagte er, „ist versiegelt mit dem Petschaft, das ich meiner Hausfrau und dem Herzog von Glocester

hinterlassen habe. Deswegen kann es nicht anders sein, als daß der Herzog oder mein Weib den Brief geschrieben hat." Der Patriarch aber sprach: „Vielleicht hat jemand das Petschaft nachstechen lassen. Darum schreibet, daß man die Leibesfrüchte eurer Gemahlin wohl bewahre bis zu eurer Rückkehr, und schicket einen neuen Boten ab, damit er nirgend aufgehalten werde." Der König befolgte des Patriarchen Rat.

Als nun der Bote in Dover ankam, wurde er von den Spähern der alten Königin angehalten und in ihren Palast gebracht. Dort bewirtete sie ihn so herrlich, daß er endlich vor Trunkenheit in Schlaf verfiel. Sogleich stahl sie ihm des Königs Brief aus der Tasche und verbrannte denselben. Dann ließ sie durch ihren Schreiber, dem sie eine hohe Belohnung versprach, eiuen andern an den Vizekönig schreiben, des Inhaltes, daß er Helena ohne Verzug und Gnade mit ihren beiden Kindern verbrennen solle. Nachdem die falsche Hexe diesen Brief mit dem nachgemachten Petschaft verschlossen und dem Boten heimlich in die Tasche gesteckt hatte, ging sie wieder zu ihrem Schreiber und ließ noch acht Briefe schreiben, einen immer schärfer als den andern, und den letzten mit hinzugefügter Drohung, daß der Herzog, wofern er zögern würde, die Königin mit ihren Bastarden zu verbrennen, selbst zur Strafe gezogen werden sollte. Inzwischen erwachte der Bote, schied von dannen und übergab dem Herzog den Brief. Als dieser ihn gelesen, erschrak er heftig und fragte: „Wer hat euch den Brief gegeben?" Der Bote antwortete: „König Heinrich." — „Ihr lüget," sprach der Herzog, „der König hat niemals daran gedacht, solche Dinge zu schreiben." Darauf ließ er den Boten gefangen setzen, bis daß er die rechte Wahrheit erfahren würde.

Nachdem die alte Königin noch acht Briefe von ihrem Schreiber hatte schreiben lassen, stach sie ihm unversehens das Herz ab und warf ihn zu dem Goldschmied in den Teich, damit ihre Gottlosigkeit verschwiegen bleibe. Kurz darauf ließ sie acht unbekannte Männer zu sich kommen und versprach jedem zehn Mark Goldes, wenn sie nacheinander die acht Briefe dem Herzog überbrächten mit dem Vorgeben, daß sie aus Sardinien vom König Heinrich kämen. Dies schwuren die Männer auch zu thun. Nun ließ sie jeden Tag einen von ihnen mit einem Brief an den Herzog gehen. Als dieser so viele Briefe erhielt, wußte er nicht, was er anfangen sollte, ließ deshalb die alte Königin zu sich entbieten und zeigte ihr, als sie kam, alle Briefe, indem er sagte: „Sehet! ich habe sie von eurem Sohn empfangen. Ich darf sie der Königin nicht zeigen und weiß nicht, was ich beginnen soll. Darum ratet ihr mir, was euch das beste dünkt." Das war nun recht Rat gesucht bei der Rentkammer des Teufels. „Warum wollt ihr sie der Frau nicht zeigen?" sprach die alte Hexe, „sie muß es doch einmal erfahren. Ich werde sie ihr schon zeigen." Also ging sie mit dem Herzog zu Helena und übergab ihr den Brief. Als die arme Königin ihn gelesen hatte, konnte sie anfangs vor Schrecken nicht sprechen, dann aber fing sie an sich so kläglich zu gebärden,

daß alle mit ihr weinen mußten. „Weh mir!“ sprach sie, „woher mag das kommen? mein König nahm mit so treumeinender Liebe von mir Abschied, und jetzt ist er so ganz verändert! Ist es ihm nicht genug, mir seine Liebe zu entziehen, daß er mir und meinen unschuldigen Kindlein nicht einmal das Leben gönnt?“ Helena würde noch mehr gejammert haben, aber die Alte tröstete sie mit einem rechten Judasherzen, also daß sie sich wieder ein wenig zufrieden stellte.

Dies währte aber nicht lange, denn gleich darauf kam der dritte Brief mit noch schärferem Befehl als die vorigen. Da ging die Alte zu Helena und sprach: „Tochter, seid zufrieden! so lange ich lebe, wird euch nichts Übles geschehen, sollte ich auch mein Leben für euch einsetzen müssen.“ Darüber beruhigte sich Helena wieder ein wenig, denn sie wußte nicht, daß ihre Todfeindin zu ihr redete. Am nächsten Tage morgens und mittags kamen wiederum Briefe mit noch schärferem Befehl, worüber der Herzog ganz entsetzt war. „Was sollen wir beginnen in dieser Sache?“ fragte er die Alte. Diese antwortete: „Die Briefe meines Sohnes werden immer schärfer. Deswegen will ich mich aus dem Spiel halten, denn ich fürchte seinen Zorn.“ Des andern Tages kamen noch zwei Männer, jeder mit einem Briefe, und so ging es fort, bis der neunte kam mit dem schärfsten Schreiben. Da zog die Alte hinweg nach Dover, indem sie sagte, sie wolle nicht länger dem Befehl ihres Sohnes widerstreben. Der Herzog aber geriet in die größte Bestürzung, denn einesteils fiel es ihm doch hart, sein Leben und alles zu verlieren, wenn er des Königs Befehl nicht nachkam, anderenteils jammerte es ihn sehr, seine unschuldige Königin mit ihren Söhnen verbrennen zu lassen. Doch des Herzogs Räte sagten: „Es ist viel besser, daß die Frau sterbe, weil es einmal des Königs Wille ist, als daß ihr und noch viele andere mit umkommen.“

Da ging der Herzog mit dem letzten Briefe zu Helena und las ihr denselben mit weinenden Augen vor. Darauf sprach er: „Ach, wäre ich doch niemals geboren! Dann wäre ich jetzt nicht gezwungen, dies strenge Urteil zu vollziehen!“ Helena aber antwortete: „Wenn mein Herr und König solches von mir begehrt, so weigere ich mich nicht und will gerne sterben. Aber nichts betrübt mich mehr, als daß auch meine Kinder, die keinem ein Leid gethan, des Todes sein sollen. Ach, möchte mir doch die Gnade erwiesen werden, daß ich meinen Herrn noch einmal vor meinem Ende sprechen könnte!“ — „Dies kann nicht geschehen,“ sprach der Herzog, „denn ich muß meinem Herrn ein Wahrzeichen geben, daß ihr getötet seid, damit er nicht sagt, wenn er kommt, daß ich jemand anders hätte verbrennen lassen.“ — „So nehmet hier,“ sprach Helena, „meine Hand mit dem Ring, den er mir aus Liebe gab, als er mich heiratete, damit er bei seinem Anblick der großen Strenge gedenke, die er mir jetzt erzeigt.“ Da rief der Herzog einen seiner Knechte und befahl ihm, ihr die Hand abzuschlagen. Als dies geschehen war, sollte

die unglückliche Helena verbrannt werden. Aber das Volk von London hörte von dem schrecklichen Schicksal, das seiner Königin bevorstehe; da fing es an sich zu empören und wollte den Herzog totschlagen, denn sie liebten alle ihre Fürstin wegen ihrer großen Tugend und Barmherzigkeit. Wie der Herzog dies sah, ließ er sie wieder zurückführen und beschloß, sie des andern Tages vor Sonnenaufgang verbrennen zu lassen, ohne daß es jemand gewahr würde. Also blieb Helena mit ihren Kindern die ganze Nacht bei dem Herzog, wo große Betrübnis war unter allen, die zugegen waren. Am meisten aber trauerte Maria von Glocester, die Schwester des Herzogs; sie meinte vor Schmerz rasend zu werden und rief: „Wenn man unsre Königin umbringt, begehre auch ich nicht länger zu leben.“ Hiermit fiel sie ihrem Bruder zu Füßen und sprach zu ihm: „Ich bitte dich, laß mich verbrennen und verschone die Königin!“ Der Herzog wollte dies nicht zugeben, sie aber sprach: „Lasset zwei Kinder von Tuch verfertigen! die will ich mitnehmen, wenn ich zum Scheiterhaufen geführt werde, damit also unsre unschuldige Königin mit ihren Kindern erlöst werde; denn es ist besser, ich sterbe allein, als unser vier. Hiervon erwählet das beste!“ Als Helena dies hörte, wurde sie noch viel betrübter und sank in Ohnmacht. Da rief die edle Maria: „Bruder, führet die Königin dahin, wo sie sicher ist vor dem Tod! denn ich will für sie sterben!“ — „Schwester,“ sprach der Herzog mit blutendem Herzen, „weil du denn willst, so werde ich deinem Rate folgen.“ Darauf ließ er ihr die Hand abhauen; aber Helenas Hand thaten sie in ein Kästchen und hängten es einem der Kinder an den Hals. Dann setzte man die arme Mutter mit ihren beiden Söhnen nebst drei Broten und etwas Wein in ein Schifflein auf das Meer und ließ sie in Gottes Namen hinaus treiben in die wilden Fluten. Die treue Maria aber, des Herzogs Schwester, ward am nächsten Morgen vor Tagesanbruch verbrannt, also daß jedermann meinte, es wäre Helena gewesen.

Als Helena mehrere Tage mit ihrem Schifflein auf den Wellen herumgetrieben war, ward sie an die Küste der Bretagne verschlagen, wo sie mit ihren Kindern ans Land trat. Dort erblickte sie nichts als dichten Wald und fing nun erst recht an, ihr Leiden zu überdenken und ihr Unglück, sonderlich aber Maria von Glocester zu beklagen. „Ach, du allergetreueste Jungfrau,“ sprach sie, „warum hast du mich durch deinen Tod erlöst? Ich kann ja doch hier den wilden Tieren nicht entfliehen! Und wenn ich schon dem Tod entgehe, wer wird meinen Kindern Nahrung geben? wer wird mir mein Brot verdienen, da ich nur einen Arm habe?“ Während sie so weinte und klagte, fiel sie endlich in Schlaf. Alsbald kam ein Wolf und ein Löwe, welche die Kindlein hinweg nahmen und in den Busch trugen. Dort kämpften sie lange mit einander, denn jeder wollte sie beide allein haben. Dies erblickte ein Wald-

bruder, welcher in dem Busch wohnte; schnell lief er hinzu, die Kinder den Tieren abzujagen. Da ließ der Wolf das seine liegen, der Löwe aber schleppte das andre in seine Höhle; der Eremit nahm das eine auf und trug es in seine Klause, darauf ging er zu der Höhle des Löwen und wartete dort in der Nähe, bis der Löwe wieder heraus auf seine Jagd ging. Dann eilte er hinein und nahm das Kind heraus, welches er Lion nannte; das andre aber hieß er Arm, wegen der Hand, die es in dem Käſtchen am Halse trug. Der fromme Einsiedler nahm sich mit herzlicher Liebe der beiden Kindlein an und erzog sie bei sich im Walde sechzehn Jahre lang.

Als aber Helena wieder erwachte und ihre Kinder nicht fand, erhob sie ein so bitterliches Jammergeschrei, daß es einen Stein hätte erbarmen müssen. „Ich Unglückselige!“ rief sie, „wo sind meine Kinder? ach, warum haben die unvernünftigen Tiere mich nicht auch zerrissen, da sie mir den einzigen Trost in meinem Leiden geraubt haben?“ Also stand sie wie ein Mensch, der lebt und nicht weiß, daß er lebt, und als sie um sich schaute, da sah sie auf einer Seite nichts als Bäume und Sträucher, auf der andern nichts als Wasser und Himmel. Endlich gewahrte sie von ferne ein Schiff mit Kaufleuten, denen sie mit lauter Stimme zurief, sie möchten sie um Gottes willen mitnehmen. Die Kaufleute fuhren von Mitleid getrieben ans Land, nahmen sie auf und fragten sie, wie sie in diese Wildnis gekommen und warum sie so betrübt sei. Da erzählte sie ihnen ihren ganzen Lebenslauf und ihre Unglücksfälle, also daß alle sie bemitleideten. Nach etlichen Tagen kam das Schiff zu Nantes in der Bretagne an. Dort nahm Helena von den Kaufleuten mit innigem Danke Abschied und ging in die Stadt, um sich ein Almosen zu erbetteln. Endlich gelangte sie vor das Haus einer armen Frau, welche andre arme Weiber in Herberge nahm für die Hälfte der erbettelten Almosen. Hier wohnte die geduldige Helena sechzehn Jahre lang in höchster Armut und äußerstem Elend. Zuletzt aber zog sie wieder von dannen, weil die Einwohner der Bretagne meist noch Ungläubige waren.

Um dieselbe Zeit hatte sich auch Helenas Vater, der Kaiser Antonius von Konstantinopel, wieder auf die Reise begeben, um seine Tochter zu suchen, und war so lange hin und wider über die See gefahren, bis daß er zuletzt vor Schluys in Flandern ankam, wo Helena zum erstenmale eine Zuflucht gefunden hatte. Als er dort landete, ging er in das früher erwähnte Kloster und fragte nach seiner Tochter Helena. Die Äbtissin entschuldigte sich und sprach: „Sie hat sich nur eine kurze Zeit bei uns aufgehalten. Wie sie aber hörte, daß eure Majestät sie weiter verfolgen ließ, ist sie wieder von hier zu Schiff hinweg gefahren; wohin aber, und wo sie sich jetzt aufhält, haben wir niemals erfahren.“ Als der Kaiser dies vernahm, ward er sehr betrübt, umsomehr weil er schon so lange Zeit vergeblich suchte; deshalb schwur er, niemals ruhen zu wollen, bis er seine Tochter gefunden, und sollte es am Ende der Welt sein. Darauf ging er wieder an Bord und fuhr von dannen.

Als König Heinrich sein Vorhaben vollbracht und die Ungläubigen aus Sardinien verjagt hatte, kam er nach Boulogne. Von dort sandte er einen Boten an den Herzog von Glocester, ihm seine baldige Rückkunft anzuzeigen und einen Gruß an seine herzliebste Helena aufzutragen. Da sprach der Herzog: „Hat der König sie so lieb, warum hat er mir denn befohlen, sie mit ihren zwei Kindern verbrennen zu lassen?“ — „Wie?“ rief der Bote, „habt ihr die schönste, edelste und vornehmste Frau, die der König über alles in der Welt liebt, verbrannt? so rate ich euch zu fliehen, ehe der König selbst kommt, sonst werdet ihr übel belohnt werden!“ Wie der Herzog dies hörte, merkte er wohl, daß Helena verraten war, und fing an bitterlich zu weinen und zu klagen.

Kurz darauf kam der König selbst nach London, allwo ihn der Herzog mit großen Ehren empfing. Seine erste Frage war, wie es mit Helena und seiner Schwester Maria stünde. „Sehr wohl,“ sprach der Herzog. „Gott sei gelobt,“ sagte der König, „daß er mich so lange gesund erhalten hat, daß ich mein liebes Weib wieder sehen kann!“ Indem kam die alte Königin und hieß ihren Sohn willkommen, wobei sie sich sehr betrübt stellte. Darüber wunderte sich der König und sprach: „Mutter, warum seid ihr so traurig?“ — „Ach, mein Sohn,“ sagte sie, „ich habe wohl Ursache betrübt zu sein, denn der Mörder Glocester hat diejenigen verbrannt, welche ich am meisten auf dieser Erde liebte, nämlich Helena und ihre zwei Kinder.“ Auf diese Worte ward der König wie rasend und befahl, den Herzog auf der Stelle umzubringen. Dieser erschrak heftig und sprach: „Was ich gethan habe, das hat mir euer Majestät befohlen.“ — „Das lügst du, falscher Verräter!“ rief der König, „du schriebst mir, sie sei niedergekommen mit zwei abscheulichen Hunden, und das ist schändlich erlogen, denn es waren zwei schöne Knaben!“ Als der Herzog dies hörte, merkte er sogleich, daß Verrat im Spiele sei, und wollte sich verantworten. Aber die arglistige alte Königin sprach zu ihrem Sohne: „Wenn ihr Helena wirklich so liebtet, wie ihr sagt, so solltet ihr auf der Stelle an demjenigen Rache nehmen, der sie so gegen alles Recht mit ihren unschuldigen Kindern verbrannt hat.“ Da wurde der König noch mehr erbittert, zog sein Schwert und schlug nach dem Herzog, indem er rief: „Wie durftet ihr so kühn sein, Hand anzulegen an mein Weib und meine Kinder?“ — „Nie hätt' ich dies gethan,“ beteuerte der Herzog, „wenn ihr nicht selbst mir solches durch neun Briefe mit eurem eignen Petschaft versiegelt und durch verschiedene Boten auf das strengste befohlen hättet. Dies kann ich vor Gericht beweisen.“ — „Könnt ihr das,“ sprach der König, „so bin ich bereit euch alles zu verzeihen.“ Hierauf ging er mit seinem Gefolge in den Palast, wohin ihm auch die boshafte Alte nachfolgte, indem sie ihn wiederholt fragte, warum er so lange zögre den gottlosen Verräter und Mörder umzubringen.

Mittlerweile kam ein fremder Bote zum König Heinrich und sprach: „Herr, der Kaiser Antonius von Konstantinopel ist vor London und begehrt

in eurer Stadt auf kurze Zeit wohnen zu dürfen." Da ritt der König mit seinem ganzen Hofstaat dem Kaiser entgegen, und nachdem er ihn auf das höflichste bewillkommnet, fragte er ihn, warum er eine so weite und beschwerliche Reise vorgenommen habe. „Ich suche meine Tochter," antwortete der Kaiser, „die schöne Helena." Hierauf sagte König Heinrich: „Ach, auch ich bin betrübt um eine, die sich Helena nannte, und die der Herzog von Glocester mit ihren beiden Söhnen verbrannt hat. Mit welchem Recht er dies gethan, habe ich noch nicht erfahren." Als Kaiser Antonius dies vernahm, ward er totenblaß und fragte hastig, von welchem Geschlecht und aus welchem Lande diese Helena gewesen sei. König Heinrich sagte: „Das weiß ich nicht. An der See habe ich sie gefunden und sie erzählte, sie sei aus ihrer Heimat entflohen, weil ihr Vater sie habe heiraten wollen. Wegen ihrer Schönheit und Tugend nahm ich sie gegen meiner Mutter Willen zur Gemahlin." Wie solches der Kaiser hörte, schrie er mit lauter Stimme: „Weh! meine liebe Tochter Helena, bist du tot? das wird auch mir das Leben kosten." Über diese Worte ward König Heinrich noch trauriger, so daß man nicht wußte, wen man zuerst trösten sollte, und so ritten sie mit einander in großer Betrübnis nach London.

Als die Fürsten in London angekommen waren, wurde eine Ratsversammlung gehalten, zu welcher der Herzog von Glocester die neun Boten brachte, jeder mit dem Brief in der Hand, den er überbracht hatte. Denn vorsichtiger Weise hatte der Herzog sie alle gefangen gesetzt. So ließ nun der Herzog den König alle Briefe lesen und zeigte ihm auf jedem sein Siegel. Darüber verwunderte sich König Heinrich sehr und ließ einen jeden Boten besonders schwören, von wem und woher er seinen Brief gebracht hätte. Der erste schwur, daß ihm der Patriarch von Neapel denselben gegeben habe. „So hat mich denn," rief König Heinrich mit zorniger Stimme, „der Patriarch verraten! das soll ihm vergolten werden." Darnach ließ er auch die andern Boten schwören, von denen sieben falsch schwuren. Aber der letzte sagte: „Ich weiß nicht, was eure Majestät mit mir beginnen will, ob ich verbrannt oder gehängt werden soll; doch um meine Seele wenigstens zu retten, will ich die Wahrheit sagen." Wie die alte Königin dies hörte, kam sie zum König gelaufen und sprach: „Sohn, mich wundert sehr, daß ihr so lange ansteht diesem gottlosen Mörder sein Recht zu thun." Der Herzog hatte diese Worte kaum vernommen, als er vor den König trat und rief: „Als eure Majestät das Land verlassen, habt ihr mich als Vizekönig eingesetzt. Dies bin ich noch, denn ihr habt mir das Regiment noch nicht aus den Händen genommen. So lege ich denn kraft meiner Vollmacht Hand an diese Frau, und ich werde sie gefangen halten, bis ich weiß, wer diese Verräterei angesponnen hat. Also zu handeln habe ich das Recht, denn ich bin zur Zeit noch Regent dieses Landes." So wurde die alte Königin ungeachtet ihrer Gegenwehr gefangen genommen und in ein Zimmer verschlossen.

Nachdem dies geschehen, schwur der letzte Bote, daß die alte Königin ihm den Brief in Dover gegeben und daß er denselben überbracht habe, ohne zu wissen, daß Verrat darin enthalten war. Darum begehrte Kaiser Antonius, daß diesem und dem ersten Boten das Leben geschenkt werde, weil sie die Wahrheit gesagt, die andern aber alle verbrannt würden. Dies bewilligte ihm der König. Hierauf ging der Kaiser zu der alten Königin und sprach zu ihr: „Wisset, daß ich nach meinem Land zurückkehren und, wenn es euch gefällt, euch mitnehmen und zur Kaiserin machen will; denn ich liebe euch vor allen. Erkläret euch also, ob ihr mit mir reisen wollet oder nicht.“ Dies gefiel der Alten und sie sprach: „Wenn ihr mich freien wollt, so verspreche ich euch, meinem Sohn binnen einem Monat vom Leben und euch zu seinem Throne zu verhelfen. Zum Pfand der Wahrheit schenke ich euch diese goldene Tasche.“ Kaum hatte Kaiser Antonius solche in Händen, so erinnerte sie sich des darin steckenden falschen Petschafts und begehrte dasselbe vom Kaiser zurück; er aber verließ das Zimmer und schloß die Thür hinter sich ab. Wie er nun die Tasche öffnete, fand er das Petschaft darin und zeigte es dem Könige. Dieser wunderte sich sehr darüber und ließ sich Helenas Petschaft, sowie das, welches er dem Herzog gegeben hatte, zeigen. „Wie kann das sein?“ sprach er, „ich habe nur drei machen lassen und jetzt finde ich vier!“ — „Gewiß,“ sagte der Kaiser, „eure Mutter ist die Schuldige. Darum berufet sie hieher und fraget sie, woher sie dies vierte Petschaft bekommen.“ Als nun die Alte erschien, verkündigte ihr der König, sie solle sich mit ihren falschen Boten zum Tode bereiten. Wie sie dies vernahm, daß sie sterben sollte, wurde sie wie rasend, doch als sie einsah, daß alles Leugnen nichts helfe, bekannte sie schließlich alle ihre Unthaten, auch wie sie das Petschaft hatte nachstechen lassen, wie sie den Goldschmied ermordet, die Briefe schreiben lassen und den Schreiber erstochen hatte. Alsbald ward ihr das Urteil verlesen, daß sie mit den sieben Männern verbrannt werden sollte.

Als diese ihren verdienten Lohn empfangen hatten, ging der Herzog zu den beiden Fürsten und sagte ihnen, daß Helena mit ihren zwei Kindern vielleicht noch lebe; aber wo sie wären, wüßte er nicht, denn er hätte sie in einem Schifflein auf das Meer gesetzt; auch erzählte er, wie die treue Maria, seine Schwester, sich selbst freiwillig hätte verbrennen lassen, um Helena vom Tode zu erlösen. Wie die Fürsten dies hörten, beklagten sie die edle Maria und schwuren, niemals von einander zu scheiden, sie hätten denn Helena gefunden. Also ließ König Heinrich das Land in den Händen des Herzogs und begab sich mit dem Kaiser Antonius auf die Fahrt.

Als nun die beiden Kinder der Königin Helena sechzehn Jahre bei dem Eremiten gewohnt hatten, ging er einstmals mit ihnen im Walde lustwandeln und sprach: „Ihr Kinder, hier ist der Ort, wo ich euch zuerst gefunden und dem Rachen der wilden Tiere entrissen habe.“ — „Wie?“ sagten die Kinder,

„so seid ihr also nicht unser Vater?“ — „Nein,“ antwortete der Eremit, „denn es sind jetzt sechzehn Jahre, daß ich euch hier von den Tieren erlöst habe, und von der Zeit an habe ich euch als meine Kinder aufgezogen, was ich auch noch fernerhin thun will, wenn ihr bei mir bleiben wollt.“ Da antworteten sie: „Wenn ihr unser Vater nicht seid, so wollen wir ziehen von Land zu Land, so lange bis wir unsern Vater gefunden haben.“ Also sind sie mit herzlichem Dank für alle großen Wohlthaten von dem Eremiten geschieden, worüber er nicht wenig betrübt war. Wie sie nun eine Weile durch den Busch gegangen waren, kamen sie an einen Seehafen, wo sie portugiesische Kaufleute fanden. Einer derselben fragte sie, was sie für Leute wären. Sie sagten: „Wir wissen nicht, von wannen wir sind, denn wir kennen weder Vater noch Mutter, haben aber sechzehn Jahre in diesem Walde gewohnt bei einem Eremiten, Felix genannt.“ Der Kaufmann wurde ganz eingenommen durch das edle und bescheidne Wesen der Jünglinge, ließ sie sauber kleiden, nahm sie mit sich auf sein Schiff und gab ihnen auch noch Zehrgeld genug. Nach drei Tagen kamen sie zu Bauviers in Almadien an, wo eine Herzogin wohnte, welche stark belagert ward von dem Herzog von Glocester. Die Herzogin empfing sie freundlich, nahm sie an ihren Hof auf und ließ ihnen Speisen vorsetzen. Lion aß alles, was ihm vorgesetzt wurde, Arm aber verzehrte nichts als Wurzeln und Kräuter, welche er mitgebracht hatte. Als ihn die Herzogin fragte, wie er das Leben friste, sprach Arm: „Ich habe in sechzehn Jahren nichts andres gegessen als Kräuter und Wurzeln bei einem Eremiten, welcher uns auferzogen hat.“ Darauf erzählte er, was ihm von seinem Lebenslauf bekannt war, wodurch die Herzogin zu großem Mitleiden bewegt ward und sie bei sich behielt.

Aber während der Belagerung entstand in der Stadt großer Mangel an Lebensmitteln. Als dies Lion merkte, teilte er die Speisen ohne der Herzogin Wissen unter die Armen aus. Einst waren viele fremde Herren zu Gaste an den Hof geladen; da gab Lion wieder alle Speisen unter die Armen. Als dies einer von den Höflingen sah, ging er zur Herzogin und sprach: „Gnädige Frau, ihr werdet heute mit Schanden bestehen müssen, denn Lion hat alle Speisen, womit eure Gäste bewirtet werden sollten, den Armen ausgeteilt.“ Hierüber ward die Herzogin erzürnt und ließ die beiden Jünglinge zur Stadt hinausjagen. Kaum aber waren sie vor dem Thore, da kam der Koch zur Herzogin gelaufen und erzählte, daß alle Töpfe und Schüsseln wieder voll Speisen wären. Da bedauerte sie, daß sie die Jünglinge vertrieben hatte.

Diese aber kamen vor die Stadt in des Herzogs Lager, welcher sie fragte, woher sie kämen. Lion sprach: „Wir sind aus der Stadt verwiesen, weil wir den Armen zuviel gegeben haben.“ Der Herzog sah, daß Arm ein Kästlein am Hals hängen hatte, und fragte ihn, was er darin hätte. Er antwortete, es sei eine Hand, doch wisse er nicht, wie er zu derselben gekommen sei. Bei diesen Worten mußte der Herzog sogleich der schönen Helena gedenken,

welcher er die Hand hatte abschlagen lassen, und bat also die beiden Brüder, bei ihm zu bleiben, was sie gern thaten. Kurz darauf wurde Friede zwischen den Gegnern geschlossen, dadurch daß der Herzog von Glocester die Herzogin von Almadien heiratete und mit sich nach England führte. Es währte aber nicht lange, da warf die Herzogin eine unlautere Liebe auf Lion. Wie der Jüngling dies merkte, ward er voll Scham und zog mit seinem Bruder des Nachts heimlich von London nach Boulogne und von da nach Tours. Dort kamen sie an den Hof des Bischofs, welcher sie fragte, von wannen sie wären. Also erzählten sie ihm alles, was sich mit ihnen zugetragen hatte. Der Bischof hörte aus ihren Worten wohl, daß sie noch nicht getauft waren; deshalb taufte er sie und nannte Arm Brictius und Lion Martin. Er behielt die Jünglinge bei sich und machte Martin zu seinem Hofmeister und Brictius zu seinem Pagen.

Wie nun die arme Helena ungefähr sechzehn Jahre zu Nantes in der Bretagne in großer Dürftigkeit gelebt hatte, so reiste sie nach Tours, allwo sie jeden Tag von ihrem eignen Sohne Lion oder Martin Almosen empfing. Aber sie kannten einander nicht. Doch sobald sie einander sahen, ward es ihnen ganz wundersam und bang zu Mute, wovon sie die Ursache nicht begreifen konnten.

Nach langem Hin- und Herreisen kamen die beiden Fürsten, Heinrich und Antonius, gen Tours, um Helena zu suchen. Und wie sie vor die Stadt gelangten, sendeten sie einen Boten an den Bischof, um Herberge zu begehren. Dies gestand ihnen der Bischof zu, unter der Bedingung daß sie ihre Reisigen und Kriegsknechte vor der Stadt ließen. Also saß der Bischof mit seinen Herren zu Pferde und ritt den Fürsten entgegen vor das Thor, wo sie einander große Ehre erwiesen. Unterwegs begann König Heinrich dem Bischof sein schweres Geschick zu erzählen, wie er Weib und Kinder verloren hätte. Während er so sprach, sah er jene beiden Jünglinge vor dem Bischof herreiten und fragte ihn also, wessen Kinder dies wären und aus welchem Lande. Da erzählte ihm der Bischof, wie sie zu ihm gekommen und alles, was er von ihnen wußte. Als sie nun zum Palast kamen, stand dort eine große Menge armer Leute um Almosen zu bitten, unter ihnen auch Helena. Ihre Kinder kannte sie nicht; als sie aber ihren Vater und ihren Ehgemahl erblickte, sprach sie zu sich selber: „Ach, ich Arme! ich habe wohl recht, betrübt zu sein, wenn ich diese zwei Fürsten ansehe, die mir nach dem Leben trachten, was ich doch wahrlich nicht verdient habe.“ Damit schlich sie sich heimlich hinweg, um nicht erkannt zu werden.

Da nun die Herren in dem Saale waren, ging Martin ganz stillschweigend in die Küche, nahm alle Speisen, so er fand, und verteilte sie unter die Armen. Etliche vom Hofe, die dies sahen, verklagten ihn deshalb beim Bi-

schof und sprachen: „Um euer Gnaden vor allen anwesenden Herren zu beschämen, hat Martin sämtliche Speisen dem an der Thüre stehenden Gesindel gegeben." Da rief der Bischof den Jüngling zu sich und sprach: „Wie? muß man den Armen das Beste geben, ehe daß die Herren davon empfangen haben?" — „Ja, gnädiger Herr," antwortete Martin, „man muß erst Gott dienen, ehe man andern dient. Und wenn euer Gnaden oder ein anderer das Beste von den Speisen genommen hat, so darf man den Rest nicht den Armen geben; denn was den Armen gegeben wird, das wird Gott gegeben; und was Gott gegeben wird, das muß das Beste sein." Während Martin so sprach, kam einer aus der Küche gelaufen, der rief: „Gnädiger Herr Bischof, lasset die Fürsten zur Tafel sitzen, denn die Küche ist so voll allerlei Speisen, daß man nicht weiß, wo man sie unterbringen soll." Als der Bischof solches hörte, ward er noch mehr verwundert und sagte: „Martin, ihr dienet mir, aber es gebührte sich, daß ich euch diente. Thut nur, was euch gefällt! mein Hof steht allzeit zu eurem Willen offen."

Nun setzten sich die Herren zur Tafel und wurden wohl bedient von Martin und Brictius, welche der König Heinrich stets mit scharfen Augen ansah. Auch betrachtete er das Kästchen, das Brictius am Hals hangen hatte, und fragte ihn endlich, was er in selbigem habe. Brictius antwortete: „Zürnet nicht! aber ich sage es niemand." Jedoch der König und die anderen Herren redeten ihm so lange mit freundlichen Worten zu, bis er die Hand aus dem Kästlein nahm und sie dem König zeigte. Dieser erkannte sogleich den Ring und rief mit lauter Stimme: „Ach Gott, das ist die Hand meiner lieben Frau, die ihr der Herzog von Glocester hat abschlagen lassen." Darnach lief er voll Freuden auf die Jünglinge zu, schloß sie in seine Arme, küßte sie zärtlich und rief: „Nun sei Gott gedankt! denn ich habe meine lieben Söhne wiedergefunden, die ich längst gestorben wähnte!" Da freuten sich auch Martin und Brictius herzlich, daß sie ihren Vater gefunden hatten; aber es betrübte sie doch, daß sie nicht wußten, wo ihre Mutter wäre. Auch das ernste Antlitz des Kaisers Antonius erheiterte sich, als er seine Enkel umarmte; allein der Schmerz um die verlorene Tochter verließ ihn darum nicht.

Als die Mahlzeit vorüber war, fragte Brictius seinen Vater, welche Bewandtnis es mit der Hand habe, die er bisher in dem Kästchen bei sich getragen. Da erklärte er ihm, daß es seiner Mutter Hand sei, und erzählte, wie traurig es der edlen Helena ergangen war. Darüber betrübten sich beide sehr und schwuren, dafür an dem Herzog von Glocester Rache zu nehmen. Der König aber und die anderen Herren entschuldigten den Herzog, da er es ohne seine Schuld gethan habe; die eigentlichen Urheber alles Unheils hätten auch schon ihre verdiente Strafe erlitten. Dabei beruhigten sich die Jünglinge. Weil nun beide Fürsten entschlossen waren, solange die Welt zu durchreisen, bis sie Helena gefunden hätten, wollten sie die beiden Prinzen sogleich nach England schicken. Aber der Bischof bat, sie bei ihm zu lassen. Da kamen

sie schließlich überein, daß Martin beim Bischof in Tours bleibe. Brictius aber begab sich mit einem Schreiben seines Vaters und guter Begleitung auf den Weg nach England, nachdem er vorher die Hand seiner Mutter dem Bischof in Verwahrung gegeben hatte. Zugleich nahm er die drei Petschafte mit, nämlich das des Königs, das seiner Mutter und das der alten Königin. Diese sollte er dem Herzog übergeben, damit er aus denselben zu Ehren Gottes und als Zeichen schuldigen Dankes ein Kreuz machen lasse.

Als Brictius in London zum Herzog von Glocester kam, gab er ihm den Brief des Königs. Kaum hatte er ihn mit freudigem Schrecken gelesen, so rief er mit lauter Stimme: „Sehet, ihr Herren, allhier euren rechtmäßigen Gebieter, König Heinrichs Sohn!“ fiel vor ihm nieder und bat um Verzeihung für das, was er an ihm und seiner Mutter begangen hatte. Brictius verzieh ihm von Herzen und gab ihm die drei Petschafte. Darauf ward ein Goldschmied berufen, ein Kreuz daraus zu machen. Allein das Petschaft der alten bösen Königin wollte nicht schmelzen, also machte man das Kreuz von den zwei anderen. Als dies geschehen war, reiste Brictius wieder nach Tours zurück, so gern ihn auch der Herzog bei sich behalten hätte.

Als die schöne Helena eine Zeit lang zu Tours gewohnt hatte, hörte sie ein Gerücht, wie König Heinrich und Kaiser Antonius von den Ungläubigen erschlagen und ihre Leiber zu Neapel beigesetzt wären. Alsbald machte sie sich auf den Weg dahin. Und wie sie nach etlichen Tagereisen nach Neapel kam, ging sie zu dem Patriarchen, welchen sie in seinem Baumgarten lustwandelnd fand. Sie fiel vor ihm auf die Knie und bat um ein Almosen. Als nun der Patriarch sah, daß sie nur eine Hand hatte, berief er sie zu sich und fragte sie heimlich, von wannen sie käme und durch welchen Zufall sie ihre Hand verloren hätte. „Ehrwürdiger Vater,“ sprach sie, „ich bin aus Tours und geriet einstens unter die Räuber, und weil ich mich so stark zur Gegenwehr setzte, schlug einer mit dem Schwerte mir die Hand ab. Auf mein lautes Geschrei kamen mir dann Landleute zu Hilfe und die Räuber entflohen.“ Da fragte er weiter, ob sie nichts gehört habe von Helena aus Konstantinopel, die auch nur eine Hand habe. „Ja, Herr,“ entgegnete sie, „sie hat zehn Jahre zu Tours in meines Vaters Hause gewohnt; dann aber zog sie hinweg, weil sie ihren Mann und ihren Vater dort gesehen hatte, welche sie verbrennen wollten.“ — „Aus Liebe gegen meine Nichte,“ sprach der Patriarch, „will ich euch in meinem Palast unterhalten all euer Leben lang.“ Sie aber bat, daß man sie nur unter der Treppe des Palastes wohnen lasse und ihr die abgefallenen Brosamen zu essen gebe. „Tochter,“ sprach der Patriarch, „nach eurem Begehren soll euch geschehen.“ Da nahm Helena ein wenig Stroh und trug es unter die Treppe; und so oft der Patriarch auf und abging, setzte er sich und sprach über mancherlei Dinge mit ihr; denn er hielt sie für ine sehr

andächtige und fromme Frau. Ach, wenn er sie gekannt hätte, er würde ihr mehr Ehre erzeigt haben!

Nachdem die beiden Fürsten lange Zeit durch die Welt hin und wieder gesucht hatten, ohne die schöne Helena zu finden, schrieb einstmals der Patriarch an seinen Schwager, daß er eine Frau in seinem Palaste habe, die von Helena Kunde hätte. Über diese Nachricht wurden sie beide erfreut und begaben sich zu Wasser ohne zu rasten dahin, denn das Verlangen die Frau zu sehen und von Helena zu hören, spornte sie unaufhörlich an. Sobald aber Helena vernahm, daß ihr Vater und ihr Gemahl nach Neapel kämen, begab sie sich heimlich wieder von Neapel nach Tours. Doch ehe sie entwich, schrieb sie einen Brief folgenden Inhalts: „Ich, Helena, die ich sieben Jahr unter der Treppe des Patriarchen, meines Oheims, gewohnt habe, grüße dich, meinen Vater, Kaiser Antonius von Konstantinopel, und dich, König Heinrich, meinen Ehgemahl! Ihr suchet mich Unschuldige, um mich ohne Ursache zu töten. Aber ich sage euch, wenn ihr auch die ganze Welt durchsuchet, werdet ihr mich doch nicht finden." Diesen Brief legte die arme Dulderin unter einen Stein in ihrem Winkel und ging davon. Kaum waren die beiden Fürsten angelangt, so führte sie der Patriarch zu Helenas Wohnung; aber siehe, sie fanden niemand. Darüber aufs höchste erstaunt ließ der Patriarch einen seiner Diener hinein gehen, um zu sehen, ob sie vielleicht in einer Ecke läge und schliefe. Der Diener stieß den Stein, worunter der Brief lag, auf die Seite, hob den Brief auf und überreichte ihn dem Patriarchen. Aber, seltsam! er konnte ihn nicht öffnen und gab ihn deshalb dem Kaiser Antonius. Als auch dessen Mühe umsonst war, reichte er ihn dem König Heinrich, welcher ihn ohne Mühe öffnete und las. Niemand ward bestürzter als der Patriarch, als er hörte, daß seine Nichte so lange bei ihm gewohnt habe, ohne daß er sie erkannt hatte. Die beiden Fürsten nahmen tief betrübt vom Patriarchen Abschied und machten sich wiederum auf die Fahrt, Helena zu suchen.

Nachdem die geduldige Helena eine Zeit lang zu Tours gewesen, ging sie einmal an einen schmalen Fluß, um Wasser zu schöpfen. Da kam auch einer von den Dienern des Königs Heinrich daher, um die Pferde ins Wasser zu reiten. Als er nun die Frau nach dem Flusse gehen sah und bemerkte, daß sie nur eine Hand hatte, ahnte ihm sogleich, daß es Helena wäre. Darum grüßte er sie und fragte zugleich, wo sie wohne. „Mich dünkt," setzte er hinzu, „daß ich euch mehrmals gesehen habe." Wie Helena dies hörte, ging sie sogleich hinweg, ohne zu antworten. Der Diener aber achtete darauf, wo sie hinging, wiewohl er es nicht genau sehen konnte; denn er war an der andern Seite des Wassers. Indes ritt er ohne zu verweilen zum König Heinrich und sagte, er vermeine, Helena gesehen zu haben. Der König versprach ihm voller Freude hundert Goldstücke, wofern er sie auffinden könne.

Während so der König voll Freude war, daß er seine Kinder gefunden und von seiner Gemahlin Kunde erhalten hatte, schickte er einen Gesandten nach England an den Herzog von Glocester, ihm seine Freude mitzuteilen. Der Gesandte aber irrte vom rechten Wege ab und kam in den Wald, allwo der Eremit Felix wohnte. Diesen fragte er nach dem rechten Wege und erzählte ihm zugleich, warum er nach England reiste, daß der König seine zwei Söhne, Lion und Arm, in Tours gefunden, und wie diese beiden gesagt hätten, daß sie in einem Walde auferzogen waren, von einem Einsiedler, Felix genannt. Der Eremit war sehr froh über diese Nachricht und begab sich, sobald er dem Gesandten den Weg gezeigt hatte, auf die Reise nach Tours. Als er in die Stadt kam, ging er in des Bischofs Palast und stieg die Treppe hinauf, die nach dem Saale führte. Dies sah ein Pförtner und fragte ihn, wohin er wolle. Der Eremit sprach: „Ich will zu den Herren in den Saal gehen.“ — „Dazu bist du recht sauber aufgeputzt,“ sagte der Pförtner und schlug ihn mit seinem Stock bis aufs Blut. Nun kamen auch alle Pagen und Diener herbei und umstanden den Eremiten, denn er hatte ein recht abscheuliches Ansehen und war mit Gras und Blättern bekleidet. Während dem kam Martin die Treppe hinauf nach dem Saal und sah den Auflauf, der dort war. Sogleich ging er hin zu sehen, was da wäre, und erkannte alsbald den Eremiten. Da schloß er ihn in seine Arme, umhalste ihn und sagte: „Seid willkommen, mein lieber Vater!“ Der Eremit sah auf und sprach: „Wie steht's mit euch, mein lieber Sohn Lion, und mit eurem Bruder Arm?“ — „Lieber Vater,“ antwortete Martin, „wir sind jetzt getauft, mir ist der Name Martin und meinem Bruder Arm der Name Brictius beigelegt worden.“ Als er dies gesagt hatte, leitete er ihn am Arm die Treppe hinauf und bestrafte den Pförtner wegen seines Verfahrens. Sobald er in den Saal kam, sagte er zu seinem Bruder: „Siehe hier den Einsiedler, unsern Vater!“ Und Brictius, von Freude entzückt, lief auf ihn zu und küßte ihn tausendmal. Darauf gingen sie alle drei vor den Tisch, woran die Fürsten saßen, und die Jünglinge sprachen zu König Heinrich, ihrem Vater: „Sehet, dieser Mann ist der Eremit Felix, der uns den Klauen der wilden Tiere entrissen und sechzehn Jahr auferzogen hat.“ Da erzeigte der König dem Einsiedler alle Ehre, nahm ihn bei der Hand und setzte ihn neben sich an die Tafel. Aber der Eremit aß von keiner Speise, als allein von den Wurzeln, die er mitgebracht hatte. Nun erzählte er dem Könige alles, was er von seinen Kindern wußte, und nachdem er etliche Tage dort gewesen war, nahm er herzlichen Abschied und begab sich wieder nach seiner Einsiedelei, und Brictius und Martin befahlen sich in sein Gebet.

Inzwischen kam des Königs Diener, nachdem er lange vergebens gesucht hatte, in die Straße, in welche er Helena hatte eingehen sehen. Dort fragte er allenthalben, ob niemand wisse, wo die Frau mit einer Hand wohne. Endlich ward ihm das Haus gezeigt; er ging alsbald hinein und fragte die

Wirtin nach Helena. Doch diese schwur hoch und teuer, daß sie dieselbe nicht gesehen hätte. Der Diener aber wollte sich nicht mit leeren Worten abspeisen lassen und drohete ihr mit Gefängnis und Tod, wofern sie die Frau nicht zeige, denn er war fest überzeugt, daß sie sich hier aufhielt. Da zeigte die Wirtin, durch seine Drohungen erschreckt, ihm eine alte Kiste, worin sich Helena verborgen hatte. Wie diese gewahr wurde, daß die Wirtin sie verraten, sprang sie alsbald aus der Kiste, fiel vor dem Diener auf ihre Kniee und bat ihn um Gottes willen, er möge sie doch gehen lassen, denn ihr Tod könne ihm ja doch nichts nützen. Dabei gebärdete sie sich so jammervoll, daß der Diener sich nicht enthalten konnte, mit ihr zu weinen. Er hob sie gar freundlich von der Erde auf und sprach: „Edle Frau, ich bitte euch, sparet die Zähren! ich schwöre euch bei Gott und seinen Heiligen, es wird euch nichts Übles widerfahren. Die höchste Ehre wartet euer im Palast des Bischofs. Darum gehet mit mir dahin, wo euer Gemahl, euer Vater und eure beiden Söhne sind, welche großes Verlangen tragen euch zu sehen und euch mit Freuden empfangen werden." Siehe, da überwand die Liebe zu den Kindern alle Furcht in Helenas Herzen, so daß sie sich endlich entschloß mitzugehen. Und als nun der König sie erblickte, wurde er vor Freude gleichsam entzückt und rief mit heller Stimme: „Martin und Brictius, liebe Kinder! sehet hier eure Mutter, meine Königin, des Kaisers Antonius Tochter!" Damit lief er ihr entgegen, nahm sie bei der Hand, hieß sie tausendmal willkommen und weinte an ihrem Halse vor Freude, daß er sie wieder gefunden hatte. Desgleichen thaten ihre Kinder; auch ihr Vater empfing sie gar zärtlich und bat sie mit Thränen um Verzeihung wegen des Unrechts, das er an ihr gethan hatte; was sie ihm auch herzlich gern gewährte.

Hierauf ließ sie der König wieder kleiden, wie einer Königin zusteht, und nun wurden vor Freuden zehn Tage lang Ritterspiele gehalten. Als nun die Festlichkeiten vorüber waren, zogen sie alle nach Neapel zu dem Patriarchen, Helenas Oheim. Da wurden sie herrlich empfangen. Und durch das Gebet des Patriarchen, welcher ein sehr frommer Mann war, wurde der Königin die Hand wieder angesetzt, und sie genas so schön, als wäre sie niemals verletzt gewesen. Nachdem nun die Herren eine lange Zeit sich in Neapel aufgehalten, nahm Kaiser Antonius von allen freundlichen Abschied und zog wieder nach Konstantinopel, allwo er kurz nachher starb und seinen Enkel Brictius zum Erben des Reiches einsetzte. Helena und König Heinrich sind in Neapel geblieben bis an ihren Tod. Martin aber, dem sein Vater das Königreich übergeben hatte, kehrte nach England zurück, wo er zum König gekrönt wurde und ein heiliges Leben führte bis an sein Ende.

Otto mit dem Barte.

Im deutschen Reiche herrschte einmal ein gewaltiger Kaiser, Otto genannt. Alle seine Länder dienten ihm mit Furcht und Schrecken, denn er war ein gar strenger und heftiger Herr, und wer durch irgend einen Frevel seinen Zorn erweckt hatte, der durfte auf keine Gnade rechnen. Schön, aber furchtbar war sein Antlitz; seine Augen funkelten wie die des Adlers und sein langer, sorgfältig gepflegter Bart war von rötlicher Farbe. Bei diesem Barte pflegte er zu schwören, und gegen wen er die Worte gerichtet hatte: „Du mußt es büßen, bei meinem Bart!“ dem war ein rascher Tod beschieden; keine Milde fand er von des Kaisers Händen.

Nun hielt der Kaiser Otto einst um die Osterzeit in der schönen und weiten Burg Babenberg ein glänzendes Fest. Dazu kamen aus den Klöstern viele ehrwürdige Bischöfe und hohe Äbte mit großen Ehren an den Hof; auch Grafen, Freie und Dienstmannen ritten mit wohlgeschmückten Scharen herbei, um dem kaiserlichen Herrn zu huldigen. Als nun am ersten Ostertage der hohe Wirt und alle seine Gäste im Dome die Messe hörten, da richteten unterdessen die Köche das Mahl. Mit köstlichen Linnen waren die Tische gedeckt; darauf setzte man die schönen Trinkbecher und legte die weißen Brote dazu. Denn wenn der Gottesdienst zu Ende war, wollte der Kaiser mit seinen Fürsten einen Imbiß einnehmen. Nun fügte es sich, daß da bei Hofe auch ein edler Knabe war, zart und gar wonnig anzuschauen, von reinem Herzen und lieblichem Antlitz, so daß ihn alle Leute lieb hatten. Er war der Sohn und alleinige Erbe eines gewaltigen Herzogs von Schwaben. Dieser reine und holdselige Knabe ging an jenem Tage in den Saal, wo die Tafel gerichtet war, und als er die weißen Brote liegen sah, langte er mit seinen kleinen Händen auf den Tisch, nahm eines derselben und wollte es essen, wie so die Kinder thun. Kaum aber hatte der junge Fürstensohn das Brot genommen und ein Stück abgebrochen, da kam alldort mit seinem Stabe vorbei des Kaisers Truchseß, zu sehen, ob alles zum Essen gebührend vorgerichtet sei, und bemerkte, daß das Kind ein Brot vom Tische entwendet hatte. Darüber geriet er augenblicks in heftigen Zorn, denn er war einer von denen, die durch eine ganz geringfügige Ursache außer sich gebracht werden; also lief er auf den Knaben zu und schlug das zarte und edle Kind mit seinem Stabe über das Haupt, daß ihm Scheitel und Haar von rotem Blute naß wurden.

Da fiel der Knabe auf die Erde nieder und weinte viel heiße Thränen. Dies erblickte ein auserwählter Held, Ritter Heinrich von Kempten genannt, welcher mit dem Kinde aus Schwaben nach Babenberg gekommen war, denn er war sein Meister und zog es gar liebevoll und treulich. Als dieser mannhafte Held gewahrte, wie der Truchseß wagte, seinen lieben kleinen Herrn so unbarmherzig zu schlagen, da faßte ihn Leid und bittrer Grimm, und er lief hinzu und sprach zornig: „Was ist euch widerfahren, daß ihr alle ritterliche Zucht zu Schanden macht und eines edlen Fürsten Sproß so schmählich schlaget? Ich sage euch, ganz wider Recht und Sitte habt ihr gehandelt.“ — „Das laßt euch nur nicht kümmern,“ entgegnete der Truchseß höhnisch, „es ist meines Amtes, unartigen Buben zu wehren und jeden zu züchtigen, der sich hier bei Hofe zuchtlos benimmt. Darum spart eure Worte! wahrlich, ich fürchte mich vor euch so wenig, wie der Habicht vor dem Huhn. Was könntet ihr mir anhaben, daß ich den jungen Herzog schlug?“ — „Das sollt ihr bald genug erfahren,“ sprach der wackre Heinrich von Kempten, „es soll euch noch hier gereuen, daß ihr einen edlen Fürsten mit dem Stock berührt habt, denn ich will es nicht dulden. Elender Bösewicht, wie konntet ihr solches wagen? dafür soll jetzt euer Blut diesen Schauplatz eurer Frechheit benetzen.“ Damit ergriff er eine hölzerne Keule und schlug den Truchseß, daß ihm der Schädel zersprang und zerschellte, wie die Scherben eines Topfes. Da fiel der freche Gesell tot auf den Estrich nieder; ringsum war der Saal von seinem Blute rot. Darüber erhob sich alsbald ein lautes Getöse und Geschrei im ganzen Palast.

Es währte nicht lange, da kam auch der Kaiser mit seinem Gefolge und setzte sich an den Tisch. Als er nun das frische Blut auf dem Estrich fließen sah, wunderte er sich und sprach: „Was ist hier geschehen? wer hat meinen Saal mit Blut besudelt?“ Da meldete ihm sein Ingesinde, daß sein Truchseß erschlagen liege. „Wer hat mich so beleidigt?“ rief der Kaiser mit zornbebender Stimme. Da sprachen alle wie aus einem Munde: „Das hat Heinrich von Kempten gethan.“ — „Ha,“ sprach der Kaiser, „hat der ihm das Leben genommen, so kam er zu übler Stunde aus Schwaben hierher in dies Land. Man bescheide ihn sogleich vor mein Angesicht! ich will ihn fragen, warum er mir das zu Leide gethan hat.“ Also ward der gute Ritter vor den ergrimmten Kaiser geladen. Wie ihn dieser kommen sah, rief er ihn schon von weitem mit zornigen Worten an: „Wie, Herr, waret ihr wahnsinnig, daß ihr meinen edlen Truchseß ermordetet? ihr habt meine Ungnade auf euch geladen; ich will euch zeigen, daß meine kaiserliche Gewalt den Frevel zu rächen vermag. Ihr habt meine Ehre gekränkt, den Frieden meines Hofes gebrochen. Das kostet euch das Leben!“ — „Nicht doch, Herr Kaiser,“ sprach der unverzagte Heinrich von Kempten, „laßt mich eure Gnade und stäte Huld finden und höret mich zuerst an, ehe ihr mich verdammet. Hab ich durch rasche That wirklich eure Feindschaft verdient, so tötet mich. Kann ich aber beweisen,

daß die Schuld nicht mein ist, so seid mir gnädig und thuet mir nichts Übles. Ich flehe euch bei dem, der heut an diesem Ostertag vom Tode auferstand, gönnet mir, eure kaiserliche Huld wieder zu erlangen. Ehret das heilige Fest an mir Armen dadurch, daß ihr eure Weisheit und Milde gegen mich walten lasset! Lasset mich auch das genießen, daß hier so viele edle Männer versammelt sind. Kein Verbrechen ist so schwer, daß es nicht ein Teil Gnade finde." Aber der Kaiser griff mit der Hand in seinen roten Bart und rief aus ergrimmtem Herzen: „Der Tod meines Truchseßen erfüllt mich mit bitterem Schmerz. Darum bin ich nicht gesonnen, euch Gnade zu erweisen für eure große Schuld. Ich entziehe euch auf ewig meine kaiserliche Huld. Ihr habt mir meinen Truchseß ermordet: das müsset ihr büßen, bei meinem Bart!"

Als der werte Ritter Heinrich diesen Eid vernahm, den der Kaiser in höchstem Zorn ausrief, da merkte er wohl, daß sein Leben verwirkt sei, und er gedachte bei sich, wie er dem Tode entrinnen möchte. „Nun sehe ich wohl," sprach er, „daß ich sterben soll. Darum hab ich das Recht, mich zu retten, wie ich kann." Damit sprang der auserwählte Held auf den Kaiser los, ergriff ihn bei seinem langen Barte und zog ihn über den Tisch. Alle Speisen, Fisch oder Fleisch, die vor ihm standen, fielen in den Schmutz hinab. Heinrich hatte des Kaisers Bart so derb gefaßt, daß er ihm um Kinn und Mund manches Haar herausriß; sein kaiserliches Haupt ward sehr entehrt, die goldne Krone fiel nieder in den Saal und all sein Schmuck rollte in den Staub. Jäh wie ein Blitzstrahl warf der Ritter den hehren Kaiser unter sich auf den Boden, riß von seiner Seite ein wohlgeschärftes Messer und setzte es ihm an die Kehle. Mit der andern Hand umfaßte er den Hals des Kaisers, daß er ihn fast erwürgt hätte, und sprach: „Nun gebt mir sichre Bürgschaft, daß ihr mir Gnade und Heil zu teil werden lasset! Sonst müßt ihr hierselbst das Leben verlieren. Widerrufet den Eid, den ihr geschworen, wenn ihr nicht des Todes sein wollt!" So lag er auf ihm, raufte ihm den langen Bart und würgte ihn so fest, daß er nicht sprechen konnte. Die Fürsten sprangen auf und drangen herbei, da sie den Kaiser totenbleich unter dem Ritter von Kempten liegen sahen, denn sie hätten ihn gern befreit. Da sprach der kühne Heinrich: „Ist hier jemand, der mich anrührt, so muß der Kaiser sterben. Ich steche ihm mit diesem Messer die Gurgel ab. Und hab ich den Wirt umgebracht, so will ich auch die Gäste nicht verschonen. Wer mich schlägt, der soll mit seinem Blute dafür büßen. Wohlan, wer des Todes sein will, der komme her und berühre mich!" Da traten sie alle zurück und selbst der Kaiser in seiner Not winkte ihnen mit den Augen, daß sie zurückwichen. Als dies geschehen war, sprach Heinrich zum Kaiser: „Nun lasset mich nicht länger warten und gebt mir Gewißheit, daß mir an meinem Leibe kein Schaden geschieht. Wo nicht, so müsset ihr sterben." Da hob der Kaiser seine Finger auf und gelobte ihm bei seiner

kaiserlichen Ehre, ihm kein Leides zuzufügen. Geschwind ließ Heinrich den Kaiser los. Der stand auf von dem Estrich, setzte sich wieder auf seinen goldgeschmückten Stuhl, strich sich das Haupthaar und den übel zerrauften Bart und sprach also zu dem Ritter: „Ich habe euch gelobt, euch an Leib und Leben keinen Schaden zu thun. So ziehet denn eure Straße. Aber meidet künftighin meine Nähe und kommet nie wieder vor mein Angesicht! denn ich merke und erkenne gar wohl, daß ihr mir zum Ingesinde zu derb seid. Ihr habt mich ungefüge angegriffen. Wer meinen Bart anschaut, der sieht wohl, daß ich eurer Dienste gern entbehre, zum Schermeister taugt ihr mir schlecht. Bei Gott, mein Bart soll euer Messer immerdar meiden. Unsanft schneidet es den Königen das Haar samt der Haut ab. Darum räumet noch heutigen Tages Hof und Land!“ Alsbald nahm der Held Urlaub von allen Rittern des Kaisers und fuhr von dannen.

Zu Kempten in Schwaben lebte der edle Ritter Heinrich zehn Jahre lang auf seinem Stiftslehen, das er vom Abt erhalten hatte. Äcker, Wiesen und Felder besaß er; davon zog er Geld genug ein, um in Ehren hausen zu können. Nun trug es sich nach Ablauf von zehn Jahren zu, daß der Kaiser Otto in einen schweren Krieg verwickelt war und jenseit der Alpen vor einer festen und schönen Stadt lag, die er gern eingenommen hätte. Mit Steinen und Wurfpfeilen beschossen sie die Mauern, aber es fehlte dem Kaiser an Mannschaft. Daher sandte er nach Deutschland und hieß aller Orten verkündigen, wer ein Lehen vom Reiche trage, der solle ihm ohne Verweilen zu Hilfe kommen. Wer aber seinem Befehl nicht folge leiste, der habe sein Lehen auf ewige Zeiten verwirkt. Da beeilten sich alle Fürsten, gen Apulien zu fahren, um des Kaisers Gnade nicht zu verlieren.

Wie nun die Botschaft in allen deutschen Landen verkündet ward, so auch dem Abt von Kempten. Sobald dieser die Kunde vernahm, da bereitete er sich zur Heerfahrt und sandte nach seinen Dienstmannen, indem er sie bei ihrem Lehenseid mahnte, ihm Heeresfolge zu leisten. Auch den Ritter Heinrich von Kempten ließ er vor sich kommen und sprach zu ihm: „Ihr habt des Kaisers Botschaft wohl vernommen. Da ich nun auch ein Reichsfürst bin, so ist es billig, daß ich meinem Herrn zu Hilfe eile. Dazu bedarf ich aller meiner Dienstmannen, insonderheit euer. Darum mahne ich euch zuerst, daß ihr euch zur Fahrt mit mir rüstet.“ — „Ach, Herr, was habt ihr gesagt?“ sprach Heinrich, „ihr wisset doch, daß ich mich vor das Angesicht des Kaisers nicht wagen darf und seine Huld auf immerdar verscherzt habe. Darum bitte ich, erlasset mir den Dienst für diese Reise! Ich habe zwei Söhne auferzogen, die will ich mit euch dahinsenden. Führet sie beide mit

euch, ich will sie wohl wappnen und rüsten.“ — „Nein,“ erwiderte der Abt, „ihrer begehre ich nicht; ihr allein seid mir lieber und nützer als sie alle beide. Ja, mein Trost und meine ganze Ehre beruht auf euch, denn ihr verstehet euch trefflich auf die Kriegskunst. Es giebt keinen bessern Rater in schlimmen Nöten als euch. Darum erwarte ich, daß ihr nun mich mit eurer Weisheit bei diesem Zuge unterstützt. Weigert ihr euch aber meiner Dienste, so nehme ich euch, bei Gott! das Lehen, das ihr von mir traget, und gebe es einem andern, der es besser verdient.“ — „Nun wohl,“ sprach der Ritter, „steht es so, daß ihr mich meines Lehens berauben wollt, wenn ich euch nicht gehorche, so will ich lieber mit euch fahren, ehe ich Lehen und Ehre lasse, ob ich gleich mit großen Sorgen mich dazu entschließe. Mag mir der Kaiser thun, was er will! ihr sollet meiner Hilfe nicht entbehren.“ So rüstete sich denn der kühne Held zu der Fahrt und zog mit seinem Herrn, dem Abte, hin über die Alpen. Bald gelangten sie vor die Stadt, wo der Kaiser mit seinem Heere lag. Heinrich aber barg sich allzeit vor dem Angesicht Ottos, da er sich vor ihm und seinem alten Haß fürchtete. Sein Zelt ließ er ein wenig abseits von dem übrigen Lager aufschlagen und hütete sich sorgfältig, dem Kaiser vor die Augen zu kommen.

Nun begab es sich eines Tages, daß er sich ein Bad in seinem Zelte bereiten ließ, was ihm nach der langen Fahrt wohl not that. So saß er denn in einem Zuber, den man von einem Dorfe hergebracht hatte, und badete sich darin, wobei er in die Gegend ausschauen konnte. Da sah er eine Anzahl Bürger aus der belagerten Stadt kommen und von der andern Seite den hehren Kaiser, der ihnen entgegen ging um dort mit ihnen zu unterhandeln und sich zu besprechen. Die falschen Bürger aber hatten einen Anschlag ersonnen, wie sie ihn erschlügen. Während der Unterredung wollten sie ihn, den Wehrlosen, ermorden. Jetzt kam der Kaiser ohne Waffen und Schutz herbeigeritten und ging arglos in ihren Hinterhalt; sie aber überfielen ihn mit frechen Händen, um ihn zu töten. Als dies der Ritter Heinrich von seinem Bade aus ersah, daß die Treulosen an dem Kaiser Verrat und Mord verüben wollten, da ließ er Baden und Waschen sein und sprang als ein auserwählter Held aus dem Zuber, riß seinen Schild von der Wand und ergriff sein gutes Schwert. Und damit lief er, nackend wie er war, auf das offne Feld hinaus und erlöste den Kaiser von den verräterischen Bürgern, indem er mit seinem Schwert gar wacker unter die Feinde einhieb, so daß mancher den Tod davon trug. Die Übrigen, die vor dem einen Manne die Flucht ergriffen, jagte er eine Strecke vor sich hin, bis der Kaiser Zeit fand zu entrinnen. Dann lief der nackte Held wieder zurück, setzte sich in seinen Zuber und badete wie vorher.

Als nun der Kaiser Otto wieder zu seinem Heere gelangt war, ohne zu ahnen, wer der mannliche Ritter gewesen, der ihn aus den Händen der

Feinde befreit hatte, setzte er sich ermüdet in sein Zelt und dachte mit zornigem Herzen über die Schmach und Schande nach, die ihm widerfahren war. Wie aber die Fürsten sich um ihn scharten und ihn fragten, was geschehen sei, da sprach er also: „Ihr Herren, höret mich an! ich war verraten und mein Leben war verloren, wenn mir nicht zwei ritterliche Hände geholfen hätten. Wüßte ich nur, wer es war, der, ein nackter Mann, mir so rasche Hilfe brachte. Ich wollte ihn gern mit Land und Gut belohnen. Wahrlich, nie gab es einen mutigeren und bessern Ritter! Kennt ihn jemand, der bringe mir ihn her vor meine Augen und empfange reichen Sold dafür. Den kühnsten Helden, den ein Weib gebar, verlangt mich kennen zu lernen." Nun wußten wohl etliche unter den Fürsten, daß es Heinrich von Kempten gewesen; doch scheuten sie sich, seinen Namen vor dem Kaiser zu nennen, denn sie erinnerten sich jenes Vorfalls zu Babenberg. Darum sprachen sie: „Herr, wir kennen den Helden wohl, der euch das Leben gerettet hat. Doch leider steht es so mit ihm, daß eure Ungnade schwer auf ihm lastet; denn er hatte das Unglück, eure Huld zu verscherzen. Wolltet ihr ihm dieselbe nun wieder schenken, so ließen wir ihn euch sehen." Da sprach der Kaiser: „Und hätte er meinen eignen Vater erschlagen, ich wollte es ihm verzeihen und ihm meine Gnade schenken. Das schwöre ich bei meiner Treue und kaiserlichen Ehre." Sie sprachen: „Herr, sein Name ist Heinrich von Kempten." — „Ha," sagte der Kaiser, „ist der ins Land gekommen? Das ist mir wahrlich lieb zu hören. Wer anders auch als er hätte gewagt, allein und nackend eine ganze Schar zu bestreiten? Fürwahr, er trägt in seinem Herzen einen hohen und frischen Mut! War er ja doch so verwegen, daß er einen Kaiser am Bart über den Tisch zog! Bei Gott, das soll er nimmermehr entgelten. Ich will ihm allzeit gnädig sein. Ruft ihn hieher zu mir, denn ich begehre den wackren Mann zu sehen. Doch will ich ihn erschrecken und ungnädig empfangen."

Als nun der edle Ritter an den Hof gebracht wurde, da machte der Kaiser ihm ein grimmiges Gesicht und fuhr ihn mit folgenden Worten an: „Nun saget, wie dürft ihr euch vor meine Augen wagen und in meine Nähe kommen? Habt ihr vergessen, warum ich euch feind ward? Ihr seid es doch, der mir den Bart ohne Schermesser geschoren hat und dessen wütiger Zorn ihn manches Haares beraubte, so daß er noch jetzt der Locken entbehrt. Welch dreister Übermut führt euch nun vor mein Angesicht?" — „Vergebung, Herr Kaiser," sprach der Held, „nur gezwungen kam ich hieher; darum bitte ich, verzeiht mir, wenn ich euch durch meinen Anblick kränke. Mein Fürst, der Abt, der hier steht, gebot mir bei seiner Huld, ihm hieher zu folgen; ungern gehorcht' ich seinem Befehl, bei meiner Seligkeit! Doch da er drohte, mir mein Lehen zu entziehen, wenn ich die Heerfahrt unterließe, so konnt ich nicht anders." Da lachte der Kaiser und sprach: „Auserwählter Held, ich sehe wohl, ihr seid unschuldig. Darum will ich gern von meinem

Zorn gegen euch lassen. Seid mir viel tausendmal willkommen, edler Mann! ihr habt mir das Leben gerettet, dafür dank' ich euch allzeit; denn ohne eure Hilfe lebt' ich jetzt nicht mehr. Gott willkommen, seliger Mann!" Damit sprang er auf, lief zu ihm hin und küßte ihm Augen und Wangen. Und es ward eine lautere Sühne und steter Friede unter ihnen gemacht; alle Feindschaft war dahin, denn der hochgeborne Kaiser hatte seinen Zorn völlig vergessen und war dem edlen Ritter von Herzen hold und freundlich. Auch beschenkte er ihn auf das reichlichste und gab ihm ein schönes Lehen, so daß Heinrich ein mächtiger und hochangesehener Mann ward und man seiner noch heute gedenkt.

Der Schwanenritter.

In den alten Chroniken lesen wir, wie vor Zeiten das Land Lillefort ein Königreich war, und etliche sagen, daß es eine Landstrecke in Flandern war, wozu die Städte Ryssel, Dowai und Orsy gehörten. Pirion, der König des Reiches, hatte eine böse Frau, mit Namen Matabrune, die nachmals viel Unheil anrichtete. Mit diesem Weibe hatte Pirion einen Sohn, der hieß Oriant und bestieg nach seines Vaters Tode den Thron von Lillefort, welchen er lange Zeit in Frieden besaß. Einst geschah es, daß König Oriant mit seinen Rittern und Herren auf die Jagd ritt um sich zu erlustigen, und als sie in den Wald kamen, sahen sie einen Hirsch daher laufen, der sich in das dichteste Gebüsch flüchtete. Der König folgte ihm, so schnell sein Pferd ihn tragen mochte, so daß sein Jagdgesinde ihn aus den Augen verlor. Endlich kam er an einen klaren Bach, über den schwamm der Hirsch hinüber und entrann so dem König. Als Oriant dies sah, kehrte er um und kam zu einer schönen Quelle, dort stieg er vom Pferde um seinen Durst zu löschen und am Fuße eines schattigen Baumes zu rasten. Wie er nun so allein saß, kam eine wunderschöne Jungfrau mit vier Mägden, einem Ritter und zwei Knechten daher geritten. Sie kannte den König nicht, und da sie die Jagdhunde bei ihm sah, sprach sie zu ihm: „Herr, wie dürft ihr hier auf meinem Gebiete jagen? wer gab euch dazu das Recht? Wohl habe ich den Hirsch gesehen, der euch entsprang. Aber ich sage euch, hättet ihr ihn auch erlegt, er wäre nicht ener eigen geblieben. Und mein Wille ist, daß ihr das büßen sollt, bevor ihr von hier scheidet." Die stolzen Worte gefielen dem König und er dachte bei sich selber: was wäre ich für ein glücklicher Mann, wenn ich diese Jungfrau zum Weibe haben könnte! Darum antwortete er ihr: „Schöne Jungfrau, ich möchte nicht um alles in der Welt etwas thun, das euch mißfiele. Doch ich habe wohl das Recht hier zu jagen, denn in diesem Land lebt niemand, der mir nicht unterthan sein muß: ich bin König Oriant, von dem ihr diesen Wald zu Lehen traget. Darum gefiel' es mir, so müßtet ihr vielmehr büßen für die Worte, die ihr zu mir gesprochen habt." Als der Ritter Samari, der die Jungfrau begleitete, dies hörte, sprang er vom Pferde, fiel auf seine Kniee, grüßte den König und sagte: „Herr, vergebet meiner Fürstin, denn sie kannte euch nicht, als sie euch ansprach, und sie gesteht jetzt ein, daß sie unrecht gethan." — „Es ist ihr schon

Zorn gegen euch lassen. Seid mir viel tausendmal willkommen, edler Mann! ihr habt mir das Leben gerettet, dafür dank' ich euch allzeit; denn ohne eure Hilfe lebt' ich jetzt nicht mehr. Gott willkommen, seliger Mann!" Damit sprang er auf, lief zu ihm hin und küßte ihm Augen und Wangen. Und es ward eine lautere Sühne und steter Friede unter ihnen gemacht; alle Feindschaft war dahin, denn der hochgeborne Kaiser hatte seinen Zorn völlig vergessen und war dem edlen Ritter von Herzen hold und freundlich. Auch beschenkte er ihn auf das reichlichste und gab ihm ein schönes Lehen, so daß Heinrich ein mächtiger und hochangesehener Mann ward und man seiner noch heute gedenkt.

Der Schwanenritter.

In den alten Chroniken lesen wir, wie vor Zeiten das Land Lillefort ein Königreich war, und etliche sagen, daß es eine Landstrecke in Flandern war, wozu die Städte Ryssel, Dowai und Orsy gehörten. Pirion, der König des Reiches, hatte eine böse Frau, mit Namen Matabrune, die nachmals viel Unheil anrichtete. Mit diesem Weibe hatte Pirion einen Sohn, der hieß Oriant und bestieg nach seines Vaters Tode den Thron von Lillefort, welchen er lange Zeit in Frieden besaß. Einst geschah es, daß König Oriant mit seinen Rittern und Herren auf die Jagd ritt um sich zu erlustigen, und als sie in den Wald kamen, sahen sie einen Hirsch daher laufen, der sich in das dichteste Gebüsch flüchtete. Der König folgte ihm, so schnell sein Pferd ihn tragen mochte, so daß sein Jagdgesinde ihn aus den Augen verlor. Endlich kam er an einen klaren Bach, über den schwamm der Hirsch hinüber und entrann so dem König. Als Oriant dies sah, kehrte er um und kam zu einer schönen Quelle, dort stieg er vom Pferde um seinen Durst zu löschen und am Fuße eines schattigen Baumes zu rasten. Wie er nun so allein saß, kam eine wunderschöne Jungfrau mit vier Mägden, einem Ritter und zwei Knechten daher geritten. Sie kannte den König nicht, und da sie die Jagdhunde bei ihm sah, sprach sie zu ihm: „Herr, wie dürft ihr hier auf meinem Gebiete jagen? wer gab euch dazu das Recht? Wohl habe ich den Hirsch gesehen, der euch entsprang. Aber ich sage euch, hättet ihr ihn auch erlegt, er wäre nicht euer eigen geblieben. Und mein Wille ist, daß ihr das büßen sollt, bevor ihr von hier scheidet.“ Die stolzen Worte gefielen dem König und er dachte bei sich selber: was wäre ich für ein glücklicher Mann, wenn ich diese Jungfrau zum Weibe haben könnte! Darum antwortete er ihr: „Schöne Jungfrau, ich möchte nicht um alles in der Welt etwas thun, das euch mißfiele. Doch ich habe wohl das Recht hier zu jagen, denn in diesem Land lebt niemand, der mir nicht unterthan sein muß: ich bin König Oriant, von dem ihr diesen Wald zu Lehen traget. Darum gefiel' es mir, so müßtet ihr vielmehr büßen für die Worte, die ihr zu mir gesprochen habt.“ Als der Ritter Samari, der die Jungfrau begleitete, dies hörte, sprang er vom Pferde, fiel auf seine Kniee, grüßte den König und sagte: „Herr, vergebet meiner Fürstin, denn sie kannte euch nicht, als sie euch ansprach, und sie gesteht jetzt ein, daß sie unrecht gethan.“ — „Es ist ihr schon

vergeben," versetzte der König, „dennoch muß sie es büßen," und indem er sich zu der Maid wandte, fuhr er fort: „O schöne Jungfrau, gefällt es euch mir zu folgen als meine Braut, dann laß ich euch zur Königin von Lillefort krönen." Diese Worte gefielen der Jungfrau Beatrix gar sehr und sie antwortete: „Meint ihr das im Ernst, so schwöre ich euch, daß ich nimmer einen andern Mann lieben will als euch." Da sprach König Oriant: „Wohlan denn! so gelobe ich euch bei meiner Ritterehre, niemals ein andres Weib zu nehmen als euch." Darauf nahm er sie bei der Hand und küßte sie herzlich.

Nachdem sich so die Beiden Treue geschworen hatten, stieß Oriant in sein Horn und die Ritter kamen schnell herzu und freuten sich sehr, als der König ihnen seine schöne Braut vorstellte. Dann zogen sie alle gen Lillefort, um dort die Hochzeit zu feiern, und überall, wohin sie kamen, wurden Oriant und Beatrix mit Jubel und festlichen Spielen begrüßt. Als dies aber die alte Königin Matabrune hörte, ging sie ihrem Sohne grollend entgegen, denn sie war der jungen Braut gram, weil niemand wußte, woher sie stammte. Oriant merkte schon von weitem, daß seine Mutter unzufrieden war; darum ging er ihr lächelnd entgegen und sprach: „Freuet euch, denn ich habe die schönste und ehrsamste Frau der Welt gefunden. Ihr gehört mein Herz." Da sprach die Mutter mit verdrießlichem Gesicht: „Lieber Sohn, ihr macht mir wenig Freude, denn ich merke eure Unbedachtsamkeit, da ihr euch dazu erniedrigt, eine arme Dirne zur Frau zu nehmen, während ihr die mächtigste Fürstin der Welt besitzen könntet." Darauf sagte Oriant: „Mutter, ich habe keine gefunden, die mir besser gefiel als diese; deshalb bitt' ich euch, daß ihr auch mit ihr zufrieden seid; denn, will's Gott, so soll sie meine Königin werden." — „Lieber Sohn," antwortete Matabrune, „da es euch so gefällt, muß ich mich wohl zufrieden geben." Dies sprach sie nur mit dem Munde, nicht mit dem Herzen, denn sie war sehr erbost und dachte sogleich auf Mittel, wie sie der schönen Beatrix die Liebe ihres Sohnes entziehen möchte.

Des andern Morgens führte Oriant seine Braut mit großer Pracht zur Kirche, wo er sie krönen ließ, und danach ward die Hochzeit am Hofe gefeiert. Als nun der König eine kurze Zeit lang in friedlichem Glück gelebt hatte, rüsteten sich seine Feinde, um ihm Land und Volk zu entreißen. Aber die große Liebe, die er zu seiner Königin hatte, ließ ihn alle Sorgen vergessen, so daß er sechs Monate lang säumte, den Feinden entgegen zu ziehen, bis sie ihm so nahe kamen, daß er sich zur Wehr setzen mußte, wollte er nicht in seinem eignen Palaste gefangen werden. Da entbot er seine Herren und Ritter, und diese kamen schleunig von allen Seiten, so daß er in kurzem ein mächtiges Heer um sich hatte. Ehe er aber abzog, rief er seine Mutter zu sich und sprach: „Meine liebe Mutter, ich muß gegen meine Feinde ziehen; meine Frau aber ist gesegneten Leibes. Also bitt' ich euch um meinetwillen,

daß ihr sie behütet und ihr beisteht in der Not. Haltet sie als eure Tochter, und sie soll euch ehren als ihre Mutter. Widerführe ihr etwas durch eure Schuld, so könnt' ich euch nimmer mehr lieben." Matabrune sprach: „Ihr wißt ja, mein Sohn, was euch gefällt, das ist auch mir lieb. Seid gutes Muts, denn eure Frau ist mir gar lieb geworden, und ich will sie wohl behüten." Da antwortete Oriant: „Ich danke euch sehr und befehl' euch alle meine Sachen." Darauf nahm er Urlaub von Matabrune und ging zu Beatrix, mit der er noch lange sprach; dann küßte und umhalste er sie mit weinenden Augen und sagte ihr Lebewohl. Da ward die schöne Beatrix von Schmerz überwältigt und fiel in Ohnmacht, und er hob sie auf und weinte vor Herzeleid, so daß alle Ritter und Edlen mit ihm weinten.

Wie der König Oriant so von seinem Weibe Abschied genommen hatte, ritt er manche Meile hinweg, um mit seinen Feinden zu streiten und herrliche Thaten zu verrichten, von denen ich hier schweigen will, um zu unsrer Geschichte zurückzukommen. Als Oriant mit seinem Heere abgezogen war, begann Matabrune sogleich Böses gegen Beatrix zu ersinnen, berief eine Hebamme und sprach zu ihr: „Gute Frau, ich habe euch hieher kommen lassen, um euch eine wichtige Sache anzuvertrauen. Aber ihr müßt mir schwören und geloben, daß ihr gegen niemand davon redet. Dann will ich euch so reich machen, daß ihr euer Lebtag niemals darben sollt." Und als die Hebamme den Eid geleistet hatte, fuhr Matabrune weiter fort: „Ihr wisset wohl, daß mein Sohn Oriant sich wider meinen Willen mit Beatrix vermählt hat und sie so lieb hat, daß er ohne sie weder essen noch trinken mag. Um ihretwillen hat er dem Lande großen Schaden geschehen lassen. Darum möchte ich sie ihm gern verleiden und ihren Bund trennen, und dies könnten wir jetzt gar leicht vollbringen, da sie gesegneten Leibes ist." Da sprach das Weib: „Dünkt es euch gut, daß ich das Kind bei der Geburt töte und dann dem Könige sage, sie habe es selbst umgebracht?" — „Nein," sagte Matabrune, „ich weiß ein andres Mittel, das für den König viel beschämender ist und ihm einen großen Abscheu gegen sie einflößen wird. Vermutlich wird sie mehrere Kinder gebären; darum denke ich so: ihr gehet zu ihr und bietet ihr eure Dienste an, und sobald die Kinder geboren sind, schaffe ich so viel junge Hündlein zur Stelle, als es Kinder sind, und dann sagen wir ihr, die habe sie geboren. Die Kinder aber gebe ich einem, der sie wegtragen und ins Wasser werfen soll, wo kein Hahn mehr nach ihnen kräht." Da sprach die Hebamme: „Ich werde thun, was euch beliebt. Euer Rat ist sehr gut, und niemand soll etwas von Betrug merken."

Als nun die Zeit erfüllet war, da genaß Beatrix sieben schöner Kinder, das waren sechs Söhne und eine Tochter, und jedes hatte ein silbernes Kettchen um den Hals. Dadurch ward wohl offenbar, daß auch Beatrix von edlem

Geschlecht war; aber die falsche Matabrune blieb bei ihrem Vorsatz, die gute Königin zu verderben. Eiligst ließ sie die Kinder wegschaffen und dafür sieben Hündlein holen, die sie der Hebamme gab. Da rief diese mit lauter Stimme: „Ach Königin, welch ein Unglück ist geschehen! ihr habt sieben abscheuliche Hunde geboren!“ Und Matabrune kam sogleich herzugelaufen, stellte sich sehr verwundert und sprach: „Bringt die schändlichen Mißgeburten hinweg und laßt uns alles geheim halten, damit des Königs Ehre nicht befleckt werde!“ Die arme Beatrix war noch so schwach, daß sie nichts von dem Betrug merkte, und als sie sich etwas erholt hatte, fuhr Matabrune sie an: „O unseliges Weib! Da sehet, wie eure Verruchtheit an den Tag kommt! sieben Hunde habt ihr geboren!“ Als das die Königin vernahm, ward sie vor Schreck noch einmal ohnmächtig und wäre fast gestorben. Dennoch kam sie nach einiger Zeit wieder zu sich und bat flehentlich, man möge ihr doch wenigstens zeigen, was sie zur Welt gebracht habe. Zur Stunde zeigte man ihr die sieben Hündlein, worüber die arme Beatrix bitterlich zu weinen anfing, sich vor die Brust schlug und Gott um Gnade flehte für eine Missethat, die sie nicht begangen hatte. Als nun Matabrune sie von neuem mit Hohn und Vorwürfen überschüttete, sprach die fromme Königin: „Ach Mutter, ich bitte euch, thuet mir nicht noch mehr Leid an, als ich schon habe! lasset Gott walten, wie er will! er hat ja auch die Macht unschuldige Kindlein in häßliche Tiere zu verwandeln. Was ihm gefällt, muß auch uns gefallen.“ Da verstummte Matabrune und ging aus der Kammer. Aber die schändliche Hebamme suchte Beatrix mit heimtückischem Herzen zu trösten und sprach: „Betrübt euch nicht zu sehr! der König soll nichts davon erfahren; wir wollen es geheim halten, damit eure Schande ihm nicht zu Ohren komme.“ — „Ach,“ rief Beatrix, „nimmermehr wird mich der König lieben, nimmermehr wird er mir vergeben. Er wird mich töten lassen. Ach, wie gern wollt' ich in ein Kloster gehen, um Buße zu thun für meine Sünden und so lange zu beten bis Gottes Zorn, der auf mir liegt, versöhnt wäre!“

Während so das Unglück von allen Seiten über Beatrix hereinbrach, ging die Urheberin des Verrats, die falsche Matabrune, hin, rief ihren Diener Markus und sprach: „Freund, ihr müßt mir einen Dienst erweisen und müßt es bei eurem Leben geheim halten. Die Königin hat sechs Söhne und eine Tochter geboren, jedes ist mit einem silbernen Kettchen um den Hals auf die Welt gekommen. Das dünket mich ein großes Wunder und schlimmes Vorzeichen zu sein, daß sie einmal Diebe und Mörder werden könnten. Darum will ich sie lieber in der Jugend sterben lassen, damit ihnen die Schande eines schmählichen Todes erspart bleibe. Also habe ich der Königin zu verstehen gegeben, sie habe sieben Hunde zur Welt gebracht. Ihr aber nehmet die Kinder, auf meine Verantwortung, und tötet sie, daß man nichts mehr von ihnen vernehme.“ Da sagte Markus: „Herrin, ich will eurem Begehr folgen, und euch sollen die Kinder nicht mehr zur Last fallen.“ Alsbald hüllte er die

Kindlein in seinen Mantel, saß auf ein Pferd und brachte sie aus der Stadt in einen Wald. In der Mitte des Waldes stieg er ab und legte die Kinder alle sieben auf seinen Mantel ins Gras; und als er sah, daß sie so schön waren, da ward sein Herz von Mitleid erfüllt. Auch dachte er darüber nach, daß sie mit silbernen Kettlein zur Welt gekommen und gewiß von Gott zu großen Dingen erkoren seien. Wie er so stand, siehe! da streckten die Kindlein alle sieben die Händchen nach ihm und lachten ihn an. Da erbarmte er sich ihrer, schwur, ihnen kein Leides zu thun und befahl sie der Barmherzigkeit Gottes. Als er darauf noch eines nach dem andern auf den Arm genommen und unter vielen Thränen geherzt und geküßt hatte, kehrte er wieder gen Lillefort zurück. Dort kam ihm Matabrune entgegen und fragte: „Nun, mein Freund Markus, habt ihr meinen Willen genau vollbracht, wie ich euch befohlen hatte?" — „Ja," sprach Markus, „ihr werdet niemals wieder von ihnen hören." Darob freute sich das böse Weib und sprach zu sich selbst: „Wenn nun mein Sohn Oriant kommt, will ich ihn schon dahin bringen, daß er sein Weib auch töten läßt. Dann kann ich fröhlich sein, denn mein Leid ist gerochen."

Unterdessen lagen die sieben Kinderchen im Walde und weinten vor Hunger jämmerlich. Aber durch die Gnade Gottes fügte es sich, daß ein frommer Eremit, Helias geheißen, der in dem Wald wohnte, dahin kam; und als er die sieben Kleinen so allein und vor Hunger weinend fand, nahm er sie und wickelte sie in seinen Mantel und brachte sie in seine Klause, wo er sie erwärmte und speiste, so gut er vermochte, ohne zu wissen, wem sie gehörten. Darauf bat er Gott demütiglich, daß er sich der sieben armen Würmlein erbarmen wolle. Und siehe, zur selbigen Stunde ward sein Gebet erhört, denn aus dem Walde kam eine weiße Hirschkuh in die Klause gelaufen, die den Kindern ihre Zitzen bot, so daß sie daran saugen konnten. Da erkannte der Eremit, daß sie von Gott gesandt war, um die Kinderlein aufzuziehen, und dankte Gott dafür von ganzem Herzen. Und als die sieben Kleinen sich satt getrunken hatten, lief die Hirschkuh wieder in den Wald; aber es währte nicht lange, so kehrte sie zurück und tränkte die Kindlein. Also that sie jeden Tag, bis die Kinder groß wurden und ihr in den Wald nachlaufen konnten. Da machte ihnen der Eremit kleine Röckchen von Blättern und anderen Dingen, die er finden konnte, und so gingen sie in den Wald, wo sie sich Beeren und Früchte suchten, die sie aßen. Auf solche Weise wurden sie erhalten durch Gottes Güte und die Fürsorge des Eremiten, der die Almosen mit ihnen teilte, die man ihm gab.

Mittlerweile kam der König Oriant siegreich aus dem Kriege heim, und als dies Matabrune hörte, ging sie ihm entgegen, hieß ihn willkommen und begann zu weinen, um ihre Bosheit zu vollbringen. „Ach mein Sohn,"

sagte sie, „seid willkommen! ich freue mich sehr, daß ich euch mit eurem Volk gesund heimkehren sehe. Aber sonst ist mein Herz voll Trauer über das Mißgeschick eures Weibes.“ — „Was ist geschehen?“ rief der König erschrocken, „ist meine Frau tot? oder was ist mit ihr?“ Sie sprach: „Nein, aber es ist viel schlimmer, so schändlich, daß ich es euch nicht zu offenbaren wage. Es ist mir lieber, ein andrer sagt es euch; denn eure Diener wissen es wohl.“ — „Ihr sollt es mir sagen,“ sagte der König, „von euch will ich es hören und von niemand anders.“ Da sprach Matabrune: „Euer Weib hat sieben Hunde zur Welt gebracht. Hier steht die Hebamme, die es bezeugen kann.“ Als dies der König hörte, ergriff ihn ein namenloser Schmerz und er fragte, wo sein Weib wäre. Matabrune erwiderte, Beatrix sei in ihrer Kammer, wage aber vor Scham nicht herauszukommen. Da ging der König, von einem Ritter gestützt, in ein Gemach, dort sprach er in tiefem Jammer zu sich selbst: „O mein Gott, wie ist mir geschehn? hat mein Weib, die ich für die Zierde aller Frauen hielt, eine schwere Sünde begangen, daß sie Gott mit so schrecklicher Schande heimsucht? hat sie mich verraten und entehrt? Weh, zu böser Stunde bin ich geboren! Warum ließ mich Gott nicht von meinen Feinden erschlagen? O weh, wer giebt mir Rat? Ich begehre ihr nicht wieder zu nahen, die ich so innig liebte.“ Der Ritter, der bei ihm war, hätte ihn gern getröstet, aber Oriant warf sich auf sein Bett, wo er vor Kummer und Schwäche einschlief.

Und während des lag die edle Königin Beatrix in ihrer Kammer und hatte nicht minder Herzeleid als ihr Eheherr. Da trat ein Schildknecht zu ihr herein, der ihr lange gedient hatte, und meldete ihr, daß der König gekommen sei. Darüber ward sie ganz bestürzt und fragte, ob man ihm auch schon etwas von ihr gesagt habe. Der Schildknecht sagte ja und erzählte ihr alles, was die falsche Matabrune dem König gesagt hatte. Da rief Beatrix inbrünstig zu Gott dem Allmächtigen und betete lange und andächtig, bis ein himmlischer Friede ihr Herz erfüllte und auch sie in Schlaf versank.

Als der König erwachte, ließ er sogleich seine geistlichen und weltlichen Räte versammeln und sprach zu ihnen: „Ich habe euch alle um meines Weibes willen hieher berufen. Mir ist gesagt worden, sie habe zur Strafe für verborgene Sünden sieben Hunden das Leben geschenkt. Darum wäre es mir Schande, ferner in ihrer Gemeinschaft zu leben. Euch aber bitte ich, mir zu raten, was ich thun soll.“ Da war ein weiser Bischof zugegen, der stand auf und sprach: „Herr, wir raten, daß die Königin nicht sterbe. Sie ist euer eheliches Weib, darum ziemt es sich nicht, daß ihr sie töten laßt. Besser ist es, ihr lasset sie in einem anständigen Hause gefangen halten und stellet das Urteil Gott anheim, der ein gerechter Richter ist und die Wahrheit gewiß an den Tag bringen wird.“ Dieser Rat tröstete den König und gefiel ihm sehr, weil er seine Königin noch immer zärtlich liebte. Aber nun stand ein Ritter auf, der sprach gar zornig: „Herr König, wollt ihr das Weib

am Leben lassen, das euch so große Schande angethan hat? Wenn sie nun allzeit gefangen bliebe, so könntet ihr nimmermehr ein andres Weib nehmen und so bliebe dieses Reich immerdar ohne Erben. Darum sollt ihr sie verbrennen lassen, wie sie es verdient hat. Dann könnt ihr euch mit einer andern vermählen und bei ihr euern Jammer vergessen." Der König lobte diesen Rat nicht, doch machte er den Schluß und sagte: „Liebe Herren, obschon sie des Todes schuldig ist, so habe ich doch gelobt und gelobe es noch, daß ich nach ihrem Tod nimmermehr ein andres Weib nehmen werde, um kein Gut der Welt." Da beschlossen die Herren, daß sie gefangen bleiben sollte, wie der Bischof geraten hatte. Also ward Beatrix in anständiger Haft gehalten, wo sie von zwei Rittern bedient wurde wie eine Königin. Als Matabrune von der Rede des Bischofs vernahm, fluchte sie ihm mit schändlichen Worten. Nichts desto minder ward Beatrix von den zwei Rittern in ein schönes Gemach geleitet, wo sie gefangen sein sollte, und sie sagten ihr auch alles, was in dem Rate beschlossen worden war, wie der König sie vom Tode befreit und befohlen hatte, daß man ihr nach ihrem Stande dienen sollte. So blieb sie denn bitterlich weinend in ihrer Kammer verschlossen, aber oft ließ sie den König grüßen, ihm dankend für die Gnade, die er ihr erwiesen, wiewohl man sie einer so großen Missethat beschuldigt habe, und sie gelobte allezeit für ihn zu beten.

Nun schweigen wir von Oriant und seiner Königin und kehren zu den sieben Kindern zurück, die in dem Hause des armen Einsiedlers erzogen wurden. Als sie von der weißen Hirschkuh aufgesäugt waren, taufte sie der Eremit, und einem von ihnen, der ihm sonderlich wohl gefiel, gab er seinen eignen Namen Helias. Und obwohl sie noch klein und zart waren, liefen sie doch alle Tage zusammen in den Wald, in ihren Röcklein aus Baumblättern, barfuß und bloßen Hauptes. Nun geschah es einst, daß ein Jäger Matabrunens, Savari geheißen, auf der Jagd in diesen Wald kam, wo der Eremit wohnte. Da wollte es Gott, der Schöpfer aller Kreaturen, daß der Jäger die sieben Kinder fand, die zusammen unter einem Baume saßen, ein jedes sein silbernes Kettchen um den Hals, und wilde Äpfel zu ihrem Brot aßen. Und der Jäger freute sich des lieblichen Anblicks und grüßte sie freundlich; aber sie antworteten ihm nicht, sondern liefen vor ihm fort. Da folgte er ihnen zu der Klause, um zu erfahren, wem sie gehörten. Als aber der Eremit ihn sah, sprach er: „Guter Freund, ich bitte euch um Gottes willen, diesen armen kleinen Kindern nichts zu leide zu thun." — „Nein, bei meiner Treue," sagte der Jäger, „aber ich wundere mich, sie in dieser traurigen Wildnis zu finden, und auch der silbernen Kettchen wegen, die sie am Halse tragen." Da sprach der Einsiedler: „Mein Freund, wie ihr sie da seht, so habe ich sie als neugeborne Kindlein gefunden; dann kam durch ein göttliches Wunder

eine weiße Hirschkuh, um sie zu säugen mit ihrer Milch; und das hat sie gethan wohl drei Jahre lang, und darnach hab ich selbst sie ernährt und gepflegt, so gut ich konnte, Winter und Sommer.“ Da sagte der Jäger: „Gott möge es euch lohnen!“ und nahm Abschied von dem Einsiedler. Als er aber wieder nach Lillefort zurückkehrte, erzählte er Matabrunen, wie er im Walde sieben Kinder mit silbernen Kettchen um den Hals gefunden hätte. Darüber verwunderte sich Matabrune höchlich und merkte wohl, daß es die sieben Kinder wären, die Beatrix dem König Oriant geboren und die sie längst tot geglaubt hatte. Da ward die alte Königin sehr bestürzt, nahm den Jäger heimlich bei Seite und sprach zu ihm: „O mein Freund, ich wünschte um alles in der Welt, du hättest mir diese Kunde nicht gebracht. Willst du aber meine Gunst erwerben, so nimm noch einige deiner Gesellen mit dir. Ihr müßt eilends in den Wald gehen und diese Kinder töten, und willst du das nicht, so lasse ich dich selbst umbringen. Thust du aber nach meinem Begehr, so will ich dir so reichlich lohnen, daß du nimmer Mangel leiden sollst.“ Da sprach Savari: „Ich will nach eurem Befehle handeln und euch die Ketten zum Wahrzeichen bringen.“ Also schied er von Matabrune; diese aber ging in rasender Wut zu Markus, dem sie die sieben Kinder übergeben hatte, damit er sie töte, was er aber aus Barmherzigkeit nicht gethan hatte. Dafür stach ihm die böse Königin beide Augen aus.

Auf Matabrunens Gebot nahm der Jäger Savari sieben Männer mit sich, um die Kinder zu ermorden. Unterwegs kamen sie in ein Dorf, wo sie eine große Volksmenge versammelt sahen, und sie gingen hin und fragten, was da geschehen solle. Da ward ihnen geantwortet, daß man nach dem Stadtrecht eine Frau verbrennen wolle, die ihr Kind getötet habe. Da ging Savari mit seinen Gesellen von dannen, dachte des Mordes, den er vollbringen wollte, und sprach zu den sieben Männern: „Sehet hier eine gute Warnung für uns! Dies Weib soll verbrannt werden, weil sie *ein* Kind getötet hat; welches Urteil sollen denn wir empfangen, wenn wir *sieben* Kinder umbringen? Von Gott verflucht müßte der sein, der solche Sünde beginge!“ Als die Jäger nun das Gericht gesehen hatten, das über diese Frau erging, sprachen sie: „Wir wollen den Kindern nichts zu leide thun, sondern ihnen nur ihre silbernen Ketten nehmen und dieselben zu Matabrune bringen zum Zeichen, daß sie tot seien.“ Dies dünkte sie alle gut; sie gingen in den Wald und kamen an die Klause, wo die sieben Kinder mit dem Eremiten wohnten. Aber der Eremit war nach Almosen in das nächste Dorf gegangen und hatte eins der Kinder mitgenommen, das ihm das Brot tragen sollte, das man ihm geben würde. Also waren die sechs übrigen allein zu Hause; und wie nun die Jäger hereintraten, begannen die Kleinen vor Schrecken zu weinen und zu schreien. Aber Savari sprach: „Fürchtet euch nicht, ihre Kinderchen! wir wollen euch nichts zu leide thun; darauf könnt ihr euch verlassen.“ Darauf nahmen sie ihnen die Ketten vom Halse, und sobald dies geschehen war, ver-

wandelten sich die sechs Kinder augenblicks in weiße Schwäne, flogen auf in die Luft und umkreisten mit ängstlichem Geschrei die Wipfel der Bäume, unter denen des Einsiedlers Klause stand. Als dies die Jäger sahen, erschraken sie so darüber, daß sie in Ohnmacht fielen, und als sie wieder zu sich kamen, sprach Savari mit zitterndem Herzen zu seinen Gesellen: „Laßt uns von hinnen eilen und niemand sagen, welches Wunder wir gesehen haben! Matabrunen aber wollen wir die sechs Kettlein bringen und sagen, die siebente hätten wir im Walde verloren." Also kehrten sie wieder zu der alten Königin zurück und sagten, sie hätten die sieben Kinder getötet, und gaben ihr die sechs Ketten zum Wahrzeichen, indem sie hinzufügten, die siebente hätten sie verloren. Darüber ward Matabrune ganz rasend und gab sich erst zufrieden, als sie ihr so viel Silber boten, wie die Ketten wert wären. Da ließ sie einen Goldschmied rufen und befahl ihm einen Becher aus den sechs Kettchen zu machen. Der Goldschmied ging nach Hause und legte eines derselben ins Feuer, um zu versuchen, ob es auch gutes Silber wäre, und alsbald ward es viel schwerer, als die andern fünf zusammen, worüber er sich sehr verwunderte. Er gab die andern Ketten seiner Frau, daß sie dieselben in ihrem Schrein verwahrte, denn die geschmolzene Kette war schwer genug zu zwei solchen Bechern, deren Matabrune einen begehrte. Also machte er zwei silberne Becher und behielt den einen mit den fünf Ketten bis zu der von Gott bestimmten Frist, den andern brachte er Matabrunen, die sich wunderte, wie er einen so großen Becher hätte machen können aus dem wenigen Silber, das sie ihm gegeben hatte.

Als die Kinder in weiße Schwäne verwandelt waren, kam der Eremit wieder zu seiner Klause mit dem jungen Helias; doch sie fanden die sechs Kinder nicht, die sie dort gelassen hatten, worüber sie sehr bestürzt waren. Und der alte Eremit durchsuchte den Wald auf der einen Seite, Helias auf der andern den ganzen Tag hindurch, bis es Abend ward; aber sie fanden sie nicht. Da weinten sie zusammen bitterlich und konnten in der Nacht nicht schlafen vor Kummer. Des andern Morgens in der Frühe begann der junge Helias seine Geschwister wieder zu suchen und irrte mit weinenden Augen im Walde umher, bis daß er an einen Weiher kam. Dort sah er sechs schöne weiße Schwäne schwimmen; das waren seine Geschwister, die durch Gottes Willen so verwandelt waren. Und wiewohl er es nicht wußte, empfand er doch eine sehnsüchtige Freude und ein stilles Behagen bei ihrem Anblick. Deshalb ging er zu ihnen an das Ufer. Da kamen sie zu ihm herangeschwommen, schmiegten ihre Hälse an ihn, als ob sie ihn liebkosen wollten, und er gab ihnen das Brot, das er hatte, und streichelte ihr Gefieder. Und also ging dieser kleine Helias alle Tage zu den Schwänen und brachte ihnen das Brot, das ihm gute Menschen gegeben hatten. Als nun der Eremit gewahrte, daß er täglich an jenen Weiher ging, fragte er ihn, was er dort mache. Da erzählte er, wie er sechs schöne Schwäne gefunden habe, die gar zutraulich und

lieb zu ihm seien. Von nun an begleitete ihn der alte Einsiedler oft an den Weiher und freute sich der klugen und anmutigen Tiere. Helias aber ward ein schöner, starker und gewandter Jüngling. Kein Wild war im Walde, das er nicht laufend erreichte. Dabei war er von guten Sitten, so daß der Eremit beschloß, einen Geistlichen aus ihm zu machen und ihm dem Dienste Gottes zu weihen.

Die unschuldige Königin Beatrix saß noch immer im Gefängnis, doch klagte sie nicht, sondern lobte Gott allezeit. Aber Matabrune gedachte, wie sie ihr nach dem Leben stellen möchte, und bestach einen Ritter namens Macharis, daß er falsches Zeugnis wider Beatrix ablegte und sie der gräßlichsten Schandthaten beschuldigte. Auch schwur er, sie habe ihn verlocken wollen, den König und seine Mutter zu vergiften. Als der König dies hörte, ward er sehr zornig und traurig, und da sich Macharis erbot gegen alle, die seine Aussage für falsch erklärten, den Zweikampf zu bestehen, ließ sich der König Oriant täuschen, faßte einen bitteren Zorn gegen sein unschuldiges Weib und schwur bei Gott, er werde sie töten lassen, wenn niemand käme, der den Kampf für sie gegen den Ritter ausfechten wollte. Als dies die arme Beatrix vernahm, wäre sie fast vor Herzeleid gestorben, doch betete sie inbrünstig zu Gott und dem lieben Heiland, daß ihre Unschuld an den Tag käme und sie vor einem schmählichen Tod bewahrt bleibe.

Da erhörte Gott das Gebet der Königin und sandte einen Engel vom Himmel herab, dem Einsiedler zu offenbaren, daß die Kinder, die er im Wald gefunden, der Königin Beatrix gehörten, die sie ihrem Gemahl, dem König Oriant, geboren hätte. Auch sagte ihm der Engel, die sechs Schwäne, die Helias täglich fütterte, seien dessen Geschwister, und Matabrunens Jäger Savari habe sie so verwandelt, indem er ihnen die silbernen Kettchen vom Halse genommen. Und er solle den Helias entsenden, wider den ungetreuen Ritter Macharis zu kämpfen. Als der Engel dies alles gesagt hatte, kehrte er wieder in den Himmel zurück und ließ den Einsiedler in Verzückung. Kaum war dieser wieder zu sich gekommen, so rief er den jungen Helias, der von dem Weiher heimkehrte, wohin er den Schwänen Brot gebracht hatte, wie er es täglich that. Und nun erzählte ihm sein Pflegevater alles und sprach: „O mein Sohn, du bist von edler Abkunft, denn König Oriant ist dein Vater und Königin Beatrix deine Mutter, die dich mit deinen Geschwistern in einer Stunde gebar.“ Und dann berichtete er ihm, wie Matabrune schändlichen Verrat geübt und wie der Engel ihm erschienen sei, um ihm alles zu offenbaren. „Und es ist Gottes Wille,“ schloß er, „daß du hinziehest, deine unschuldige Mutter gegen den falschen Ritter Macharis zu schützen und gegen alle, die sie verleumden.“ Alsbald nahm der junge Helias unter Thränen Abschied von dem guten Einsiedler, indem er ihn noch bat, bis zu seiner Rück-

kehr den sechs Schwänen ihre Speise zu bringen; dann zog er von dannen in seinem Blätterkleide, barfuß und bloßen Hauptes, einen gewaltigen Stock in der Hand, um seine Mutter zu beschützen.

Der Tag erschien, da der König die edle Beatrix zum Tode verurteilen wollte; er ließ sie aus dem Gefängnis bringen und in seiner Gegenwart alles dessen anklagen, was der Ritter Macharis wider sie ausgesagt hatte. Als sie nun vor den versammelten Herren und Rittern stand, grüßte sie den König demütiglich und flehte ihn um Gnade so rührend, daß alle Herren Mitleid mit ihr hatten, am meisten aber der König, der sie mit großem Jammer anblickte und vor Herzeleid kaum zu sprechen vermochte. Nun brachte der verräterische Macharis noch einmal alle seine Beschuldigungen vor, worauf der König also zu Beatrix sprach: „Frau, was sagt ihr zu diesen schweren Anklagen? Gestehet die Wahrheit, dann sollt ihr nicht sterben, sondern ich will euch in ein Kloster thun, wo ihr leben könnet, um Gott für euch und mich zu bitten. Wollt ihr aber eure Schuld nicht bekennen, so werde ich euch eines schmachvollen Todes sterben lassen, es wäre denn, daß jemand euer Recht im Zweikampfe beschirmte." — „Herr," antwortete Beatrix, „ich weiß wohl, daß niemand für mich streiten wird; dennoch schwöre ich hier vor euch und allen, daß ich unschuldig bin. Nie habe ich, sowahr Gott lebt, eine solche Bosheit gedacht noch gethan, und ich klage mein Leid dem allmächtigen Gott und überlasse ihm allein die Rache an meinen Feinden, die mich so arglistig verleumden."

Zu derselben Stunde, da der Rat des Königs versammelt war, um die arme Königin zu verurteilen, da kam der junge Helias, seinen Stock in der rechten Hand, an den Hof, in festem Vertrauen auf Gott, um seine Mutter zu beschützen. Und als er sich der Pforte des Palastes näherte, fand er einen Mann, der ihn fragte, was er hier suche. Er sprach: „Ich suche den falschen Ritter Macharis." Da wollte der Mann ihn zum besten haben und sagte: „Der bin ich." Zur Stunde schlug ihn Helias mit seinem Stock, daß er auf die Erde fiel. Dies sah ein Hofdiener, der schnell herzusprang und ihn ergriff, denn er meinte, der Fremde sei wahnsinnig, weil er so seltsam gekleidet war. Aber Helias entzog sich gewandt den Händen des Dieners und sprach zu ihm: „Laß mich gehen, denn ich darf nicht rasten, ehe ich Rache genommen habe an dem falschen Macharis, der meine Mutter, die Königin Beatrix, so ungerecht beschuldigt." Da trat einer herzu, der sagte, daß Macharis im Saale sei und die Königin großer Missethat anklage und, wie ihn dünke, mit Unrecht, denn er halte die Königin für eine engelsgute Frau. Als Helias ihn so sprechen hörte, fiel er ihm um den Hals und küßte ihn. Da geleitete ihn jener in den Saal, wo man Rat hielt und mancher in Herzeleid um Beatrix saß. Und es liefen viele herbei, zu sehen, was Helias thun

wollte, der unverzagt in den Saal vor den König ging. Oriant fragte, was das zu bedeuten habe, und man sagte ihm, der wilde Jüngling sei gekommen, um mit Macharis zu kämpfen für die Ehre der Königin, die er seine Mutter nenne. „Ach,“ sprach der König, „ich sehe, es ist nur ein Unsinniger.“ Aber einer von den Rittern sagte: „Herr, er ist wohl bei Verstand, ich habe ihn gar weislich sprechen hören.“ Da fragte ihn der König selbst, wen er suche, und Helias sagte: „Ich suche den Macharis.“ Und als man ihm denselben wies, ging er zu ihm, sprach: „Ihr falscher Verräter, ich verlange mit euch zu fechten,“ und gab ihm augenblicklich einen Schlag mit der Faust, daß er zur Erde fiel. Da war mancher zugegen, der sagte, dem Macharis sei recht geschehen um seiner Lügen willen, die er gegen die edle Beatrix vorgebracht. Der König sprach: „Wer gab euch die Freiheit, solches in meiner Gegenwart zu thun?“ Da antwortete er mit edlem Anstand: „Herr, ich bin auf Gottes Gebot hieher gekommen, um die volle Wahrheit zu künden in allen Dingen, über die ihr hier zu Gericht sitzet.“ — „So redet!“ sprach der König. Helias antwortete: „Herr, das will ich!“ und damit ging er zu seiner Mutter, umhalste sie und sagte: „Meine liebe gute Mutter, sei nicht länger betrübt in deinem Herzen, denn ich werde dich mit Gottes Gnade wieder zu Ehren bringen und vor aller Welt klar erweisen, daß dich diejenigen verraten haben, die deine Ehre bewahren und schirmen sollten.“ Als der König dies hörte, war er sehr verwundert, und er und alle, die da versammelt waren, dachten bei sich selbst: „Siehe, das ist ein Zeichen von Gott dem Allmächtigen!“ Helias aber trat wieder vor den König und sprach: „Herr, jetzt will ich euch alles zu wissen thun. Als ihr meine edle Mutter in den Schutz eurer Mutter Matabrune befahlet und in den Krieg zoget, da bestach Matabrune die Hebamme, und als die Stunde gekommen war, gebar meine Mutter sechs Söhne, deren ich einer bin, und eine Tochter, und ein jedes von uns trug eine silberne Kette um den Hals, wie ihr hier an mir sehet. Sobald wir geboren waren, schafften die beiden Weiber uns bei Seite, legten an unsre Statt sieben Hündlein und gaben unsrer Mutter zu verstehen, daß sie diese geboren hätte. Das glaubte sie auch, denn sie hatte lange in Ohnmacht gelegen. Matabrune aber befahl einem ihrer Diener, uns zu töten. Er trug uns in einen großen Wald, doch aus Mitleid that er uns nichts zu leide und ließ uns nackt dort liegen. So fand uns ein Eremit, mit Namen Helias, der uns aufhob und in seine Klause trug. Da wärmte und pflegte er uns, so gut er konnte, und betete zu Gott, daß er sich unser erbarme. Siehe, da kam aus dem Walde eine weiße Hirschkuh gesprungen, die uns drei Jahre lang mit ihrer Milch säugte. Und darnach ernährte uns der Einsiedler mit dem Brote, das man ihm um Gottes willen gab. Einst saßen wir Kinder unter einem Baum und aßen; da kam ein Jäger Matabrunens, sah die silbernen Ketten an unsern Hälsen und erzählte es seiner Herrin. Da sandte sie ihn alsbald zu uns zurück mit dem

Befehl, uns alle sieben zu töten. Und während der Eremit und ich ausgegangen waren, um Almosen zu bitten, kam derselbe Jäger mit sieben Gesellen, die nahmen meinen Geschwistern die silbernen Ketten ab. Da wurden die Kinder zur Stunde in weiße Schwäne verwandelt und flogen nach einem Weiher im Walde, wo ich sie täglich mit meinem Brote speiste. Jüngst aber kam ein Engel vom Himmel herab, der dies alles dem Einsiedler, meinem Paten, offenbarte und ihm Gottes Befehl verkündete, daß ich an diesem Tage hieher kommen sollte, meine Mutter zu beschirmen. Darum bin ich hier auf Gottes Geheiß, um den falschen Verräter Macharis zu bekämpfen, der meine edle Mutter schwerer Sünden beschuldigt hat. Damit ihr aber die Wahrheit meiner Worte erkennet, so sollt ihr mich und ihn so lange gefangen halten, bis ihr den Eremiten herbeschieden habt, um aus seinem Munde die Wahrheit zu vernehmen."

Als der König alles dies gehört hatte, wunderte er sich noch mehr und sprach zu der Königin: „Hört ihr dies wohl? was dünkt euch von seinen Worten?" — „Herr," antwortete sie, „ich weiß es nicht, denn in der Stunde meiner Entbindung lag ich in tiefer Ohnmacht; aber das weiß ich, daß Gott diesen Jüngling mir gesandt hat und daß er durch ihn die Wahrheit an den Tag bringen wird. Darum bitte ich euch, daß ihr ihn haltet wie euren eignen Sohn und ihm alles gebet, was er bedarf, um unsre Ehre zu bewahren."

Da hieß der König sie in ein schönes Gemach bringen und befahl, ihr alle Ehre zu erweisen. Darauf ließ er dem jungen Helias einen schönen Harnisch machen, und als dies geschehen war, veranstaltete er eine große Jagd, denn er wollte den Eremiten im Walde aufsuchen, um von ihm die Bestätigung dessen zu hören, das ihm der Jüngling verkündigt hatte. Als er nun zu dem Einsiedler kam, stellte er ihm alles vor, was ihm von dem jungen Helias erzählt worden war, und fragte, ob dies wahr wäre. Da nannte ihm der Eremit den Tag, an welchem er die Kinder im Walde gefunden, und schwur mit einem heiligen Eide, daß der Jüngling die lautere Wahrheit gesagt hätte. Nun erfaßte den König die innigste Reue über den schändlichen Verdacht, den er so lange Zeit gegen die arme Beatrix gehegt hatte, und er nahm wehmütig Abschied von dem Eremiten, dem er so viel Gold geben ließ, daß er eine Kirche bauen lassen konnte zur Ehre Gottes und zum Gedächtnis der Kinder, die dort durch die göttliche Fürsorge aufgefunden und erzogen worden waren. Darauf kehrte er wieder nach Lillefort zurück um dem Kampfe beizuwohnen, der zwischen dem jungen Helias und dem Verräter Macharis stattfinden sollte. Seine Gemahlin aber befahl er alsbald freizulassen, und erwies ihr höhere Ehre und größere Liebe als je zuvor. Auch dankte er dem lieben Gott inbrünstig dafür, daß er ihre Unschuld an den Tag gebracht hatte, und alles Volk freute sich sehr und dankte Gott einmütiglich. Dann ließ der König Matabrunen gefangen setzen und sie durch vier Diener bewachen. Dem

Verräter Macharis aber gebot er, sich zum Kampfe gegen seinen gottgesandten Sohn Helias zu rüsten. Hierauf ließ er seinen Sohn herrlich wappnen. Macharis aber erschrak jetzt, da er fechten mußte, denn er wußte wohl, daß seine Sache ungerecht war. Trotzdem gebärdete er sich, als ob er recht hätte.

Als nun die beiden auf den Kampfplatz kamen, wo viele Ritter und Herren versammelt waren, da ließ man sie zuerst schwören, daß ein jeder seine Sache für gut und gerecht halte. Darauf ward ihnen der Streit gestattet und sie ritten in die Schranken, wo der König, Beatrix und viele Ritter und Fürsten, auch eine große Menge Volks, zugegen waren. Helias stand da herrlich gekleidet, freimütigen Herzens, und die Gnade Gottes war mit ihm, Macharis aber bebte innerlich vor Angst, obgleich er sich kühn und unverzagt stellte. Nun ritten sie mit gesenkten Lanzen zusammen und spornten die Rosse so kräftig, daß der junge Helias den Verräter samt seinem Pferd zur Erde rannte. Darüber war Macharis sehr verwundert und sprach: „Ha, Jüngling, willst du deine Jugendkraft an mir erweisen, so werd' ich dich die Stärke meines Armes fühlen lassen." — „Ich bins zufrieden," rief Helias, „komm nur heran!" Als sie nun zum zweiten mal zusammen rannten, nahm Macharis eine entblößte Stelle an seinem Gegner wahr und brachte ihm eine kleine Wunde bei, daß das Blut herauströpfelte. Da flehte Beatrix zu Gott, daß er ihrem Sohne beistehe, und ebenso that das ganze Volk, denn alle hofften auf den Sieg des guten Jünglings. Aber Helias rief: „O du Verräter, meinst du mich auch zu verraten, wie du meine Mutter verraten hast? Komm nur heran, denn mit Gottes Hilfe hoffe ich dich zu überwinden!" Da rannten sie zum drittenmal zusammen, und Helias stach seinem Gegner den Helm vom Haupte, zog geschwind sein Schwert und gab ihm einen solchen Schlag, daß ihm die Sinne vergingen. Und mit einem zweiten Hieb schlug er ihm den Arm ab, mit dem er das Schwert hielt. Als der Verräter sich überwunden sah, sagte er: „Ach Jüngling, ihr habt mich bezwungen. Ich ergebe mich in eure Hand und bitte euch, mich leben zu lassen, bis ich die Wahrheit bekannt habe über den Verrat, der eurer Mutter und ihren Kindern angethan ward. Auch will ich euch den Goldschmied nennen, der die Ketten hat, die euren Geschwistern abgenommen wurden, eh sie sich in Schwäne verwandelten." Als Helias ihn so sprechen hörte, ließ er ihn am Leben, und nun kamen die Kampfrichter und entschieden feierlich, daß Helias den Kampf gewonnen und seinen Gegner mit Gottes Hilfe überwunden habe.

Darauf sagte Helias: „Rufet den König, meinen Vater, und meine Mutter her, samt allen den Herren und Rittern, daß sie den Verrat hören, den Matabrune und Macharis gegen meine Mutter und ihre Kinder angestellt haben." Und als sie alle in die Schranken kamen, da sprach Macharis: „Es ist wahr, alles ist wahr, was dieser Jüngling gestern ausgesagt hat, und ich bekenne, daß ich auf Matabrunens Anstiften alle Anklagen gegen die Königin Beatrix erlogen habe." Und dann erzählte er, wie Matabrune die sechs Ketten

dem Goldschmied gegeben, daß er einen Becher daraus mache, und wie der Goldschmied darüber mehr werde zu sagen wissen. Als er dies bekannt hatte, küßten und umarmten sich der König und Königin auf das zärtlichste, und dann herzten sie ihren lieben Sohn Helias und dankten ihm für den siegreichen Kampf, obwohl sie Gott die Ehre gaben. Und es freuten sich alle Edlen und Ritter samt dem ganzen Volke, daß König und Königin in herzlicher Liebe versöhnt waren, priesen Helias' Tapferkeit und verlangten, daß Macharis bestraft werde. Da ward der Verräter auf des Königs Befehl ergriffen und nach seinem Verdienst an den Galgen gehängt.

Als der Kampf vollendet und der Verräter getötet war, gingen der König und die Königin mit ihrem Sohn zu Hofe, wo ihnen große Ehre erwiesen ward, und wurden von dem Bischof und der Geistlichkeit feierlich eingeholt. Des andern Tages ward ein großer Dankgottesdienst abgehalten, und darnach hielt der König offen Hof mit vielen Turnieren und mancher Kurzweil. Und nach diesen Festen ward Matabrunens Goldschmied geholt, damit die Wahrheit an den Tag käme über die silbernen Ketten, daraus er einen Becher hatte machen sollen. Und der Goldschmied brachte die fünf Ketten und den zweiten Becher, den er ebenfalls aus der sechsten Kette gegossen hatte, gab das alles dem Könige und sprach: „Herr, eure Mutter brachte mir sechs silberne Ketten, damit ich einen Becher daraus mache; da ich aber eine Kette geschmolzen hatte, ward sie so schwer, daß sie zweimal so viel wog als die übrigen Ketten zusammen. Darum schmiedete ich zwei Becher daraus und gab den einen der Königin Matabrune, während ich den andern samt den fünf Ketten ehrlich in meinem Schreine aufhob. Hier bringe ich sie euch nun, und habe ich gegen eure Würde gefehlt, so will ich gerne dafür büßen." Der König sprach: „Ihr redet weislich als ein getreuer Mann, darum sei euch alles vergeben." Darauf nahmen der König und die Königin die fünf Ketten, küßten sie und beklagten mit Thränen ihre armen Kinder, die in Schwäne verwandelt waren.

Nun kam auch Markus, dem Matabrune die Augen ausgestochen hatte, und als ihn der König sah, fragte er ihn, wie er zu der Blindheit gekommen sei. „Ach lieber Herr," sagte Markus, „das hat mir eure Mutter gethan." — „Warum?" fragte der König. Da antwortete er: „Als euch sieben Kinder geboren waren, übergab eure Mutter sie mir, daß ich sie töten sollte. Ich aber ging in den Wald, wo ich sie auf meinen Mantel niederlegte um sie anzuschauen. Da schlugen sie ihre Augen zu mir auf, so daß ich von Mitleid ergriffen ward, und hätte ich drum mein Leben verlieren sollen, ich hätte ihnen kein Leid anthun können, und es that mir nun weh, daß ich sie dort lassen mußte. Als aber Matabrune hörte, daß sie noch lebten und daß ich ihren bösen Plan nicht ausgeführt hatte, stach sie mir selber die Augen aus."

Als Helias ihn so reden hörte, erbarmte ihn seiner innig und er fiel auf die Kniee und betete zu Gott demütiglich, daß er dem armen Blinden sein Augenlicht wiederschenken wolle. Und nachdem er sein Gebet geendet hatte, machte er über Markus' Augen das Zeichen des Kreuzes. Da ward der Blinde zur selbigen Stunde durch die Gnade Gottes wieder sehend, worüber der König und die Königin samt dem ganzen Volke sehr verwundert waren und mit Markus Gott andächtig dankten.

Unterdessen gab die gefangene Matabrune den Knechten, die sie bewachten, so viel zu trinken, daß sie in Schlaf fielen. Da erbrach sie ihr Gefängnis und entfloh auf eine starke Veste, Mombrant geheißen, wo sie vor der Rache sicher war, die sie für ihre verräterischen Thaten befürchtete. Die Knechte aber, welche sie so übel gehütet hatten, wurden schwer bestraft.

Darnach bat Helias seinen Vater, daß er ihm die silbernen Ketten seiner Geschwister gebe, was der König auch that. Und Helias gelobte, nicht eher zu rasten, als bis er seine Geschwister, die in Schwäne verwandelt waren, gefunden hätte. Siehe, da fügte es Gott in seiner Allmacht, daß auf dem Fluße, der rings um das Schloß lief, zur selbigen Stunde sechs weiße Schwäne vor aller Augen erschienen. Und als das Helias sah, rief er schnell seine Eltern herbei und sprach: „Kommet her und sehet eure Kinder, meine Geschwister! durch Gottes Gnade sind sie hieher geflogen.“ Alsbald eilten der König und die Königin mit ihrem Gefolge aus dem Schloß um die Schwäne zu sehen. Und wie Helias an das Ufer kam und die Schwäne ihn erblickten, da bewegten sie sich wundersam, schlugen mit den Flügeln und schwammen zu ihm, und er streichelte ihnen zärtlich das Gefieder. Da zeigte ihnen Helias die fünf Ketten, und alsbald stellten sie sich vor ihm in Ordnung auf. Darauf hängte er fünfen von ihnen die Ketten um den Hals und alsbald verwandelten sie sich in Menschengestalt, vier Söhne und eine Tochter. Und der König und die Königin liefen ihren lieben Kindern entgegen sie zu küssen und zu umhalsen. Als aber der sechste Schwan sah, wie alle seine Geschwister wieder Menschengestalt hatten, nur er nicht, weil seine Kette geschmolzen war, ward er sehr traurig, stieß klägliche Töne aus und wollte sich vor Schmerz alle Federn ausreißen. Als dies Helias sah, jammerte es ihn und er weinte bitterlich, doch versuchte er ihn zu trösten und sprach: „Sei nicht betrübt, mein lieber Bruder, und thu dir kein Leid an! Wir alle wollen Gott demütig für dich bitten und hoffen, daß er dereinst einen edlen Ritter aus dir mache.“ Da neigte der Schwan seinen Hals, als wollte er ihm danken, und schwamm hinweg, und alle, die dies sahen, hatten herzliches Mitleid, sonderlich der König und die Königin. Doch waren sie durch Helias' Worte getröstet, nahmen ihre fünf Kinder zu sich und führten sie feierlich in die Kirche. Dort wurden sie getauft und die Tochter empfing den Namen Rosa. Die Söhne aber sind nachmals fromme Helden geworden.

Nachdem der König Oriant die große Gnade Gottes an seinem Sohne Helias gemerkt hatte, berief er alle seine Fürsten und Herren und sprach zu Helias: „Mein Sohn, ich und all die Meinen sehen wohl, daß du der göttlichen Gnade voll bist. Darum übergebe ich dir mein ganzes Reich und mache dich zum König über alle meine Lande, und ich will, daß man dir Ehre und Gehorsam erweise ohne Widerrede. Zum Zeichen, daß mir dies so gefällt, nehme ich die Krone von meinem Haupte und setze sie dir auf in Gegenwart aller meiner Lehensträger." — „Ich danke euch, Herr und Vater," sprach Helias, „und ob ich gleich nicht würdig bin, dieses Reich zu beherrschen, will ich mich doch gegen euern Wunsch nicht widersetzen." Da fuhr der König weiter fort: „Ich überlasse dir auch meine Mutter Matabrune um der großen Missethat willen, die sie deiner Mutter angethan hat. Sie ist jetzt auf einem ihrer Schlösser, mit Namen Mombrant. Thue mit ihr nach deinem Gutdünken; denn ich will an ihrem Verderben keinen Teil haben." — „Wohlan, mein Herr und Vater," sprach Helias, „da es euch so beliebt, so schwöre ich nicht eher zu rasten, als bis ich ihr Schloß gewonnen. Dann will ich Recht sprechen über sie, die meine Mutter samt allen ihren Kindern so teuflisch verraten hat."

Nachdem Helias zum König gekrönt war, nahm er zu sich dreitausend Bogenschützen und zweitausend Reiter, das Fußvolk ungerechnet, dazu fünfhundert Erdarbeiter, die zu achthundert edlen Rittern gestellt waren, und so zog er aus Lillefort, belagerte das Schloß Mombrant und bestürmte es so gewaltig, daß er es gewann und hineindrang. Und der König Helias rief, daß sie alle Acht hätten, damit die falsche Matabrune nicht entkäme. Das schlimme Weib hörte dies wohl und lief mit einigem Volk auf den Turm des Schlosses. Hier meinte sie sich halten zu können. Aber der König erstürmte auch den Turm und ergriff die Verräterin, indem er rief: „Unseliges Weib, mit eignen Händen sollt' ich dich töten, gedächte ich nicht des Blutes, dem ich entsprossen bin." Darauf übergab er sie seinen Knechten, die sie auf einen Scheiterhaufen banden, um sie zu verbrennen. Da rief Matabrune: „Ich bekenne, daß ich den Tod verdiene und bitte dich nur mir zu verzeihen, was ich gegen dich, deine Mutter und deine Geschwister gesündigt habe." — „Ich," sprach Helias, „verzeihe euch; aber um der Gerechtigkeit willen müßt ihr sterben. Bittet zu Gott, daß er euch vergebe!" Da ward der Scheiterhaufen angezündet und das böse Weib für ihre Missethat verbrannt.

Als nun Helias eine Zeit lang sein Reich Lillefort in gutem Frieden beherrscht hatte, sah er einstmals aus einem Fenster des Schlosses und erblickte seinen Bruder, den Schwan. Derselbe schwamm daher und zog ein Schifflein hinter sich bis ans Land, als wollte er seinen Bruder Helias auffordern

hineinzusteigen. Als Helias dies sah, so sprach er bei sich selbst: „Dies ist ein Zeichen, das Gott mir sendet, um mir zu erkennen zu geben, daß ich mit diesem Schwane fahren und in einem fremden Lande Ehre gewinnen soll." Sogleich versammelte er alle seine Geschwister, ging mit ihnen zu Vater und Mutter, erzählte ihnen sein Vorhaben und bat sie um Urlaub. Darauf küßte er alle, nahm zärtlich Abschied und ließ sich seinen Harnisch und silbernen Schild, in dem ein goldnes Doppelkreuz stand, bringen. Da trat sein Vater Oriant zu ihm, gab ihm ein Horn und sprach: „Bewahre dieses Horn wohl, denn keinem, der es bläst, kann je ein Leid geschehen. Nun reise in Gottes Namen und kehre froh und ehrenvoll wieder!" Während sie noch mit einander redeten, rief der Schwan drei oder viermal mit wundersamer Stimme, daß alle darüber erstaunten. Zur Stunde ging Helias mit seinen Eltern und Geschwistern hinab an das Wasser, wo der Schwan war. Und als dieser ihn sah, spielte er mit seinen Flügeln auf dem Wasser, recht als ob er ihn willkommen heiße. Da segnete ihn Helias, und der Schwan neigte den Kopf gegen ihn, wie um ihn zu grüßen. Aber die Zeit, die für seine Erlösung bestimmt war, war noch nicht erschienen, denn Gott hatte ihn zu großen Dingen ausersehen. Der König und die Königin weinten bitterlich um ihr liebes Kind, und ebenso seine Geschwister, da sie ihr edles Blut so verwandelt sahen. Helias aber trat in das Schifflein und grüßte noch einmal alle seine Lieben, die sehr traurig waren; dann fuhr er hinweg in ferne Lande, von dem Schwane gezogen. Froh und schnell schwamm der Schwan mit dem Schifflein dahin von Fluß zu Fluß, von Strom zu Strom bis an den Ort, den Gottes Wille ihm beschieden hatte.

Der deutsche Kaiser Otto, der erste dieses Namens, dem auch das Ardennerland, Lüttich und Namur unterthan war, hielt seinen Reichstag zu Nimwegen, und es kamen vor ihn alle, denen Unrecht geschehen war, um bei dem Kaiser ihr Recht zu suchen. So geschah es, daß der Graf von Frankenburg vor den Kaiser trat und die Herzogin von Billon verklagte, daß sie ihren Eheherrn vergiftet und eine untergeschobene Tochter als ihr rechtmäßiges Kind ausgegeben habe. Darum sei sie samt ihrer Tochter des Herzogtums verlustig, welches ihm, dem Bruder des verstorbenen Herzogs, verfallen sei. Die Herzogin beteuerte, daß dies alles schändliche Verleumdungen seien, da aber der Graf von Frankenburg sich erbot, den Gotteskampf mit jedem zu bestehen, der ihm widerspräche, so sagte der Kaiser: „Frau Herzogin, ihr höret, was er spricht. Darum suchet euch einen Ritter, der für euch streiten will. Dann soll das Gottesgericht diese Sache entscheiden." Da schaute die arme Herzogin traurig nach allen Seiten, ob keiner für sie kämpfen wolle; aber da war niemand, der sich ihrer annahm. Mit geängstetem Herzen fiel die edle Frau auf ihre Kniee und flehte zu Gott demütiglich, sie zu retten und ihre Unschuld zu erweisen.

In demselben Augenblicke kam der edle Ritter Helias vom Schwan gezogen mit seinem Schifflein ans Land und stieß so mächtig in sein Horn, daß es der Kaiser und alle, die zugegen waren, vernahmen. Da eilten sie an die Fenster und sahen einen Schwan ein Schifflein ziehen, in dem ein wohl gewappneter Ritter stand; der stieg ans Ufer, und alsbald schwamm der Schwan mit dem Schifflein wieder von dannen. Darob verwunderte sich der Kaiser gar sehr und entbot den Ritter vor sich. Und als Helias in den Saal trat, grüßte er den Kaiser höflich, und der Kaiser grüßte ihn wieder, indem er ihn fragte, wer und von wannen er wäre. Da sagte Helias: „Ich bin ein armer Ritter und komme um Abenteuer zu suchen hieher.“ Der Kaiser sprach: „Sucht ihr Abenteuer? Die habt ihr hier gefunden. Sehet hier die Herzogin von Billon mit ihrer Tochter! Der Graf von Frankenburg hat sie schändlicher Dinge beschuldigt, die ihr das Leben und der Jungfrau das Land kosten können. Und es ist hier niemand, der für sie kämpft, um ihr Recht gegen den Kläger zu beschirmen. Wollt ihr nun für sie den Kampf wagen, so will ich, wenn ihr den Grafen überwindet, ihr wiederum ihr Erbe in Frieden zustellen und euch die Tochter zum Ehgemahl geben.“ Helias schaute die Herzogin an, die ihn eine edle Frau dünkte, und sah die unvergleichliche Schönheit der Tochter, die ihm von Herzen wohl gefiel. Da bat er den Kaiser, mit der Herzogin allein reden zu dürfen, und als es ihm gestattet ward, nahm er die Herzogin bei Seite und sprach zu ihr: „Herrin, schwöret mir, daß ihr unschuldig seid! so will ich euch ein getreuer Diener sein.“ Sie sagte: „O edler Ritter, ich schwöre euch bei dem lebendigen Gott, wahrlich, ich bin unschuldig.“ Da sprach Helias: „Herrin, so habt ihr einen Kämpfer gefunden, der eure Ehre beschützen und euern Feind noch diesen Tag bezwingen soll.“ Darauf ging er wieder zum Kaiser und sprach: „Herr, heißet den Ritter in die Schranken kommen, der diese Frau beschuldigt hat, denn ich bin bereit mich mit ihm zu schlagen.“ Da kam der Graf und fragte ihn, was er begehre. Helias sprach: „Sehet hier meinen Handschuh! ich werfe ihn euch hin um die Ehre Gottes und die Minne der edlen Jungfrau.“ Der Graf hob den Handschuh auf und alsbald ward der Kampfplatz geöffnet und beide Streiter gewappnet.

Nun rannten die beiden Kämpfer so heftig an einander, daß sie ihre Lanzen zerbrachen. Darauf fochten sie mit den Schwertern und schlugen so lange auf einander, bis der Graf sich nicht mehr zu wehren vermochte. Da bat er um Frist, ihm etwas sagen zu können. Das gewährte ihm Helias und der Graf sprach: „O edler Ritter, gebt mir Frieden, daß ich zu meinem Recht gelangen kann, so will ich euch meine Tochter und das herrliche Ardennerland zu eigen geben.“ Helias antwortete: „Wähnst du, daß ich an deinem Verrat teil haben will? Lieber ließ' ich mich in Stücke zerhauen. Genug der Worte! wehre dich, denn der Friede ist aus!“ Da schlug der Graf dem Schwanenritter auf den rechten Arm, daß ihm das Schwert aus der Hand fiel. Aber schnell sprang er aus dem Sattel, ergriff den Grafen um den

Leib und warf ihn mit Macht zur Erde nieder. Dann entriß er ihm den Schild und wand ihm das Schwert aus der Hand. Da rief der Graf: „Edler Ritter, ich flehe um Gnade! schonet mein Leben! ich will euch mein ganzes Land zu eigen schenken.“ Aber Helias antwortete: „O falscher Verräter! du sollst meinen Händen nimmer lebend entkommen. Ich will die edle Herzogin und ihre Tochter rächen.“ So sprechend schwang er das Schwert und hieb dem Grafen sein Haupt ab. Als dies die Herzogin und ihre Tochter sahen, dankten sie Gott, daß ihr Kämpfer den Sieg errungen hatte.

Helias aber ging vor den Kaiser und grüßte ihn ehrerbietig, und der Kaiser empfing ihn ehrenvoll. Darauf grüßte Helias auch die edle Herzogin samt ihrer schönen Tochter, die kaum Worte fanden, um ihm ihren heißen Dank auszudrücken. Und zur Stunde trat der hehre Kaiser zur Herzogin und sagte: „Edle Frau, ich gebe euch euer Land zurück und setze euch in all eure Ehren wieder ein, denn eure Unschuld ist nun aller Welt bekannt.“ Da sprach sie: „Ich danke euch, Herr, für eure Gnade. Nun aber gebe ich mein Land Billon dem, der es in ehrlichem Kampf gewonnen hat, und dazu gebe ich ihm meine Tochter, daß sie es fortan mit ihm besitze. Denn ich will in ein Kloster gehen, Gott zu dienen, wie ich es ihm gelobt habe, bevor er mich durch diesen Ritter errettete.“ Da rief der Kaiser mit lauter Stimme: „Der Ritter mit dem Schwan ist nun Herzog von Billon und wird sich mit Klarissa, der jungen Herzogin, vermählen.“ Helias war es wohl zufrieden, und des andern Tages ward die Hochzeit festlich gehalten an des Kaisers Hof zu Nimwegen. Und also hatte der Schwanenritter das Herzogtum von Billon erworben. Als nun die Feste vierzehn Tage lang in Freuden gedauert hatten, nahm der Herzog Helias Urlaub vom Kaiser und huldigte ihm nach Lehensrecht und darauf fuhr er mit seinem Weibe gen Billon. Dort ward er mit großen Freuden empfangen und hielt einen Monat lang offnen Hof und nahm die Huldigung seiner Mannen entgegen. Und nach neun Monaten gebar seine Frau eine Tochter, die in der Taufe den Namen Ida empfing und später die Mutter edler Helden ward.

Eines Tages, da die Herzogin mit ihrem lieben Eheherrn plauderte, begab es sich, daß sie ihn auch nach seinen Eltern und Freunden fragte und von wannen ihn der Schwan gebracht hätte. Da ward Helias sehr ernst, gab ihr keine Antwort, sondern verbot ihr, jemals wieder diese Frage an ihn zu richten, sonst werde er von ihr scheiden und nimmer zurückkehren. Da fragte sie ihn nicht mehr und so lebten sie zusammen in ungestörtem Frieden sechs Jahre lang. Während dieser Zeit hatte sich die alte Herzogin in ein Kloster begeben, um Gott zu dienen.

Ein Sprichwort sagt: was man den Frauen verbietet, das thun sie zumeist. Lange Zeit hatte die junge Herzogin ihre Neugierde bezwungen und

still geschwiegen. Doch als sie einst mit ihrem Gemahl zur Ruhe gehen wollte, da litt es sie nicht länger, und sie faßte sich ein Herz und sprach: „Ach Herr, ich möchte doch gar zu gern wissen, wer und von wannen ihr seid.“ Als Helias dies hörte, ward er sehr traurig und antwortete in tiefem Gram: „Ihr wußtet, daß ihr diese Frage nicht thun durftet. Nun muß ich morgen aus diesem Lande scheiden.“ Da begann die Herzogin bitterlich zu weinen und rief ihr Volk zusammen und klagte allen ihr großes Leid. Und als es ihre Tochter Ida vernahm, ging sie zu ihrem Vater und sprach unter heißen Thränen: „Ach mein lieber Vater, hab' doch Erbarmen mit mir und meiner armen Mutter! verlaß uns nicht, herzliebster Vater!“ Helias weinte mit seinem trauten Kinde, aber er konnte ihre Bitte nicht erfüllen, berief am Morgen seine Mannen und sprach: „Ich bitte euch, daß ihr meine Frau und Tochter gen Nimwegen geleitet, wo ich vom Kaiser Urlaub nehmen und ihm mein Reich befehlen will; denn ich kehre niemals zurück. Dieses Land aber, mein Weib und meine Tochter befehle ich euerer Treue. Jetzt ist die Zeit gekommen, wo ich scheiden muß, denn sehet, dort kommt der Schwan mit dem Schifflein um mich gen Nimwegen zu bringen.“ Und als er so sprach, da kam der Schwan geschwommen und stieß laute Töne aus, als wollte er seinem Bruder rufen. Da nahm Helias von allen freundlich Abschied, küßte und umarmte noch einmal sein trostloses Ehgemahl und seine weinende Tochter und stieg in das Schifflein, worüber der Schwan große Freude bezeigte. So fuhr er gen Nimwegen. Dahin reiste auch die Herzogin und ihre Tochter; und als sie in den Palast kam, fiel sie vor den Kaiser nieder bitterlich weinend und erzählte ihm, wie ihr guter Mann sie verlassen wolle. Und als sie noch sprach, ertönte vom Fluße her des Schwanenritters Horn. Da sagte der Kaiser: „Edle Frau, ich höre euern Gemahl.“ — „Ach ja,“ sprach sie, „er kommt nur, von euch Urlaub zu nehmen und dann nimmer zurückzukehren. Aber ich hoffe, eure Weisheit wird ihn zum Bleiben bewegen.“ Indem trat Helias in den Saal vor den Kaiser und grüßte ihn ehrerbietig, und der Kaiser empfing ihn auf das freundlichste. Da sprach Helias: „Herr Kaiser ich vertraue euch das Herzogtum von Billon an, denn ich darf es nicht mehr besitzen, sondern muß zurückkehren nach dem Lande, woher ich kam. So befehle ich euch meine Tochter, auf daß sie euer Kind sei, und bitte euch demütig: seid ihr ein guter Vater und nehmet sie samt meinem Lande in eure gnädige Obhut; denn ich kehre niemals wieder.“ Da sagte der Kaiser: „Edler Ritter, mein Freund! und wenn ihr auch einen teuern Eid geschworen habt, die eurigen zu verlassen, so brauchet ihr ihn doch nicht zu halten, da er gegen eure Pflicht ist. Ich habe die Macht ihn zu lösen. Weib und Kind zu verlassen ist gegen Gottes Gebot. Sehet hier eure weinende Tochter! ihrer solltet ihr euch billig erbarmen.“ Aber Helias sprach: „Hoher Herr, ein himmlischer Befehl zwingt mich von dannen zu scheiden. Darum zürnet mir nicht; ich darf wahrlich nicht länger bleiben. Sehet dort den Schwan, der meiner

harret!“ Da sagte der Kaiser: „Ist es Gottes Wille, so darf ich nicht widersprechen.“ Da küßte der Schwanenritter zum letztenmale Weib und Kind unter heißen Thränen, nahm Abschied vom Kaiser und ging an das Wasser, wo sein Bruder der Schwan sich seines Kommens freute. Und so geleitete ihn der Schwan wieder gen Lillefort.

Als der edle König Oriant eines Tages zu Tische saß mit der Königin und seinen fünf Kindern, vernahm er plötzlich den Klang eines Hornes. Da sprang er hastig auf und rief: „Mein Weib und meine Kinder, freuet euch, denn Helias ist nahe!“ Da eilten sie in die Fenster und sahen den Schwanenritter schon aus seinem Schifflein ans Gestade steigen. Alsbald liefen ihm seine Geschwister entgegen, ihn zu bewillkommnen, und nachdem sie ihn umhalst und geküßt hatten, gingen sie in großer Freude zusammen in den Palast vor Vater und Mutter, die ihn mit Freudenthränen empfingen. Da sagte Beatrix: „Mein lieber Sohn, wo bist du so lange gewesen? es ist fast sieben Jahre, daß wir dich nicht gesehen haben.“ — „Mutter,“ sprach Helias, „das sollt ihr ein andermal und zwar bald erfahren, so Gott will.“ Sie fragte: „Wo ist unser armer Sohn, der Schwan, der dich geleitete?“ — „Er ist ins Wasser zurückgekehrt,“ antwortete Helias, „aber mit Gottes Hilfe will ich ihn holen, vielleicht daß wir ihm seine menschliche Gestalt durch inniges Gebet wieder geben können.“ Das gefiel seinen Eltern gar wohl, und er ging ans Ufer und rief den Schwan zu sich, der freudig auf ihn zu schwamm. Da nahm ihn Helias auf seine Arme und trug ihn in den Palast. Der König aber ließ einen Bittag ausrufen über sein ganzes Land, auf daß jedermänniglich Gott bäte, seinem Sohne die menschliche Gestalt wieder zu schenken. Zugleich ließ er den Goldschmied kommen, der die beiden Becher aus der Kette gemacht hatte und befahl ihm, wieder eine Kette daraus zu machen. Das that der Goldschmied. Und am andern Morgen gingen der König, die Königin, Helias und seine Geschwister mit dem Schwan und großem Gefolge in die Kirche. Daselbst stellte Helias den Schwan auf den Altar und hängte ihm die Kette um den Hals. Darauf kniete er mit allen, die zugegen waren, nieder und sie flehten inbrünstig zu Gottes Gnade und Barmherzigkeit. Siehe, da erhörte Gott ihr Gebet und der Schwan verwandelte sich in einen schönen Jüngling. In dieser Gestalt trat er vor den Altar und seine Eltern und Geschwister liefen zu ihm und küßten ihn zärtlich. Dann ward er getauft und erhielt den Namen Esmeri. Da freute sich das ganze Volk inniglich und wurden einen ganzen Monat lang die herrlichsten Feste gefeiert.

Als nun Helias eine Zeit lang bei Vater und Mutter gelebt hatte, berief er eines Tages alle seine Freunde und Verwandte und erzählte ihnen sämtliche Abenteuer, die er bestanden hatte, seit er von ihnen geschieden war. Und darauf sprach er: „Meine lieben Eltern und Geschwistern und all ihr

Freunde, ich nehme von euch Abschied um mein Leben zu bessern und in das Kloster zu gehen, das mein guter Pflegevater, der Einsiedler, an der Stelle erbaut hat, wo er uns erzog. Dort will ich für meine Seele und alle Freunde beten." Niemand wagte ihm zu widersprechen und so nahm er Abschied und wandelte mit dem Stab in der Hand nach dem Kloster, wo er von den Mönchen mit Freuden empfangen ward. Dort lebte er in großer Demut und Frömmigkeit. Doch ließ er nicht weit davon ein großes schönes Schloß erbauen, das ganz dem Schlosse Billon im Ardennerlande glich und von ihm mit demselben Namen Billon genannt wurde.

Als Ida, Helias' Tochter, vierzehn Jahr alt war, gab sie der Kaiser Otto dem Grafen Eustachius von Bonn zur Ehe. Und nach einiger Zeit geschah es, daß der jungen Gräfin im Traum ein Engel erschien, der also zu ihr sprach: „Wisse, daß du drei Knäblein gebären wirst, die du mit deiner eignen Milch aufziehen sollst. Gott wird ihnen Segen verleihen, ihre Häupter mit Kronen schmücken und durch sie das heilige Land den Ungläubigen entreißen. Aber hüte dich, daß nicht ein andres Weib sie säuge!" Und in den drei folgenden Jahren gebar sie wirklich drei schöne Knaben: der erste ward Gottfried geheißen, der andre Baldewin und der dritte Eustachius nach ihrem Ehgemahl. Diese Kinder säugte sie mit großer Ängstlichkeit selber. Aber einstmals zur Pfingstenzeit kam gen Billon der Bischof von Lüttich, der Herzog von Brabant, der Graf von Namur und viele andre Herren zu dem Grafen Eustachius. Da ging die Gräfin Ida mit ihnen zur Kirche, und da der Gottesdienst länger als gewöhnlich dauerte und die Gräfin nicht zurückkehrte, schrie und weinte der kleine Eustachius so heftig, daß eine andre Frau aus Mitleid ihn an ihre Brust nahm, um sein Weinen zu stillen. Als nun die Mutter aus der Kirche zurück kam, fand sie die Frau, das Kind säugend. Da ward sie sehr traurig und sprach: „Ach Frau, was habt ihr gethan? ihr habt eine Krone zerbrochen." Die Frau sagte: „Herrin, zürnt mir darum nicht! ich dachte es wohl zu machen, da das Kindlein so sehr weinte." Doch die Gräfin blieb kummervoll bei ihren Kindern und wollte nicht essen noch trinken. Nach Tische aber führte ihr Gemahl die edlen Gäste alle in seine Kammer um ihnen die Kinder zu zeigen. Da fanden sie die Gräfin bei ihren Kindern und grüßten sie höflich. Doch die Gräfin stand nicht auf, um die Herren zu begrüßen, worüber ihr Mann sehr böse ward. Er verabschiedete seine Gäste auf das ehrenvollste, ging dann zu seiner Hausfrau und sagte: „Ihr habt mich heftig erzürnt, da ihr diesen edlen Herren keine Ehrerbietung bezeigtet." Da entgegnete sie: „Herr, seid mir nicht gram, denn durch die Ehre eurer zwei ältesten Söhne darf ich mich wohl so edel rühmen als eine Königin." — „Wie das?" sprach der Graf. Da antwortete sie: „All die Welt mag mich wohl ehren wegen der Würdigkeit meiner Kinder; denn sie

sollen das Königreich von Jerusalem gewinnen und das heilige Land den Sarazenen entreißen." Der Graf sprach: „Ich glaube, ihr träumet." Aber sie erwiderte: „Herr, haltet nicht für Spott, was ich euch sage, denn ein Engel hat es mir verkündet." Da schalt der Graf sie nicht mehr und sprach nur: „Gott segne euch!"

Die gute Herzogin von Brabant besuchte ihre Tochter oftmals, doch trug sie noch immer großen Kummer um ihren lieben Mann, den zu suchen sie schon manchen Boten ausgesandt hatte. So kam es, daß sie einen ihrer Diener, Pontius geheißen, gen Jerusalem schickte, ob vielleicht Helias diesen Weg genommen hätte. Als er nun fünf Tage dort gewesen war, kam Pontius eines Tags in eine Kirche, in der er einen Abt fand, der nach Art der fränkischen Ordensbrüder gekleidet war. Da fragte er ihn nach seiner Heimat und der Abt sagte: „Ich bin aus Billon und heiße Abt Gerhard von Tron." Da freute sich Pontius und sprach: „Herr, auch ich bin in Billon daheim." — „So seid mir willkommen," sagte der Abt, „wenn es Gott gefällt, wollen wir zusammen heimkehren." Da fuhren sie von Jerusalem nach dem Hafen von Joppe und gingen dort zu Schiffe. Und als sie wieder ans Land gestiegen und eine große Strecke gewandert waren, fügte es Gott, daß sie sich verirrten und in eine Wildnis gerieten, aus der sie keinen Ausweg wußten. Endlich kamen sie an das Schloß, das Helias hatte bauen lassen. Da sprach Pontius: „Sehet, wir sind in unsrer Heimat!" Aber der Abt sagte: „Mich dünkt, wir haben noch weit dahin." — „Herr," versetzte Pontius, „seht doch, wie gleicht dieses Schloß doch so ganz dem Schlosse zu Billon!" Weil nun die Nacht anbrach, nahmen sie Herberge in einem Dorf in der Nähe des Schlosses. Daselbst fragten sie den Pfarrer, in welchem Lande sie wären. Der Pfarrer sprach: „Ihr habt den großen Wald der Ardennen durchzogen und seid jetzt bei dem Schlosse Billon." — „Wie kann das sein?" sagte der Abt, „wir sind aus dem Lande, das ihr nennet, und sind doch nicht hier daheim." Da sprach der Pfarrer: „Ihr habt recht. Ich bin selber in dem Land gewesen, das ihr meint; aber dieses Schloß heißt auch Billon." Und nun erzählte er ihnen alles, was er von Helias wußte. Als Pontius dies vernahm, dankte er Gott, denn er hoffte hier neue Märe zu erfahren. Da sprach er zu dem Pfarrer: „Herr, wohnen der König und die Königin, die ihr Helias' Eltern nanntet, in diesem Schloß?" — „Ja," sagte der Pfarrer, „denn sie ihren liebten Sohn Helias so sehr, daß sie Lillefort verlassen haben und hieher gezogen sind." Da fragte Pontius: „Ist Helias tot?" — „Nein," versetzte der Pfarrer, „ich habe ihn erst vor sechs Tagen gesehen. Er ist jetzt Mönch in einem nahen Kloster, das sein Vater bauen ließ; dort dient er Gott in großer Demut." Da sprach Pontius: „Nun, so sei Gott gelobt, daß ich Kunde von ihm vernommen habe!" Und sie blieben die ganze Nacht frohen Mutes in der Herberge.

Pontius und der Abt von St. Tron gingen des andern Morgens früh nach dem Schlosse, wo König Oriant und Beatrix mit ihren Kindern ihnen entgegen kamen; und da Esmeri sie ersah, erkannte er sie an ihrer Kleidung, ging auf sie zu, grüßte sie und fragte, von wannen sie kämen. Pontius sagte: „Wir sind von Billon und haben lange Zeit einen Ritter gesucht, der von einem Schwan geleitet sein Weib, die Herzogin von Billon, verließ, deren Diener ich bin." Als Esmeri dies hörte, lächelte er und sprach: „Lieber Freund, jener Ritter ist mein Bruder." Pontius fragte: „Lebt er noch?" — „Ja," sprach Esmeri, rief seine Eltern herbei und sagte: „Sehet hier zwei Männer, gesandt von der Herzogin von Billon, dem Weibe meines Bruders. Sie sollen uns von ihr und ihrer Tochter Kunde bringen." Und Pontius erzählte ihnen wie die Herzogin sehr betrübt lebe und wie die Tochter dem Grafen Eustachius von Bonn vermählt sei. Und nachdem sie die Nacht in dem Schlosse geblieben waren, führte sie Esmeri am nächsten Morgen in das Kloster, wo sie Helias vor dem Hochaltar auf den Knieen liegen sahen. Da fragte Helias seinen Bruder: „O lieber Esmeri, was bringst du neues?" Esmeri sprach: „Hier sind zwei Männer, die dir Kunde bringen von deinem Gemahl und deiner Tochter Ida." Als Helias sie ansah, erkannte er Pontius, kam auf ihn zu, umhalste und küßte ihn und sprach: „Seid willkommen, mein Freund! wie geht es meiner Frau und meiner Tochter Ida?" Da erzählte ihm Pontius alles und fragte, ob er nicht in sein Land Billon zurückkehren wolle. Aber Helias schüttelte traurig das Haupt. Da sprach Pontius: „Herr, ich freue mich von ganzem Herzen, daß ich euch gesehen und gesprochen habe; und eure Gemahlin wird desgleichen erfreut sein, wenn sie es hört. Doch ich bitte, gebt mir ein Wahrzeichen, daran sie erkennen mag, daß ich euch wirklich gefunden." Da sprach Helias: „So gebt ihr diesen Ring, den sie mir einst aus Liebe gab." Dazu schickte er ihr und seiner Tochter herrliche Geschenke und begabte auch den Abt und Pontius reichlich. Also nahmen sie Urlaub und er segnete sie weinend, indem er ihnen noch tausend Grüße an sein Weib und seine Tochter auftrug. Pontius und Gerhard gingen auf das Schloß zurück, nahmen Abschied von König und Königin und zogen reich beschenkt von dannen.

An unsres Herrn Himmelfahrtstage saßen zu Tisch der Graf von Bonn und sein Ehgemahl mit der Herzogin von Billon. Da trat Pontius in den Saal, und als die Herzogin ihn sah, stand sie auf und sprach: „Willkommen, Pontius! habt ihr meinen Mann Helias nicht gefunden?" Da sagte Pontius: „Ja, Herrin! seht hier den Beweis!" Und damit gab er ihr den Ring, den sie voll inniger Freude küßte, wobei sie doch weinte und klagte um ihren geliebten Gemahl. Als aber Pontius die Geschenke übergeben und alles erzählt hatte, was er von Helias wußte, beschloß die Herzogin sogleich mit ihrer

Verräter Macharis aber gebot er, sich zum Kampfe gegen seinen gottgesandten Sohn Helias zu rüsten. Hierauf ließ er seinen Sohn herrlich wappnen. Macharis aber erschrak jetzt, da er fechten mußte, denn er wußte wohl, daß seine Sache ungerecht war. Trotzdem gebärdete er sich, als ob er recht hätte.

Als nun die beiden auf den Kampfplatz kamen, wo viele Ritter und Herren versammelt waren, da ließ man sie zuerst schwören, daß ein jeder seine Sache für gut und gerecht halte. Darauf ward ihnen der Streit gestattet und sie ritten in die Schranken, wo der König, Beatrix und viele Ritter und Fürsten, auch eine große Menge Volks, zugegen waren. Helias stand da herrlich gekleidet, freimütigen Herzens, und die Gnade Gottes war mit ihm, Macharis aber bebte innerlich vor Angst, obgleich er sich kühn und unverzagt stellte. Nun ritten sie mit gesenkten Lanzen zusammen und spornten die Rosse so kräftig, daß der junge Helias den Verräter samt seinem Pferd zur Erde rannte. Darüber war Macharis sehr verwundert und sprach: „Ha, Jüngling, willst du deine Jugendkraft an mir erweisen, so werd' ich dich die Stärke meines Armes fühlen lassen." — „Ich bins zufrieden," rief Helias, „komm nur heran!" Als sie nun zum zweiten mal zusammen rannten, nahm Macharis eine entblößte Stelle an seinem Gegner wahr und brachte ihm eine kleine Wunde bei, daß das Blut herauströpfelte. Da flehte Beatrix zu Gott, daß er ihrem Sohne beistehe, und ebenso that das ganze Volk, denn alle hofften auf den Sieg des guten Jünglings. Aber Helias rief: „O du Verräter, meinst du mich auch zu verraten, wie du meine Mutter verraten hast? Komm nur heran, denn mit Gottes Hilfe hoffe ich dich zu überwinden!" Da rannten sie zum drittenmal zusammen, und Helias stach seinem Gegner den Helm vom Haupte, zog geschwind sein Schwert und gab ihm einen solchen Schlag, daß ihm die Sinne vergingen. Und mit einem zweiten Hieb schlug er ihm den Arm ab, mit dem er das Schwert hielt. Als der Verräter sich überwunden sah, sagte er: „Ach Jüngling, ihr habt mich bezwungen. Ich ergebe mich in eure Hand und bitte euch, mich leben zu lassen, bis ich die Wahrheit bekannt habe über den Verrat, der eurer Mutter und ihren Kindern angethan ward. Auch will ich euch den Goldschmied nennen, der die Ketten hat, die euren Geschwistern abgenommen wurden, eh sie sich in Schwäne verwandelten." Als Helias ihn so sprechen hörte, ließ er ihn am Leben, und nun kamen die Kampfrichter und entschieden feierlich, daß Helias den Kampf gewonnen und seinen Gegner mit Gottes Hilfe überwunden habe.

Darauf sagte Helias: „Rufet den König, meinen Vater, und meine Mutter her, samt allen den Herren und Rittern, daß sie den Verrat hören, den Matabrune und Macharis gegen meine Mutter und ihre Kinder angestellt haben." Und als sie alle in die Schranken kamen, da sprach Macharis: „Es ist wahr, alles ist wahr, was dieser Jüngling gestern ausgesagt hat, und ich bekenne, daß ich auf Matabrunens Anstiften alle Anklagen gegen die Königin Beatrix erlogen habe." Und dann erzählte er, wie Matabrune die sechs Ketten

dem Goldschmied gegeben, daß er einen Becher daraus mache, und wie der Goldschmied darüber mehr werde zu sagen wissen. Als er dies bekannt hatte, küßten und umarmten sich der König und Königin auf das zärtlichste, und dann herzten sie ihren lieben Sohn Helias und dankten ihm für den siegreichen Kampf, obwohl sie Gott die Ehre gaben. Und es freuten sich alle Edlen und Ritter samt dem ganzen Volke, daß König und Königin in herzlicher Liebe versöhnt waren, priesen Helias' Tapferkeit und verlangten, daß Macharis bestraft werde. Da ward der Verräter auf des Königs Befehl ergriffen und nach seinem Verdienst an den Galgen gehängt.

Als der Kampf vollendet und der Verräter getötet war, gingen der König und die Königin mit ihrem Sohn zu Hofe, wo ihnen große Ehre erwiesen ward, und wurden von dem Bischof und der Geistlichkeit feierlich eingeholt. Des andern Tages ward ein großer Dankgottesdienst abgehalten, und darnach hielt der König offen Hof mit vielen Turnieren und mancher Kurzweil. Und nach diesen Festen ward Matabrunens Goldschmied geholt, damit die Wahrheit an den Tag käme über die silbernen Ketten, daraus er einen Becher hatte machen sollen. Und der Goldschmied brachte die fünf Ketten und den zweiten Becher, den er ebenfalls aus der sechsten Kette gegossen hatte, gab das alles dem Könige und sprach: „Herr, eure Mutter brachte mir sechs silberne Ketten, damit ich einen Becher daraus mache; da ich aber eine Kette geschmolzen hatte, ward sie so schwer, daß sie zweimal so viel wog als die übrigen Ketten zusammen. Darum schmiedete ich zwei Becher daraus und gab den einen der Königin Matabrune, während ich den andern samt den fünf Ketten ehrlich in meinem Schreine aufhob. Hier bringe ich sie euch nun, und habe ich gegen eure Würde gefehlt, so will ich gerne dafür büßen." Der König sprach: „Ihr redet weislich als ein getreuer Mann, darum sei euch alles vergeben." Darauf nahmen der König und die Königin die fünf Ketten, küßten sie und beklagten mit Thränen ihre armen Kinder, die in Schwäne verwandelt waren.

Nun kam auch Markus, dem Matabrune die Augen ausgestochen hatte, und als ihn der König sah, fragte er ihn, wie er zu der Blindheit gekommen sei. „Ach lieber Herr," sagte Markus, „das hat mir eure Mutter gethan." — „Warum?" fragte der König. Da antwortete er: „Als euch sieben Kinder geboren waren, übergab eure Mutter sie mir, daß ich sie töten sollte. Ich aber ging in den Wald, wo ich sie auf meinen Mantel niederlegte um sie anzuschauen. Da schlugen sie ihre Augen zu mir auf, so daß ich von Mitleid ergriffen ward, und hätte ich drum mein Leben verlieren sollen, ich hätte ihnen kein Leid anthun können, und es that mir nun weh, daß ich sie dort lassen mußte. Als aber Matabrune hörte, daß sie noch lebten und daß ich ihren bösen Plan nicht ausgeführt hatte, stach sie mir selber die Augen aus."

Als Helias ihn so reden hörte, erbarmte ihn seiner innig und er fiel auf die Kniee und betete zu Gott demütiglich, daß er dem armen Blinden sein Augenlicht wiederschenken wolle. Und nachdem er sein Gebet geendet hatte, machte er über Markus' Augen das Zeichen des Kreuzes. Da ward der Blinde zur selbigen Stunde durch die Gnade Gottes wieder sehend, worüber der König und die Königin samt dem ganzen Volke sehr verwundert waren und mit Markus Gott andächtig dankten.

Unterdessen gab die gefangene Matabrune den Knechten, die sie bewachten, so viel zu trinken, daß sie in Schlaf fielen. Da erbrach sie ihr Gefängnis und entfloh auf eine starke Veste, Mombrant geheißen, wo sie vor der Rache sicher war, die sie für ihre verräterischen Thaten befürchtete. Die Knechte aber, welche sie so übel gehütet hatten, wurden schwer bestraft.

Darnach bat Helias seinen Vater, daß er ihm die silbernen Ketten seiner Geschwister gebe, was der König auch that. Und Helias gelobte, nicht eher zu rasten, als bis er seine Geschwister, die in Schwäne verwandelt waren, gefunden hätte. Siehe, da fügte es Gott in seiner Allmacht, daß auf dem Fluße, der rings um das Schloß lief, zur selbigen Stunde sechs weiße Schwäne vor aller Augen erschienen. Und als das Helias sah, rief er schnell seine Eltern herbei und sprach: „Kommet her und sehet eure Kinder, meine Geschwister! durch Gottes Gnade sind sie hieher geflogen.“ Alsbald eilten der König und die Königin mit ihrem Gefolge aus dem Schloß um die Schwäne zu sehen. Und wie Helias an das Ufer kam und die Schwäne ihn erblickten, da bewegten sie sich wundersam, schlugen mit den Flügeln und schwammen zu ihm, und er streichelte ihnen zärtlich das Gefieder. Da zeigte ihnen Helias die fünf Ketten, und alsbald stellten sie sich vor ihm in Ordnung auf. Darauf hängte er fünfen von ihnen die Ketten um den Hals und alsbald verwandelten sie sich in Menschengestalt, vier Söhne und eine Tochter. Und der König und die Königin liefen ihren lieben Kindern entgegen sie zu küssen und zu umhalsen. Als aber der sechste Schwan sah, wie alle seine Geschwister wieder Menschengestalt hatten, nur er nicht, weil seine Kette geschmolzen war, ward er sehr traurig, stieß klägliche Töne aus und wollte sich vor Schmerz alle Federn ausreißen. Als dies Helias sah, jammerte es ihn und er weinte bitterlich, doch versuchte er ihn zu trösten und sprach: „Sei nicht betrübt, mein lieber Bruder, nnd thu dir kein Leid an! Wir alle wollen Gott demütig für dich bitten und hoffen, daß er dereinst einen edlen Ritter aus dir mache.“ Da neigte der Schwan seinen Hals, als wollte er ihm danken, und schwamm hinweg, und alle, die dies sahen, hatten herzliches Mitleid, sonderlich der König und die Königin. Doch waren sie durch Helias' Worte getröstet, nahmen ihre fünf Kinder zu sich und führten sie feierlich in die Kirche. Dort wurden sie getauft und die Tochter empfing den Namen Rosa. Die Söhne aber sind nachmals fromme Helden geworden.

Nachdem der König Oriant die große Gnade Gottes an seinem Sohne Helias gemerkt hatte, berief er alle seine Fürsten und Herren und sprach zu Helias: „Mein Sohn, ich und all die Meinen sehen wohl, daß du der göttlichen Gnade voll bist. Darum übergebe ich dir mein ganzes Reich und mache dich zum König über alle meine Lande, und ich will, daß man dir Ehre und Gehorsam erweise ohne Widerrede. Zum Zeichen, daß mir dies so gefällt, nehme ich die Krone von meinem Haupte und setze sie dir auf in Gegenwart aller meiner Lehensträger." — „Ich danke euch, Herr und Vater," sprach Helias, „und ob ich gleich nicht würdig bin, dieses Reich zu beherrschen, will ich mich doch gegen euern Wunsch nicht widersetzen." Da fuhr der König weiter fort: „Ich überlasse dir auch meine Mutter Matabrune um der großen Missethat willen, die sie deiner Mutter angethan hat. Sie ist jetzt auf einem ihrer Schlösser, mit Namen Mombrant. Thue mit ihr nach deinem Gutdünken; denn ich will an ihrem Verderben keinen Teil haben." — „Wohlan, mein Herr und Vater," sprach Helias, „da es euch so beliebt, so schwöre ich nicht eher zu rasten, als bis ich ihr Schloß gewonnen. Dann will ich Recht sprechen über sie, die meine Mutter samt allen ihren Kindern so teuflisch verraten hat."

Nachdem Helias zum König gekrönt war, nahm er zu sich dreitausend Bogenschützen und zweitausend Reiter, das Fußvolk ungerechnet, dazu fünfhundert Erdarbeiter, die zu achthundert edlen Rittern gestellt waren, und so zog er aus Lillefort, belagerte das Schloß Mombrant und bestürmte es so gewaltig, daß er es gewann und hineindrang. Und der König Helias rief, daß sie alle Acht hätten, damit die falsche Matabrune nicht entkäme. Das schlimme Weib hörte dies wohl und lief mit einigem Volk auf den Turm des Schlosses. Hier meinte sie sich halten zu können. Aber der König erstürmte auch den Turm und ergriff die Verräterin, indem er rief: „Unseliges Weib, mit eignen Händen sollt' ich dich töten, gedächte ich nicht des Blutes, dem ich entsprossen bin." Darauf übergab er sie seinen Knechten, die sie auf einen Scheiterhaufen banden, um sie zu verbrennen. Da rief Matabrune: „Ich bekenne, daß ich den Tod verdiene und bitte dich nur mir zu verzeihen, was ich gegen dich, deine Mutter und deine Geschwister gesündigt habe." — „Ich," sprach Helias, „verzeihe euch; aber um der Gerechtigkeit willen müßt ihr sterben. Bittet zu Gott, daß er euch vergebe!" Da ward der Scheiterhaufen angezündet und das böse Weib für ihre Missethat verbrannt.

Als nun Helias eine Zeit lang sein Reich Lillefort in gutem Frieden beherrscht hatte, sah er einstmals aus einem Fenster des Schlosses und erblickte seinen Bruder, den Schwan. Derselbe schwamm daher und zog ein Schifflein hinter sich bis ans Land, als wollte er seinen Bruder Helias auffordern

hineinzusteigen. Als Helias dies sah, so sprach er bei sich selbst: „Dies ist ein Zeichen, das Gott mir sendet, um mir zu erkennen zu geben, daß ich mit diesem Schwane fahren und in einem fremden Lande Ehre gewinnen soll.“ Sogleich versammelte er alle seine Geschwister, ging mit ihnen zu Vater und Mutter, erzählte ihnen sein Vorhaben und bat sie um Urlaub. Darauf küßte er alle, nahm zärtlich Abschied und ließ sich seinen Harnisch und silbernen Schild, in dem ein goldnes Doppelkreuz stand, bringen. Da trat sein Vater Oriant zu ihm, gab ihm ein Horn und sprach: „Bewahre dieses Horn wohl, denn keinem, der es bläst, kann je ein Leid geschehen. Nun reise in Gottes Namen nnd kehre froh und ehrenvoll wieder!“ Während sie noch mit einander redeten, rief der Schwan drei oder viermal mit wundersamer Stimme, daß alle darüber erstaunten. Zür Stunde ging Helias mit seinen Eltern und Geschwistern hinab an das Wasser, wo der Schwan war. Und als dieser ihn sah, spielte er mit seinen Flügeln auf dem Wasser, recht als ob er ihn willkommen heiße. Da segnete ihn Helias, und der Schwan neigte den Kopf gegen ihn, wie um ihn zu grüßen. Aber die Zeit, die für seine Erlösung bestimmt war, war noch nicht erschienen, denn Gott hatte ihn zu großen Dingen ausersehen. Der König und die Königin weinten bitterlich um ihr liebes Kind, und ebenso seine Geschwister, da sie ihr edles Blut so verwandelt sahen. Helias aber trat in das Schifflein und grüßte noch einmal alle seine Lieben, die sehr traurig waren; dann fuhr er hinweg in ferne Lande, von dem Schwane gezogen. Froh und schnell schwamm der Schwan mit dem Schifflein dahin von Fluß zu Fluß, von Strom zu Strom bis an den Ort, den Gottes Wille ihm beschieden hatte.

Der deutsche Kaiser Otto, der erste dieses Namens, dem auch das Ardennerland, Lüttich und Namur unterthan war, hielt seinen Reichstag zu Nimwegen, und es kamen vor ihn alle, denen Unrecht geschehen war, um bei dem Kaiser ihr Recht zu suchen. So geschah es, daß der Graf von Frankenburg vor den Kaiser trat und die Herzogin von Billon verklagte, daß sie ihren Eheherrn vergiftet und eine untergeschobene Tochter als ihr rechtmäßiges Kind ausgegeben habe. Darum sei sie samt ihrer Tochter des Herzogtums verlustig, welches ihm, dem Bruder des verstorbenen Herzogs, verfallen sei. Die Herzogin beteuerte, daß dies alles schändliche Verleumdungen seien, da aber der Graf von Frankenburg sich erbot, den Gotteskampf mit jedem zu bestehen, der ihm widerspräche, so sagte der Kaiser: „Frau Herzogin, ihr höret, was er spricht. Darum suchet euch einen Ritter, der für euch streiten will. Dann soll das Gottesgericht diese Sache entscheiden.“ Da schaute die arme Herzogin traurig nach allen Seiten, ob keiner für sie kämpfen wolle; aber da war niemand, der sich ihrer annahm. Mit geängstetem Herzen fiel die edle Frau auf ihre Kniee und flehte zu Gott demütiglich, sie zu retten und ihre Unschuld zu erweisen.

In demselben Augenblicke kam der edle Ritter Helias vom Schwan gezogen mit seinem Schifflein ans Land und stieß so mächtig in sein Horn, daß es der Kaiser und alle, die zugegen waren, vernahmen. Da eilten sie an die Fenster und sahen einen Schwan ein Schifflein ziehen, in dem ein wohl gewappneter Ritter stand; der stieg ans Ufer, und alsbald schwamm der Schwan mit dem Schifflein wieder von dannen. Darob verwunderte sich der Kaiser gar sehr und entbot den Ritter vor sich. Und als Helias in den Saal trat, grüßte er den Kaiser höflich, und der Kaiser grüßte ihn wieder, indem er ihn fragte, wer und von wannen er wäre. Da sagte Helias: „Ich bin ein armer Ritter und komme um Abenteuer zu suchen hieher.“ Der Kaiser sprach: „Sucht ihr Abenteuer? Die habt ihr hier gefunden. Sehet hier die Herzogin von Billon mit ihrer Tochter! Der Graf von Frankenburg hat sie schändlicher Dinge beschuldigt, die ihr das Leben und der Jungfrau das Land kosten können. Und es ist hier niemand, der für sie kämpft, um ihr Recht gegen den Kläger zu beschirmen. Wollt ihr nun für sie den Kampf wagen, so will ich, wenn ihr den Grafen überwindet, ihr wiederum ihr Erbe in Frieden zustellen und euch die Tochter zum Ehgemahl geben.“ Helias schaute die Herzogin an, die ihn eine edle Frau dünkte, und sah die unvergleichliche Schönheit der Tochter, die ihm von Herzen wohl gefiel. Da bat er den Kaiser, mit der Herzogin allein reden zu dürfen, und als es ihm gestattet ward, nahm er die Herzogin bei Seite und sprach zu ihr: „Herrin, schwöret mir, daß ihr unschuldig seid! so will ich euch ein getreuer Diener sein.“ Sie sagte: „O edler Ritter, ich schwöre euch bei dem lebendigen Gott, wahrlich, ich bin unschuldig.“ Da sprach Helias: „Herrin, so habt ihr einen Kämpfer gefunden, der eure Ehre beschützen und euern Feind noch diesen Tag bezwingen soll.“ Darauf ging er wieder zum Kaiser und sprach: „Herr, heißet den Ritter in die Schranken kommen, der diese Frau beschuldigt hat, denn ich bin bereit mich mit ihm zu schlagen.“ Da kam der Graf und fragte ihn, was er begehre. Helias sprach: „Sehet hier meinen Handschuh! ich werfe ihn euch hin um die Ehre Gottes und die Minne der edlen Jungfrau.“ Der Graf hob den Handschuh auf und alsbald ward der Kampfplatz geöffnet und beide Streiter gewappnet.

Nun rannten die beiden Kämpfer so heftig an einander, daß sie ihre Lanzen zerbrachen. Darauf fochten sie mit den Schwertern und schlugen so lange auf einander, bis der Graf sich nicht mehr zu wehren vermochte. Da bat er um Frist, ihm etwas sagen zu können. Das gewährte ihm Helias und der Graf sprach: „O edler Ritter, gebt mir Frieden, daß ich zu meinem Recht gelangen kann, so will ich euch meine Tochter und das herrliche Ardennerland zu eigen geben.“ Helias antwortete: „Wähnst du, daß ich an deinem Verrat teil haben will? Lieber ließ' ich mich in Stücke zerhauen. Genug der Worte! wehre dich, denn der Friede ist aus!“ Da schlug der Graf dem Schwanenritter auf den rechten Arm, daß ihm das Schwert aus der Hand fiel. Aber schnell sprang er aus dem Sattel, ergriff den Grafen um den

Leib und warf ihn mit Macht zur Erde nieder. Dann entriß er ihm den Schild und wand ihm das Schwert aus der Hand. Da rief der Graf: „Edler Ritter, ich flehe um Gnade! schonet mein Leben! ich will euch mein ganzes Land zu eigen schenken." Aber Helias antwortete: „O falscher Verräter! du sollst meinen Händen nimmer lebend entkommen. Ich will die edle Herzogin und ihre Tochter rächen." So sprechend schwang er das Schwert und hieb dem Grafen sein Haupt ab. Als dies die Herzogin und ihre Tochter sahen, dankten sie Gott, daß ihr Kämpfer den Sieg errungen hatte.

Helias aber ging vor den Kaiser und grüßte ihn ehrerbietig, und der Kaiser empfing ihn ehrenvoll. Darauf grüßte Helias auch die edle Herzogin samt ihrer schönen Tochter, die kaum Worte fanden, um ihm ihren heißen Dank auszudrücken. Und zur Stunde trat der hehre Kaiser zur Herzogin und sagte: „Edle Frau, ich gebe euch euer Land zurück und setze euch in all eure Ehren wieder ein, denn eure Unschuld ist nun aller Welt bekannt." Da sprach sie: „Ich danke euch, Herr, für eure Gnade. Nun aber gebe ich mein Land Billon dem, der es in ehrlichem Kampf gewonnen hat, und dazu gebe ich ihm meine Tochter, daß sie es fortan mit ihm besitze. Denn ich will in ein Kloster gehen, Gott zu dienen, wie ich es ihm gelobt habe, bevor er mich durch diesen Ritter errettete." Da rief der Kaiser mit lauter Stimme: „Der Ritter mit dem Schwan ist nun Herzog von Billon und wird sich mit Klarissa, der jungen Herzogin, vermählen." Helias war es wohl zufrieden, und des andern Tages ward die Hochzeit festlich gehalten an des Kaisers Hof zu Nimwegen. Und also hatte der Schwanenritter das Herzogtum von Billon erworben. Als nun die Feste vierzehn Tage lang in Freuden gedauert hatten, nahm der Herzog Helias Urlaub vom Kaiser und huldigte ihm nach Lehensrecht und darauf fuhr er mit seinem Weibe gen Billon. Dort ward er mit großen Freuden empfangen und hielt einen Monat lang offnen Hof und nahm die Huldigung seiner Mannen entgegen. Und nach neun Monaten gebar seine Frau eine Tochter, die in der Taufe den Namen Ida empfing und später die Mutter edler Helden ward.

Eines Tages, da die Herzogin mit ihrem lieben Eheherrn plauderte, begab es sich, daß sie ihn auch nach seinen Eltern und Freunden fragte und von wannen ihn der Schwan gebracht hätte. Da ward Helias sehr ernst, gab ihr keine Antwort, sondern verbot ihr, jemals wieder diese Frage an ihn zu richten, sonst werde er von ihr scheiden und nimmer zurückkehren. Da fragte sie ihn nicht mehr und so lebten sie zusammen in ungestörtem Frieden sechs Jahre lang. Während dieser Zeit hatte sich die alte Herzogin in ein Kloster begeben, um Gott zu dienen.

Ein Sprichwort sagt: was man den Frauen verbietet, das thun sie zumeist. Lange Zeit hatte die junge Herzogin ihre Neugierde bezwungen und

still geschwiegen. Doch als sie einst mit ihrem Gemahl zur Ruhe gehen wollte, da litt es sie nicht länger, und sie faßte sich ein Herz und sprach: „Ach Herr, ich möchte doch gar zu gern wissen, wer und von wannen ihr seid.“ Als Helias dies hörte, ward er sehr traurig und antwortete in tiefem Gram: „Ihr wußtet, daß ihr diese Frage nicht thun durftet. Nun muß ich morgen aus diesem Lande scheiden.“ Da begann die Herzogin bitterlich zu weinen und rief ihr Volk zusammen und klagte allen ihr großes Leid. Und als es ihre Tochter Ida vernahm, ging sie zu ihrem Vater und sprach unter heißen Thränen: „Ach mein lieber Vater, hab' doch Erbarmen mit mir und meiner armen Mutter! verlaß uns nicht, herzliebster Vater!“ Helias weinte mit seinem trauten Kinde, aber er konnte ihre Bitte nicht erfüllen, berief am Morgen seine Mannen und sprach: „Ich bitte euch, daß ihr meine Frau und Tochter gen Nimwegen geleitet, wo ich vom Kaiser Urlaub nehmen und ihm mein Reich befehlen will; denn ich kehre niemals zurück. Dieses Land aber, mein Weib und meine Tochter befehle ich euerer Treue. Jetzt ist die Zeit gekommen, wo ich scheiden muß, denn sehet, dort kommt der Schwan mit dem Schifflein um mich gen Nimwegen zu bringen.“ Und als er so sprach, da kam der Schwan geschwommen und stieß laute Töne aus, als wollte er seinem Bruder rufen. Da nahm Helias von allen freundlich Abschied, küßte und umarmte noch einmal sein trostloses Ehgemahl und seine weinende Tochter und stieg in das Schifflein, worüber der Schwan große Freude bezeigte. So fuhr er gen Nimwegen. Dahin reiste auch die Herzogin und ihre Tochter; und als sie in den Palast kam, fiel sie vor den Kaiser nieder bitterlich weinend und erzählte ihm, wie ihr guter Mann sie verlassen wolle. Und als sie noch sprach, ertönte vom Fluße her des Schwanenritters Horn. Da sagte der Kaiser: „Edle Frau, ich höre euern Gemahl.“ — „Ach ja,“ sprach sie, „er kommt nur, von euch Urlaub zu nehmen und dann nimmer zurückzukehren. Aber ich hoffe, eure Weisheit wird ihn zum Bleiben bewegen.“ Indem trat Helias in den Saal vor den Kaiser und grüßte ihn ehrerbietig, und der Kaiser empfing ihn auf das freundlichste. Da sprach Helias: „Herr Kaiser ich vertraue euch das Herzogtum von Billon an, denn ich darf es nicht mehr besitzen, sondern muß zurückkehren nach dem Lande, woher ich kam. So befehle ich euch meine Tochter, auf daß sie euer Kind sei, und bitte euch demütig: seid ihr ein guter Vater und nehmet sie samt meinem Lande in eure gnädige Obhut; denn ich kehre niemals wieder.“ Da sagte der Kaiser: „Edler Ritter, mein Freund! und wenn ihr auch einen teuern Eid geschworen habt, die eurigen zu verlassen, so brauchet ihr ihn doch nicht zu halten, da er gegen eure Pflicht ist. Ich habe die Macht ihn zu lösen. Weib und Kind zu verlassen ist gegen Gottes Gebot. Sehet hier eure weinende Tochter! ihrer solltet ihr euch billig erbarmen.“ Aber Helias sprach: „Hoher Herr, ein himmlischer Befehl zwingt mich von dannen zu scheiden. Darum zürnet mir nicht; ich darf wahrlich nicht länger bleiben. Sehet dort den Schwan, der meiner

Leib und warf ihn mit Macht zur Erde nieder. Dann entriß er ihm den Schild und wand ihm das Schwert aus der Hand. Da rief der Graf: „Edler Ritter, ich flehe um Gnade! schonet mein Leben! ich will euch mein ganzes Land zu eigen schenken.“ Aber Helias antwortete: „O falscher Verräter! du sollst meinen Händen nimmer lebend entkommen. Ich will die edle Herzogin und ihre Tochter rächen.“ So sprechend schwang er das Schwert und hieb dem Grafen sein Haupt ab. Als dies die Herzogin und ihre Tochter sahen, dankten sie Gott, daß ihr Kämpfer den Sieg errungen hatte.

Helias aber ging vor den Kaiser und grüßte ihn ehrerbietig, und der Kaiser empfing ihn ehrenvoll. Darauf grüßte Helias auch die edle Herzogin samt ihrer schönen Tochter, die kaum Worte fanden, um ihm ihren heißen Dank auszudrücken. Und zur Stunde trat der hehre Kaiser zur Herzogin und sagte: „Edle Frau, ich gebe euch euer Land zurück und setze euch in all eure Ehren wieder ein, denn eure Unschuld ist nun aller Welt bekannt.“ Da sprach sie: „Ich danke euch, Herr, für eure Gnade. Nun aber gebe ich mein Land Billon dem, der es in ehrlichem Kampf gewonnen hat, und dazu gebe ich ihm meine Tochter, daß sie es fortan mit ihm besitze. Denn ich will in ein Kloster gehen, Gott zu dienen, wie ich es ihm gelobt habe, bevor er mich durch diesen Ritter errettete.“ Da rief der Kaiser mit lauter Stimme: „Der Ritter mit dem Schwan ist nun Herzog von Billon und wird sich mit Klarissa, der jungen Herzogin, vermählen.“ Helias war es wohl zufrieden, und des andern Tages ward die Hochzeit festlich gehalten an des Kaisers Hof zu Nimwegen. Und also hatte der Schwanenritter das Herzogtum von Billon erworben. Als nun die Feste vierzehn Tage lang in Freuden gedauert hatten, nahm der Herzog Helias Urlaub vom Kaiser und huldigte ihm nach Lehensrecht und darauf fuhr er mit seinem Weibe gen Billon. Dort ward er mit großen Freuden empfangen und hielt einen Monat lang offnen Hof und nahm die Huldigung seiner Mannen entgegen. Und nach neun Monaten gebar seine Frau eine Tochter, die in der Taufe den Namen Ida empfing und später die Mutter edler Helden ward.

Eines Tages, da die Herzogin mit ihrem lieben Eheherrn plauderte, begab es sich, daß sie ihn auch nach seinen Eltern und Freunden fragte und von wannen ihn der Schwan gebracht hätte. Da ward Helias sehr ernst, gab ihr keine Antwort, sondern verbot ihr, jemals wieder diese Frage an ihn zu richten, sonst werde er von ihr scheiden und nimmer zurückkehren. Da fragte sie ihn nicht mehr und so lebten sie zusammen in ungestörtem Frieden sechs Jahre lang. Während dieser Zeit hatte sich die alte Herzogin in ein Kloster begeben, um Gott zu dienen.

Ein Sprichwort sagt: was man den Frauen verbietet, das thun sie zumeist. Lange Zeit hatte die junge Herzogin ihre Neugierde bezwungen und

still geschwiegen. Doch als sie einst mit ihrem Gemahl zur Ruhe gehen wollte, da litt es sie nicht länger, und sie faßte sich ein Herz und sprach: „Ach Herr, ich möchte doch gar zu gern wissen, wer und von wannen ihr seid.“ Als Helias dies hörte, ward er sehr traurig und antwortete in tiefem Gram: „Ihr wußtet, daß ihr diese Frage nicht thun durftet. Nun muß ich morgen aus diesem Lande scheiden.“ Da begann die Herzogin bitterlich zu weinen und rief ihr Volk zusammen und klagte allen ihr großes Leid. Und als es ihre Tochter Ida vernahm, ging sie zu ihrem Vater und sprach unter heißen Thränen: „Ach mein lieber Vater, hab' doch Erbarmen mit mir und meiner armen Mutter! verlaß uns nicht, herzliebster Vater!“ Helias weinte mit seinem trauten Kinde, aber er konnte ihre Bitte nicht erfüllen, berief am Morgen seine Mannen und sprach: „Ich bitte euch, daß ihr meine Frau und Tochter gen Nimwegen geleitet, wo ich vom Kaiser Urlaub nehmen und ihm mein Reich befehlen will; denn ich kehre niemals zurück. Dieses Land aber, mein Weib und meine Tochter befehle ich euerer Treue. Jetzt ist die Zeit gekommen, wo ich scheiden muß, denn sehet, dort kommt der Schwan mit dem Schifflein um mich gen Nimwegen zu bringen.“ Und als er so sprach, da kam der Schwan geschwommen und stieß laute Töne aus, als wollte er seinem Bruder rufen. Da nahm Helias von allen freundlich Abschied, küßte und umarmte noch einmal sein trostloses Ehgemahl und seine weinende Tochter und stieg in das Schifflein, worüber der Schwan große Freude bezeigte. So fuhr er gen Nimwegen. Dahin reiste auch die Herzogin und ihre Tochter; und als sie in den Palast kam, fiel sie vor den Kaiser nieder bitterlich weinend und erzählte ihm, wie ihr guter Mann sie verlassen wolle. Und als sie noch sprach, ertönte vom Fluße her des Schwanenritters Horn. Da sagte der Kaiser: „Edle Frau, ich höre euern Gemahl.“ — „Ach ja,“ sprach sie, „er kommt nur, von euch Urlaub zu nehmen und dann nimmer zurückzukehren. Aber ich hoffe, eure Weisheit wird ihn zum Bleiben bewegen.“ Indem trat Helias in den Saal vor den Kaiser und grüßte ihn ehrerbietig, und der Kaiser empfing ihn auf das freundlichste. Da sprach Helias: „Herr Kaiser ich vertraue euch das Herzogtum von Billon an, denn ich darf es nicht mehr besitzen, sondern muß zurückkehren nach dem Lande, woher ich kam. So befehle ich euch meine Tochter, auf daß sie euer Kind sei, und bitte euch demütig: seid ihr ein guter Vater und nehmet sie samt meinem Lande in eure gnädige Obhut; denn ich kehre niemals wieder.“ Da sagte der Kaiser: „Edler Ritter, mein Freund! und wenn ihr auch einen teuern Eid geschworen habt, die eurigen zu verlassen, so brauchet ihr ihn doch nicht zu halten, da er gegen eure Pflicht ist. Ich habe die Macht ihn zu lösen. Weib und Kind zu verlassen ist gegen Gottes Gebot. Sehet hier eure weinende Tochter! ihrer solltet ihr euch billig erbarmen.“ Aber Helias sprach: „Hoher Herr, ein himmlischer Befehl zwingt mich von dannen zu scheiden. Darum zürnet mir nicht; ich darf wahrlich nicht länger bleiben. Sehet dort den Schwan, der meiner

harret!" Da sagte der Kaiser: „Ist es Gottes Wille, so darf ich nicht widersprechen." Da küßte der Schwanenritter zum letztenmale Weib und Kind unter heißen Thränen, nahm Abschied vom Kaiser und ging an das Wasser, wo sein Bruder der Schwan sich seines Kommens freute. Und so geleitete ihn der Schwan wieder gen Lillefort.

Als der edle König Oriant eines Tages zu Tische saß mit der Königin und seinen fünf Kindern, vernahm er plötzlich den Klang eines Hornes. Da sprang er hastig auf und rief: „Mein Weib und meine Kinder, freuet euch, denn Helias ist nahe!" Da eilten sie in die Fenster und sahen den Schwanenritter schon aus seinem Schifflein ans Gestade steigen. Alsbald liefen ihm seine Geschwister entgegen, ihn zu bewillkommnen, und nachdem sie ihn umhalst und geküßt hatten, gingen sie in großer Freude zusammen in den Palast vor Vater und Mutter, die ihn mit Freudenthränen empfingen. Da sagte Beatrix: „Mein lieber Sohn, wo bist du so lange gewesen? es ist fast sieben Jahre, daß wir dich nicht gesehen haben." — „Mutter," sprach Helias, „das sollt ihr ein andermal und zwar bald erfahren, so Gott will." Sie fragte: „Wo ist unser armer Sohn, der Schwan, der dich geleitete?" — „Er ist ins Wasser zurückgekehrt," antwortete Helias, „aber mit Gottes Hilfe will ich ihn holen, vielleicht daß wir ihm seine menschliche Gestalt durch inniges Gebet wieder geben können." Das gefiel seinen Eltern gar wohl, und er ging ans Ufer und rief den Schwan zu sich, der freudig auf ihn zu schwamm. Da nahm ihn Helias auf seine Arme und trug ihn in den Palast. Der König aber ließ einen Bittag ausrufen über sein ganzes Land, auf daß jedermänniglich Gott bäte, seinem Sohne die menschliche Gestalt wieder zu schenken. Zugleich ließ er den Goldschmied kommen, der die beiden Becher aus der Kette gemacht hatte und befahl ihm, wieder eine Kette daraus zu machen. Das that der Goldschmied. Und am andern Morgen gingen der König, die Königin, Helias und seine Geschwister mit dem Schwan und großem Gefolge in die Kirche. Daselbst stellte Helias den Schwan auf den Altar und hängte ihm die Kette um den Hals. Darauf kniete er mit allen, die zugegen waren, nieder und sie flehten inbrünstig zu Gottes Gnade und Barmherzigkeit. Siehe, da erhörte Gott ihr Gebet und der Schwan verwandelte sich in einen schönen Jüngling. In dieser Gestalt trat er vor den Altar und seine Eltern und Geschwister liefen zu ihm und küßten ihn zärtlich. Dann ward er getauft und erhielt den Namen Esmeri. Da freute sich das ganze Volk inniglich und wurden einen ganzen Monat lang die herrlichsten Feste gefeiert.

Als nun Helias eine Zeit lang bei Vater und Mutter gelebt hatte, berief er eines Tages alle seine Freunde und Verwandte und erzählte ihnen sämtliche Abenteuer, die er bestanden hatte, seit er von ihnen geschieden war. Und darauf sprach er: „Meine lieben Eltern und Geschwistern und all ihr

Freunde, ich nehme von euch Abschied um mein Leben zu bessern und in das Kloster zu gehen, das mein guter Pflegevater, der Einsiedler, an der Stelle erbaut hat, wo er uns erzog. Dort will ich für meine Seele und alle Freunde beten." Niemand wagte ihm zu widersprechen und so nahm er Abschied und wandelte mit dem Stab in der Hand nach dem Kloster, wo er von den Mönchen mit Freuden empfangen ward. Dort lebte er in großer Demut und Frömmigkeit. Doch ließ er nicht weit davon ein großes schönes Schloß erbauen, das ganz dem Schlosse Billon im Ardennerlande glich und von ihm mit demselben Namen Billon genannt wurde.

Als Ida, Helias' Tochter, vierzehn Jahr alt war, gab sie der Kaiser Otto dem Grafen Eustachius von Bonn zur Ehe. Und nach einiger Zeit geschah es, daß der jungen Gräfin im Traum ein Engel erschien, der also zu ihr sprach: „Wisse, daß du drei Knäblein gebären wirst, die du mit deiner eignen Milch aufziehen sollst. Gott wird ihnen Segen verleihen, ihre Häupter mit Kronen schmücken und durch sie das heilige Land den Ungläubigen entreißen. Aber hüte dich, daß nicht ein andres Weib sie säuge!" Und in den drei folgenden Jahren gebar sie wirklich drei schöne Knaben: der erste ward Gottfried geheißen, der andre Baldewin und der dritte Eustachius nach ihrem Ehgemahl. Diese Kinder säugte sie mit großer Ängstlichkeit selber. Aber einstmals zur Pfingstenzeit kam gen Billon der Bischof von Lüttich, der Herzog von Brabant, der Graf von Namur und viele andre Herren zu dem Grafen Eustachius. Da ging die Gräfin Ida mit ihnen zur Kirche, und da der Gottesdienst länger als gewöhnlich dauerte und die Gräfin nicht zurückkehrte, schrie und weinte der kleine Eustachius so heftig, daß eine andre Frau aus Mitleid ihn an ihre Brust nahm, um sein Weinen zu stillen. Als nun die Mutter aus der Kirche zurück kam, fand sie die Frau, das Kind säugend. Da ward sie sehr traurig und sprach: „Ach Frau, was habt ihr gethan? ihr habt eine Krone zerbrochen." Die Frau sagte: „Herrin, zürnt mir darum nicht! ich dachte es wohl zu machen, da das Kindlein so sehr weinte." Doch die Gräfin blieb kummervoll bei ihren Kindern und wollte nicht essen noch trinken. Nach Tische aber führte ihr Gemahl die edlen Gäste alle in seine Kammer um ihnen die Kinder zu zeigen. Da fanden sie die Gräfin bei ihren Kindern und grüßten sie höflich. Doch die Gräfin stand nicht auf, um die Herren zu begrüßen, worüber ihr Mann sehr böse ward. Er verabschiedete seine Gäste auf das ehrenvollste, ging dann zu seiner Hausfrau und sagte: „Ihr habt mich heftig erzürnt, da ihr diesen edlen Herren keine Ehrerbietung bezeigtet." Da entgegnete sie: „Herr, seid mir nicht gram, denn durch die Ehre eurer zwei ältesten Söhne darf ich mich wohl so edel rühmen als eine Königin." — „Wie das?" sprach der Graf. Da antwortete sie: „All die Welt mag mich wohl ehren wegen der Würdigkeit meiner Kinder; denn sie

sollen das Königreich von Jerusalem gewinnen und das heilige Land den Sarazenen entreißen." Der Graf sprach: „Ich glaube, ihr träumet." Aber sie erwiderte: „Herr, haltet nicht für Spott, was ich euch sage, denn ein Engel hat es mir verkündet." Da schalt der Graf sie nicht mehr und sprach nur: „Gott segne euch!"

Die gute Herzogin von Brabant besuchte ihre Tochter oftmals, doch trug sie noch immer großen Kummer um ihren lieben Mann, den zu suchen sie schon manchen Boten ausgesandt hatte. So kam es, daß sie einen ihrer Diener, Pontius geheißen, gen Jerusalem schickte, ob vielleicht Helias diesen Weg genommen hätte. Als er nun fünf Tage dort gewesen war, kam Pontius eines Tags in eine Kirche, in der er einen Abt fand, der nach Art der fränkischen Ordensbrüder gekleidet war. Da fragte er ihn nach seiner Heimat und der Abt sagte: „Ich bin aus Billon und heiße Abt Gerhard von Tron." Da freute sich Pontius und sprach: „Herr, auch ich bin in Billon daheim." — „So seid mir willkommen," sagte der Abt, „wenn es Gott gefällt, wollen wir zusammen heimkehren." Da fuhren sie von Jerusalem nach dem Hafen von Joppe und gingen dort zu Schiffe. Und als sie wieder ans Land gestiegen und eine große Strecke gewandert waren, fügte es Gott, daß sie sich verirrten und in eine Wildnis gerieten, aus der sie keinen Ausweg wußten. Endlich kamen sie an das Schloß, das Helias hatte bauen lassen. Da sprach Pontius: „Sehet, wir sind in unsrer Heimat!" Aber der Abt sagte: „Mich dünkt, wir haben noch weit dahin." — „Herr," versetzte Pontius, „seht doch, wie gleicht dieses Schloß doch so ganz dem Schlosse zu Billon!" Weil nun die Nacht anbrach, nahmen sie Herberge in einem Dorf in der Nähe des Schlosses. Daselbst fragten sie den Pfarrer, in welchem Lande sie wären. Der Pfarrer sprach: „Ihr habt den großen Wald der Ardennen durchzogen und seid jetzt bei dem Schlosse Billon." — „Wie kann das sein?" sagte der Abt, „wir sind aus dem Lande, das ihr nennet, und sind doch nicht hier daheim." Da sprach der Pfarrer: „Ihr habt recht. Ich bin selber in dem Land gewesen, das ihr meint; aber dieses Schloß heißt auch Billon." Und nun erzählte er ihnen alles, was er von Helias wußte. Als Pontius dies vernahm, dankte er Gott, denn er hoffte hier neue Märe zu erfahren. Da sprach er zu dem Pfarrer: „Herr, wohnen der König und die Königin, die ihr Helias' Eltern nanntet, in diesem Schloß?" — „Ja," sagte der Pfarrer, „denn sie ihren liebten Sohn Helias so sehr, daß sie Lillefort verlassen haben und hieher gezogen sind." Da fragte Pontius: „Ist Helias tot?" — „Nein," versetzte der Pfarrer, „ich habe ihn erst vor sechs Tagen gesehen. Er ist jetzt Mönch in einem nahen Kloster, das sein Vater bauen ließ; dort dient er Gott in großer Demut." Da sprach Pontius: „Nun, so sei Gott gelobt, daß ich Kunde von ihm vernommen habe!" Und sie blieben die ganze Nacht frohen Mutes in der Herberge.

Pontius und der Abt von St. Tron gingen des andern Morgens früh nach dem Schlosse, wo König Oriant und Beatrix mit ihren Kindern ihnen entgegen kamen; und da Esmeri sie ersah, erkannte er sie an ihrer Kleidung, ging auf sie zu, grüßte sie und fragte, von wannen sie kämen. Pontius sagte: „Wir sind von Billon und haben lange Zeit einen Ritter gesucht, der von einem Schwan geleitet sein Weib, die Herzogin von Billon, verließ, deren Diener ich bin." Als Esmeri dies hörte, lächelte er und sprach: „Lieber Freund, jener Ritter ist mein Bruder." Pontius fragte: „Lebt er noch?" — „Ja," sprach Esmeri, rief seine Eltern herbei und sagte: „Sehet hier zwei Männer, gesandt von der Herzogin von Billon, dem Weibe meines Bruders. Sie sollen uns von ihr und ihrer Tochter Kunde bringen." Und Pontius erzählte ihnen wie die Herzogin sehr betrübt lebe und wie die Tochter dem Grafen Eustachius von Bonn vermählt sei. Und nachdem sie die Nacht in dem Schlosse geblieben waren, führte sie Esmeri am nächsten Morgen in das Kloster, wo sie Helias vor dem Hochaltar auf den Knieen liegen sahen. Da fragte Helias seinen Bruder: „O lieber Esmeri, was bringst du neues?" Esmeri sprach: „Hier sind zwei Männer, die dir Kunde bringen von deinem Gemahl und deiner Tochter Ida." Als Helias sie ansah, erkannte er Pontius, kam auf ihn zu, umhalste und küßte ihn und sprach: „Seid willkommen, mein Freund! wie geht es meiner Frau und meiner Tochter Ida?" Da erzählte ihm Pontius alles und fragte, ob er nicht in sein Land Billon zurückkehren wolle. Aber Helias schüttelte traurig das Haupt. Da sprach Pontius: „Herr, ich freue mich von ganzem Herzen, daß ich euch gesehen und gesprochen habe; und eure Gemahlin wird desgleichen erfreut sein, wenn sie es hört. Doch ich bitte, gebt mir ein Wahrzeichen, daran sie erkennen mag, daß ich euch wirklich gefunden." Da sprach Helias: „So gebt ihr diesen Ring, den sie mir einst aus Liebe gab." Dazu schickte er ihr und seiner Tochter herrliche Geschenke und begabte auch den Abt und Pontius reichlich. Also nahmen sie Urlaub und er segnete sie weinend, indem er ihnen noch tausend Grüße an sein Weib und seine Tochter auftrug. Pontius und Gerhard gingen auf das Schloß zurück, nahmen Abschied von König und Königin und zogen reich beschenkt von dannen.

An unsres Herrn Himmelfahrtstage saßen zu Tisch der Graf von Bonn und sein Ehgemahl mit der Herzogin von Billon. Da trat Pontius in den Saal, und als die Herzogin ihn sah, stand sie auf und sprach: „Willkommen, Pontius! habt ihr meinen Mann Helias nicht gefunden?" Da sagte Pontius: „Ja, Herrin! seht hier den Beweis!" Und damit gab er ihr den Ring, den sie voll inniger Freude küßte, wobei sie doch weinte und klagte um ihren geliebten Gemahl. Als aber Pontius die Geschenke übergeben und alles erzählt hatte, was er von Helias wußte, beschloß die Herzogin sogleich mit ihrer

Tochter zu ihrem trauten Gatten zu fahren. Also schieden sie von Billon und kamen zu jenem Kloster. Da fanden sie den Helden schwer krank zu Bett liegend. Und nur Gott weiß, welche Freude und auch welches Leid da drei Herzen empfanden. Als sie nun einige Tage die Seligkeit des Wiedersehens genossen hatten, gab der edle Helias seinen Geist auf; und als die arme Herzogin ihren Ehgemahl verscheiden sah, brach ihr das Herz und sie starb. Da wurden die beiden vor dem Hochaltar feierlich bestattet, wobei die Gräfin Ida, Helias' Eltern und Geschwister und das ganze Volk herzlich weinten und beteten.

Darauf kehrte die Gräfin heim und brachte ihrem Gemahl Eustachius die Kunde von dem Tode ihrer Eltern, worüber er mit seinem Volk sehr betrübt war. Darnach lebte die Gräfin Ida fromm und gottesfürchtig und erzog ihre Söhne in Ehren und Tugenden zum Dienste Gottes, so daß sie nachmals das heilige Land gewannen, dessen Krone Gottfried und Baldewin trugen. Diese beiden starben als Könige von Jerusalem und von ihren Thaten findet man wundersame Historien beschrieben.

Oberon
oder
Hug von Bordeaux.

Einst hielt der große König Karl nach seiner alten Sitte offnen Hof mit seinen Herren und Freunden in der Stadt Reims; da waren bei ihm neun gekrönte Könige, viele Herzöge und Bischöfe, vierzig Grafen, dreitausend Ritter und Edelleute, dazu fünftausend Mannen; diese waren allzusammen dem König Karl unterthänig und standen zu seinem Gebote. Auch war da nicht vergessen, was die Freude am meisten erhöht, das sind die edeln, tugendlichen und schönen Frauen und Jungfrauen, deren eine große Anzahl versammelt war, als Herzoginnen, Gräfinnen, Ritterfrauen, Kammerfräulein und andre, und es saß immer zwischen zwei Rittern oder Herren eine Frau oder Jungfrau, eine jede nach ihrem Stande geordnet. Daselbst war Überfluß an Speise und Trank, und alles ward in silbernen und goldenen Gefäßen dargereicht. Als die Mahlzeit vorüber war, rief der König alle die Herren zu sich und sagte: „Liebe Herren, ich bin alt und kann die Waffen nicht mehr führen; darum bitte ich euch, daß ihr einen anderen kiesen wollet, der würdig ist die Krone zu tragen.“ Da war ein weiser, wohlgesinnter Herr, des Königs Kanzler, geheißen Naimes von Baiern, der sagte: „O gnädiger Herr, wenn wir euch verlieren, so wissen wir nicht, wen wir zum Könige kiesen sollen, der dem Land zu Nutz und Frommen wäre.“ König Karl erwiderte: „O mein getreuer Freund Naimes, hier ist mein Sohn Charlot, der der Waffen kundig ist und sehr kühn in Kriegsthaten, auch verständig im Rate; ihm will ich die Krone übergeben. Ich aber will fortan in Frieden und Ruhe leben, um Gott fleißiger zu dienen.“ Als dies der Kanzler gehört hatte, sprach er: „O ehrwürdiger König, was euch beliebt, soll uns allen gefallen, und Gott gebe, daß es zum Heil der ganzen Christenheit ausschlage!“ Und also gaben alle die Herren und Fürsten den Worten des Königs Karl ihre Beistimmung.

Als der König hörte, daß seine Fürsten mit seiner Meinung wohl zufrieden waren, war er froh und ließ alles bereiten, was man zur Krönung

bedurfte. Und des andern Tages ritt er mit seinem Sohne nach unsrer lieben Frauen Kirche zu Reims, wo die Messe mit großer Feierlichkeit gesungen ward. Da ward Charlot zum Könige gekrönt und gesalbt aus dem Fläschchen, womit die Könige von Frankreich noch jetzt gesalbt werden und das vom Himmel gekommen ist.

Es war aber ein Verräter, Amoris genannt, der war voll Neid, weil man Charlot gekrönt hatte; denn auch er war von edlem Blute. Dieser sprach zu sich selber: „Ich werde es wohl dahin bringen, daß Charlot nicht lange leben noch König sein soll, und dann muß die Krone auf mich vererben, so daß ich König werde. König Karl ist sehr alt; den will ich bald verjagen mit meinen mächtigen Freunden." Hiermit ging Amoris zu Karl, nahm ihn bei der Hand und sagte: „O edler Herr, gelobt sei der ewige Gott, daß euer Sohn Charlot König ist! aber bei allen Dingen ist Vorsicht von nöten. Es lebt nun einer, der zu euerm Hofe gehört und Städte und Schlösser von euch zu Lehen hat, und dieser will euern Sohn verraten und hat ihm den Tod geschworen." Da ward Karl sehr erzürnt und sprach: „Amoris, wenige Worte, und diese zuverlässig! wie heißt der Verräter?" — „Gnädiger Herr," versetzte Amoris, „es ist Hug von Bordeaux, der Sohn des Herzogs Siegwin. Weil er von großer Macht ist, so meint er selbst die Krone zu erlangen und König zu werden; denn er glaubt, habe er erst euern Sohn Charlot erschlagen, so werde er euch mit Leichtigkeit aus dem Lande vertreiben." Da sagte Karl mit großer Verwunderung: „Wie sollte das möglich sein, daß mich Hug so verriete? Er ist doch nicht aus Verräterblut entsprossen, sondern sein Vater war gut und getreu." Und der König rief zu sich Bions von Poitiers, gab ihm einen Brief an Hug und befahl ihm zu sagen, daß er mit seinem Bruder und zehn seiner Ritter zu Hofe kommen solle, dem Könige zu dienen.

Bions reiste mit des Königs Brief nach Bordeaux, wo er Hug und seinen Bruder fand, und sprach: „Der König entbietet euch beiden, mit zehn Rittern zu ihm nach Paris zu kommen." Damit gab er ihnen des Königs Schreiben, das sie ehrerbietig empfingen, und erzählte auch, wie Karl seine Krone seinem Sohne Charlot übergeben habe. Als dies Hug hörte, sprach er: „Ist Herr Charlot König, so gebe Gott, daß er das Reich mit Ehren besitzen möge; ich will ihm gern zu Dienste kommen." Da blieb der Bote bei Hug, der ihm gute Bewirtung gab, ihn am nächsten Morgen zum Ritter schlug und mit sechzig Mark Goldes beschenkte. Da war der Bote froh, nahm Urlaub von Hug und reiste zurück zum König.

Als nun Hug alle Dinge wohl bestellt hatte, saß er mit seinem Bruder und zehn Rittern auf und trat die Fahrt zum Könige an. Sie kamen aber erst zum Abt von Clugny, ihrem Ohm, der sie freudig empfing und reichlich

bewirtete. Und als Hug dem Abte berichtete, wie sie der König zu seinem Dienste entboten habe und wie sie an den Hof reisten, sprach der Abt: „Lieber Neffe, ich will euch dahin begleiten." Darüber freute sich Hug sehr. Des andern Morgens wurden ihre Pferde wohlgesattelt, sie saßen auf und ritten zusammen nach Paris, wo der König war.

Nun hatte der Verräter Amoris vernommen, daß Hug unterwegs sei, um den König aufzusuchen. Alsbald saß er auf, ritt zu dem jungen König Charlot und sagte: „Gnädiger Herr, da es meine Pflicht ist, euch getreu zu sein und vor Schaden und Schande zu bewahren, so viel ich vermag, so sollt ihr wissen, daß Hug von Bordeaux auf dem Wege ist hieher zu kommen, und, wie ich vernahm, sich vermessen hat, euch zu töten, euern Vater mit Macht aus dem Land zu verjagen und selber König zu werden." Als dies Charlot hörte, trat ihm all sein Blut zum Herzen und er sprach: „Was soll ich nun thun?" Da sagte Amoris: „Herr, ich würde euch raten, daß ihr euch wappnet, zweihundert Mannen mit euch nehmet, Weg und Stege verleget, wo er kommt, und ihm samt seinem Bruder das Leben nehmet." — „Ihr habt mir guten Rat gegeben," sprach Charlot, wappnete sich, nahm zweihundert Geharnischte mit sich, ritt hinaus und besetzte alle Wege und Stege, an denen Hug vorüber mußte.

Als nun Hug mit seinen Begleitern in die Nähe von Paris kam, sahen sie plötzlich eine Schar zu Pferde ihnen den Weg versperren. Da fragte Hug seinen Ohm, den Abt, ob er das Volk nicht kenne, und als dieser verneinte, wandte er sich an seinen Bruder Gerhard und sprach: „Lieber Bruder, ich bitte dich, reite voraus und sieh zu, was diese Leute begehren." Doch Gerhard sagte: „Das thu' ich nicht; denn mir hat diese Nacht geträumt, zwei Leoparden kamen und beraubten mich der Waffen, und der eine verwundete mich selber schwer, der andre mein Pferd. Darum bin ich noch ganz erschreckt und bekümmerten Herzens." Während die beiden noch sprachen, ritt Charlot den Seinen voraus, rannte auf Gerhard los und stach ihn vom Pferd in den Sand. Als dies Hug sah, spornte er sein Roß, zog hastig sein Schwert und schlug so gewaltig nach Charlot, daß er ihm das Haupt vom Leibe hieb. Da fiel der junge König Charlot tot zur Erde. Der Verräter Amoris aber, der mit seinen Knechten unter Charlots Volk war, sah das alles mit an und ergriff nun samt allen den Seinigen die Flucht.

Darauf nahm Hug seinen verwundeten Bruder Gerhard, legte ihn auf ein Pferd und brachte ihn so nach Paris vor den König. Dieser hieß ihn freundlich willkommen, denn er wußte nichts von der ganzen Verräterei. Da sprach Hug: „O gnädiger Herr König, ihr entbotet mich mit meinem Bruder und zehn Rittern, und um euch gehorsam zu sein, gedachten wir in Frieden und Sicherheit hieher zu kommen. Als wir aber in das Thal vor euern Wald geritten kamen, fanden wir daselbst mehr als zweihundert Gewappnete, von denen einer aus dem Haufen ritt und meinen Bruder durchstach. Sehet

hier die Wunde!“ Da rief Karl erzürnten Mutes: „Wüßte ich, wer dies gethan hat, er müßte hangen ohne Widerrede.“ — „O Herr,“ sprach Hug, „ich habe mich an ihm gerochen, denn ich schlug dem Verräter das Haupt ab. Aber Gott weiß, wer es war; ich erkannte ihn nicht.“ Da sagte Karl: „Bei allem, was recht ist, und wäre es mein Sohn Charlot selber gewesen, es sollte euch alles vergeben sein.“ Darauf ließ er Ärzte herbeirufen, Gerhard zu helfen. Die Meister sagten: „Herr, sorget nicht; binnen fünfzehn Tagen wollen wir ihn geheilt haben.“

Als sie noch so miteinander redeten, trat der Verräter Amoris in den Saal und ließ den toten Charlot auf einer Bahre hereintragen, indem er sich stellte, als wäre er in tiefer Betrübnis. Da fragte Karl: „Amoris, wen bringet ihr da?“ — „Gnädiger Herr,“ antwortete Amoris, „es ist Charlot, euer lieber Sohn.“ Als Karl dies hörte, erblaßte er vor Schreck und war so betrübt, daß er nicht sprechen konnte. Endlich rief er: „O Amoris, wer hat meinen Sohn erschlagen?“ — „Diesen Mord,“ sprach der Verräter, „hat vollbracht der schlechte treulose Hug von Bordeaux, der hier steht. Er hat eurem Sohn einen Hinterhalt gelegt, als er auf die Jagd und Beize ritt. Da hat er ihn überfallen und also jämmerlich erschlagen.“ Da sprach der Abt von Clugny: „Herr Amoris, so wahr mir Gott helfe, es war nichts von Beizen und Jagen, von Vögeln und Hunden zu sehen, sondern Charlot war gewappnet und viele Mannen mit ihm, und so kam er auf uns geritten mit falschem Herzen und verwundete meinen Neffen Gerhard, wie ihr gesehen habt. Dazu hatte er seine Waffen bedeckt und trug auch nicht das rechte Wappen von Frankreich. Darum hat mein Neffe Hug von rechtswegen keine Missethat verübt, wenn man die Wahrheit wohl untersucht.“ Aber Karl rief in großem Zorn: „Warum, ihr falscher Verräter, habt ihr meinen Sohn ermordet?“ Da antwortete Hug als ein frommer Ritter: „Edler Herr, ich bin euer Vasall und Diener und habe gegen euern Sohn Charlot nie arges gedacht. Ich habe ihm auch keinen Hinterhalt gelegt, würde ihn auch wahrlich nicht erschlagen haben, hätte ich gewußt, wer er war. Ich müßte ja ein vermaledeiter Mensch sein, wenn ich meinen eignen Landesherrn so schmählich hätte ermorden sollen, wie man mir Schuld giebt. Ist aber hier jemand, der mich dieser Absicht zeiht, gegen den bin ich zu kämpfen bereit.“ Da sprach König Karl: „Amoris soll den Kampf annehmen.“ Alsbald gab Amoris Hugen den Handschuh, den dieser freudig annahm. Und Karl sprach zu Hug: „Ihr müsset Bürgen stellen.“ Da sagte Hug: „Herr König, meine Bürgen stehen hier: das ist mein Bruder Gerhard und der Abt von Clugny, mein Ohm und Freund.“ Und es waren da zwei Herzöge, die Bürgen wurden für den Verräter Amoris; es waren seine Brüder von Vater und Mutter. Nun sprach Hug: „O gnädiger Herr König, wenn ich Amoris überwinde, so bitte ich, seid mir wieder gnädig und zürnt mir nicht mehr!“ — „Darum traget keine Sorge,“ versetzte der König, rief zu sich Reinher von Genua, Naimes von

Baiern und Ogier von Dänemark und befahl den dreien das Recht des Kampfes zu wahren.

Als so die Kampfrichter bestellt waren, ward der Kampfplatz bereitet; der war lang und breit genug. Darauf bestiegen Hug und Amoris die Pferde und ritten in die Schranken. Zuerst stachen sie mit ihren starken Lanzen so heftig auf einander, daß dieselben in viele Stücke zersplitterten. Da griffen sie zu den Schwertern und hieben grimmig drauf los. Amoris traf seinen Gegner auf den Helm, also daß er ihm das Haupt entblößte, und Hug vergalt den Schlag, indem er aus Amoris' Harnisch mehr als fünf Ringe und ihm selbst eine große Wunde schlug. Da erhob Amoris abermals sein Schwert und hieb dem edlen Hug durch die Stahlhaube, so daß er ihn fast erschlagen hätte. Da rief Hug Gott inbrünstig um Hilfe an, schwang das Schwert und schlug Amoris auf den Helm, daß die Feuerfunken heraus sprangen und er sein Haupt bis auf den Hals des Pferdes niederbeugen mußte. Dennoch wehrte sich Amoris mannhaft. Da suchte jeder den andern durch neue Listen zu überraschen und zu besiegen. Endlich stieß Hug sein Roß mit den Sporen, schwang sein Schwert mit beiden Händen und traf den Verräter so heftig, daß er ihm das Haupt abschlug und jener tot vom Pferde fiel. Da sprang Hug aus dem Sattel, ergriff den Leichnam und warf ihn aus den Schranken. Dann rief er freudig: „O ihr Herren, die ihr bestellt seid das Kampfesrecht zu wahren, bin ich noch mehr zu thun schuldig?“ Die Herren sprachen: „Ihr habt eurer Pflicht völlig genügt,“ und ritten mit ihm zum König Karl. Als dieser fragte, ob Amoris tot sei, sprach Naimes von Baiern: „Ja, Herr, und Hug hat alles gethan, was er zu thun schuldig war, das bezeuge ich und diese Herren, Reinher und Ogier.“ Da sagte der König: „So müßt ihr mir beschwören, daß Amoris seine Schuld bekannt hat.“ — „O Herr,“ erwiderten sie, „er hat nichts bekannt, denn nach langem Kampf schlug ihm Hug das Haupt von den Schultern, daß er sogleich starb.“ Da sprach der König in zornigem Mute: „Bei dem Herrn, dem ich diene, Hug, ihr seid mein Freund noch nicht; denn ihr habt mir meines Sohnes Tod übel gesühnt, wiewohl ihr Amoris erschluget.“ Da sprach Hug: „Ich habe Unglück und Leid von allen Seiten; doch ich hoffe, Gottes Gnade wird mir bleiben. Nun hab ich doch den Kampf ganz so vollbracht, wie das Recht es erheischt, und nimmer soll Gott mir gnädig sein, wenn ich euern Sohn wissentlich erschlagen habe. Hier stehe ich, Herr König; thut mit mir, wie euch beliebt!“ Als Hug so geredet hatte, sprach der König Karl: „So verbanne ich euch aus allen meinen Landen. Ihr sollt aber nach Babylon zum Kalifen Gaudis ziehen und ihm sagen, daß ihr kämet, um ihm das Haar aus seinem Bart zu reißen und dazu die vier hintersten Zähne aus seinem Munde. Dem Vornehmsten aber, der ihm zur Seite sitzt, sollt ihr das Haupt abschlagen, und des Kalifen Tochter Klaramonde auf den Mund küssen. Das Barthaar und die Backzähne müßt ihr mir als Wahrzeichen bringen. Nun, Hug,

entledigt euch eures Auftrags wohl! denn thut ihr es nicht, so verbiete ich euch alle christlichen Länder." — „Gnädiger Herr," sprach Hug, wenn ich thue, was ihr mir befohlen habt, und euer Gebot vollbringe, wollt ihr dann eure Feindschaft von mir nehmen?" — „Daran zweifelt nicht!" versetzte der König.

Da nahm Hug Urlaub von seinem Bruder Gerhard und seinem Ohm, dem Abt, desgleichen von all seinen andern Freunden, die sehr betrübt darüber waren, daß sie von Hug und seinen zehn Rittern scheiden mußten. So zogen sie fort und nahmen ihren Weg durch Burgund und reisten so lange, bis sie in die Stadt Rom kamen, wo Hug mit seinen Rittern eine kurze Zeit blieb. Daselbst beichtete er dem Papst treulich alle seine Abenteuer und sprach dann: „Hab ich nun auch den Kampf mit Ehren bestanden, so ist dies dem Könige doch noch nicht genug; er sendet mich gen Babylon zum Sultan Gaudis, dem soll ich das Haar aus dem Bart raufen und die vier hintersten Zähne aus seinem Munde verlangen." Da sagte der Papst: „Das ist eine schwere Aufgabe; aber ich gebe euch Ablaß von allen euren Sünden, und solltet ihr erschlagen werden, so möget ihr euch mit der Gnade Gottes getrösten." Da empfing Hug demütiglich den Segen des Papstes und fuhr dann mit den Seinen manchen langen Weg, bis sie zur Stadt Brindisi kamen, wo sie wohl empfangen wurden und sich gütlich thaten, hoffend daß Gott all ihre Dinge zum besten kehren werde.

Des andern Tages ging Hug nach dem Hafen, um einen Schiffer zu suchen, der ihn mit seinen Rittern über das Meer setzte. Da fand er einen Mann am Hafen stehen, der sehr reich mit seidnen Gewändern gekleidet war; darum dachte sich Hug wohl, daß es ein Edelmann sein müsse, und sprach zu ihm: „Seid gegrüßt, wohledler Herr; ich möchte euch gerne kennen lernen, doch weiß ich nicht, wie ich euch nennen soll." — „O Freund," versetzte der Edelmann, „wisset, ich bin in vielen Städten und Ländern gewesen, nun aber bin ich der Herr eines großen Schiffes, Drachmon geheißen. Es giebt nirgend ein größeres, auch ist es manchesmal zur See gewesen." Als Hug ihn so reden hörte, freute er sich und sagte: „Herr, ihr wißt sehr wohl französisch zu sprechen. Mit eurer Erlaubnis, wo seid ihr doch geboren?" Da sprach der Schiffsherr: „Weil ihr mich fragt, so will ich euch die Wahrheit sagen. Ich bin in Frankreich geboren. Mein Bruder war Herzog Siegwin; dieser hatte zwei Söhne, der eine hieß Hug, der andere Gerhard. Das sind beide meine Neffen, und ich selbst heiße Gerwin." Da rief Hug: „O lieber Ohm, so sollt ihr mir willkommen sein!" Als das Gerwin hörte, sprach er voll Freude: „Seid mir willkommen, mein Neffe!" und er umarmte ihn, küßte ihn auf beide Wangen und fragte: „Wohin wollet ihr reisen, edler Neffe?" Nachdem ihm nun Hug alle seine Schicksale erzählt hatte, sprach

Gerwin: „Lieber Neffe, seid gutes Mutes und vertraut auf Gott! er hat schon manchen aus schwerer Sorge erlöst. Mein Schiff aber will ich wohl bereiten lassen und mit Speise und Trank versehen und mit aller Notdurft. Und ich will nimmer von euch scheiden, in keinerlei Weise, sondern euch helfen in allen Nöten.“

Als nun alles zur Abfahrt wohl bestellt war, gingen Gerwin und Hug mit seinen zehn Mannen zu Schiff; sie lichteten die Anker und segelten so lange mit gutem Winde, bis sie in den Hafen von Akkon kamen. Dort gingen sie aus dem Schiff ans Land, wo sie aßen und tranken, sich gütlich thaten und fröhlich waren. Darauf gingen sie wieder an Bord und fuhren nach Jaffa, wo sie ihr Schiff im Hafen liegen ließen. Von dort reisten sie über Land nach Jerusalem und besuchten daselbst das heilige Grab unsres Herrn, wo sie reichliche Opfer spendeten. Bald darauf ließen sie ihre Pferde satteln und machten sich auf den Weg gen Babylon. Als sie nun lange Zeit geritten waren, kamen sie endlich an einen großen Wald und wußten nicht, welchen Weg sie einschlagen sollten. Da sah Hug einen Mann stehen, der mit gewaltiger Kraft einen Baum zu fällen im Begriff war, und dachte bei sich, daß er von edlem Aussehen sei. Darum sprach er zu ihm: „Gott grüß' euch, Freund, und geb' euch frohe Zeit!“ Der Mann antwortete: „Seid mir willkommen! Seit siebzehn Jahren hörte ich Gottes Namen nicht nennen, was mir das Herz oft schwer gemacht hat.“ Da sprach Hug: „Freund, wo seid ihr geboren?“ — „Ich bin aus Frankreich,“ versetzte der Mann, „und von edlem Stamme, denn der Pfalzgraf war mein Vater und Herzog Siegwin mein Oheim. Dieser hatte zwei Söhne, Hug und Gerhard.“ — „O edler Herr,“ sagte Hug, „wie ist euer Name?“ — „Man nennt mich Aliames,“ sprach der Mann. Da rief Hug: „So möge Gott euch wohl bewahren! denn ich bin euer Neffe Hug und hier bei mir steht Gerwin, euer Vetter.“ Als dies Aliames hörte, freute er sich gar herzlich und erzählte, wie er siebzehn Jahre als Sklave gelebt unter den Heiden. „Aber, lieber Neffe,“ fragte er, „wohin wollt ihr reisen?“ — „Nach Babylon zum Kalifen Gaudis,“ sprach Hug, „denn dahin hat mich König Karl von Frankreich entsandt, weil ich seinen Sohn Charlot durch Zufall erschlagen habe. Darum muß ich, um den König zu versöhnen, diese Reise vollbringen und das Haar aus des Kalifen Barte und die vier hintersten Zähne aus seinem Munde holen.“ Da sprach Aliames: „Das ist eine schwere Aufgabe; ich aber will bei euch bleiben, Freud und Leid mit euch zu teilen.“ — „Lieber Oheim,“ sagte Hug, „das möge Gott euch lohnen. Ach, wüßten wir nur den besten Weg nach Babylon, dann wollten wir froh sein.“ Da sprach der greise Aliames: „Ich weiß zwei Wege nach Babylon; der eine führt durch Wildnisse und Wälder und ist sehr schlimm wegen der wilden Tiere, die da hausen, auch findet man dort weder Speise noch Trank; fünfzehn Tage lang reist man in großer Gefahr. Aber der andre Weg geht neben dem Walde her und ist eine gute und

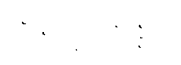
bequeme Straße; daselbst wohnt auch viel Volk, und Essen und Trinken giebt es genug. Doch dieser Weg ist sehr lang, so daß man fast ein halbes Jahr reisen muß.“ Hug sprach: „So wollen wir den kürzeren Weg wählen.“ — „Wenn ihr dies thut, lieber Neffe,“ versetzte Aliames, „so müssen wir uns hüten vor einem kleinen, sehr schönen Mann, welcher alles vollbringen kann, was er will, und Herr ist über viel Volk, Länder, Städte und Schlösser. Sein Name ist König Oberon. Er haust zuweilen in diesem Lande, und wenn ihr ihm begegnet, so redet nicht mit ihm, sondern schweiget still; denn ich weiß, sobald ihr ein Wort mit ihm sprecht, so kommt ihr in seine Gewalt. Ihr müßt nämlich wissen, daß dieser König sehr klein von Gestalt, aber sehr schön, tugendhaft und gütig ist und die Wahrheit über alles liebt, die Lüge wie einen Feind haßt. Kein unwahres Wort kommt aus seinem Munde. Weil er aber so klein ist, fürchtete man ihn nicht und deshalb konnte er oft seinen Worten keine Geltung verschaffen. Das betrübte ihn häufig von Herzen und er bat Gott um die Gnade, daß er sein Volk in der Wahrheit regieren und seinen Feinden widerstehen möchte, denn sein Land lag, von lauter Ungläubigen umgeben, zwischen Babylonien und dem roten Meere. Und siehe, als er einst in den großen Wald kam, begegnete ihm unversehens ein Eremit, der zu ihm sprach: „O König Oberon, dieweil ihr klein von Gestalt seid und dabei die Wahrheit liebt, so sollt ihr fortan die Macht besitzen alles zu vollbringen, was ihr wollt, und alle eure Wünsche sollen erfüllt werden, so lange ihr es mit der Wahrheit haltet.“ Als der Eremit dies gesagt hatte, verschwand er, und Oberon wußte nicht, wo er geblieben. Seht, darum ist dieser König so mächtig und kann mit jedem Menschen thun, was er will. Deshalb ist es das beste, sich gar nicht mit ihm einzulassen.“ Da wunderte sich Hug sehr und sprach: „Ich will ihm kein Wort antworten.“ Darauf ließ er Aliames ein gutes starkes Pferd geben, und nun ritten sie mit einander in den Wald hinein.

Es dauerte nicht lange, da trat ihnen Oberon entgegen und sprach: „O Hug, edler Herr, seid Gott und mir willkommen! sagt mir doch, wohin ihr reisen wollt!“ Aber Hug entgegnete ihm nichts, sondern stieß sein Pferd mit den Sporen und ritt schleunig von ihm hinweg. Als er aber eine lange Strecke geritten war, gewahrte er Oberon dicht neben sich und hörte, wie er sprach: „Hug, Gott gebe euch Preis und Ehre! warum flieht ihr mich und wollt nicht mit mir sprechen? Doch ich weiß schon, der greise Aliames hat euch dies geraten. Wollt ihr aber trotzdem bei mir bleiben, so will ich euch Zucht und Ehre erweisen und nimmer soll es euch an etwas gebrechen. Was einem Edelmann zukommt, das sollt ihr alles von mir haben, Länder, Städte und Burgen will ich euch geben. Und wollet ihr gen Babylon zum Sultan Gaudis reisen, wohin euch Karl von Frankreich sendet, so sollt ihr dazu Urlaub

S. 289.



Oberon sprach: „Hug, dieses Gefäß will ich euch geben, und ihr habt all euer Lebtag kein so gutes gesehen.“



haben." Doch Hug erwiderte nichts, sondern ritt seines Weges fürbaß. Dabei nahm er sich vor, wenn Oberon ihn noch einmal anspräche, ihm zu antworten, was auch daraus entstehen möchte. Oberon aber sprach vor sich hin: „Nun will ich, daß hunderttausend meiner Mannen wohl gewappnet und zu Pferde zu mir kommen." Alsbald waren sie bei ihm. Da kam er wieder an Hugs Seite, nahm sein Pferd beim Zaum und sprach: „O Jüngling, meint ihr mir also zu entfliehen? Ich bin doch Herr und König über alle diese Lande, wohl dreihundert Meilen weit. Nun, freier Edelmann Hug, seid nicht erschrocken; euch soll kein Leid geschehen. Es lebt kein Mann auf Erden, dessen Gedanken ich nicht wüßte, wenn ich ihm ins Antlitz schaue." Da sprach Hug: „O edler Herr, dann wißt ihr ja wohl auch, was mir das Herz schwer macht." — „Ja," entgegnete Oberon, „ich weiß all eure Sorgen und Abenteuer: wie ihr den jungen Königssohn durch Zufall erschlagen und den Verräter im Zweikampf getötet habt. Nun hat euch der König Karl zum Kalifen Gaudis gesandt, und ihr meint seinen Bart und seine Backzähne wirklich zu holen und ohne Schande wieder heimzukehren. Doch ich sage euch, nie werdet ihr dies ohne meine Hilfe vollführen. Überlegt euch wohl, ob ihr die Botschaft zum Kalifen ausrichtet oder nicht lieber bei mir bleiben wollet!" — „Meinen Auftrag," sprach Hug, „würde ich nicht um ganz Frankreich ungethan lassen. Gottes Gnade wird mir schon beistehen." Da sagte Oberon: „Wohlan, so will ich euch helfen. Wollt ihr nicht etwas essen, Hug? eure Gesellen haben großen Hunger." — „Woher sollten wir hier Brot bekommen?" fragte Hug. Da lachte König Oberon und sprach: „Lasset euer Gefolge von den Pferden absitzen und auf die Erde knien. Und dann spreche ein jeder ein Vaterunser und bitte Gott demütiglich, daß er euch gesund reisen und heimkehren lasse." Da sprangen Hug und seine Gesellen von den Rossen und verrichteten ihr Gebet. Alsbald sprach König Oberon: „Nun begehre ich bei Gottes Kraft und Willen, daß hier auf der Stelle ein Schloß stehe." Und zur Stunde war sein Wunsch erfüllt, worüber Hug und alle seine Gefährten sehr verwundert waren, als sie es sahen. Darauf sprach Oberon: „Nun laßt uns essen und trinken gehn und guter Dinge sein!" Da gingen sie in einen Saal, wo sie die Tafel völlig bereitet und mit mancherlei Speisen besetzt fanden, was Hug und den Seinen trefflich behagte, denn sie hatten großen Hunger. Darum aßen sie von allem und waren gar vergnügt.

Darauf legte Oberon ein Horn von Elfenbein auf die Tafel und einen goldenen, herrlich gearbeiteten Becher. Über diesen schlug er das Zeichen des heiligen Kreuzes, und zur Stunde füllte sich der Becher mit gutem Wein. Da gab Oberon allen seinen Gästen daraus zu trinken und sprach: „Hug, dieses Gefäß will ich euch geben, und ihr habt all euer Lebtag kein so gutes gesehen; denn wohin ihr es auch bringt, auf Haiden, in Wälder und Wildnisse oder wo ihr sonst hinkommt, ihr brauchet nimmermehr Durst zu leiden. Sobald ihr ein Kreuz darüber schlaget, wird sich dieser Becher mit köstlichem

Weine füllen, und ihr samt all den Euren könnt euch daran erquicken, hättet ihr auch tausend Mann bei euch. Nur wer eine Todsünde begangen hat, vermag nicht ein Tröpfchen daraus zu trinken." — „So muß es uns allen wohl ergehen," sprach Hug, „Gott möge euch die große Gabe lohnen, die ihr mir in Gnade schenket." Da sagte Oberon: „Ich will euch noch mehr thun. Nehmt dieses Horn von Elfenbein. Ihr mögt es blasen, wo ihr wollt, so werden eure Feinde, so lange sie seinen Ton vernehmen, euch nichts anhaben können. Wenn ihr aber kräftiger hineinstoßet, so werde ich euch hören, und wäret ihr noch so fern, und werde euch zu Hilfe kommen mit hunderttausend wohlgewappneten und berittenen Mannen." Als Hug dies hörte, freute er sich sehr, stand auf von der Tafel, empfing die köstlichen Gaben mit großer Dankbarkeit und sprach: „O edler König Oberon, Gott lohne euch alle Tugend, die ihr an mir beweiset!" Darauf nahm der Ritter mit großer Ehrerbietung Urlaub von Oberon, schied mit den Seinen von dannen und zog gen Dormonde.

Als sie lange geritten waren, so kamen sie auf einen schönen grünen Platz, wo ein lieblicher Brunnen sprang. Da stieg Hug mit seinen Gesellen von den Pferden und sie setzten sich an den Brunnen um zu rasten. Als sie sich gelagert hatten, stellte Hug seinen goldnen Becher neben sich und schlug darüber das Zeichen des heiligen Kreuzes. Zur Stunde füllte sich der Becher mit duftendem Wein und Hug schenkte allen seinen Gesellen davon in Überfluß, denn der Becher war unerschöpflich. Nachdem nun jeder genug getrunken hatte, sank der Wein zu Grunde und der Becher ward trocken. Da dankte Hug Gott und sprach: „Gebenedeit sei der Himmel, der mir so große Gaben gesandt hat, und der sie mir gab, war zur seligen Stunde für mich geboren." Darauf nahm er das Horn und wollte blasen. Aber Aliames sagte: „Ich bitt' euch, blaset doch nicht, bevor ihr in Not seid! König Oberon möchte sonst zürnen." — „Nein, lieber Oheim," sprach Hug, „Oberon wird mir nicht zürnen, wenn ich seine Gaben versuche." Und damit blies er das Horn; das hatte die Kraft, daß alle, die seinen Klang hörten, zu tanzen anfingen. Da sprach Aliames: „All mein Lebtag hab ich kein solches Horn gehört; alle Flöten, Harfen, Lauten und Zinken haben nicht so süßen Ton wie dieses Horn." Aber auch Oberon hatte es gehört und sprach zu seinem Volk: „Mein Freund Hug plagt mich ohne Not, denn er ist in keiner Gefahr noch Sorge. Dennoch wünsche ich mich mit hunderttausend Mannen zu ihm." Und als er dies gesagt hatte, war er auch schon bei Hug. Aliames sah König Oberon mit seinem Volke kommen und sprach gar erschrocken zu Hug: „Nun sind wir alle des Todes." Doch Hug sagte: „Laßt mich nur mit Oberon sprechen und fürchtet euch nicht." Jetzt trat Oberon vor Hug und sprach: „Wohlan, junger Herr, was ist euch widerfahren, daß ihr das Horn

so geblasen habt?“ — „Ich wollte nur eure Gaben prüfen,“ antwortete Hug. „Meint ihr,“ sprach Oberon, „ich löge und hätte nicht die Wahrheit geredet, da ich euch die Gaben schenkte? Ich mag Gott den Herrn in keiner Weise belügen, er würde mir sehr darum zürnen, denn ich höre dreimal im Jahre der Engel Gesang; sollte ich nun lügen, das wäre schlecht und würde Gott sehr kränken.“ Da sprach Hug: „O edler Herr, seid mir nicht so ungnädig! habe ich gegen euch übel gethan, so will ich mich bessern. Seht, hier ist mein Leib und Leben! thut mit mir, was euch beliebt!“ Darauf sprach König Oberon: „Gott hat euch eingegeben so demütig zu sprechen. Darum sei euch alles vergeben. Aber ich sage euch und bitt' euch drum, daß ihr fortan wahrhaftig seid in allen euern Worten, und ich verbiete euch zu lügen. Sollte es aber geschehen, daß ihr je die Unwahrheit sagtet, so soll euch großes Ungemach widerfahren, und ich werde euch nicht mehr helfen noch beistehen, wäret ihr auch in der höchsten Not.“ — „Gott,“ sprach Hug, „möge mich davor bewahren, daß ich jemals löge!“

Nun nahm Hug Urlaub von Oberon, der ihm seinen Segen erteilte, und ritt mit allen seinen Gesellen nach Dormonde. Es war schon spät am Abend, als sie dort ankamen. Aliames bat einen Diener, der ihnen begegnete, ihnen eine gute Herberge zu weisen. Da sprach der Diener: „Fragt in der Stadt nur nach dem Vogt; da findet ihr Essen und Trinken genug.“ Aliames dankte ihm und sie ritten nach des Stadtvogts Hause, wo sie vor der Thür von ihren Rossen stiegen. Darauf gingen sie hinein und kamen in den Saal, wo sie den Vogt fanden, der Hug und seine Genossen aufmerksam ansah und fragte, woher sie kämen. Da sagte Hug: „Ich bin von Bordeaux und Herzog Siegwin war mein Vater.“ — „So seid Gott willkommen,“ sprach der Vogt, „aber sprecht leise, daß es meine Knechte nicht hören; sie möchten euch meinem Herrn verraten, der die Christen grimmig haßt und sie töten läßt, wo er ihrer habhaft werden kann.“ Aber Hug wollte nicht heimlich reden und sprach ohne Furcht: „Herr Stadtvogt, ihr sprecht ja gut französisch; wo seid ihr geboren?“ — „Freund,“ antwortete der Vogt, „ich kann wohl französisch, denn ich habe manchen Tag zu Paris gewohnt; der Graf von Blois ist mein Bruder von Vater und Mutter. Ich habe hier seit siebzehn Jahren von Gottes Gesetz nichts gehört, noch es gehalten, obschon ich Christ war. Nun sei Gott mir gnädig, denn ich bin ein abtrünniger Sarazene geworden, und daran trägt mein Herr Didon die Schuld. Aber sorget euch nicht, ihr sollet Essen und Trinken und alles genug haben, wolltet ihr auch sieben Jahre hier bleiben.“ — „Habt hundertfältigen Dank!“ sprach Hug, „wir haben noch zwei Kisten mit rotem Gold und auch Silbergeld genug, davon wir manches Jahr leben mögen. Guter Aliames und lieber Gerwin, kaufet uns Lebensmittel in der Stadt und rufet aus: Wer essen und trinken will ohne Entgelt, der komme auf die Burg! dort wird man ihm Speise und Trank genug geben.“ Da lachte Aliames, that aber, wie ihm befohlen war.

Gott, was kamen da arme Menschen! Das Gerücht erscholl durch die ganze Stadt, daß Christenherren gekommen wären, worüber sich jedermänniglich verwunderte. Und Aliames kaufte sämtliche Speise auf, die in der Stadt war, so daß des Königs Diener des andern Tages keine zu kaufen fanden; darüber wurden sie gar ärgerlich und sagten: „Ist der Teufel hieher gekommen, der alle Speise dahin hat?“ Da sprachen die Sarazenen: „Hier war ein Christ, der alle Speisen aufkaufte und sie in den Saal des Vogtes tragen ließ; wer essen und trinken will um Gottes Lohn, der soll zu ihm kommen.“ Da gingen die Diener und Knappen und erzählten dies ihrem Könige.

Als Didon die Geschichte vernahm, schwur er bei Machomet, daß er auch bei den Christen essen wolle, saß mit drei Mannen zu Pferde und kam so in zornigem Mute zu des Vogtes Haus. Als dieser den König sah, sprach er zu Hug: „Lieber Freund, erwähnt doch nichts von Gott, das bitt' ich euch!“ Da sagte Hug: „Das will ich nicht lassen um dieses türkischen Hundes willen. Nennen will ich den Namen meines Herrn, der mich erschaffen hat.“ Inzwischen stieg König Didon vom Pferde, ging über die Schloßbrücke, trat mit seinen Rittern und Knechten in den Saal und sprach: „Machomet segne diese ganze Gesellschaft!“ Darauf sagte er zum Vogt: „Hat der Teufel den dort in mein Land gebracht, daß er alle Speise aufkaufte, die er hier fand? Meine Diener fanden heute Morgen nicht für einen Pfennig Speise noch Trank zu kaufen.“ Da sprach Hug: „Gott segne unsre Speise; denn für das Volk, das ich hier sehe, ist unser Vorrat nicht zu reichlich. Doch wir wollen essen und trinken, was da steht, und ich gebe es gar freudig zur Ehre Gottes.“ Als König Didon von Gott reden hörte, verbiß er seinen Grimm und sprach: „Bei Ternogant, ihr Christen, ich will hier auch essen.“ Im Herzen aber schwur er bei Machomet und seinem Zahn, daß keiner der Christen aus seinem Land entrinnen sollte.

Wie nun die Speisen alle bereit waren, setzten sich Hug und Didon zur Tafel, und es ward Brot und Wein aufgetragen und mancherlei sehr köstliche Gerichte. Arme wie Reiche wurden wohl bedient. Und als Hug mit dem König aß, setzte er vor sich seinen schönen goldnen Becher und schlug mit der Hand das Zeichen des heiligen Kreuzes darüber; da füllte sich zur Stunde der Becher mit gutem Weine. „Bei Machomet,“ rief König Didon, „woher entsteht dies Wunder? Dergleichen hat noch niemand gehört und gesehen.“ Da sprach Hug: „Herr König, und hätt' ich hunderttausend Mannen, sie würden hier alle genug zu trinken haben.“ Als der König dies hörte, ward er froh und sprach heimlich bei sich selbst: „Die Christen müssen alle sterben, dann wird der Becher mein,“ und damit setzte er den Becher an den Mund, indem er zu trinken vermeinte. Aber der Wein entsank ihm in den Grund des Gefäßes, worüber er sich sehr verwunderte. „Bei Machomets Nase,“ rief

er, „dies dünkt mich bezauberter Wein. Ich meinte davon zu trinken, aber er ist mir ganz und gar entsunken." Da sprach Hug: „Daran ist eure große Bosheit schuld, daß ihr von diesem Wein nicht trinken könnt; denn einstens waret ihr Christ und jetzt seid ihr ein abtrünniger Sarazene." — „Freund," sprach Oidon, „was sagt ihr da? Beim Namen dessen, dem ihr dienet, in welchem Land seid ihr geboren?" — „Herr," antwortete Hug, „da ihr es wissen wollt, so vernehmet: ich bin zu Bordeaux christlich getauft, Herzog Siegwin war mein Vater, mein Bruder heißt Gerhard und ich bin Hug genannt." Da sprach König Oidon: „Ei, so seid willkommen! so bin ich euer rechter Oheim, denn eure Mutter war meine Schwester." — „Und ich," sagte Gerwin, „bin euer Vetter," und erzählte ihm, wer seine Mutter sei. Da sprach der boshafte Heide: „Ihr müßt mit mir zu meiner Burg und in meinen Saal. Dort sollt ihr mir berichten, wie ihr in dies Land kommt." — „Ohm," sagte Hug, „wenn ihr wieder Christ werden wollt, so will ich mit euch ziehen, wohin es euch gefällt." — „Darüber will ich mich erst bedenken," sprach Oidon, „euch aber, meinen liebsten Verwandten, will ich alles gute erweisen."

So gingen sie denn in sein Schloß. Dort wurden sogleich Aliames und Gerwin gefangen genommen, und der falsche Oidon befahl seinem Kerkermeister, er solle zweihundert Sarazenen sich wappnen lassen, um diese Christen zu töten. Aber der Kerkermeister ging in das Gefängnis, wo eine Anzahl Christen gefangen lagen, und sprach zu ihnen: „Hug von Bordeaux ist mit zehn Gesellen im Saal. Oidon will sie alle ermorden lassen. Wollt ihr ihnen aber helfen und euch zur Wehr stellen, so will ich euch Waffen holen." Damit waren die Gefangenen wohl zufrieden, wappneten sich und schlugen die Sarazenen aus der Burg heraus. Und so kam das Schloß in die Hände der Christen und von den Ungläubigen konnte niemand hinein gelangen. Darüber ward König Oidon sehr grimmig und befahl das Schloß zu bestürmen.

Nun lief Hug mit seinen Gesellen auf einen hohen starken Turm und blies gewaltig in sein Horn; das gab so süßen Klang, daß alle, die es hörten, fröhlich wurden und tanzen mußten. Auch der König Oidon und seine Gewappneten huben an zu tanzen, riefen, sie hätten nie einen lieblicheren Ton gehört, und baten Hug, er möge fortfahren zu blasen. Das that er denn auch und blies mit solcher Kraft, daß Oberon es vernahm und alsbald mit seiner Macht nach Dormonde kam. Und als Hug ihn sah, ward er gutes Muts, denn Oberon mit seinem Volk erschlug alle Sarazenen, die Hug und seine Gesellen töten wollten. Hug nahm selbst seinen Oheim Oidon gefangen und übergab ihn dem König Oberon. „Hug," sprach dieser, „wollt ihr nicht, daß euer Ohm am Leben bleibe?" — „Nein," antwortete Hug, „er hat es übel an mir verdient." — „Wohlan," sprach Oberon, „so sollt ihr gerochen sein und er soll an den Galgen gehängt werden." Da brauchte man nicht erst zu laufen noch zu gehen, noch ihn viel zu quälen, denn kaum hatte der

gute König Oberon diese Worte ausgesprochen, so war auch Didon schon draußen vor der Stadt an den Galgen geknüpft. Aber dem Stadtvogt und dem guten Kerkermeister ward das ganze Land geschenkt.

Darauf sagte Oberon zu Hug: „Der Herr Jesus möge euch bewahren vor allen Widerwärtigkeiten! reiset nun gen Babylon, um eure Botschaft beim Kalifen auszurichten. Unterwegs werdet ihr ein starkes Schloß finden, das unbezwinglich ist und Dunalster heißt. Daselbst wohnt ein mißgeschaffner Riese, dem alles Land ringsum unterworfen ist; er heißt Dagayant und ist ein vornehmer Sarazene, der jährlich vierhunderttausend Goldstücke von den Babyloniern als Tribut empfängt, und thäten sie das nicht, so wären sie alle des Todes. Könnt ihr aber das Schloß des Riesen gewinnen, so wisset, darin ist ein sehr schöner Panzer, an dem sein Meister sieben Jahre lang gearbeitet hat. Der Panzer hat die Kraft, daß jeder, der ihn am Leibe trägt, von keinerlei Waffen ermordet werden mag. Das Wunderbarste aber ist, daß er ebenso gut einem Kinde von zwei Jahren als einem großen starken Manne paßt. Doch muß der, so ihn tragen will, ein freier Edelmann, von untadeliger Geburt und rein von allen Todsünden sein." Da sprach Hug: „O Herr, ich bin ein Edelmann und meine Mutter war eine Edelfrau, unbescholten, treu und standhaftig." — „Nun," antwortete Oberon, „so möge Gott im Himmel euch geleiten und bei euch sein auf allen euren Wegen!" Also sind sie freundlich von einander geschieden.

Als Hug mit seinen Gesellen Urlaub von Oberon genommen hatte, ritten sie manchen schlimmen Weg durch Wälder und über Berge und Thäler so lange, bis sie auf einen hohen Hügel kamen, wo sie ein schönes starkes Schloß sahen. Da sprach der greise Aliames: „Nach meinem Bedünken steht dort das Schloß Dunalster, von dem uns König Oberon sprach." — „So wollen wir dahin reiten, Oheim," antwortete Hug, „Gott wird uns helfen und behüten." Als sie nun vor die Pforte kamen, sahen sie dort ein gar meisterlich gemachtes Werk; es standen nämlich daselbst drei metallene Männer, und jeder hatte einen eisernen Flegel in der Hand, mit dem er so kräftig schlug, daß niemand es wagen durfte, sich der Schloßpforte zu nähern. Als sie das sahen, waren sie übel zufrieden und Hug sagte: „O lieber Ohm, was sollen wir thun?" — „Dieses Schloß," erwiderte Aliames, „ist durch die metallenen Männer unbezwinglich. Aber das weiß ich: wäre die Pforte offen, so würden die Männer ihr Schlagen lassen." Nun sah sich Hug rings um in mancherlei Gedanken, wie man da hindurch kommen könnte. Da erblickte er eine große Linde, an der zwei goldene Becken hingen. Augenblicklich zog er sein Schwert aus der Scheide und schlug an das eine Becken, daß man den Schall oben auf dem Schloße vernahm. Siehe! da trat eine schöne zierliche Jungfrau in das Fenster über der Schloßpforte, die erkannte gleich, daß die Untenstehenden

Christen waren, und alsbald lief sie hinab und schloß das Thor auf. Zur Stunde ließen die metallenen Männer ihr Schlagen sein. Hug aber sprang vom Pferde und ging zu der Jungfrau durch das offene Thor, während Aliames, Gerwin und die zehn Ritter draußen blieben.

Hug wandelte neben der schönen Jungfrau durch das Schloß, ohne Mann oder Weib darin zu sehen. Als seine Begleiterin aber zu reden begann, wunderte er sich und fragte, woher sie so gut französisch sprechen gelernt habe. Da sprach sie: „Herr, ich bin in Frankreich geboren und zwar aus edelstem Geschlecht; denn die Söhne des Herzogs von Bordeaux sind meine Vettern; der eine heißt Gerhard, der andre Hug.“ Als Hug dies hörte, umarmte er die Jungfrau und rief: „Gott segne dich, liebe Base! Mein Bruder heißt Gerhard, ich bin Hug und mein Vater war der Herzog Siegwin. Aber sagt, wie kommt ihr hier auf dieses Schloß?“ Da sprach sie mit weinenden Augen: „Mein Ohm Oidon, der schlimme Tyrann, brachte mich in das Land der Ungläubigen zugleich mit dem edlen Aliames. Und Oidon verleugnete den Christenglauben und ward ein Türke, um König in Dormonde zu werden. Also hat er mich jämmerlich verraten an den scheußlichen Dagayant, und der gute Aliames ist, glaube ich, gefangen und ich fürchte, daß er nimmer wieder frei kommt.“ Da sprach Hug: „An eurem Oheim Oidon seid ihr gerochen, denn der falsche Hund hängt an einem Galgen vor Dormonde. Aber ich bitte euch, zeigt mir den Herrn Dagayant, der so sehr gefürchtet ist im Lande Babylonien.“ — „Das thue ich nur,“ antwortete die Jungfrau, „wenn ihr mir versprechet, ihn zu erschlagen.“ Hug sprach: „Das will ich euch geloben, und ich hoffe, ihn mit dem Beistand Gottes aus der Welt zu schaffen.“ Da sagte das Mägdlein: „Er liegt jetzt im Schlaf, darum könnt ihr ihn leicht töten. Stünd' er aber auf den Beinen und könnte sich zur Wehr stellen, so erschlügen ihn nicht hundert solche Gewappnete wie ihr: er bezwänge sie alle und keiner entginge ihm.“ — „Das muß ja ein gefährlicher Gesell sein,“ sprach Hug, „ich möchte ihn gerne sehn und bitte euch mir ihn zu zeigen.“ Da sagte sie: „Geht durch die zwei nächsten Kammern; in der dritten liegt er und schläft.“

Als Hug in die erste Kammer ging, fand er daselbst einen Abgott stehen, aus gediegenem Golde gegossen. Den warf Hug zur Erde nieder. Und als er in die zweite Kammer trat, standen da zwei Abgötter, die er ebenfalls zur Erde nieder stürzte. Aber in der dritten Kammer sah er ein herrliches Bett stehen, auf dem der riesige Dagayant lag. Der hatte ein mageres Antlitz mit Lippen wie ein Ochse und einen garstigen Höcker auf dem Rücken. Er war gräßlich anzusehen, hatte aber ein köstliches Kissen unter seinem Haupte. Die Pfosten der Bettstatt waren künstlich aus feinem Silber gearbeitet und auf jedem saß ein Vöglein, das sang, als ob es lebte. Als Hug alles dies wohl betrachtet hatte, rief er mit lauter Stimme: „Steh auf, du Hund, wie darfst du auf einem so schönen Bette liegen, da du selbst so häßlich bist?“ Von

diesen Worten erwachte Dagayant, sprang auf und sagte: „Ihr seid ein kühner Knabe, daß ihr hierher zu kommen waget. Und wahrlich, ihr seid kein Verräter, denn sonst hättet ihr mich im Schlafe ermordet. Was suchet ihr hier in meinem Lande?“ Hug sprach: „Ich muß gen Babylon zum Kalifen Gaudis reisen, im Auftrag des Königs Karl von Frankreich; dem soll ich des Kalifen Barthaar und vier seiner Backzähne bringen.“ Da sprach Dagayant: „Lieber Knabe, das ist eine schwere Aufgabe. Der Kalif giebt seine Zähne nicht um alle Reiche Karls. Doch sagt mir, in welchem Lande seid ihr geboren?“ — „Bordeaux ist meine Heimat, ich bin Hug, der Sohn des Herzogs Siegwin.“ — „Wie getrauet ihr euch,“ sprach der Riese, „hierher zu kommen? Hier lebte sonst ein gewaltiger König, der war so stark wie vier Männer, und doch bei aller seiner Stärke konnte er mich nicht bezwingen. Auch besitze ich einen Panzer; wer den trägt, den kann keine Waffe der Erde verwunden.“ Und damit zeigte er Hugen den Panzer. Hug nahm ihn und zog ihn schnell über seinen Hals, und siehe! er paßte ihm wie angemessen. „Zieh den Panzer aus,“ brüllte Dagayant. „Nein,“ sprach Hug dagegen, „seht euch nach einem anderen um, dieser ist mein. König Oberon pries ihn mir so sehr, daß ich ihn nicht gern wieder ablegen möchte.“ — „O Freund,“ bat Dagayant, „gebt ihn mir zurück. Ich weiß ein besseres Stück für euch: hier diesen Ring, den ich an der Hand trage.“ — „Den will ich auch haben,“ sagte Hug. Da sprach Dagayant: „Das kann nicht sein! ich sehe wohl, wir müssen darum fechten.“

Da ging er hin, zog zwei Harnische über einander an, nahm Schild und Schwert und kam so gewappnet wieder in den Saal, um mit Hug zu kämpfen. Sie zogen beide die Schwerter und so begann der Streit. Die Jungfrau aber hörte die fürchterlichen Schläge ertönen; da ward sie voll Sorge, daß Hug erschlagen würde, kam eilig in die Kammer gelaufen, wo sie fochten und sprach: „O Hug, hättet ihr den Unhold getötet, als er schlief, so wäret ihr jetzt außer Sorge.“ Aber Hug antwortete: „Das hätte ich nicht gethan um aller Welt Schätze und will auch jetzt nicht verräterisch handeln.“ Da rief Dagayant: „O du schlechtes ungetreues Weib, ich gelobe bei Machomet, dich noch heute Abend ins Feuer zu werfen, daß du sterben sollst.“ Da ergriff die Jungfrau einen großen Stock und steckte ihn dem Riesen zwischen die Beine, daß er zur Erde fiel, und Hug schlug ihn aufs Haupt, daß ihn die Besinnung verließ. Da riß er ihm den Helm ab und mußte noch fünfzehn Hiebe thun, bis er dem Riesen den Hals durchschlug.

Als nun Hug so lange auf dem Schloß blieb und gar nicht wieder herabzukommen schien, war sein Gefolge sehr bekümmert, wo doch Hug bleiben möge. Und der greise Aliames sagte: „Ach Gott, gewiß hat er sein Leben verloren und ist tot.“ Aber Gerwin ging an die Linde und schlug an eines

der goldenen Becken, die daran hingen, daß es weithin erklang. Und Hug vernahm den Ton und lief sogleich hin, die Pforte zu öffnen. Da stellten die metallenen Männer ihr Schlagen ein und Hugs Gesellen gingen alle in die Burg hinein und schlossen das Thor, worauf die metallenen Männer alsbald ihre Flegel zu schwingen begannen. Aber Hug führte seine Gesellen in den Saal, wo sie ihn alle segneten, als sie den großen Riesen dort erschlagen liegen sahen. Darauf zog Hug den Ring von Dagayants Finger und steckte ihn an den Arm und sprach: „Nun will ich nicht länger zandern nach Babylon zu reisen. Gerwin soll mit euch allen hier bei meiner Base bleiben, bis daß ich wiederkehre; denn hier ist Essen, Trinken und alles nötige genug vorhanden, so daß es euch an nichts gebrechen wird.“ Und obgleich Aliames, Gerwin und die zehn Ritter gerne mit ihm reisen wollten, gab es Hug doch nicht zu, sondern nahm Urlaub von ihnen allen, während sie sehr betrübt waren, daß er allein fortziehen wollte.

Wie Hug so von dem Schlosse geschieden war, gelangte er an das rote Meer. Da konnte er nicht hinüber und sah auch keinen Schiffer, der ihn übersetzte, was ihn sehr verdroß. Während er nun also traurig am Seestrande stand, erblickte er von ferne ein wunderliches Geschöpf, das auf den Wellen daher kam und so schwarz und häßlich wie der Teufel war. Darob entsetzte sich Hug, ging mit seinem Pferd einige Schritte zurück und legte die Hand auf seinen Schwertknauf. Kaum aber war das seltsame Geschöpf auf dem Ufer, so streifte es die häßliche schwarze Haut ab und stand da als ein frischer schöner Mann. Als dies Hug ersah, staunte er noch mehr, aber der junge Mann sprach: „Fürchtet euch nicht, Junker! ich bin hieher gekommen mit Hilfe der Elfen. König Oberon, in dessen Dienst ich stehe, sandte mich hierher! denn ich soll euch hurtig über das Meer tragen, ohne daß ihr euch naß macht.“ Da sagte Hug: „Freund, ist es wahr, daß mein Herr Oberon euch gesandt hat, wie ist dann euer Name?“ Da sprach der Mann: „Ich heiße Malprun und muß in dieser See meine Buße thun. Aber Gott sei gelobt, ich habe keine Schmerzen, denn ich wandle durch das Wasser ohne Beschwerde, wie ein andrer auf dem Lande im Sonnenschein. Doch nun sitzet eiligst auf; denn was mein Herr Oberon mir gebietet, das will ich allzeit thun.“ Da sprang Hug wieder auf sein Pferd und sogleich nahm ihn der Jüngling samt dem Rosse und trug ihn über die See auf das andre Ufer hinüber. Als Hug sah, daß er auf der andern Seite des Meeres war, verwunderte er sich sehr und sprach: „Gott lohn' euch, daß ihr mir so wohl gedient habt. Und auch dem König Oberon gebührt mein Dank und meine Liebe.“ Darauf nahm er fröhlich Urlaub von Malprun und ritt gen Babylon.

Als Hug vor der Stadt Babylon anlangte, kamen ihm wohl hundert Mannen entgegen mit Falken und Sperbern auf den Händen, die ritten auf

haben.“ Doch Hug erwiderte nichts, sondern ritt seines Weges fürbaß. Dabei nahm er sich vor, wenn Oberon ihn noch einmal anspräche, ihm zu antworten, was auch daraus entstehen möchte. Oberon aber sprach vor sich hin: „Nun will ich, daß hunderttausend meiner Mannen wohl gewappnet und zu Pferde zu mir kommen.“ Alsbald waren sie bei ihm. Da kam er wieder an Hugs Seite, nahm sein Pferd beim Zaum und sprach: „O Jüngling, meint ihr mir also zu entfliehen? Ich bin doch Herr und König über alle diese Lande, wohl dreihundert Meilen weit. Nun, freier Edelmann Hug, seid nicht erschrocken; euch soll kein Leid geschehen. Es lebt kein Mann auf Erden, dessen Gedanken ich nicht wüßte, wenn ich ihm ins Antlitz schaue.“ Da sprach Hug: „O edler Herr, dann wißt ihr ja wohl auch, was mir das Herz schwer macht.“ — „Ja,“ entgegnete Oberon, „ich weiß all eure Sorgen und Abenteuer: wie ihr den jungen Königssohn durch Zufall erschlagen und den Verräter im Zweikampf getötet habt. Nun hat euch der König Karl zum Kalifen Gaudis gesandt, und ihr meint seinen Bart und seine Backzähne wirklich zu holen und ohne Schande wieder heimzukehren. Doch ich sage euch, nie werdet ihr dies ohne meine Hilfe vollführen. Überlegt euch wohl, ob ihr die Botschaft zum Kalifen ausrichtet oder nicht lieber bei mir bleiben wollet!“ — „Meinen Auftrag,“ sprach Hug, „würde ich nicht um ganz Frankreich ungethan lassen. Gottes Gnade wird mir schon beistehen.“ Da sagte Oberon: „Wohlan, so will ich euch helfen. Wollt ihr nicht etwas essen, Hug? eure Gesellen haben großen Hunger.“ — „Woher sollten wir hier Brot bekommen?“ fragte Hug. Da lachte König Oberon und sprach: „Lasset euer Gefolge von den Pferden absitzen und auf die Erde knien. Und dann spreche ein jeder ein Vaterunser und bitte Gott demütiglich, daß er euch gesund reisen und heimkehren lasse.“ Da sprangen Hug und seine Gesellen von den Rossen und verrichteten ihr Gebet. Alsbald sprach König Oberon: „Nun begehre ich bei Gottes Kraft und Willen, daß hier auf der Stelle ein Schloß stehe.“ Und zur Stunde war sein Wunsch erfüllt, worüber Hug und alle seine Gefährten sehr verwundert waren, als sie es sahen. Darauf sprach Oberon: „Nun laßt uns essen und trinken gehn und guter Dinge sein!“ Da gingen sie in einen Saal, wo sie die Tafel völlig bereitet und mit mancherlei Speisen besetzt fanden, was Hug und den Seinen trefflich behagte, denn sie hatten großen Hunger. Darum aßen sie von allem und waren gar vergnügt.

Darauf legte Oberon ein Horn von Elfenbein auf die Tafel und einen goldenen, herrlich gearbeiteten Becher. Über diesen schlug er das Zeichen des heiligen Kreuzes, und zur Stunde füllte sich der Becher mit gutem Wein. Da gab Oberon allen seinen Gästen daraus zu trinken und sprach: „Hug, dieses Gefäß will ich euch geben, und ihr habt all euer Lebtag kein so gutes gesehen; denn wohin ihr es auch bringt, auf Haiden, in Wälder und Wildnisse oder wo ihr sonst hinkommt, ihr brauchet nimmermehr Durst zu leiden. Sobald ihr ein Kreuz darüber schlaget, wird sich dieser Becher mit köstlichem

Weine füllen, und ihr samt all den Euren könnt euch daran erquicken, hättet ihr auch tausend Mann bei euch. Nur wer eine Todsünde begangen hat, vermag nicht ein Tröpfchen daraus zu trinken." — „So muß es uns allen wohl ergehen," sprach Hug, „Gott möge euch die große Gabe lohnen, die ihr mir in Gnade schenket." Da sagte Oberon: „Ich will euch noch mehr thun. Nehmt dieses Horn von Elfenbein. Ihr mögt es blasen, wo ihr wollt, so werden eure Feinde, so lange sie seinen Ton vernehmen, euch nichts anhaben können. Wenn ihr aber kräftiger hineinstoßet, so werde ich euch hören, und wäret ihr noch so fern, und werde euch zu Hilfe kommen mit hunderttausend wohlgewappneten und berittenen Mannen." Als Hug dies hörte, freute er sich sehr, stand auf von der Tafel, empfing die köstlichen Gaben mit großer Dankbarkeit und sprach: „O edler König Oberon, Gott lohne euch alle Tugend, die ihr an mir beweiset!" Darauf nahm der Ritter mit großer Ehrerbietung Urlaub von Oberon, schied mit den Seinen von dannen und zog gen Dormonde.

Als sie lange geritten waren, so kamen sie auf einen schönen grünen Platz, wo ein lieblicher Brunnen sprang. Da stieg Hug mit seinen Gesellen von den Pferden und sie setzten sich an den Brunnen um zu rasten. Als sie sich gelagert hatten, stellte Hug seinen goldnen Becher neben sich und schlug darüber das Zeichen des heiligen Kreuzes. Zur Stunde füllte sich der Becher mit duftendem Wein und Hug schenkte allen seinen Gesellen davon in Überfluß, denn der Becher war unerschöpflich. Nachdem nun jeder genug getrunken hatte, sank der Wein zu Grunde und der Becher ward trocken. Da dankte Hug Gott und sprach: „Gebenedeit sei der Himmel, der mir so große Gaben gesandt hat, und der sie mir gab, war zur seligen Stunde für mich geboren." Darauf nahm er das Horn und wollte blasen. Aber Aliames sagte: „Ich bitt' euch, blaset doch nicht, bevor ihr in Not seid! König Oberon möchte sonst zürnen." — „Nein, lieber Oheim," sprach Hug, „Oberon wird mir nicht zürnen, wenn ich seine Gaben versuche." Und damit blies er das Horn; das hatte die Kraft, daß alle, die seinen Klang hörten, zu tanzen anfingen. Da sprach Aliames: „All mein Lebtag hab ich kein solches Horn gehört; alle Flöten, Harfen, Lauten und Zinken haben nicht so süßen Ton wie dieses Horn." Aber auch Oberon hatte es gehört und sprach zu seinem Volk: „Mein Freund Hug plagt mich ohne Not, denn er ist in keiner Gefahr noch Sorge. Dennoch wünsche ich mich mit hunderttausend Mannen zu ihm." Und als er dies gesagt hatte, war er auch schon bei Hug. Aliames sah König Oberon mit seinem Volke kommen und sprach gar erschrocken zu Hug: „Nun sind wir alle des Todes." Doch Hug sagte: „Laßt mich nur mit Oberon sprechen und fürchtet euch nicht." Jetzt trat Oberon vor Hug und sprach: „Wohlan, junger Herr, was ist euch widerfahren, daß ihr das Horn

so geblasen habt?“ — „Ich wollte nur eure Gaben prüfen,“ antwortete Hug. „Meint ihr,“ sprach Oberon, „ich löge und hätte nicht die Wahrheit geredet, da ich euch die Gaben schenkte? Ich mag Gott den Herrn in keiner Weise belügen, er würde mir sehr darum zürnen, denn ich höre dreimal im Jahre der Engel Gesang; sollte ich nun lügen, das wäre schlecht und würde Gott sehr kränken.“ Da sprach Hug: „O edler Herr, seid mir nicht so ungnädig! habe ich gegen euch übel gethan, so will ich mich bessern. Seht, hier ist mein Leib und Leben! thut mit mir, was euch beliebt!“ Darauf sprach König Oberon: „Gott hat euch eingegeben so demütig zu sprechen. Darum sei euch alles vergeben. Aber ich sage euch und bitt' euch drum, daß ihr fortan wahrhaftig seid in allen euern Worten, und ich verbiete euch zu lügen. Sollte es aber geschehen, daß ihr je die Unwahrheit sagtet, so soll euch großes Ungemach widerfahren, und ich werde euch nicht mehr helfen noch beistehen, wäret ihr auch in der höchsten Not.“ — „Gott,“ sprach Hug, „möge mich davor bewahren, daß ich jemals löge!“

Nun nahm Hug Urlaub von Oberon, der ihm seinen Segen erteilte, und ritt mit allen seinen Gesellen nach Dormonde. Es war schon spät am Abend, als sie dort ankamen. Aliames bat einen Diener, der ihnen begegnete, ihnen eine gute Herberge zu weisen. Da sprach der Diener: „Fragt in der Stadt nur nach dem Vogt; da findet ihr Essen und Trinken genug.“ Aliames dankte ihm und sie ritten nach des Stadtvogts Hause, wo sie vor der Thür von ihren Rossen stiegen. Darauf gingen sie hinein und kamen in den Saal, wo sie den Vogt fanden, der Hug und seine Genossen aufmerksam ansah und fragte, woher sie kämen. Da sagte Hug: „Ich bin von Bordeaux und Herzog Siegwin war mein Vater.“ — „So seid Gott willkommen,“ sprach der Vogt, „aber sprecht leise, daß es meine Knechte nicht hören; sie möchten euch meinem Herrn verraten, der die Christen grimmig haßt und sie töten läßt, wo er ihrer habhaft werden kann.“ Aber Hug wollte nicht heimlich reden und sprach ohne Furcht: „Herr Stadtvogt, ihr sprecht ja gut französisch; wo seid ihr geboren?“ — „Freund,“ antwortete der Vogt, „ich kann wohl französisch, denn ich habe manchen Tag zu Paris gewohnt; der Graf von Blois ist mein Bruder von Vater und Mutter. Ich habe hier seit siebzehn Jahren von Gottes Gesetz nichts gehört, noch es gehalten, obschon ich Christ war. Nun sei Gott mir gnädig, denn ich bin ein abtrünniger Sarazene geworden, und daran trägt mein Herr Didon die Schuld. Aber sorget euch nicht, ihr sollet Essen und Trinken und alles genug haben, wolltet ihr auch sieben Jahre hier bleiben.“ — „Habt hundertfältigen Dank!“ sprach Hug, „wir haben noch zwei Kisten mit rotem Gold und auch Silbergeld genug, davon wir manches Jahr leben mögen. Guter Aliames und lieber Gerwin, kaufet uns Lebensmittel in der Stadt und rufet aus: Wer essen und trinken will ohne Entgelt, der komme auf die Burg! dort wird man ihm Speise und Trank genug geben.“ Da lachte Aliames, that aber, wie ihm befohlen war.

Gott, was kamen da arme Menschen! Das Gerücht erscholl durch die ganze Stadt, daß Christenherren gekommen wären, worüber sich jedermänniglich verwunderte. Und Aliames kaufte sämtliche Speise auf, die in der Stadt war, so daß des Königs Diener des andern Tages keine zu kaufen fanden; darüber wurden sie gar ärgerlich und sagten: „Ist der Teufel hieher gekommen, der alle Speise dahin hat?" Da sprachen die Sarazenen: „Hier war ein Christ, der alle Speisen aufkaufte und sie in den Saal des Vogtes tragen ließ; wer essen und trinken will um Gottes Lohn, der soll zu ihm kommen." Da gingen die Diener und Knappen und erzählten dies ihrem Könige.

Als Didon die Geschichte vernahm, schwur er bei Machomet, daß er auch bei den Christen essen wolle, saß mit drei Mannen zu Pferde und kam so in zornigem Mute zu des Vogtes Haus. Als dieser den König sah, sprach er zu Hug: „Lieber Freund, erwähnt doch nichts von Gott, das bitt' ich euch!" Da sagte Hug: „Das will ich nicht lassen um dieses türkischen Hundes willen. Nennen will ich den Namen meines Herrn, der mich erschaffen hat." Inzwischen stieg König Didon vom Pferde, ging über die Schloßbrücke, trat mit seinen Rittern und Knechten in den Saal und sprach: „Machomet segne diese ganze Gesellschaft!" Darauf sagte er zum Vogt: „Hat der Teufel den dort in mein Land gebracht, daß er alle Speise aufkaufte, die er hier fand? Meine Diener fanden heute Morgen nicht für einen Pfennig Speise noch Trank zu kaufen." Da sprach Hug: „Gott segne unsre Speise; denn für das Volk, das ich hier sehe, ist unser Vorrat nicht zu reichlich. Doch wir wollen essen nnd trinken, was da steht, und ich gebe es gar freudig zur Ehre Gottes." Als König Didon von Gott reden hörte, verbiß er seinen Grimm und sprach: „Bei Ternogant, ihr Christen, ich will hier auch essen." Im Herzen aber schwur er bei Machomet und seinem Zahn, daß keiner der Christen aus seinem Land entrinnen sollte.

Wie nun die Speisen alle bereit waren, setzten sich Hug und Didon zur Tafel, und es ward Brot und Wein aufgetragen und mancherlei sehr köstliche Gerichte. Arme wie Reiche wurden wohl bedient. Und als Hug mit dem König aß, setzte er vor sich seinen schönen goldnen Becher und schlug mit der Hand das Zeichen des heiligen Kreuzes darüber; da füllte sich zur Stunde der Becher mit gutem Weine. „Bei Machomet," rief König Didon, „woher entsteht dies Wunder? Dergleichen hat noch niemand gehört und gesehen." Da sprach Hug: „Herr König, und hätt' ich hunderttausend Mannen, sie würden hier alle genug zu trinken haben." Als der König dies hörte, ward er froh und sprach heimlich bei sich selbst: „Die Christen müssen alle sterben, dann wird der Becher mein," und damit setzte er den Becher an den Mund, indem er zu trinken vermeinte. Aber der Wein entsank ihm in den Grund des Gefäßes, worüber er sich sehr verwunderte. „Bei Machomets Nase," rief

er, „dies dünkt mich bezauberter Wein. Ich meinte davon zu trinken, aber er ist mir ganz und gar entsunken.“ Da sprach Hug: „Daran ist eure große Bosheit schuld, daß ihr von diesem Wein nicht trinken könnt; denn einstens waret ihr Christ und jetzt seid ihr ein abtrünniger Sarazene.“ — „Freund,“ sprach Didon, „was sagt ihr da? Beim Namen dessen, dem ihr dienet, in welchem Land seid ihr geboren?“ — „Herr,“ antwortete Hug, „da ihr es wissen wollt, so vernehmet: ich bin zu Bordeaux christlich getauft, Herzog Siegwin war mein Vater, mein Bruder heißt Gerhard und ich bin Hug genannt.“ Da sprach König Didon: „Ei, so seid willkommen! so bin ich euer rechter Oheim, denn eure Mutter war meine Schwester.“ — „Und ich,“ sagte Gerwin, „bin euer Vetter,“ und erzählte ihm, wer seine Mutter sei. Da sprach der boshafte Heide: „Ihr müßt mit mir zu meiner Burg und in meinen Saal. Dort sollt ihr mir berichten, wie ihr in dies Land kommt.“ — „Ohm,“ sagte Hug, „wenn ihr wieder Christ werden wollt, so will ich mit euch ziehen, wohin es euch gefällt.“ — „Darüber will ich mich erst bedenken,“ sprach Didon, „euch aber, meinen liebsten Verwandten, will ich alles gute erweisen.“

So gingen sie denn in sein Schloß. Dort wurden sogleich Aliames und Gerwin gefangen genommen, und der falsche Didon befahl seinem Kerkermeister, er solle zweihundert Sarazenen sich wappnen lassen, um diese Christen zu töten. Aber der Kerkermeister ging in das Gefängnis, wo eine Anzahl Christen gefangen lagen, und sprach zu ihnen: „Hug von Bordeaux ist mit zehn Gesellen im Saal. Didon will sie alle ermorden lassen. Wollt ihr ihnen aber helfen und euch zur Wehr stellen, so will ich euch Waffen holen.“ Damit waren die Gefangenen wohl zufrieden, wappneten sich und schlugen die Sarazenen aus der Burg heraus. Und so kam das Schloß in die Hände der Christen und von den Ungläubigen konnte niemand hinein gelangen. Darüber ward König Didon sehr grimmig und befahl das Schloß zu bestürmen.

Nun lief Hug mit seinen Gesellen auf einen hohen starken Turm und blies gewaltig in sein Horn; das gab so süßen Klang, daß alle, die es hörten, fröhlich wurden und tanzen mußten. Auch der König Didon und seine Gewappneten huben an zu tanzen, riefen, sie hätten nie einen lieblicheren Ton gehört, und baten Hug, er möge fortfahren zu blasen. Das that er denn auch und blies mit solcher Kraft, daß Oberon es vernahm und alsbald mit seiner Macht nach Dormonde kam. Und als Hug ihn sah, ward er gutes Muts, denn Oberon mit seinem Volk erschlug alle Sarazenen, die Hug und seine Gesellen töten wollten. Hug nahm selbst seinen Oheim Didon gefangen und übergab ihn dem König Oberon. „Hug,“ sprach dieser, „wollt ihr nicht, daß euer Ohm am Leben bleibe?“ — „Nein,“ antwortete Hug, „er hat es übel an mir verdient.“ — „Wohlan,“ sprach Oberon, „so sollt ihr gerochen sein und er soll an den Galgen gehängt werden.“ Da brauchte man nicht erst zu laufen noch zu gehen, noch ihn viel zu quälen, denn kaum hatte der

gute König Oberon diese Worte ausgesprochen, so war auch Didon schon draußen vor der Stadt an den Galgen geknüpft. Aber dem Stadtvogt und dem guten Kerkermeister ward das ganze Land geschenkt.

Darauf sagte Oberon zu Hug: „Der Herr Jesus möge euch bewahren vor allen Widerwärtigkeiten! reiset nun gen Babylon, um eure Botschaft beim Kalifen auszurichten. Unterwegs werdet ihr ein starkes Schloß finden, das unbezwinglich ist und Dunalster heißt. Daselbst wohnt ein mißgeschaffner Riese, dem alles Land ringsum unterworfen ist; er heißt Dagayant und ist ein vornehmer Sarazene, der jährlich vierhunderttausend Goldstücke von den Babyloniern als Tribut empfängt, und thäten sie das nicht, so wären sie alle des Todes. Könnt ihr aber das Schloß des Riesen gewinnen, so wisset, darin ist ein sehr schöner Panzer, an dem sein Meister sieben Jahre lang gearbeitet hat. Der Panzer hat die Kraft, daß jeder, der ihn am Leibe trägt, von keinerlei Waffen ermordet werden mag. Das Wunderbarste aber ist, daß er ebenso gut einem Kinde von zwei Jahren als einem großen starken Manne paßt. Doch muß der, so ihn tragen will, ein freier Edelmann, von untadeliger Geburt und rein von allen Todsünden sein.“ Da sprach Hug: „O Herr, ich bin ein Edelmann und meine Mutter war eine Edelfrau, unbescholten, treu und standhaftig.“ — „Nun,“ antwortete Oberon, „so möge Gott im Himmel euch geleiten und bei euch sein auf allen euren Wegen!“ Also sind sie freundlich von einander geschieden.

Als Hug mit seinen Gesellen Urlaub von Oberon genommen hatte, ritten sie manchen schlimmen Weg durch Wälder und über Berge und Thäler so lange, bis sie auf einen hohen Hügel kamen, wo sie ein schönes starkes Schloß sahen. Da sprach der greise Aliames: „Nach meinem Bedünken steht dort das Schloß Dunalster, von dem uns König Oberon sprach.“ — „So wollen wir dahin reiten, Oheim,“ antwortete Hug, „Gott wird uns helfen und behüten.“ Als sie nun vor die Pforte kamen, sahen sie dort ein gar meisterlich gemachtes Werk; es standen nämlich daselbst drei metallene Männer, und jeder hatte einen eisernen Flegel in der Hand, mit dem er so kräftig schlug, daß niemand es wagen durfte, sich der Schloßpforte zu nähern. Als sie das sahen, waren sie übel zufrieden und Hug sagte: „O lieber Ohm, was sollen wir thun?“ — „Dieses Schloß,“ erwiderte Aliames, „ist durch die metallenen Männer unbezwinglich. Aber das weiß ich: wäre die Pforte offen, so würden die Männer ihr Schlagen lassen.“ Nun sah sich Hug rings um in mancherlei Gedanken, wie man da hindurch kommen könnte. Da erblickte er eine große Linde, an der zwei goldene Becken hingen. Augenblicklich zog er sein Schwert aus der Scheide und schlug an das eine Becken, daß man den Schall oben auf dem Schloße vernahm. Siehe! da trat eine schöne zierliche Jungfrau in das Fenster über der Schloßpforte, die erkannte gleich, daß die Untenstehenden

Christen waren, und alsbald lief sie hinab und schloß das Thor auf. Zur Stunde ließen die metallenen Männer ihr Schlagen sein. Hug aber sprang vom Pferde und ging zu der Jungfrau durch das offene Thor, während Aliames, Gerwin und die zehn Ritter draußen blieben.

Hug wandelte neben der schönen Jungfrau durch das Schloß, ohne Mann oder Weib darin zu sehen. Als seine Begleiterin aber zu reden begann, wunderte er sich und fragte, woher sie so gut französisch sprechen gelernt habe. Da sprach sie: „Herr, ich bin in Frankreich geboren und zwar aus edelstem Geschlecht; denn die Söhne des Herzogs von Bordeaux sind meine Vettern; der eine heißt Gerhard, der andre Hug.“ Als Hug dies hörte, umarmte er die Jungfrau und rief: „Gott segne dich, liebe Base! Mein Bruder heißt Gerhard, ich bin Hug und mein Vater war der Herzog Siegwin. Aber sagt, wie kommt ihr hier auf dieses Schloß?“ Da sprach sie mit weinenden Augen: „Mein Ohm Didon, der schlimme Tyrann, brachte mich in das Land der Ungläubigen zugleich mit dem edlen Aliames. Und Didon verleugnete den Christenglauben und ward ein Türke, um König in Dormonde zu werden. Also hat er mich jämmerlich verraten an den scheußlichen Dagayant, und der gute Aliames ist, glaube ich, gefangen und ich fürchte, daß er nimmer wieder frei kommt.“ Da sprach Hug: „An eurem Oheim Didon seid ihr gerochen, denn der falsche Hund hängt an einem Galgen vor Dormonde. Aber ich bitte euch, zeigt mir den Herrn Dagayant, der so sehr gefürchtet ist im Lande Babylonien.“ — „Das thue ich nur,“ antwortete die Jungfrau, „wenn ihr mir versprechet, ihn zu erschlagen.“ Hug sprach: „Das will ich euch geloben, und ich hoffe, ihn mit dem Beistand Gottes aus der Welt zu schaffen.“ Da sagte das Mägdlein: „Er liegt jetzt im Schlaf, darum könnt ihr ihn leicht töten. Stünd' er aber auf den Beinen und könnte sich zur Wehr stellen, so erschlügen ihn nicht hundert solche Gewappnete wie ihr: er bezwänge sie alle und keiner entginge ihm.“ — „Das muß ja ein gefährlicher Gesell sein,“ sprach Hug, „ich möchte ihn gerne sehn und bitte euch mir ihn zu zeigen.“ Da sagte sie: „Geht durch die zwei nächsten Kammern; in der dritten liegt er und schläft.“

Als Hug in die erste Kammer ging, fand er daselbst einen Abgott stehen, aus gediegenem Golde gegossen. Den warf Hug zur Erde nieder. Und als er in die zweite Kammer trat, standen da zwei Abgötter, die er ebenfalls zur Erde nieder stürzte. Aber in der dritten Kammer sah er ein herrliches Bett stehen, auf dem der riesige Dagayant lag. Der hatte ein mageres Antlitz mit Lippen wie ein Ochse und einen garstigen Höcker auf dem Rücken. Er war gräßlich anzusehen, hatte aber ein köstliches Kissen unter seinem Haupte. Die Pfosten der Bettstatt waren künstlich aus feinem Silber gearbeitet und auf jedem saß ein Vöglein, das sang, als ob es lebte. Als Hug alles dies wohl betrachtet hatte, rief er mit lauter Stimme: „Steh auf, du Hund, wie darfst du auf einem so schönen Bette liegen, da du selbst so häßlich bist?“ Von

diesen Worten erwachte Dagayant, sprang auf und sagte: „Ihr seid ein kühner Knabe, daß ihr hierher zu kommen waget. Und wahrlich, ihr seid kein Verräter, denn sonst hättet ihr mich im Schlafe ermordet. Was suchet ihr hier in meinem Lande?“ Hug sprach: „Ich muß gen Babylon zum Kalifen Gaudis reisen, im Auftrag des Königs Karl von Frankreich; dem soll ich des Kalifen Barthaar und vier seiner Backzähne bringen.“ Da sprach Dagayant: „Lieber Knabe, das ist eine schwere Aufgabe. Der Kalif giebt seine Zähne nicht um alle Reiche Karls. Doch sagt mir, in welchem Lande seid ihr geboren?“ — „Bordeaux ist meine Heimat, ich bin Hug, der Sohn des Herzogs Siegwin.“ — „Wie getrauet ihr euch,“ sprach der Riese, „hierher zu kommen? Hier lebte sonst ein gewaltiger König, der war so stark wie vier Männer, und doch bei aller seiner Stärke konnte er mich nicht bezwingen. Auch besitze ich einen Panzer; wer den trägt, den kann keine Waffe der Erde verwunden.“ Und damit zeigte er Hugen den Panzer. Hug nahm ihn und zog ihn schnell über seinen Hals, und siehe! er paßte ihm wie angemessen. „Zieh den Panzer aus,“ brüllte Dagayant. „Nein,“ sprach Hug dagegen, „seht euch nach einem anderen um, dieser ist mein. König Oberon pries ihn mir so sehr, daß ich ihn nicht gern wieder ablegen möchte.“ — „O Freund,“ bat Dagayant, „gebt ihn mir zurück. Ich weiß ein besseres Stück für euch: hier diesen Ring, den ich an der Hand trage.“ — „Den will ich auch haben,“ sagte Hug. Da sprach Dagayant: „Das kann nicht sein! ich sehe wohl, wir müssen darum fechten.“

Da ging er hin, zog zwei Harnische über einander an, nahm Schild und Schwert und kam so gewappnet wieder in den Saal, um mit Hug zu kämpfen. Sie zogen beide die Schwerter und so begann der Streit. Die Jungfrau aber hörte die fürchterlichen Schläge ertönen; da ward sie voll Sorge, daß Hug erschlagen würde, kam eilig in die Kammer gelaufen, wo sie fochten und sprach: „O Hug, hättet ihr den Unhold getötet, als er schlief, so wäret ihr jetzt außer Sorge.“ Aber Hug antwortete: „Das hätte ich nicht gethan um aller Welt Schätze und will auch jetzt nicht verräterisch handeln.“ Da rief Dagayant: „O du schlechtes ungetreues Weib, ich gelobe bei Machomet, dich noch heute Abend ins Feuer zu werfen, daß du sterben sollst.“ Da ergriff die Jungfrau einen großen Stock und steckte ihn dem Riesen zwischen die Beine, daß er zur Erde fiel, und Hug schlug ihn aufs Haupt, daß ihn die Besinnung verließ. Da riß er ihm den Helm ab und mußte noch fünfzehn Hiebe thun, bis er dem Riesen den Hals durchschlug.

Als nun Hug so lange auf dem Schloß blieb und gar nicht wieder herabzukommen schien, war sein Gefolge sehr bekümmert, wo doch Hug bleiben möge. Und der greise Aliames sagte: „Ach Gott, gewiß hat er sein Leben verloren und ist tot.“ Aber Gerwin ging an die Linde und schlug an eines

der goldenen Becken, die daran hingen, daß es weithin erklang. Und Hug vernahm den Ton und lief sogleich hin, die Pforte zu öffnen. Da stellten die metallenen Männer ihr Schlagen ein und Hugs Gesellen gingen alle in die Burg hinein und schlossen das Thor, worauf die metallenen Männer alsbald ihre Flegel zu schwingen begannen. Aber Hug führte seine Gesellen in den Saal, wo sie ihn alle segneten, als sie den großen Riesen dort erschlagen liegen sahen. Darauf zog Hug den Ring von Dagayants Finger und steckte ihn an den Arm und sprach: „Nun will ich nicht länger zaudern nach Babylon zu reisen. Gerwin soll mit euch allen hier bei meiner Base bleiben, bis daß ich wiederkehre; denn hier ist Essen, Trinken und alles nötige genug vorhanden, so daß es euch an nichts gebrechen wird.“ Und obgleich Aliames, Gerwin und die zehn Ritter gerne mit ihm reisen wollten, gab es Hug doch nicht zu, sondern nahm Urlaub von ihnen allen, während sie sehr betrübt waren, daß er allein fortziehen wollte.

Wie Hug so von dem Schlosse geschieden war, gelangte er an das rote Meer. Da konnte er nicht hinüber und sah auch keinen Schiffer, der ihn übersetzte, was ihn sehr verdroß. Während er nun also traurig am Seestrande stand, erblickte er von ferne ein wunderliches Geschöpf, das auf den Wellen daher kam und so schwarz und häßlich wie der Teufel war. Darob entsetzte sich Hug, ging mit seinem Pferd einige Schritte zurück und legte die Hand auf seinen Schwertknauf. Kaum aber war das seltsame Geschöpf auf dem Ufer, so streifte es die häßliche schwarze Haut ab und stand da als ein frischer schöner Mann. Als dies Hug ersah, staunte er noch mehr, aber der junge Mann sprach: „Fürchtet euch nicht, Junker! ich bin hieher gekommen mit Hilfe der Elfen. König Oberon, in dessen Dienst ich stehe, sandte mich hierher! denn ich soll euch hurtig über das Meer tragen, ohne daß ihr euch naß macht.“ Da sagte Hug: „Freund, ist es wahr, daß mein Herr Oberon euch gesandt hat, wie ist dann euer Name?“ Da sprach der Mann: „Ich heiße Malprun und muß in dieser See meine Buße thun. Aber Gott sei gelobt, ich habe keine Schmerzen, denn ich wandle durch das Wasser ohne Beschwerde, wie ein andrer auf dem Lande im Sonnenschein. Doch nun sitzet eiligst auf; denn was mein Herr Oberon mir gebietet, das will ich allzeit thun.“ Da sprang Hug wieder auf sein Pferd und sogleich nahm ihn der Jüngling samt dem Rosse und trug ihn über die See auf das andre Ufer hinüber. Als Hug sah, daß er auf der andern Seite des Meeres war, verwunderte er sich sehr und sprach: „Gott lohn' euch, daß ihr mir so wohl gedient habt. Und auch dem König Oberon gebührt mein Dank und meine Liebe.“ Darauf nahm er fröhlich Urlaub von Malprun und ritt gen Babylon.

Als Hug vor der Stadt Babylon anlangte, kamen ihm wohl hundert Mannen entgegen mit Falken und Sperbern auf den Händen, die ritten auf

die Beize. Darauf begegnete er zweihundert Mannen mit Bracken, Wind- und Hetzhunden, die ritten auf die Jagd. Dann kam noch eine große Volksmenge, die auf das Feld zog, um zu schießen und zu spielen. Und als Hug in die Stadt einritt, sah er auch da alle Straßen voll Leute, die alle ihrem Vergnügen nachgingen. Ebenso stand im Hofe des Kalifen viel Volks und in seinem Palast hatte der Kalif dreitausend Ritter und edle Herren und Fürsten versammelt. Denn es war St. Johannistag im Mittsommer, den die Heiden so feiern wie wir Ostern. Darüber verwunderte sich Hug gar sehr und stand in großer Sorge, wie er zu dem Kalifen gelangen möchte. Er ritt also in eine Herberge, wo er sein Pferd unterbrachte, ging in den Hof des Kalifen, klopfte an die Palastpforte und sprach: „Laßt mich ein, Pförtner; ich bin gesandt vom König von Dunalster." Als nun der Pförtner öffnete und den Ring an seinem Arme sah, sprach er: „Bei Machomet, Herr, seid willkommen! Tretet ein und thut alles, was euch beliebt. Wie geht es unserm Herrn Dagayant?" — „Das sollt ihr gleich erfahren," erwiderte Hug, indem er hinein trat, zog sein Schwert und hieb dem Pförtner das Haupt ab. Aber alsbald fiel es ihm schwer aufs Herz, daß er eine Unwahrheit gesagt hatte, und er dachte bei sich: „O weh, ich fürchte, König Oberon wird mir ungnädig sein, weil ich gelogen habe." Und wie er an die zweite Pforte kam, rief er: „Thuet auf, Pförtner! ich bin ein Bote König Karls und muß den Kalifen sprechen." Der Pförtner wunderte sich sehr und sagte: „Wie könnt ihr es wagen hieher zu kommen?" Da sprach Hug: „Seht hier den Ring an meinem Arme!" Kaum erblickte der Pförtner den Ring, öffnete er die Pforte und sprach: „Freund, Machomet gebe euch gute Tage! Was macht unser Herr Dagayant?" — „Wahrhaftig, das sollt ihr hören," sagte Hug, zog sein Schwert und hieb dem Pförtner das Haupt in zwei Stücke, daß er tot zu Boden fiel. An der dritten Thür rief Hug wieder: „Laßt mich ein, ich bin ein Gesandter König Karls von Frankreich und muß den Kalifen sprechen." Darob verwunderte sich der Pförtner sehr und sprach: „Herr, ich darf euch nicht einlassen, ehe der Kalif gegessen hat." — „So sehet diesen Ring," versetzte Hug, „kennt ihr ihn nicht?" Da trat der Pförtner heraus, sah den Ring und sprach: „Freund, Machomet behüte euch! was macht unser Herr Dagayant?" Hug antwortete: „Das sollt ihr erfahren, ehe der Kalif gegessen hat." Nun war aber dieser Pförtner ein sehr starker, kühner Mann und hatte einen sieben Fuß langen Stock in der Hand, mit eisernen Platten beschlagen und mit einem großen metallenen Knopf; an dessen Ende hing der Schlüssel, womit er die Pforte öffnete. „Herr," sprach dieser starke Heide zu Hug, „ihr braucht euch nicht zu fürchten, wenn ihr zum Kalifen Gaudis wollt. Es wird sich niemand erdreisten, euch ein Leid zuzufügen, oder er möchte es schwer büßen, so lange ich diesen Stock noch habe."

Hug antwortete darauf kein Wort, sondern ging mit ihm die Treppe hinauf in den Saal, wo die Herren beim Mahle saßen. Dort sah er sich

wohl um, welches die vornehmste Tafel sei, und erblickte den Kalifen Gaudis. Vor dessen Tafel stand der große, gefürchtete König von Anapel, der den Christen so vielen Schaden gethan hatte. Alsbald zog Hug sein Schwert und schlug ihm nach Karls Befehl das Haupt ab, welches in eine goldene Schüssel sprang, die auf dem Tische stand. Dann ersah er des Kalifen Tochter, ging ganz ruhig auf sie zu und küßte sie auf den Mund. Während er so die schöne Klaramonde umfangen hielt, erblickte der Kalif, der erst wütend aufgesprungen war, den Ring des Dagayant an Hugs Arme und sprach demütig: „Thut ganz nach eurem Belieben, was ihr wollt! Wie geht es unserm Herrn Dagayant?“ Da antwortete ihm Hug: „Das will ich euch sagen: ich habe ihn auf dem starken Schlosse Dunalster erschlagen und ihm diesen schönen köstlichen Ring genommen. Und weiter sag' ich euch: ihr müßt mir das Haar aus eurem Barte geben und dazu die vier hintersten Zähne aus eurem Munde; denn ich will sie haben!“

Als dies der Kalif hörte, ward er ganz rasend vor Zorn und rief seinen Dienern zu: „Nehmt diesen Franken gefangen! zu übler Stunde kam er hieher, denn er muß sterben!“ Kaum hatte der Kalif so gesprochen, als von allen Seiten Messer und Dolche auf Hug gezückt wurden, und wiewohl dieser sich mannhaft wehrte, vermochte er doch der Menge der Sarazenen nicht lange zu widerstehen. Mit großer Mühe gelang es ihm, auf einen hohen Turm mitten in der Burg zu entkommen. Dort blies er so laut in sein Horn, daß alle, die da waren, reich und arm, Herren und Knechte, alt und jung, anfingen zu hüpfen und zu tanzen durch die Kraft des Hornes. Und die Sarazenen, die nie vorher so süßen Klang vernommen hatten, riefen alle: „Ach lieber Freund, blaset doch noch weiter!“ und Hug blies mit solcher Kraft, daß es auch Oberon hörte und wohl daran merkte, daß Hug in großer Not schwebe, aber er kam ihm nicht zu Hilfe, weil er ihm wegen seiner Lüge zürnte; deshalb beschloß er, ihn hart dafür büßen zu lassen. Da nun keine Hilfe kam, verstand Hug wohl, daß Oberon ihm gram sei.

Sobald Hug zu blasen aufhörte, fielen ihn die Sarazenen mit solcher Übermacht an, daß er sich nicht länger zu wehren vermochte. Sie nahmen ihn gefangen, beraubten ihn seines Panzers, Bechers und Horns und schleppten ihn vor den Kalifen, der also zu ihm sprach: „Ha, du armseliger Wicht, wolltest du mein Barthaar und meine Zähne haben? Nun mußt du schmählich sterben.“ Da sagten seine Räte: „Lasset ihn lebendig aufs Rad flechten.“ Damit war der Kalif wohl zufrieden. Aber als die schöne Klaramonde solches erfuhr, dachte sie bei sich selbst: „Er hat mich auf den Mund geküßt, sein Atem ist so süß; der sollte mein Herz wohl gesund machen, denn es ist wund von Liebe zu ihm. Stirbt er, so werd' ich nimmer wieder froh.“ Da ging sie zu ihrem Vater und sprach zu ihm: „Lieber Vater, es wäre nicht recht, wenn ihr diesen Franken töten ließet. Denn heute ist Johannistag, wo niemand zum Tode verdammt werden darf. Übergebt ihn meiner Hut! ich will

ihn gefangen setzen bei Wasser und Brot." Und als der Kalif es ihr gestattete, nahm sie den armen Hug, führte ihn in ihr Gemach, ließ ihn auf seidene Teppiche sitzen und sprach zu ihm: „Junker, wie ist euer Name?" Er antwortete: „Ich heiße Hug von Bordeaux." — „Wollt ihr mir gut sein," sprach sie weiter, „und mir eure Hand zur Ehe reichen, so will ich euch helfen, daß ihr wieder in die Christenheit kommet und Gesundheit und Ehre behaltet." — „Nein," sagte Hug, „das thät' ich nimmer; denn ihr seid eine Sarazenin." Da sprach die Jungfrau: „Ihr thatet sehr übel mich so zu schelten," ließ ihn von einem Diener in den Kerker bringen und befahl, daß ihm niemand zu essen noch zu trinken gäbe.

Drei Tage und drei Nächte saß Hug im Kerker ohne Speise und Trank, bitterlich klagend über Oberons Hartherzigkeit. Endlich meinte er es nimmer aushalten zu können vor Hunger und Durst und fühlte den Tod sich nahen. Und dieweil er nun von allem irdischen Trost verlassen war, wandte er sich zu Gott in inbrünstigem Gebet und flehte in tiefer Demut um Gnade und Barmherzigkeit. Siehe! da erweckte der liebe Gott das Herz der schönen Klaramonde, daß sie kam, das Gefängnis öffnete und zu Hug sprach: „Freund, wie geht es euch?" — „Ach, edle Frau," antwortete Hug, „es wird euch wenig Nutzen bringen, daß ihr mich in diesem Kerker Hungers sterben laßt." Da sprach die Jungfrau: „Hug, wollt ihr mich nun zum Weibe nehmen, so will ich euch freilassen und euch alle Ehre erweisen." — „Ja," sprach Hug, „ich thu' es gern, wenn ihr Christin werden wollt." — „Das gelobe ich dir," erwiderte Klaramonde, „ich will mich taufen lassen, sobald Zeit und Stunde dazu kommt." Hiermit ließ sie ihn aus dem Kerker, denn sie liebte ihn zärtlich. Darauf ging die schöne Jungfrau zu ihrem Vater, dem Kalifen, und sprach zu ihm: „Der Franke, der hieher gekommen war, ist im Gefängnis gestorben." Da sagte der Kalif: „Liebe Tochter, das ist keine Trauerkunde, denn an seinem Leben oder Tod ist wenig gelegen." Als die Tochter ihren Vater so reden hörte, freute sie sich und ging schnell hin, wo sie Hugen fand, und sprach: „Nun mögen wir fröhlich sein und aller Sorgen vergessen." Also blieb Hug heimlich bei Klaramonde, der Kalifentochter, ein ganzes Jahr lang.

Inzwischen waren Hugs Gesellen und Base, die auf dem Schlosse Dunalster geblieben, in großer Sorge um ihn, und sie beschlossen hinauszuziehen um ihn aufzusuchen oder doch von seinem Verbleiben Kunde zu erhalten. Sie rüsteten eine Barke, die sie feindlichen Sarazenen abgenommen hatten, und Aliames, Gerwin, die zehn Ritter und die Jungfrau schifften darauf gen Babylon. Als sie dort anlangten, sprach Aliames: „Ich bin der sarazenischen Sprache wohl kundig; darum lasset mich zum Kalifen gehen, ich hoffe, Kunde über Hug zu erlangen." Die andern waren das wohl zufrieden. Da suchte Aliames ein Kraut, Montfire geheißen, rieb und mengte es und bestrich sich damit die

Haare und alle Glieder, daß sie schwarz und braun davon wurden. Darauf ging er mit Gerwin, den zehn Rittern und der schönen Jungfrau in den Saal des Kalifen Gaudis, der da saß und Schach spielte. Aliames grüßte ihn und sprach: „Machomet, Apollin und Ternogant mögen meinen Ohm wohl behüten und bewahren!“ Da schaute sie der Kalif an und sagte: „Seid willkommen! Wer seid ihr und von wannen kommt ihr?“ — „Ich komme aus Afrika,“ sprach Aliames, „und bin Triakel, euer Schwestersohn.“ Als dies der Kalif hörte, stand er auf und hieß ihn als seinen Neffen willkommen, dann sprach er: „Lieber Neffe, was habt ihr hier für Leute bei euch?“ — „Lieber Oheim,“ antwortete Aliames, „dies sind gefangene Christen, die euch mein Vater, der König Ivorin, sendet. Nehmt sie gefangen, daß sie nicht entrinnen! Und diese Jungfrau gebt eurer Tochter zum Kammermädchen; sie ist eine Tochter des Grafen von Blois und Klaramonde wird gut französisch von ihr lernen.“ — „Es soll alles nach eurem Willen geschehen,“ sprach der Kalif. Da wurden Gerwin und die zehn Ritter ins Gefängnis geführt und Aliames folgte ihnen, um zu sehen wo sie blieben. Da sprach Gerwin zu ihm: „Pfui Schande über euch! ihr sagtet uns, ihr hießet Aliames und nun ist der Kalif euer Oheim. Ach Gott, nun werden wir nimmer wieder in Christenlande kommen!“ — „O schweiget doch, lieber Gerwin,“ versetzte Aliames, „ich habe ja dies alles nur aus List gethan; denn ich meinte Hug im Gefängnis zu finden. Aber jetzt sehe ich klar, daß er tot ist, da wir ihn hier nicht gefunden haben. Euer werde ich nicht vergessen, das gelobe ich euch, und werde euch in kurzem wieder heraushelfen.“ Alle diese Reden führten sie in fränkischer Sprache, aber in Gegenwart des Wächters. Da geriet Aliames in Besorgnis, daß dieser sie verstanden habe, nahm sein Schwert und schlug dem Kerkermeister das Haupt ab. Darauf nahm er den Kopf und brachte ihn vor den Kalifen, welcher fragte: „Lieber Neffe, was bringt ihr da für ein Haupt?“ — „Es ist der Kopf eures Kerkermeisters, den ich erschlagen habe, denn er und die Gefangenen hielten so zueinander, daß ich wohl merkte, er sann darauf sie zu befreien.“ Da freute sich der Kalif und sprach: „Lieber Neffe, ihr seid ein Schmuck der Heidenschaft. Ich will euch mein Land übergeben und ihr sollt Herr über ganz Babylonien werden. Von dieser Stunde an soll man eurem Gebot gehorchen wie dem meinigen.“ Und er ließ alle Fürsten und Herren des Landes rufen und befahl ihnen, seinem Neffen Triakel zu huldigen als seine Vasallen.

Als Aliames von Gaudis in alle Würden eingesetzt war, kam eines Tages auch Klaramonde zu ihm und folgte der allgemeinen Sitte ihres Geschlechtes, denn die Weiber können ja nicht schweigen. Sie nahm also Aliames, den sie für ihren Vetter hielt, bei der Hand und sprach: „Lieber Vetter, ich bedarf eures Rates. Im vorigen Jahre kam hieher ein Botschafter König Karls von Frankreich, der zuvor auf dem Schlosse Dunalster den grimmigen Dagayant erschlagen hatte, und verlangte meines Vaters Barthaar und Backzähne.

Auch erschlug er in Gegenwart aller Fürsten den starken König von Anapel, dann sprang er zu mir und küßte mich auf den Mund. Und er muß mir das Herz verwundet haben, denn ich meinte nicht mehr ohne ihn leben zu können. Er aber ward gefangen und eines goldnen Bechers, eines elfenbeinernen Hornes und eines wunderbaren Panzers beraubt, der jedermann paßt, wenn er edlen Geschlechtes ist. Er saß gefangen drei Tage und drei Nächte ohne Essen und Trinken, und mein Vater glaubte, er sei gestorben. Ich aber erbarmte mich seiner und ließ ihn heimlich heraus. Seitdem ist ein Jahr vergangen und die ganze Zeit über habe ich ihn in meinem Gemach verborgen gehalten." Da sprach Aliames: „Wie konntet ihr so frech und einfältig sein, eure Liebe einem Christen zuzuwenden? Bei Machomet, das soll euch übel bekommen und euer Vater soll es wissen!"

Darüber erschrak Klaramonde sehr und bereute bitterlich, daß sie nicht geschwiegen hatte. Aliames sprach: „Laßt mich den Christen sehen!" Da führte sie ihn ganz erschrocken in das Gemach, wo Hug sich aufhielt. Und als Hug ihn erblickte, hieß er ihn freudig willkommen, fiel ihm um den Hals und küßte ihn. „Aliames," sprach er dann, „wie geht es Gerwin, meinen zehn Rittern und meiner Base in Dunalster?" Und nun erzählte Aliames, welche Listen er ersonnen hatte, um ihn auszukundschaften. Als aber Klaramonde die beiden so mit einander reden hörte, sprach sie zu Aliames: „O ihr fränkischer Verräter! ihr versteht ja sehr gut französisch zu sprechen, ihr seid nicht Triakel, wie ihr gelogen habt. Nun will ich es meinem Vater sagen, der wird euch an den Galgen hängen lassen." Jetzt war die Reihe zu erschrecken an Aliames und er fiel ihr zu Füßen und bat sie um Gnade. Auch Hug sprach: „Ach edle Jungfrau, verzeiht ihm! er ist mir zu nahe verwandt, als daß ihr ihn töten lassen könntet." Da lachte Klaramonde hell auf und sprach: „Nun habe ich mich wohl gerächt für die Angst, die ihr mir vorhin eingejagt habt." Darüber lachte auch Hug, ward frohen Muts und hieß Aliames von der Erde aufstehen. Aliames und Klaramonde schlossen darauf gute Freundschaft und die Jungfrau ließ auch Gerwin und die zehn Ritter aus dem Gefängnis. Da kamen sie zu Hug, freuten sich sehr und ließen es sich wohl sein, denn Klaramonde versah sie mit Essen und Trinken und allem, was sie sonst nötig hatten.

Als Agapart, der König von Tartarien, vernahm, daß sein Bruder Dagayant von einem Christenritter und Gesandten König Karls erschlagen worden sei, versammelte er ein großes Heer und zog vor die Stadt Babylon. Als dies der Kalif erfuhr, freute er sich und ging mit seinem Hofstaat hinaus vor das Thor, ihn zu empfangen „Was bringt ihr für Neuigkeiten?" sprach der Kalif, „mich dünkt, ihr wollt mit mir vereint gegen die Christen in den Kampf ziehen." — „Nein," antwortete Agapart, „ich bin euch böse; denn

der Christ, der meinen Bruder erschlug, ist zu euch gekommen und deshalb fordre ich von euch Sühne für den Tod meines Bruders. Auch will ich künftig den Zins haben, den ihr bisher an Dagayant gegeben habt." Aber der Kalif wies solches ab als seiner unwürdig und sprach: „Euer Bruder hatte kein Recht auf diesen Tribut, sondern besaß ihn nur durch Gewalt und Übermacht. Das ist nun alles mit ihm gestorben und darum weigre ich euch den Zins, denn ich bin edler geboren als ihr." Da erwiderte Agapart: „Wohlan denn, könnt ihr einen Kämpen finden, der mich bezwingen kann, so will ich euer Recht nicht kränken, besiege ich ihn aber, so sollt ihr mir den gleichen Zins entrichten wie meinem Bruder Dagayant." Damit war der Kalif zufrieden und sie schieden von einander, Agapart zu seinem Heere, Gaudis in seinen Palast.

Daheim rief der Kalif seinen Neffen Triakel zu sich und sprach: „Nun ratet mir gut, denn ich habe einen Kampf gegen den König Agapart angenommen." — „Lieber Oheim," sagte Aliames, „ich habe von Klaramonde vernommen, daß jener Christ, der den Dagayant erschlug, noch lebe, und ich glaube wohl, wollt ihr ihm seinen Panzer, seinen goldenen Becher und sein Horn wiedergeben, so wird er gern bereit sein, für euch den Kampf zu übernehmen." Da beschied der Kalif seine Tochter Klaramonde zu sich und sprach: „Liebe Tochter, du hast mir doch gesagt, der Franke, der vor einem Jahre hieher kam, sei im Kerker Hungers gestorben." — „Ja, lieber Vater," antwortete die Jungfrau, „ich dachte nicht anders, als daß er verhungern würde, denn in den ersten drei Tagen und Nächten aß und trank er nicht. Als ich ihn später wieder sah, war es mir leid, euch belogen zu haben. Ich bitte, verzeiht mir!" — „Es ist schon gut," sprach Gaudis, „laß ihn zu mir kommen, denn ich habe einen Kampf gegen den König Agapart angenommen, und will er mir den ausfechten, so gebe ich ihm alles wieder, was ihm genommen ward." Da gingen Aliames und Klaramonde dahin, wo sie Hug trafen, und sagten ihm von dem Kampfe. Dazu ließ sich Hug gerne bereit finden und ging mit den beiden zum Kalifen. Als nun dieser ihn erblickte, sprach er: „Sei willkommen, Franke! getraust du dir den König Agapart im Streite zu überwältigen, so will ich dir all dein Gut wiedergeben. Auch sollst du friedlich aus meinem Lande scheiden dürfen und ich will dir Briefe an König Karl mitgeben, worin ich ihm jährlich siebzigtausend Goldstücke Zins verspreche." Nachdem Gaudis dies gesagt hatte, ließ er Hugen seinen Panzer, sein Horn und seinen Becher bringen.

Als Hug alle seine Wundergaben wieder hatte, zog er seinen Harnisch an und nahm den Schild, Aliames schnallte ihm goldene Sporen an und Klaramonde gab ihm eine Lanze in die Hand, indem sie sagte: „Junker, gedenkt an mich, wenn ihr unsre Ehre bewahren sollt!" Da freute sich Hug,

stieg wohlgewappnet auf sein gutes Roß, nahm Urlaub von dem Kalifen und grüßte die Jungfrau gar minniglich. So ritt er hinaus auf das Feld. Als Agapart ihn erblickte, kam er ihm entgegen geritten und fragte ihn, ob der Kalif ihn gesandt hätte, mit ihm zu fechten. „Ja, Gott sei Dank!“ erwiderte Hug. Als Agapart den Namen Gottes nennen hörte, wunderte er sich und sprach: „Saget mir, von wannen seid ihr gebürtig?“ Hug antwortete: „Zu Bordeaux bin ich christlich getauft; ehe ich hieher kam, erschlug ich in Dunalster den Riesen Dagayant und erbeutete diesen Harnisch, den ich jetzt anhabe.“ Darüber erschrak Agapart heftig und sprach: „Dagayant war mein Bruder; aber wollet ihr mein Freund sein, so will ich euch alles verzeihen; der Kalif soll uns alle seine Länder und Städte übergeben, und ihr sollt der oberste Gebieter derselben werden. Auch sollt ihr den Zins empfangen, den der Kalif meinem Bruder entrichten mußte. Ferner will ich euch meine Schwester zur Ehe geben, ein gar liebliches Mägdlein; ihr sahet nie eine so große und starke Jungfrau, denn sie hat keinen Zahn im Munde, der nicht einen halben Fuß lang wäre.“ Da lachte Hug und sprach: „Ich bedanke mich für solch ein Schätzchen. Um solcher Heirat willen bin ich wahrlich nicht in dieses Land gekommen. Doch genug des Geschwätzes! laßt uns das abmachen, weswegen wir hier zusammen gekommen sind.“ Da rief der Sarazene: „So nimm dich in acht, Franke!“ Und nun rannten sie wider einander, daß die Speere zersplitterten, worauf sie ihre Schwerter zogen. Kühn wie ein Leopard hieb Hug seinen Gegner auf den Stahlhelm, daß das helle Feuer herausstob und die Ohren dem Sarazenen so heftig sausten, daß er nicht mehr wußte, wo er war. Bald aber kam ihm die Besinnung wieder, und nun versetzte er Hugen einen solchen Schlag, daß Mann und Roß in den Sand fielen und Hugs Schild mitten durchgespalten war. Dessen schämte sich Hug gar sehr, sprang mit seinem Pferde hastig auf und begann den Streit von neuem.

Lange währte der Kampf. Während dem lag Klaramonde am Fenster eines Turmes, sah dies mit an und wandte sich in brünstigem Gebet an den Gott der Christen und gelobte sich zu ihm zu bekehren, wenn er ihrem Freunde den Sieg verleihe. Da endlich brachte Hug seinem Feinde einen Schlag bei, daß er mit dem Rosse zur Erde fiel. „Sieh dich wohl vor, Sarazene,“ rief Hug und hieb ihm das Haupt ab. Darauf sprang er vom Pferde, ergriff das Haupt des Agapart, saß wieder auf und ritt damit vor das Schloß, darin Klaramonde dem Kampf zugeschaut hatte.

Dort kam ihm der Kalif entgegen, empfing ihn mit großen Ehren und sprach: „O Franke, alles gute möge dir geschehen und Machomet gebe dir Preis und einen hohen Namen! Nun möget ihr reisen, wann es euch gefällt, und ich will euch Briefe an König Karl mitgeben. Grüßet ihn in meinem Namen und sagt ihm, er solle von uns Tribut erhalten, so lange er lebt.“ Aber unverzagt sprach Hug: „Herr Kalif, ich bitt' euch, schweiget solcher Worte! denn ich will nichts anderes haben, als um was ich vom König Karl gesandt

bin, das ist euer Bart und eure vier hintersten Backzähne." Da ergrimmte der Kalif heftig und rief seinen Herren zu: „Hört doch, was dieser Franke begehrt! Ich gäbe ihm meine Zähne nicht um alle Länder König Karls." Darauf sprach er zu Hug: „Franke, du hast mich sehr erbittert und dir selbst großen Schaden gethan; denn ich will nicht eher essen und trinken, als bis du in meinem Gefängnis verschlossen liegst." Als Hug dies hörte, zog er sein Schwert und sagte: „Seht euch vor, Herr Kalif! denn, so Gott will, werde ich mir jetzt euren Bart holen." Und damit schlug er nach dem Kalifen. Alsbald sah er sich von allen Seiten angegriffen und konnte sich nicht lange mehr wehren. Dies bemerkte Aliames, kam mit Gerwin und den zehn Rittern zur Hilfe herbeigeeilt und richtete ein großes Morden unter den Sarazenen an. Doch der Übermacht mußten die Franken endlich weichen und zogen sich auf einen hohen Turm in der Burg zurück. Dort nahm Hug sein Horn und blies hinein, und im selbigen Augenblicke begannen die Feinde allesamt zu tanzen; Herren und Knechte, Frauen und Jungfrauen tanzten nach dem Schall des Hornes. Und Hug blies mit solcher Kraft, daß es König Oberon hörte und sprach: „Hug von Bordeaux ist in großer Not, und da ihm Gott seine Sünden verziehen hat, so wünsche ich mich mit hunderttausend wohl gewappneten und berittenen Mannen gen Babylon." Sogleich war er dort mit seinem ganzen Heere. Freudig erkannte Hug sein Banner mit dem Kreuze und hörte auf zu blasen. Alsbald ließen auch die Sarazenen ihr Tanzen sein, aber nun wurden sie von allen Seiten angegriffen und waren sehr verwundert, woher plötzlich all das Volk käme, das so unversehens auf sie einhieb. Sie konnten sich aber gegen Oberons Macht nicht lange wehren, so daß sie fast alle erschlagen wurden und nur wenige Sarazenen entkamen.

Als nun die Schlacht vorüber war, ging Hug auf den guten König Oberon zu, warf sich demütig und mit großer Reue vor ihm auf die Knie und bat ihn inbrünstig um Verzeihung. Da sprach Oberon: „Stehet auf! es ist euch alles vergeben. Jetzt macht euch bereit gen Paris zu reisen und vergesset nicht den Bart und die vier Backzähne des Kalifen mitzunehmen." — „O edler Herr," sprach Klaramonde, „wie wird er die wohl unterwegs bewahren können?" — „O, recht gut," sagte Oberon und lachte. Da nahm Hug das Haupt des Kalifen, schnitt den Bart mit dem Schwerte ab und zog die vier hintersten Zähne aus seinem Munde. Darauf sprach Oberon: „Jungfrau, nun gebt acht! damit diese Wahrzeichen wohl aufgehoben seien, wünsche ich sie alle in Aliames' Hüfte." Und alsbald waren sie darin. Nun wandte sich Oberon also zu Hug: „Höret mich an, Freund, und gehorchet meinem Befehl! Ich gebiete euch, daß ihr jede Gemeinschaft mit Klaramonde meidet, bis sie getauft und euch zum ehelichen Weibe gegeben ist. Bis dahin darf euer Mund den ihren nicht berühren. Handelt ihr aber meinem Geheiße

zuwider, so wird euch großes Unheil daraus erwachsen.“ Da schwur Hug bei Gott, daß er sein Gebot halten wolle, ließ die Barke wohl bereiten, auf welcher Aliames mit seinen Gefährten nach Babylon gekommen war, und nahm ehrerbietig Urlaub von Oberon. So schieden sie in Freundschaft von einander. Darauf gingen Hug und Klaramonde mit ihrem ganzen Gefolge, Aliames, Gerwin und den zehn Rittern, an Bord. Oberon gab allen seinen Segen und bat Hug noch einmal herzlich und mit beweglichen Worten, daß er doch ja sein Gebot nicht brechen solle. Dabei standen dem guten Oberon die Thränen in den Augen.

Jetzt wurden die Segel aufgezogen und mit günstigem Winde begann die Fahrt. Als sie nun einige Tage auf der See gefahren, konnte sich Hug, der von sehnsüchtiger Liebe gequält ward, nicht enthalten Klaramonde einmal anzublicken. Und da er sie so schön sah, ward er von heftiger Leidenschaft ergriffen und sprach zu sich selber: „Ach warum hat mir Oberon ein so hartes Verbot auferlegt? Soll ich mein trautes Lieb nicht einmal umarmen dürfen? Aber wer zwingt mich, einem so unsinnigen Befehl zu gehorchen?“ Da ging er zu Klaramonde und sprach: „Jungfrau, ich bitte euch, gebet mir einen Kuß!“ Sie aber antwortete ganz erschrocken: „O Lieber, ich fürchte, Oberon möchte darüber zürnen und euch strafen.“ — „Nein,“ sprach Hug, „ich will keine Sünde begehen. Sobald wir nach Rom kommen, werdet ihr getauft und dann lasse ich euch als mein Weib mir antrauen. Aber einen Kuß will und muß ich haben.“ Als dies Aliames hörte und Gerwin, wurden sie sehr traurig und sprachen zu Hug: „Wir bitten euch bei Gott, daß ihr Oberons Gebot und euern Eid doch nicht brechen wollet.“ — „O ihr Herren,“ rief Hug ärgerlich, „ich weiß euch guten Rat, daß ihr keinen Schaden durch mich nehmen sollt. Entfliehet aus dem Schiffe in das Boot.“ Und in der That hielten sie es alle für geraten, sogleich von Hug zu scheiden. Sie setzten daher das Boot aus und stiegen hinein. Klaramonde aber blieb mit Hug und dem Steuermann allein auf dem Schiffe. Nun schloß Hug seine Geliebte in die Arme und küßte sie.

Siehe! in demselben Augenblick erhob sich ein furchtbares Ungewitter mit Blitz und Donner. Ein schwerer Donnerschlag zerschmetterte die Barke, so daß alles, was Hug von Babylon mit genommen hatte, Harnisch, Ring, Becher und Horn, alle Kostbarkeiten und Lebensmittel, zu Grunde ging. Mit genauer Not retteten sich Hug und Klaramonde auf einem Schiffsbrett, mit dem sie endlich nach unsäglicher Todesangst und Bedrängnis durch Gottes Ratschluß ans Land geworfen wurden. Aber sie waren nackt und bloß, denn ihre Kleider waren durch die Wut des Meeres in Stücke zerrissen, und sie hatten nichts gerettet um das Leben zu fristen. Vor Kälte mit den Zähnen klappernd, rangen sie voll Reue und Verzweiflung ihre Hände. „Gott weiß,“ rief Klaramonde, „daß wir zu übler Stunde Oberons Gebot übertreten haben; nun müssen wir sterben vor Kälte und Elend.“

Während Hug und Klaramonde so klagten, kamen zwölf Sarazenen daher geritten, welche die Jungfrau sogleich an ihrer Sprache erkannten und sich freuten, sie gefunden zu haben. Sie gaben ihr einen warmen Mantel und setzten sie auf ein Pferd, während sie dem unglücklichen Hug Hände und Füße banden und ihn so am Strande liegen ließen. Darauf ritten sie mit der jammernden Klaramonde hinweg und sprachen: „Wir wollen euch zu euerm Oheim, dem Könige Ivorin, bringen, der wird euch auf einem Scheiterhaufen verbrennen oder eines andern Todes elendiglich sterben lassen.“ Als dies Klaramonde hörte, erschrak sie aufs heftigste und versank in großen Kummer.

Nun geschah es aber, daß der König von Palermo, Galesier genannt, um dieselbe Zeit mit seinem Gefolge ausgeritten war. Da sah er die zwölf Sarazenen daher jagen mit der Jungfrau, die er alsbald erkannte. „Seid willkommen, Klaramonde,“ sprach er zu ihr, „ich habe sieben Jahre lang Liebe zu euch getragen. Heil mir, daß ich euch hier gefunden! keinen Schatz der Welt möcht ich dafür nehmen; denn nun will ich euch zu meinem Weibe und zur Königin von Palermo machen.“ Da sprach Klaramonde: „Gnädiger Herr, ich bin damit zufrieden, doch bitte ich, daß ihr die Hochzeit nicht vollzieht, ehe vierzig Tage und vierzig Nächte verstrichen sind.“ Als dies der König hörte, lachte er und sprach: „Edle Jungfrau, das soll euch gewährt sein. Machomet verderbe mich, wenn ich eure erste Bitte nicht erfülle.“ Und so folgte sie denn dem Könige, aber die zwölf Sarazenen ließ sie gefangen nehmen, weil sie ihr mit Drohungen und Hohnreden so übel zugesetzt hatten. Der König Galesier setzte Klaramonde auf ein stattliches Pferd und brachte sie ehrenvoll in seine Stadt Palermo, um sie zu seinem Weibe zu nehmen. Doch mancher meint, er habe nun erlangt, was sein Herz begehrt, und hat schließlich nur Schaden und Verdruß davon; so sollte es auch Galesier ergehen.

Unterdessen lag Hug auf dem Sande gebunden und konnte weder Hand noch Fuß regen. Bitterlich klagte er über sein herbes Schicksal, aber noch mehr um seine geliebte Klaramonde, von der er nun nicht einmal wußte, wo sie weile. Er konnte nur Gott inbrünstig bitten, ihr Leben zu behüten. Als Hug so klagte und betete, hörte ihn der gutherzige See-Elfe Malprun, durfte ihm aber nicht helfen, ehe er seinen Gebieter Oberon gesprochen hatte. Darum machte er sich auf den Weg zu ihm, und als er ihn gefunden, sprach er: „O edler Oberon, Hug ist in großer Not und muß ohne eure Hilfe sterben; denn er liegt nackt und bloß am Meeresstrand, mit Stricken gebunden, so daß er weder Hand noch Fuß rühren kann. Ich bitte euch, erlaubt mir doch, ihn auf die andre Seite des Meeres zu tragen, damit er sich unter den Sarazenen sein Brod erbetteln und so sein Leben fristen kann.“ — „Redet mir nicht mehr von Hug,“ sprach Oberon, „ich will nichts mehr von ihm hören. Mit Recht leidet er Not, da er mein Gebot übertreten und verachtet

hat." — „Ach, lieber Herr Oberon," bat der gute Malprun, „habt um Gottes willen Erbarmen! Es wäre doch ein Jammer, ließet ihr den edlen jungen Mann verderben. Seht, er ist ja noch ein Jüngling, der nicht alle Weisheit besitzen kann. Der Jugend muß man einiges nachsehen. Dürfte ich ihm helfen, ich wollte gern in den Grund der See tauchen, um ihm Harnisch, Becher und Horn herauf zu holen." Und alsbald tauchte er unter und suchte so lange auf dem Meeresboden, bis daß er das Horn, den Becher und den Harnisch gefunden hatte. Dann brachte er sie dem König Oberon, der sich darüber freute und sprach: „Malprun, wenn ihr ein Jahr länger Buße thun wollt, so dürft ihr ihm helfen." — „O Herr," erwiderte Malprun, „sieben Jahr, wenn es sein muß; denn ich kann ihn nicht länger in dieser Not sehen." Da sprach Oberon: „Wohlan, so entledigt ihn seiner Fesseln und traget ihn auf die andre Seite der See. Übrigens aber laßt ihn ganz wie er ist; auch die Wundergaben soll er noch nicht wieder bekommen." Da nahm Malprun Urlaub von seinem Herrn, flog wieder zur See und kam an den Ort, wo Hug gebunden lag.

Als Hug Malprun erblickte, freute er sich sehr, und Malprun löste schnell seine Fesseln, wofür Hug ihm innig dankte. Er sprang auf und fragte: „Was macht mein guter Herr Oberon? soll ich nie wieder seine Gunst erwerben?" Malprun antwortete: „Zu übler Stunde habt ihr gegen seinen Willen gehandelt." — „Ach," rief Hug, „es ist mir sehr leid und reut mich bitter, daß ich sein Gebot gebrochen habe." Da sprach Malprun: „In Anbetracht der Reue, die ihr habt, darf ich euch einige Hilfe bringen. Ich soll euch über die See tragen. Doch weiter darf ich für jetzt nichts thun. In Not und Armut sollt ihr unter den Sarazenen euer Brot erbetteln und bei Apollin und Machomet ihr Mitleid erflehen." — „Gott lohn euch eure Gutthat," sprach Hug, und nun ergriff ihn Malprun, trug ihn über die See und setzte ihn aufs Ufer nieder. Dann befahl er ihn in Gottes Schutz und schied von dannen.

Nackt und vor Hunger halbtot lief Hug in das Land hinein. Und als er schier zu sterben meinte, fand er endlich einen alten Mann, der unter einem Baume saß und es sich wohlschmecken ließ. Es war ein Spielmann, der früher am Hofe des Kalifen Gaudis gewesen war, nun aber keinen Dienst mehr hatte. Er hatte Brot, Pastete, gebratenes Wildbret und eine Flasche Wein vor sich stehen. Neben ihm stand sein Pferd. Vor Frost und Hunger zitternd ging Hug zu dem Manne hin und grüßte ihn höflich, indem er sagte: „Machomet sei mit euch!" Der alte Spielmann sah ihn an und sprach mit freundlicher Stimme: „Freund, an wen glaubet ihr?" — „An den ihr auch glaubt," antwortete Hug, aber heimlich sprach er bei sich selbst: „Ach, mein gekreuzigter Herr Jesu, vergieb mir diese Sünde!" Da sagte der Spielmann: „Freund, wie heißet ihr?" Hug antwortete: „Gerwin ist mein Name, und ich habe wohl Grund betrübt zu sein, denn ich bin in Afrika geboren, von

edler Abkunft und war ein reicher, mächtiger Kaufherr. Aber all meine Schätze mein Schiff und meine Gefährten hat das Meer verschlungen. Ich allein bin noch übrig in diesem trübseligen Zustande.“ Darauf sprach der alte Mann: „Freund, betrübt euch nicht zu sehr. Ihr mögt wohl wieder zu Reichtum und Ehren gelangen, denn ihr seid jung, schön und stark. Ich habe wohl mehr Grund zu klagen, denn ich bin ein Greis von zweiundsiebzig Jahren mit grauem Haar. Immer war ich wohl versorgt und hatte mein Auskommen, und jetzt in meinen alten Tagen muß ich zusehen, wo ich mein Brot verdiene. Denn ich habe den besten Herrn verloren, den Kalifen Gaudis, der von einem Boten König Karls erschlagen ward. Möge Machomet des Mörders Seele ewiglich verdammen! Nun will ich nach Mombrant zum Könige Ivorin reisen, der mich wohl kennt, denn er war meines toten Herrn Bruder, und ich hoffe, er wird mich aufnehmen. Und ihr, junger Knabe, wollt ihr mein Träger und Knecht sein, so soll es euch gelohnt werden.“ — „Ja, Herr,“ antwortete Hug, „ich will alles thun, was ihr mir auftragt. Wie soll ich euch nennen?“ — „Ich heiße Asterman,“ sprach der Alte, „jetzt, lieber Freund, knüpft das Bündel dort auf, nehmt das beste Kleid heraus und zieht es an. Auch Hemd, Strümpfe und Schuhe mögt ihr euch aussuchen.“ Hug that, wie ihm geheißen ward, und als er gut gekleidet war, dankte er dem Spielmann herzlich für seine Gaben. „Nun, lieber Freund,“ sprach Asterman, „setzt euch her, eßt und trinkt, was euch beliebt von dem, was hier steht.“ Da setzte sich Hug zu dem alten Mann und aß und trank, denn er hatte großen Hunger.

Als sie sich nun zusammen gütlich gethan hatten, sagte Asterman: „Wenn ich vor König Ivorin spiele und man mir Kleider oder einen Mantel schenkt, so mögt ihr das alles zusammen nehmen, es auf dem Markte verkaufen und euch ein Pferd dafür erhandeln; dann braucht ihr nicht länger zu Fuße zu gehen.“ Darüber freute sich Hug sehr und dankte dem allmächtigen Gott, daß er ihm einen so gütigen Herrn verschafft hatte.

Nun reisten die beiden nach Mombrant, wo sie den König Ivorin, von Edelleuten und anderen Sarazenen umgeben, fanden. Dieser hieß den Spielmann willkommen und fragte ihn, ob es wahr sei, daß man seinem Bruder, den Kalifen Gaudis, erschlagen habe. „Ja leider, Herr,“ sprach Asterman, „Hug von Bordeaux, König Karls Bote, hat ihn ermordet. Möge Machomet den Thäter strafen!“ Als Ivorin dies vernahm, seufzte er tief und sprach: „O mein Freund, meine Sinne sind mir gänzlich verstört von diesem großen Unglück. Ihr müßt mir etwas spielen, auf daß sich mein Herz ein wenig erleichtert.“ Da nahm Asterman die Fidel, stellte die Wirbel richtig und begann dann zu spielen so schön und meisterlich, daß der König ihm seinen Mantel von Scharlach, mit Zobel gefüttert, zum Lohne gab, und jeder der

Herren, die im Saale bei dem Könige saßen, schenkte ihm ein schönes Kleid. Darüber freute sich Hug, legte die Gewänder auf einen Haufen und band sie in ein Bündel zusammen. Da fragte der König: „Wie kommt ihr zu diesem Knaben?" — „Durch Zufall, Herr," antwortete Afterman, „ich saß unter einem Baum um zu ruhen, da kam er gelaufen, ganz nackt und hungrig, denn der Arme hat großes Unglück erlitten, indem er durch Schiffbruch seine ganze Habe verloren und sich mit genauer Not auf einem Brett gerettet hat." Da sprach der König: „Knabe, wie heißt ihr?" — „Bei Apollin, Herr," antwortete Hug, „ich heiße Gerwin." Da sagte der König: „Machomet verleihe euch Glück, Gerwin! was versteht ihr für Künste?" — „Herr," sprach Hug, „ich kann allerlei Brettspiele; denn mein Vater war ein reicher Mann und ließ mich wohl darin unterweisen. Noch keinen hab ich gefunden, der mich im Schachspiel überwände." — „Wahrlich," sagte der König lachend, „ihr redet sehr vermessen." — „O Herr," sprach Hug, „ihr kennet meine Künste noch nicht alle; denn wenn es not thut, kann ich auch eines Königs Banner in der Schlacht wohl führen und ein Heer in Ordnung aufstellen, daß es die Feinde um so leichter besiegt. Auch verstehe ich es, ein großmütiges Herz zu bezwingen. Alles dessen darf ich mich wohl rühmen." Da lachte der König, ließ ein Schachbrett herbei holen, rief seine Tochter und sprach zu ihr: „Bringe mir diesen Knaben zum Schweigen und spiele mit ihm. Gewinnst du, so muß er sterben; aber wenn er gewinnt, so soll er dein Gemahl werden." Als die Königstochter den schönen Jüngling sah, dachte sie: „Es wäre doch schade, wenn dieser herrliche Mann sterben sollte. Lieber will ich ihn zu meinem Gatten erkiesen, und der Liebe Macht soll siegen."

Nun spielten sie; Hug verstand sich wohl auf das Spiel, aber die Jungfrau noch viel besser. Als daher eine Weile vergangen war, sprach sie: „O Jüngling, ihr habt euch zu hoch vermessen vor meinem Vater; das wird euch bald gereuen; denn, wenn ich euch matt setze, müßt ihr sterben." Aber Hug hob sein Herz zu Gott in heißem Gebet, und siehe, die Jungfrau war mit Liebe gänzlich befangen und achtete nicht mehr auf das Spiel, also daß Hug es nach seinem Willen lenkte und gewann. Da sprach er: „Jungfrau, ihr habt das Spiel verloren." Und die Königstochter ging zu ihrem Vater, der sprach zu ihr: „Nun, Töchterchen, wie ist es gegangen? hast du das Spiel gewonnen?" — „Nein," versetzte sie, „ich hab es verloren." Da ward der König sehr zornig und sprach: „Machomet strafe dich! nun soll der Knecht dein Gemahl werden, denn meinen Eid will ich halten." Damit war die Tochter sehr wohl zufrieden. Aber Hug sprach: „Herr König, es wäre nicht gut, wenn euer Kind durch mich in Schande käme. Wahrlich, die Edelsten würden sich mit ihrer Hand beglückt finden. Ich will sie nicht in Unehre bringen, vielmehr, möge Machomet sie in ihrer Jugend und Schönheit leben lassen." Über diese Großmut war Ivorin sehr erfreut, ging zu Hug,

umarmte ihn und sprach: „Gerwin, Machomet verleihe euch Ehre! ich will allzeit euer Freund sein, ihr habt sehr wohl geredet.“ Als dies die schöne Königstochter hörte, freute sie sich gar nicht, sondern sprach heimlich zu sich selber: „O Gerwin, hätt' ich das vorher gewußt, du hättest das Spiel nimmer gewinnen sollen!“

Da nun der König Ivorin vernahm, daß der König von Palermo seines Bruders Tochter Klaramonde in seiner Gewalt hatte, sprach er zu seinem neuen Freunde: „Lieber Gerwin, gebt mir euren Rat; ich habe dem Könige von Palermo durch zehn Edelleute entboten, daß er mir Klaramonde, meine Nichte, ausliefere; er aber schwur, ich sollte sie nicht wieder bekommen, es koste was es wolle.“ Als Hug hörte, wo sich seine geliebte Klaramonde aufhalte, freute er sich sehr und sprach: „Herr, es ist schändlich, daß Ivorin eure Nichte gegen euern Willen behält. Folget meinem Rate und entbietet alle eure Mannen, daß wir mit Heeresmacht vor Palermo ziehen. Ich will euer Banner führen; dann soll es uns wohl gelingen, Klaramonde in unsre Gewalt zu bekommen.“ — „Das ist guter Rat,“ antwortete Ivorin, „dafür sollt ihr mit Waffen, Harnisch und Pferd wohl ausgerüstet werden.“ Dies hörte ein vertrauter Rat des Königs, führte ihn heimlich zur Seite und sprach zu ihm: „Herr König, vertraut ihm doch euer Banner nicht an! schwerlich kennt er viel von Kriegskunst. Laßt ihn sich wenigstens erst einmal in den Waffen bewähren, ehe ihr seinen Großsprechereien Glauben schenkt.“ Da sprach der König: „Ich bin's zufrieden.“

Nun rüstete sich der König Ivorin mit seinem Volke zum Kriegszug. Aber Hug, der auch mit in den Kampf sollte, wartete vergebens auf die versprochene Ausrüstung. Man brachte ihm einen alten verrosteten Harnisch, ein hinkendes, verkrüppeltes Pferd, das lange im Karren gezogen, und dazu ein Schwert, das wohl an sieben Jahr im Rauchfang gehangen hatte. Als Hug dieses aber aus der Scheide zog, erkannte er an zwei Zeichen, daß kein geringerer als Wieland der Schmied es gemacht habe, und war wohl damit zufrieden, denn Graf Roland hatte das Gegenstück dazu, das diesem ganz gleich war. „Habt Dank, Freund,“ sprach Hug zu dem Sarazenen, der es ihm brachte, „ich will euch von Palermo ein besseres mitbringen.“ Aber der Sarazene sagte spöttisch: „Wie solltet ihr mich wohl bezahlen?“

Als nun Ivorin mit seinen Kriegern gen Palermo aufbrach, zog auch Hug mit, aber auf seiner elenden Mähre konnte er nur mühsam nachfolgen und mußte oft zu Fuße gehen. Und als der König Ivorin vor Palermo ankam und ein Lager aufschlug, da ließ der König Galefier, sobald er es vernahm, seine Stadtthore schließen, und die in der Stadt kümmerten sich wenig um die Belagerer, denn die Stadt war sehr stark befestigt und mit Lebensmitteln wohl versehen. Da ging Galefier zu Klaramonde und sprach: „Ivorin belagert

mich um euretwillen; sehet dort seine Zelte und sein Heer!“ Da sagte Klaramonde: „Es wäre besser, ihr übergäbet mich ihm, als daß ihr meinetwegen Schaden leidet.“ — „Nein,“ sprach Galesier, „lieber verlör’ ich alles Land und Gut, als daß ich euch seiner Rache überließe. Wir brauchen ihn auch gar nicht zu fürchten; nicht in hundert Jahren könnte er meine Burg gewinnen, denn wir haben alles in Fülle, auch kommt uns von der See her Korn und Wein zu, soviel wir brauchen, und meine Voreltern haben den Hafen so wohl befestigt, daß ihn niemand uns nehmen kann.“

Nun hatte Galesier einen Neffen, das war der große, starke und mächtige König Sorberin. Der kam zu seinem Oheim und sprach: „Ich will zu Ivorin reiten und ihm vorstellen, daß er gar kein Recht hat, wider uns zu fechten; denn Klaramonde, die euer Weib werden soll, ist freiwillig, ohne Zwang und in Gutem mit euch hieher gekommen. Will dies Ivorin nicht anerkennen, so werde ich ihn zum Zweikampf fordern, so daß der Klaramonde haben soll, welcher Sieger bleibt. Ich werde den Streit gewinnen, denn ich habe große Lust, die Jungfrau euch mit dem Schwerte zu erkämpfen.“ Da sprach der König von Palermo: „Habt Dank, lieber Neffe, an Waffen und Harnisch soll es euch nicht mangeln.“ Also wappnete sich König Sorberin herrlich und bestieg ein sehr großes Pferd, Blansadin geheißen, das mit köstlichen rotseidenen Decken angeschirrt war. Auf diesem ritt Sorberin ganz allein aus der Stadt hinaus und ließ die Pforte hinter sich schließen. So kam er vor König Ivorins Zelt und sprach: „Herr König von Mombrant, ihr thut sehr unrecht, meines Oheims Stadt zu belagern der schönen Klaramonde wegen, und sie wird dennoch sein Weib werden. Wollt ihr dies aber nicht zugeben, so begehre ich gegen zwei der Tapfersten zu kämpfen, die ihr unter euern Mannen finden mögt; und wagen es zwei nicht, so sendet ihrer drei oder vier; ja selbst fünf, sechs oder sieben Feinde scheue ich nicht, so lang ich mein gutes Schwert und mein starkes Roß Blansadin habe. Können die sieben mich bewältigen, so sollt ihr eure Nichte in Frieden wieder bekommen, überwinde ich sie aber, so steht vom Kampfe ab und lasset die Jungfrau ohne alle Widerrede meinem Oheim.“ Als dies Ivorin hörte, ergrimmte er sehr und brach in so übermütige Schmähreden aus, daß Sorberin zornig sein Pferd umwandte und hinweg ritt.

Der edle Hug hatte die Reden der beiden Könige wohl mit angehört. Da saß er alsbald auf seine verkrüppelte Mähre, stach sie mit den Sporen und ritt dem Sorberin hinkend nach; aber es währte lange Zeit, bis es ihm gelang ihn einzuholen. Als Sorberin ihn erschaute, sprach er: „Lieber Knappe, was bringst du für Nachricht? hat Ivorin sieben Ritter gefunden, die mit mir zu kämpfen wagen?“ — „Gebärdet euch nicht zu dreist,“ antwortete Hug, „der König sendet mich allein, damit ich, wie ich hier bin, mit euch streite. Nun flieht von hinnen oder stellt euch zur Wehr, sonst steche ich euch mit dem Speere nieder!“ Das erzürnte den König Sorberin heftig, er wandte sein

Pferd, ritt voller Wut gegen Hug und stach ihn mit solcher Kraft durch den Schild, daß er ihm auch den Harnisch durchbohrte und die Spitze des Speers zwischen Hugs Rippen drang. Obwohl verwundet, sprang Hug von seiner Mähre, zog sein altes verräuchertes Schwert, unterrannte den Sarazenen und schlug ihm über den Helm einen so gewaltigen Streich, daß er Helm und Haupt mitten durch spaltete und der Sarazene tot vom Rosse sank. Da zog ihm Hug die Rüstung aus, bekleidete sich selbst damit, setzte sich auf das gute Pferd Blansadin und ritt nach Ivorins Lager zurück. Unterwegs aber begegnete ihm noch ein andrer Ritter aus Palermo, auch diesen griff er an, hieb ihm das Haupt ab und führte das Pferd des Getöteten mit sich. Also kam er ins Lager zurück und rief zuerst den Sarazenen zu sich, der ihm aus Hohn das verräucherte Schwert gegeben hatte. Dem schenkte er nun des Palermers Roß dafür. Da sprach der Mann: „Habt Dank; das Schwert ist gut bezahlt. Machomet lohn' euch eure große Gabe.“ Darauf ging Hug in Ivorins Zelt, wo er vom König und zwölf seiner Fürsten mit hohen Ehren empfangen ward. Ivorin dankte ihm dafür, daß er den Kampf so ritterlich bestanden, und sprach: „O lieber Gerwin, ich will von nun an immer eurem Rate folgen.“

Als nun der König Galesier erfuhr, daß sein Neffe Sorberin erschlagen sei, beklagte er ihn sehr und war tief betrübt; aber um Ivorins Belagerung kümmerte er sich gar nicht, denn er wußte wohl: hätten sie zwanzig Jahr davor gelegen, sie hätten die Stadt nimmer einnehmen können, so stark war sie. So mußte König Ivorin endlich unverrichteter Sache mit seinem ganzen Heere nach Mombrant zurückkehren. Auch Hug folgte ihm dahin und genoß bei dem Könige große Ehre.

Nun begab es sich, daß Aliames, Gerwin und die zehn Ritter, nachdem sie lange Zeit vergebens nach Hug und Klaramonde gesucht hatten, in den Hafen von Palermo kamen. Dort sah sie Galesier, der auf der Warte seines Schlosses stand, stieg in den Hafen hinab und fragte sie, ob sie Kaufmannsgut brächten. Da sprach Aliames: „Nein, gnädiger Herr, sondern wir suchen vielmehr einen Herrn, in dessen Dienst wir Gut erwerben möchten.“ — „Ich will euch behalten,“ sprach Galesier, „und euch guten Sold geben.“ Damit waren sie wohl zufrieden, stiegen ans Land und gingen mit dem Könige auf sein Schloß. Und als sie in den Saal kamen, begegneten sie auch Klaramonden, die so von Gram und Sehnsucht entstellt war, daß sie sie kaum wieder erkannten. Es wagte aber keiner sie anzureden. Da konnte die Arme die Thränen nicht zurückhalten und ging in ihre Kammer, wo sie bitterlich weinte, denn da Hug nicht in seiner Gefährten Gesellschaft war, glaubte sie gewiß, er sei tot. Galesier, der nichts von Klaramondens Traurigkeit bemerkt hatte, sprach zu Aliames und seinen Gesellen: „Ihr sollt mir guten Rat geben.

Mein lieber Neffe Sorberin ward mir jämmerlich erschlagen und darum bin ich dem Könige von Mombrant bitter feind. Wie soll ich mich rächen?" Da antwortete Aliames: „Entbietet alle eure Ritter und Kriegsknechte, dann wollen wir allesamt vor Mombrant ziehen." — „Freund, Machomet lohn' euch euren Rat," sprach der König, „wie ist euer Name?" — „Ich heiße Aliames." — „O lieber Aliames, ich befehle euch einstweilen meine schöne Frau und will sogleich alle meine Mannen aufbieten lassen." Damit ging er aus dem Schlosse in die Stadt hinunter, versammelte seine Ritter und Knechte und hieß sie sich zum Kriege rüsten.

Inzwischen kam Klaramonde aus ihrer Kammer und rief Aliames und die andern zu sich. Als diese sie nun nach Hug fragten und sie den geliebten Namen hörte, fiel sie in Ohnmacht. Da besprengte Gerwin ihr Antlitz mit Wasser, daß sie wieder zu sich kam. Nun erzählte sie ihnen, was sie seit jenem Unwetter erlebt habe und wie sie hieher gekommen sei; von Hug habe sie leider nichts gehört; nur als vor kurzem Ivorin die Stadt Palermo belagerte, habe dieser einen schlechtgewappneten, aber sehr tapfern jungen Ritter bei sich gehabt, der auch den König Sorberin und einen andern Heiden erschlagen habe. „An diesen," sprach die Jungfrau, „habe ich seitdem gedacht und es hat mich allzeit bedünkt, es müsse Hug gewesen sein." Da rief Aliames: „O möchte ich meinen Neffen in Mombrant finden, das wär' eine Freude!" Während sie so redeten, kam Galesier wieder auf das Schloß. Da ging Klaramonde in ihre Kammer zurück; der kluge Aliames aber wiederholte nun mit einschmeichelnden Worten seinen Rat, so daß der König mit den Seinigen alsbald aufbrach und mit großer Heereskraft gen Mombrant zog.

Während dem hatte Hug, voll Sehnsucht nach seiner Geliebten, den König Ivorin beredet, Galesier von neuem mit Krieg zu überziehen. Kaum aber war das Heer des Königs von Mombrant vor die Pforte gekommen, da sah man den König Galesier mit den Seinigen gegen die Stadt reiten. Sogleich griffen sich die beiden Heere an und es erhob sich eine furchtbare Schlacht. Hug, der jetzt trefflich gewappnet auf seinem Pferde Blansadin saß, richtete allein mehr Schaden in Galesiers Volk an als alle übrigen zusammen. Als dies Aliames gewahrte, sprach er zu sich selber: „Was ist das für ein Teufel? Niemand kann ihm widerstehen und sein Schwert durchschneidet Eisen und Stahl. Ich will ihm doch einen Besuch abstatten." Damit ergriff er eine mächtige Lanze und ritt ihm entgegen. Und da auch Hug seinem Pferde die Sporen gab und den Speer einlegte, so rannten die beiden auf einander ohne sich zu erkennen. Während Hugs Lanze in viele kleine Stücke zersplitterte, traf ihn Aliames mit solcher Kraft, daß er ihn aus dem Sattel hob und zur Erde schleuderte. Aber sogleich sprang Hug wieder auf die Füße, zog das Schwert und rief in seiner fränkischen Muttersprache: „O Jesu Christ, heiliger Gott, hilf mir gegen diesen verfluchten Heiden!" Das verstand Aliames und antwortete auf fränkisch: „Guter Freund, schlaget nicht, sondern sagt mir, wo-

her ihr seid; darum bitt' ich euch." Da erkannte ihn Hug sogleich und rief: „O Aliames, mein trautester Freund und Ohm, seid mir willkommen; ich bin euer Neffe Hug." — „O seid auch ihr tausendmal willkommen, herzallerliebster Junker," sprach der alte Aliames mit bebender Stimme, „und nun beschwör' ich euch, merkt wohl auf das, was ich euch sage, und folget meinem Rate! Gerwin und eure zehn Ritter sind auch in diesem Heere. Wir hatten euch lange gesucht, bis wir endlich nach Palermo kamen in des Königs Dienst. Dort fanden wir die schöne Klaramonde. Wenn ich jetzt mein Horn blase, werden Gerwin und die zehn Ritter zu mir reiten. Mit ihnen will ich davon jagen, wie auf der Flucht. Ihr aber setzt mit blankem Schwert uns nach, als ob ihr uns verfolgtet." — „Dein Rat ist gut," sprach Hug. Indem wandte Aliames sein Pferd um, während Hug auf das seine sprang, und blies auf seinem goldnen Hörnlein. Sowie Gerwin und die zehn Ritter dies hörten, kamen sie zu ihm gesprengt und flohen mit ihm davon. Hug aber verfolgte sie mit gezücktem Schwert, als ob er sie erschlagen wollte. Dies thaten sie solange, bis sie beiden Heeren aus dem Gesicht gekommen waren. Dann steckte Hug sein Schwert ein und sie ritten zusammen in großer Hast nach Palermo über Berg und Thal. Und als sie vor Palermo anlangten, nahm Klaramonde ihrer wahr, lief eilends hinab, öffnete das Burgthor und begrüßte sie freudig. Und als sie ihren geliebten Hug erblickte, da erblühte ihr Herz, wie ein Morgen im Frühling, und sie sank weinend und lachend in seine Arme und küßte ihn zärtlich und hieß ihn tausendmal willkommen. Aliames aber ließ die Pforte wieder schließen und nun gingen sie in den Palast, um sich bei einem guten Mahl ihre Schicksale zu erzählen.

Unterdessen war König Galesier in große Wut geraten gegen Aliames, Gerwin und die zehn Ritter, weil sie aus der Schlacht geflohen waren, denn nun ward sein Volk so sehr bedrängt und erschlagen, daß er das Feld räumen mußte; Ivorin aber jagte mit den Seinen hinter den Fliehenden her, indem er viele tötete. So kam Galesier mit seinem geschlagenen Heere an den Burggraben von Palermo und rief mit lauter Stimme: „So schließt doch das Thor auf! bei Machomet, ich bin in großer Gefahr!" Als dies Aliames hörte, lief er an ein Fenster und rief hinunter: „Herr, wartet nur noch ein Weilchen, denn vor einem Monat werdet ihr schwerlich in eure Burg kommen." Da meinte Galesier, das Herz müsse ihm brechen vor Wut und Jammer, und er ging zum König Ivorin von Mombrant, bat ihn um Gnade, gab ihm gewonnen und ward sein Lehnsmann und schwur, ihm fortan getreu zu sein. Dann sprach Galesier: „O König Ivorin, ich beklage mich sehr über euern Spielmann Asterman, denn zu böser Stunde brachte er uns Gerwin ins Land, welcher euch und mir großen Schaden gethan hat. Ich weiß wohl, dieser ist oben auf meinem Schloß bei der schönen Klaramonde und bei ihm sind noch zwölf Ritter, die ich vor kurzem in meinen Sold nahm. Sie haben Lebensmittel genug und mögen sich gütlich thun und mich hier draußen warten lassen, denn

nicht in zehn Jahren könnte man ihnen die Burg abgewinnen. Nun haben sie mich verhöhnt und verspottet; auch Klaramonde hat mich zum Narren gehabt, das falsche Weib! Sie war immer betrübt, und ich will verflucht sein, wenn ihre Traurigkeit nicht demselben Spitzbuben galt, der meinen Bruder, den Kalifen, erschlagen hat. Jetzt erinnere ich mich, wie ihr einmal ein Wort entschlüpfte, aus dem ich wohl hätte entnehmen können, daß dieser betrügerische Sklave ihr Liebster sei." Als Ivorin dies hörte, ward er sehr ergrimmt und sprach: „Bei Machomet und Apollin, hat mich Asterman so verraten, daß er diesen Buben in mein Land brachte, so will ich ihn hängen lassen als einen Dieb und Verräter." Da versöhnten sich die beiden Könige. Dem armen Spielmann aber ging es schlimm, denn da ihm beide sehr erbost waren, ließen sie ihn gefangen nehmen und einen Galgen vor Palermo errichten. Nun stand Hug oben an einem Fenster des Palastes und erblickte das, wie man dem Spielmann die Hände auf dem Rücken zusammenband. Da rief er: „O ihr Freunde, ich bitte euch, wappnet euch zur Stunde, denn mein guter Asterman ist in großer Gefahr; man will ihn hier vor der Burg an den Galgen hängen. Und das leidet er um meinetwillen. Darum muß ich ihn aus seiner Not erlösen, und sollt' ich selber dabei den Tod erleiden." Da wappneten sie sich schnell und sprengten aus der Pforte der Burg. Hug ritt auf seinem guten Roß Blansadin gegen den König Ivorin, warf ihn vom Pferde, ergriff ohne Säumen den alten Spielmann und hob ihn mit großer Mühe auf sein Roß. Aber nun wurden sie von allen Seiten von den Sarazenen umringt und nur mit gewaltiger Anstrengung gelang es Aliames und den zehn Rittern den Rückzug nach der Burg zu decken. Dabei aber verloren sie den edlen Gerwin, Hugs Oheim, denn diesen erschlugen die Heiden, worüber Hug und Aliames sehr betrübt waren. Doch kamen sie mit den andern Rittern und dem geretteten Spielmann wieder in die Burg und verschlossen die Pforte, und nun konnte ihnen niemand etwas anhaben.

Nun gefiel es Gott, seinem Freunde Hug Trost zu bringen. Denn eines Tages geschah es, daß ein fremdes Schiff in den Hafen von Palermo einlief, und Hug stand zufällig oben auf der Zinne des Schlosses und erblickte an dem Maste das Wappen von Bordeaux. Da freute er sich sehr und rief Aliames herbei, mit dem er sogleich nach dem Hafen hinunter ging. Dort fanden sie das Schiff und fragten, woher es sei und was die Schiffsherren für Landesleute wären. Und diese antworteten in fränkischer Sprache: „Wir sind von Bordeaux." Da sprach Hug: „Wenn ihr von Bordeaux seid, so kennt ihr wohl auch den Herzog Siegwin und seine beiden Söhne." — „Ja wohl," antworteten die Schiffsleute, „Herzog Siegwin war unser Herr; Gott sei seiner Seele gnädig! Er hinterließ bei seinem Tode das ganze Land seinem Sohne Hug; das war ein Herr! man fand seinesgleichen nirgend an Freund-

lichkeit und Güte. Aber sein Bruder Gerhard ist falsch und schlecht, Gott möge ihn strafen! Ach, wäre doch unser Herr Hug noch am Leben, dann wollten wir uns alle freuen. Aber leider erschlug er durch Zufall König Karls Sohn Charlot und darum entsandte ihn der König einen gefährlichen Weg mit einem seltsamen und schweren Auftrag, der nicht auszuführen ist, es wäre denn daß Gott ihm sonderliche Gnade erzeigte und unerhörten Sieg verliehe. Denn Karl sandte den Herzog Hug gen Babylon zum Kalifen Gaudis, daß er ihm dessen Barthaar und Backzähne bringe. Derweil nun Hug auf die abenteuerliche Fahrt zog, freite sein Bruder Gerhard noch in demselben Jahre die Tochter des Herzogs Gubewart, der denen von Bordeaux vielen Schaden gethan hat mit falschem Rate. Denn Gerhard will Herr sein im Lande von Bordeaux, aber die Edlen und Landsassen wollen ihn nicht anerkennen, ehe sie wissen, wo Hug geblieben und ob er lebendig oder tot ist. Und um Hug zu suchen oder doch Kunde von ihm zu vernehmen, sind wir zwölf Männer ausgesandt. Viele Länder haben wir schon gesehen, manches Meer durchsegelt, manchen Hafen besucht, aber unsern lieben Herren vermochten wir nicht zu finden." Da sprach Hug: „Ihr habt euern Mann gefunden: ich bin's, den ihr suchet."

Als die Kaufleute dies hörten, weinten sie vor Freude, und Hug hieß sie herzlich willkommen und führte sie mit sich auf das Schloß, wo er sie reichlich bewirtete. Darauf ließ er die Kisten und Koffer des Königs Galefier aufbrechen, nahm daraus soviel Schätze und Kostbarkeiten, als dreißig Pferde ziehen mochten, und befahl sie zu Schiffe zu bringen. Dann hieß er seine zehn Ritter an Bord gehen, bestieg selbst mit Klaramonde, Aliames, Asterman und den Kaufleuten das Schiff und ließ die Anker lichten. So fuhren sie schnell aus dem Hafen und segelten Tag und Nacht, bis sie vor die Stadt Neapel kamen. Dort schied Hug von den Bürgern von Bordeaux, denn er wollte auf einem andern Wege über Rom reisen. Also fuhren die Kaufleute mit ihrem Schiffe von Neapel und kamen nach der Provence. Hug aber mit seiner Gesellschaft ritt nach Rom, wo er seine Abenteuer dem Papste erzählte, der sich sehr darob verwunderte. Dann wurden Klaramonde und auch der alte Asterman feierlich getauft und in die christliche Kirche aufgenommen, worauf sie alle mit des Papstes Segen Abschied nahmen. Die Bürger von Bordeaux aber gelangten glücklich nach Frankreich mit der frohen Kunde, daß Hug wohlbehalten in die Christenheit zurückgekehrt sei.

Als nun Hug von Rom abgereist war, zog er mit seinem Gefolge durch Burgund; und wie er in die Abtei von St. Peter zu Klugny kam, ward er von seinem Ohm, dem Abte, und von allen Herren des Klosters gar wohl empfangen. Und der Abt sprach: „O lieber Neffe, habt ihr denn auch euren Auftrag ausgerichtet?" — „Ja, das hab' ich," antwortete Hug, „Gott sei Lob und Dank in Ewigkeit! Ich bringe des Kalifen Bart und Backzähne und diese Jungfrau ist seine Tochter, die ich zu Rom habe taufen lassen."

Und als er dem Abte all seine Abenteuer erzählt hatte, freute sich dieser sehr und war guter Dinge.

Von Klugny aus sandte Hug seinem Bruder Gerhard einen Brief, in dem er ihn einlud zu ihm nach Klugny zu einer Zwiesprache zu kommen. Als Gerhard diesen Brief gelesen hatte, ward er sehr bestürzt und fragte seinen Schwäher Gubewart um Rat. „Macht euch keine Sorgen," sprach der Herzog Gubewart, „ich will Hugen so mitspielen, daß er wünschen soll, er wäre nimmer heimgekehrt. Denn vor Klugny will ich ihm mit fünfhundert Mannen auflauern und ihn ums Leben bringen." Darauf ritt Gerhard in die Abtei, während Gubewart und fünfhundert Mannen sich in der Nähe in einen Hinterhalt legten. Als Hug seinen Bruder sah, umarmte und küßte er ihn und sprach: „Lieber Bruder, seid willkommen! mich hat oft nach eurem Anblick verlangt." Da sprach Gerhard: „Wer ist der Mann, der dort bei der Jungfrau steht?" — „Das ist unser Oheim Aliames," erwiderte Hug, „er war mit Oidon über die See in die Heidenschaft gezogen. Doch sagt mir, lieber Bruder, habt ihr ein Weib genommen?" — „Ja," sprach Gerhard, „ich habe mich mit Gubewarts Tochter vermählt." — „Gott behüt' euch," rief Hug, „so habt ihr eines Verräters Tochter." Da versetzte Gerhard zornig: „Das lügt ihr! meines Weibes Vater ist vom besten Blute Frankreichs." — „Bruder, erhitzt euch nicht," sprach Hug, „es freut mich herzlich, wenn es euch gut geht."

Als es Abend ward, deckte man die Tafel und setzte sich zur Mahlzeit, und Gerhard saß Hug gegenüber. Aber sein Herz war so voll Bosheit, daß er keine Lust zu essen hatte. „Hug," sprach er, „bringt ihr denn auch des Kalifen Bart und Zähne?" — „Ja," entgegnete Hug, „schwer genug ist mir's gefallen, sie zu bekommen. Aliames hat sie zwischen Haut und Fleisch in seiner Hüfte." Da sprach Gerhard: „Nun weiß ich wohl, daß ich all dies Land verloren habe, denn euch als ältesten Sohn und Erben wird man zum Landesherrn haben wollen." — „Sorgt euch nicht, lieber Bruder," erwiderte Hug, „ich will euch zum Herrn von Gruneville und Blois machen und euch dazu ausstatten, daß man mir gutes nachsagen soll." Als Gerhard seinen Bruder so gütig sprechen hörte, ward er etwas freundlicher gegen ihn, denn Hug war sanftmütiger als ein Lamm, aber mit dem Schwert hätte er es gegen sechs Gerharde aufgenommen. Nachdem sie nun gegessen und getrunken und sich gütlich gethan hatten, gingen sie zur Ruhe. Während aber Hug mit den Seinigen in tiefem Schlafe lag, beriet sich Gerhard mit dem bösen Herzog Gubewart, wie sie ihn des andern Morgens verderben wollten.

Es dämmerte noch kaum, als der arglose Hug von Gerhard geweckt ward, der ihm zurief: „O Bruder, laß uns in der Kühle des Morgens reisen!" — „Ach, lieber Hug," bat Klaramonde ängstlich, „laß uns doch lie-

der bis Tagesanbruch warten; mir ahnt, dein Bruder habe nichts gutes gegen uns im Sinne." Aber Hug antwortete: „O süße Frau, fürchte dich nicht; noch nie ist dir soviel Ehre zugedacht worden, wie hier." Da standen sie auf, bereiteten und wappneten sich, saßen zu Roß und brachen in aller Frühe auf. Der Abt begleitete sie mit fünf berittenen Mönchen. Nun ritt Gerhard, der falscher als ein Hund war, lange Zeit neben Hug her, ihn mit spitzigen Worten herausfordernd, weil er ihn gern erzürnt hätte, und sprach: „Wie kommt ihr nur zu der Sarazenendirne?" — „Dies ist des Kalifen Gaudis Tochter," antwortete Hug, „der Papst selber hat sie zur Christin getauft." Aber Aliames rief Gerharden zornig an: „Sprecht ja nicht unziemlich von meiner Herrin, sonst würde ich's euch büßen lassen!" — „Du Schurke," schrie Gerhard, „Gottes Zorn über dich! was hast du hier zu schaffen?" Da ergrimmte Aliames und schlug Gerharden mit der Faust ins Genick, daß er vom Pferde fiel. „Hilfe, Hilfe!" schrie der Verräter. Auf dieses Wort hatte Gubewart nur gelauert und brach jetzt mit seinen fünfhundert Mannen aus dem Hinterhalt hervor. Nie war es Hugen übler ergangen. Denn er selbst mit Klaramonde und Aliames ward gefangen genommen, während seine treuen zehn Ritter und der gute alte Asterman niedergehauen wurden. Auch Aliames hätte man getötet, wenn nicht der Abt von Klugny für ihn gebeten hätte. Sie schnitten ihm aber die Hüfte auf und nahmen des Kalifen Bart und Zähne heraus. Darauf ritten sie nach Bordeaux, wo Hug, Klaramonde und Aliames in einen Kerker geworfen wurden.

Hierauf saßen Gerhard und Gubewart zu Pferde und ritten nach Paris, wo Gerhard vor dem König Karl auf die Kniee fiel und also klagte: „O gnädiger Herr, mein Bruder Hug ist nach Bordeaux zurückgekehrt, ohne euern Auftrag ausgerichtet zu haben. Mit einem betrügerischen Schurken und einer heidnischen Dirne ist er heimgekehrt. Darum habe ich sie alle drei gefangen setzen lassen, auf daß ihr nach eurem Willen mit ihnen verfahret." Da sprach der Herzog Naimes von Baiern: „O Gerhard, niederträchtiger Verräter, ist das die brüderliche Treue, die ihr Hugen erweisen solltet?" Aber König Karl saß ohne Zögern mit seinem Gefolge zu Pferde und kam gen Bordeaux. Dort ging er in den hohen Saal, ließ die drei Gefangenen vor sich führen und sprach zu Hug: „Ich habe wohl Grund dich zu hassen, denn du hast mir meinen Sohn erschlagen und keine Sühne dafür gethan. Wie konntet ihr euch erfrechen, zurückzukehren ohne des Kalifen Bart und Zähne zu bringen, wie ich euch befahl?" — „O edler König," antwortete Hug, „hört mich gnädig an! Wohl hab' ich zu Babylon des Kalifen Bart und Zähne geholt und ihn selbst erschlagen, mit König Oberons Hilfe. Die Wahrzeichen barg ich in Aliames' Hüfte, aber hier zu Bordeaux sind sie ihm ausgeschnitten worden. Seht hier die Wunde, die ihm davon geblieben ist! Meine zehn Ritter und

Und als er dem Abte all seine Abenteuer erzählt hatte, freute sich dieser sehr und war guter Dinge.

Von Klugny aus sandte Hug seinem Bruder Gerhard einen Brief, in dem er ihn einlud zu ihm nach Klugny zu einer Zwiesprache zu kommen. Als Gerhard diesen Brief gelesen hatte, ward er sehr bestürzt und fragte seinen Schwäher Gubewart um Rat. „Macht euch keine Sorgen,“ sprach der Herzog Gubewart, „ich will Hugen so mitspielen, daß er wünschen soll, er wäre nimmer heimgekehrt. Denn vor Klugny will ich ihm mit fünfhundert Mannen auflauern und ihn ums Leben bringen.“ Darauf ritt Gerhard in die Abtei, während Gubewart und fünfhundert Mannen sich in der Nähe in einen Hinterhalt legten. Als Hug seinen Bruder sah, umarmte und küßte er ihn und sprach: „Lieber Bruder, seid willkommen! mich hat oft nach eurem Anblick verlangt.“ Da sprach Gerhard: „Wer ist der Mann, der dort bei der Jungfrau steht?“ — „Das ist unser Oheim Aliames,“ erwiderte Hug, „er war mit Oidon über die See in die Heidenschaft gezogen. Doch sagt mir, lieber Bruder, habt ihr ein Weib genommen?“ — „Ja,“ sprach Gerhard, „ich habe mich mit Gubewarts Tochter vermählt.“ — „Gott behüt' euch,“ rief Hug, „so habt ihr eines Verräters Tochter.“ Da versetzte Gerhard zornig: „Das lügt ihr! meines Weibes Vater ist vom besten Blute Frankreichs.“ — „Bruder, erhitzt euch nicht,“ sprach Hug, „es freut mich herzlich, wenn es euch gut geht.“

Als es Abend ward, deckte man die Tafel und setzte sich zur Mahlzeit, und Gerhard saß Hug gegenüber. Aber sein Herz war so voll Bosheit, daß er keine Lust zu essen hatte. „Hug,“ sprach er, „bringt ihr denn auch des Kalifen Bart und Zähne?“ — „Ja,“ entgegnete Hug, „schwer genug ist mir's gefallen, sie zu bekommen. Aliames hat sie zwischen Haut und Fleisch in seiner Hüfte.“ Da sprach Gerhard: „Nun weiß ich wohl, daß ich all dies Land verloren habe, denn euch als ältesten Sohn und Erben wird man zum Landesherrn haben wollen.“ — „Sorgt euch nicht, lieber Bruder,“ erwiderte Hug, „ich will euch zum Herrn von Gruneville und Blois machen und euch dazu ausstatten, daß man mir gutes nachsagen soll.“ Als Gerhard seinen Bruder so gütig sprechen hörte, ward er etwas freundlicher gegen ihn, denn Hug war sanftmütiger als ein Lamm, aber mit dem Schwert hätte er es gegen sechs Gerharde aufgenommen. Nachdem sie nun gegessen und getrunken und sich gütlich gethan hatten, gingen sie zur Ruhe. Während aber Hug mit den Seinigen in tiefem Schlafe lag, beriet sich Gerhard mit dem bösen Herzog Gubewart, wie sie ihn des andern Morgens verderben wollten.

Es dämmerte noch kaum, als der arglose Hug von Gerhard geweckt ward, der ihm zurief: „O Bruder, laß uns in der Kühle des Morgens reisen!“ — „Ach, lieber Hug,“ bat Klaramonde ängstlich, „laß uns doch lie-

her bis Tagesanbruch warten; mir ahnt, dein Bruder habe nichts gutes gegen uns im Sinne." Aber Hug antwortete: „O süße Frau, fürchte dich nicht; noch nie ist dir soviel Ehre zugedacht worden, wie hier." Da standen sie auf, bereiteten und wappneten sich, saßen zu Roß und brachen in aller Frühe auf. Der Abt begleitete sie mit fünf berittenen Mönchen. Nun ritt Gerhard, der falscher als ein Hund war, lange Zeit neben Hug her, ihn mit spitzigen Worten herausfordernd, weil er ihn gern erzürnt hätte, und sprach: „Wie kommt ihr nur zu der Sarazenendirne?" — „Dies ist des Kalifen Gaudis Tochter," antwortete Hug, „der Papst selber hat sie zur Christin getauft." Aber Aliames rief Gerharden zornig an: „Sprecht ja nicht unziemlich von meiner Herrin, sonst würde ich's euch büßen lassen!" — „Du Schurke," schrie Gerhard, „Gottes Zorn über dich! was hast du hier zu schaffen?" Da ergrimmte Aliames und schlug Gerharden mit der Faust ins Genick, daß er vom Pferde fiel. „Hilfe, Hilfe!" schrie der Verräter. Auf dieses Wort hatte Gubewart nur gelauert und brach jetzt mit seinen fünfhundert Mannen aus dem Hinterhalt hervor. Nie war es Hugen übler ergangen. Denn er selbst mit Klaramonde und Aliames ward gefangen genommen, während seine treuen zehn Ritter und der gute alte Asterman niedergehauen wurden. Auch Aliames hätte man getötet, wenn nicht der Abt von Klugny für ihn gebeten hätte. Sie schnitten ihm aber die Hüfte auf und nahmen des Kalifen Bart und Zähne heraus. Darauf ritten sie nach Bordeaux, wo Hug, Klaramonde und Aliames in einen Kerker geworfen wurden.

Hierauf saßen Gerhard und Gubewart zu Pferde und ritten nach Paris, wo Gerhard vor dem König Karl auf die Kniee fiel und also klagte: „O gnädiger Herr, mein Bruder Hug ist nach Bordeaux zurückgekehrt, ohne euern Auftrag ausgerichtet zu haben. Mit einem betrügerischen Schurken und einer heidnischen Dirne ist er heimgekehrt. Darum habe ich sie alle drei gefangen setzen lassen, auf daß ihr nach eurem Willen mit ihnen verfahret." Da sprach der Herzog Naimes von Baiern: „O Gerhard, niederträchtiger Verräter, ist das die brüderliche Treue, die ihr Hugen erweisen solltet?" Aber König Karl saß ohne Zögern mit seinem Gefolge zu Pferde und kam gen Bordeaux. Dort ging er in den hohen Saal, ließ die drei Gefangenen vor sich führen und sprach zu Hug: „Ich habe wohl Grund dich zu hassen, denn du hast mir meinen Sohn erschlagen und keine Sühne dafür gethan. Wie konntet ihr euch erfrechen, zurückzukehren ohne des Kalifen Bart und Zähne zu bringen, wie ich euch befahl?" — „O edler König," antwortete Hug, „hört mich gnädig an! Wohl hab' ich zu Babylon des Kalifen Bart und Zähne geholt und ihn selbst erschlagen, mit König Oberons Hilfe. Die Wahrzeichen barg ich in Aliames' Hüfte, aber hier zu Bordeaux sind sie ihm ausgeschnitten worden. Seht hier die Wunde, die ihm davon geblieben ist! Meine zehn Ritter und

noch ein Mann, namens Asterman, sind mir meuchlings erschlagen worden. O weh über den ehrlosen Mord! Und, Herr, fragt ihr, wer dies gethan hat? Das hat Gerhard und Herzog Gubewart gethan, die uns mit fünfhundert Mannen aus einem Hinterhalt überfielen, wobei sie mich, meinen Oheim Aliames und diese Jungfrau, die Tochter des Kalifen, gefangen nahmen." Da sprach Herzog Naimes von Baiern: „Hier ist großer Verrat geschehen. Gott schände alle falschen Schurken!" — „Nun höret, meine Genossen," sprach König Karl, „ich will niemand unrecht thun. Darum gebe ich Hug in eure Hände; findet ihr das Urteil, ob er sterben soll oder nicht." Da gingen die Herren zu Rate und Herzog Griffon sprach: „Da Hug des Königs Sohn erschlagen und seine Botschaft nicht ausgerichtet hat, ist er des Todes schuldig." Ihm stimmten bei die Herzöge Aloris, Guwiner und Thibalt von Aspermonde; aber Naimes von Baiern, Dietrich von Ardennen, Herzog Salomon, der Erzbischof von Reims, Ogier von Dänemark und Ritsart der Freie sprachen Hug von aller Strafe ledig. Da sie sich also nicht einigen konnten, riet Naimes, die Sache bis nach Tische zu verschieben. Hiergegen konnte Karl nichts einwenden, also ward zur Mahlzeit geblasen und die Herren gingen zu Tische, während Hug, Klaramonde und Aliames mit Ketten an Pfähle gebunden standen, daß sie nicht entweichen konnten. Da weinte die schöne Klaramonde bitterlich und Hug sprach: „Gib dich zufrieden, holdes Lieb, und stille deine Thränen um Gottes willen!" Aber Klaramonde wollte sich nicht trösten lassen. Da sprach der greise Aliames: „O Hug, lasset uns doch Gott den Allmächtigen anrufen, daß er uns erlöse aus dieser Not!" Alsbald fielen alle drei auf die Knie und beteten voll Vertrauen und Andacht zu Gott, demütig flehend, daß er ihr gutes Recht bewahre.

Diese herzlichen Klagen vernahm König Oberon auf seinem Schlosse, und er sprach zu seinen Mannen: „Hug ist in großer Not; darum wünsche ich mich zu ihm nach Bordeaux mit hunderttausend Mannen." Und sobald er dies gesprochen, war er schon dort mit seinem ganzen Gefolge. Da trat König Oberon in den Saal, wo Karl bei Tische saß, und Hug erkannte ihn gleich und verkündete Aliames und Klaramonden die frohe Botschaft. Und Oberon kam so nahe zu Karl, daß er ihm den Hut vom Haupte stieß; da sprach Karl zornig: „Dieses Zwerglein kommt uns all zu nahe." — „Ich bin ein Zwerglein," sagte Oberon, „wie euer Vater Pipin war. Ihr seid lang gewachsen; glaubt ihr darum etwas besseres zu sein?" Nun ließ Oberon eine goldene Tafel auf silbernem Gestell aufrichten; auf die Tafel legte er das elfenbeinerne Horn, den goldenen Becher und den kostbaren Harnisch, band Hug, Aliames und Klaramonde los und setzte sie neben sich an die Tafel. Hierauf sprach er: „König Karl, wer hat Hug hier in seinem eignen Lande gefangen genommen?" Da stand Naimes von Baiern auf und sagte: „Herr, vor langer Zeit erschlug der Herzog Hug Karls Sohn Charlot, darum sandte ihn mein Herr gen Babylon, daß er des Kalifen Bart und Backzähne hole, seine Tochter küsse und

den vornehmsten Mann an seiner Tafel töte. Nun behaupten einige, er habe seinen Auftrag nicht ausgeführt, worüber wir schon mehrfach Rat gepflogen haben. Nach Tisch wollen wir es noch einmal beraten." — „Was wollt ihr beraten?" rief Oberon, „ich selbst war zu Babylon, als Hug seine Botschaft ausrichtete, wie er den König Anapel erschlug und diese liebliche Jungfrau küßte. Er hatte auch des Kalifen Bart und Zähne, die ich dem Aliames zwischen Haut und Fleisch in die Hüfte legte. Aber Gerhard und Gubewart mit fünfhundert Mannen überfielen ihn verräterisch vor der Abtei zu Klugny. Da hieben sie seine zehn Ritter und den guten Spielmann Asterman nieder, dem Aliames aber schnitten sie des Kalifen Bart und Zähne aus der Hüfte und nahmen ihn samt Hug und der schönen Klaramonde gefangen." Darauf befahl Oberon das Kästchen zu bringen, worein Gerhard des Kalifen Bart und Zähne gelegt hatte, und zeigte sie allen. Aber König Karl lachte und sprach: „Das ist freilich ein Bart; aber wer weiß, wer ihn trug!" — „Der Kalif Gaudis hat ihn getragen," sprach Oberon, „dies können alle meine Mannen bezeugen, die dabei in Babylon waren. Und will jemand dem widersprechen, so soll Hug mit ihm kämpfen und ihn zwingen, die Wahrheit zu bekennen, und ich selbst will mit allen meinen Mannen jeden mit Krieg überziehen, der noch an meinen Worten zweifelt." Da sprach Naimes von Baiern zu Karl: „Herr, wollt ihr das Recht beschützen und ein gerechter Kaiser sein, so laßt Gerhard samt seinem Schwäher fangen." Karl that also und sagte: „Ihr Herren, findet ein Urteil gegen diese beiden!" Und wieder sprach Naimes: „Wir haben nun alle wohl gehört, wie Hug seine Botschaft ausgerichtet hat. Die Mörder aber haben dem Könige wenig Ehre bewiesen, da sie den Verrat vollbrachten. Darum rate ich, sie König Oberons Händen zu überliefern, daß er mit ihnen nach seinem Willen verfahre." Dem stimmten alle einmütig bei und Karl sprach zu Oberon: „Herr, thut mit diesen Mördern nach eurem Belieben!" Da sagte Oberon: „Ich will hier niemand damit belästigen, sondern wünsche, daß die Mörder draußen vor Bordeaux am Galgen hängen." Sogleich erhob sich ein scharfer Wind und trug die Mörder ohne allen Lärm an den Galgen.

Als dies geschehen war, sprach Karl: „Laßt uns nun in Frieden zum Essen gehen." Und die Tafeln wurden bereitet und Speise und Trank reichlich aufgetragen. Auch Oberon setzte sich an seine goldene Tafel, schlug ein Kreuz über seinen Becher, der sich sogleich mit Wein füllte, und reichte ihn dem König Karl. Aber als dieser trinken wollte, versank der Wein in den Boden des Bechers. Da sagte Karl: „Das dünkt mich verzauberter Wein," und gab den Becher dem Herzog Naimes; der trank daraus und sprach: „Ich danke Gott für den köstlichen Trunk!" Da sagte Oberon: „Ich finde hier einen guten, rechtschaffenen Mann; das ist der Herzog Naimes von Baiern." Das freute Ogiern, daß sein Oheim der beste Mann war von allen, die in dem Palaste waren. Sonst aber konnte niemand von Karls Herren aus dem Becher trinken, sie gaben ihn also dem König Oberon wieder, welcher

ihn an Hug gab. Dieser trank daraus und nach ihm Aliames, Klaramonde und alle Mannen Oberons. Darauf sprach Oberon zu Hug: „O Hug, nun gebe ich euch alle meine Reichtümer und alle eure Wünsche sollen sich künftig erfüllen. Gebet aber das Land von Bordeaux dem Aliames zu Lehen. Klaramonde wird zweien Söhnen das Leben schenken, von denen nachmals Könige von Jerusalem abstammen sollen; denn von dem ersteren wird ein Geschlecht ausgehen, das ‚von den Schwanen' heißen wird. Also befehle ich euch Gott! Hug und Klaramonde, lebet wohl! ich kehre heim. Ihr aber kommt mir nach und nehmt euer Gut in Empfang, denn ich gedenke bald von der Erde zu scheiden und gen Himmel zu fahren, wo Gott der Allmächtige ist in seiner Herrlichkeit." Hiermit nahm Oberon von König Karl freundlichen Abschied, küßte Hug auf beide Wangen und zog wieder dahin, woher er gekommen war. Darnach übergab Hug dem Aliames das Land von Bordeaux und folgte schnell dem König Oberon nach mit Klaramonde, seinem geliebten Weibe. In kurzem kam er dahin, wo er alles Gut von Oberon empfing. Dort lebte das glückliche Paar noch lange Zeit, Gott für alle Wohlthaten dankend, die er ihnen erwiesen hatte.

Thedel Unverzagt von Walmoden.

Es lebte einst nicht fern vom Lande Braunschweig ein Edelmann, mit Namen Aschen von Walmoden; der führte im heiligen Ehestand ein ehrbarliches Leben, war ein gottesfürchtiger und dabei ritterlicher, tapferer Held, einfach und schlicht in seiner Kleidung und mäßig in Speise und Trank. Sein eheliches Gemahl, Bertha von Gernrode, war auch aus edlem Stamm geboren und ein tugendsames, züchtiges und frommes Weib. Darum segnete sie auch der liebe Gott, daß sie ihrem Manne mehrere liebliche Kinder gebar. Unter andern bescherte sie ihm auch einen Sohn, der im Namen der heiligen Dreifaltigkeit getauft ward, wobei er den Namen Theodulus, d. i. Knecht Gottes, erhielt; verkürzt aber nannte man ihn Thedel. Seine Eltern erzogen ihn in Sitte und Tugend, und als er fünf Jahr alt war, sandten sie ihn zur Schule, wo er fleißig lernte. Insonderheit hatte er großes Gefallen daran, fremde Sprachen, als Griechisch, Hebräisch und Latein, zu lernen. Als dies seine Eltern merkten, schickten sie ihn nach Paris auf die Universität; und dort blieb Thedel sechs Jahre lang und studierte mit großem Fleiß, so daß er weise und verständig ward. Und als er wieder nach Hause kam, freuten sich seine Eltern sehr, dieweil sie mit ihrem wohlgelehrten Sohne im ganzen Lande Ehre und Ruhm einlegten. Auch ward er von allen lieb und wert gehalten, da man an männlicher Tugend und Biederkeit nirgend seines gleichen fand; dabei war er von Natur so unerschrocken und kühn, daß man ihn bald allenthalben den Thedel Unverzagt nannte.

Als Thedel wieder heimgekehrt war, da fügte es sich, daß er einst gebeten wurde, ein Kindlein aus der Taufe zu heben, was er auch herzlich gern that. Weil er nun wohl Latein verstand, so hörte er auch die Worte, die der Priester über das Kind sprach, ließ sie nicht aus seinem Herzen und dachte bei sich: „Wollte Gott, du wärest auch nach solch christlicher Weise bei der Taufe geweiht worden!“ Als darauf ein fröhliches Gelage gehalten ward, zog Thedel den Priester bei Seite und sprach zu ihm: „Herr Dietrich, saget mir aufrichtig, bin ich auch in solcher Art wie dieses Kind getauft und sind über mich auch so kräftige Worte gelesen worden? Wie man mir gesagt hat, habt ihr selbst mich getauft.“ Da antwortete der Pfarrer: „Ich bekenne euch bei

Jesu Christ, daß ihr vor achtzehn Jahren nicht anders getauft worden seid, keine andern Worte habe ich über euch gelesen als über dieses Kind." — „Herr Dietrich," sprach Thedel, „das macht mich sehr fröhlich und ich sage Gott Dank, Lob und Preis dafür. Nun will ich mich vor niemand fürchten, selbst vor dem Bösen nicht, denn ohne Gottes Willen vermag er mir kein Haar zu krümmen. Auf Gott allein will ich allzeit vertrauen, so lange ich auf Erden lebe, und den Kampf mit dem Teufel selbst nicht scheuen; weiß ich doch, daß mein Heiland Jesus Christus mir zur Seite streitet." Diese Worte hörte der Teufel und es verdroß ihn gar sehr, daß Thedels Glaube so fest war, darum sann er hin und her, wie er ihn zu Falle bringen und ins Unglück stürzen könnte.

Nach einiger Zeit verschieden Thedels Eltern in Gott dem Herrn und hinterließen ihm außer anderen Gütern das Haus Lutter, das unter dem Barenberge liegt. Dort wohnte er von nun an. Nun geschah es eines Tags, daß er mit seinem Schreiber von dem Hause Lutter hinab in das Thal ging und auf ein weites Feld bei Brelem kam, welches die Har heißt und reich an Wild ist. Dort gedachten sie Hasen und Füchse zu fangen, weshalb sie bei der Stockau vor dem Appelhorn ihre Pflöcke zu richten begannen. Aber es währte nicht lange, da ereignete sich ein seltsames Abenteuer; denn plötzlich kam eine Schar Ritter daher gezogen, unter denen Thedel viele Landsleute erkannte, die vor langer Zeit schon gestorben waren; voran ritt ein schwarzer Mann mit einer großen schwarzen Fahne auf einem schönen schwarzen Roß, das in seltsamen Sprüngen daher jagte. Als Thedel den unheimlichen Zug erblickte, gab er Springschnuren und Glocken seinem Schreiber in die Hand und sprach zu ihm: „Stelle du die Garne nur fein gemach hier auf; ich muß doch sehen, was das für Gesellen sind." Damit schritt er ohne Furcht auf die Schar zu. Da kamen zu allerletzt fünf Reiter getrabt, die hinter dem übrigen Zuge zurück geblieben waren. Einer von diesen ritt auf einer schwarzen dreibeinigen Geis, und als ihn Thedel genauer betrachtete, erkannte er in ihm einen längst gestorbenen Bekannten, dem er einstmals ein Kind aus der Taufe gehoben hatte. Darüber wunderte sich Thedel sehr und der Geist sprach zu ihm: „Hört, lieber Gevatter, was sucht ihr hier so allein? Seid ihr ausgegangen, um Abenteuer zu suchen, so habt ihr sie bald gefunden. Wenn ihr Lust habt mit nach dem heiligen Grabe zu reisen, so sitzet nur hinter mich auf die dreibeinige Ziege. Ich verspreche euch, es soll euch nichts zu Leide geschehen, vielmehr könnt ihr euch das schwarze Pferd verdienen, auf dem der stolze schwarze Mann dort voran reitet. Doch dürft ihr unterwegs kein Wörtlein reden, denn sonst würde euch der böse Feind sofort den Hals umdrehen. Und wenn ihr nun zum heiligen Grabe kommt, so steiget daselbst ab, schaut euch um, soviel ihr wollt und schafft, was euch beliebt, mit Opfern, Beichten,

Kirchengehen. So mögt ihr dort bleiben bis zur andern Nacht, das ist euch ohne Strafe und Pein vergönnt. Wenn wir aber zum drittenmal den heiligen Kirchenring umritten haben, so stellt euch schleunigst bei mir ein; denn wenn ihr länger säumt, so mögt ihr zusehen, wie ihr wieder nach Hause kommt." Da sprach Thedel Unverzagt: „Gelobst du mir, mich unversehrt gen Jerusalem zu bringen, so will ich sehen, ob ich dem Manne dort das schwarze Roß abgewinnen kann, und will mich getrost hinter dich auf die Ziege setzen, obschon sie nur drei Beine hat. Mein Heiland hat mich durch seinen Tod von des Teufels List erkauft. Darum will ich in seinem und Gottes Namen die Fahrt bestehen." Alsbald sprang er auf die Ziege und fort gings in Saus und Braus durch die finstre Nacht. Wie sie nun an das Meer kamen, dahinter das heilige Land liegt, sprach der Gevatter zum Unverzagten: „Nun laßt euer Rütteln und sitzt fein still, denn wir wollen jetzt über diese kleine Pfütze springen." Gesagt, gethan, und nun waren sie wirklich vor dem heiligen Grabe, und saßen daselbst ab, wo Christus, unser Herr, begraben ward, nachdem er für die Sünden der Welt gestorben. Am dritten Tage aber stand er wieder auf von den Toten, wie uns die heilige Schrift klärlich verkündet. Thedels Herz war voll Andacht und Freude, er ließ einen Schild hübsch und fein malen und hängte ihn in der Kirche zum Gedächtnis auf, wo er noch jetzt zu sehen ist. Darauf beichtete er seine Sünden, verrichtete ein andächtiges und herzliches Gebet und ging zum Nachtmahl des Herrn. Nachdem er sich also mit Christi Leib und Blut die Seele erquickt hatte, kam eine große Freudigkeit über ihn, also daß er um seine Heimkehr wenig sorgte und Gott dem Herrn festiglich vertraute.

Als Thedel Unverzagt in dem Dome hin und her ging und sich umsah, ward er auch seines Lehnsherrn, des Herzogs Heinrich von Braunschweig, gewahr, der eben mit seinem Löwen im Dome erschien. Sobald Thedel ihn erblickte, trat er vor ihn und bot ihm demütig seinen Gruß. Der Fürst verwunderte sich nicht wenig, als er ihn erkannte, redete ihn an und fragte also: „Bist du nicht der Thedel von Walmoden? Wann und wie bist du hieher gekommen? In zweien Jahren habe ich keinen Menschen aus deutschem Lande hier gesehen, der mir bekannt gewesen wäre. Es muß fürwahr seltsam zugehen, daß ich dich plötzlich hier erblicke." Dabei bot ihm der Herzog seine rechte Hand und grüßte ihn freundlich. „Gnädiger Herr," sprach Thedel, „ich thu' euch kund, daß ich in dieser Nacht von meinem Hause Lutter aus über das Meer gezogen bin, und zwar in großer Eile und nicht ohne Leibesgefahr. Ich wollte eigentlich nur auf die Hasenjagd gehen und bin ganz unversehens und abenteuerlich genug hieher gekommen." Der Herzog lachte und sprach: „Ich merke, du mußt ein schnelles Reitpferd haben, denn sonst wäre es unmöglich, daß du so bald den langen Weg zurück legtest. Doch sage mir jetzt

mit einem Wort, wie geht es meinem lieben Ehgemahl und meinen Kindern daheim auf unserm Schloß? und wie hält das Hofgesinde Haus, derweil ich so lange fern gewesen bin? Sind sie noch alle frisch und gesund? Sage mir auch, wie steht es im ganzen Lande? was machen meine Räte und alle anderen Getreuen?" — „Es steht alles gut," erwiderte der Unverzagte, „eure Kinder und euer fürstliches Gemahl leben, Gott Lob! in Land und Stadt ist guter Friede. Aber es geht das Gerücht, daß euer Gnaden mit samt euren Rittern im wilden Meer ertrunken wären, und darum will die Herzogin sich in kurzer Zeit mit einem Pfalzgrafen von neuem vermählen. Das wird auch ganz gewiß geschehen, wenn euer Gnaden nicht vor Michaelis wieder heimkehren. Eilet darum unverzüglich, damit ihr durch eure Wiederkunft euer Ehgemahl, die Kinder und das ganze Hofgesind erfreuet."

Während er so mit dem Fürsten sprach, trat sein gespenstiger Gevatter zu ihm und raunte ihm ins Ohr: „Hütet euch, daß ihr in der künftigen Nacht nicht weit von dieser Stätte weilet; es möchte euch sonst das Leben kosten." Der Herzog aber sprach zu Thedel: „Du sollst mit uns zur Mahlzeit gehen. Ich will einstweilen Briefe schreiben lassen und dir auch mündlich zu wissen thun, was du daheim bei meinem lieben Gemahl ausrichten sollst. Die Sachen sind über die Maßen wichtig und es liegt mir mehr, als ich sagen kann, daran, daß alles wohl ausgerichtet werde." — „Gnädiger Herr," antwortete Thedel, „ich vermag es euch nicht abzuschlagen, zumal da mein Magen gänzlich leer ist; auch kenne ich hier keinen Wirt und habe weder Geld noch Pfand, das hier zu Lande gelten würde. Doch habe ich nicht lange Zeit hier zu verweilen, sonst komm' ich in große Not und Pein." Als der Fürst in die Herberge kam und einem Diener sein Pferd übergab, sprach der Marschall zu dem Wirte: „Lasset schnell den Tisch decken und zum Essen richten; denn Gott hat meinem Herrn erwünschte Botschaft beschert. Darum wollen wir guter Dinge sein und dem Boten den besten Wein vorsetzen, ehe er sich wieder auf den Weg macht." Da reichten alle Anwesenden dem Thedel die Hand, und jeder hub an zu fragen, wie es daheim zu Lande stände. Er erzählte auch alles, was er wußte, und sie hörten ihn fröhlichen Herzens zu. Als nun die Mahlzeit vorüber war, kam des Herzogs Kanzler mit den wohl petschierten Briefen und sprach zu Thedel, der schon wegfertig war: „An diesen Briefen ist unsres lieben Herren ganzes Heil gelegen; darum bewahret sie vor Regen und sehet zu, daß sie euch nicht genommen werden, sondern in die rechten Hände gelangen." Da antwortete Thedel: „Die Briefe will ich aufs beste verwahren und traue auf Gott, meinen Schöpfer, daß sie in vier Tagen zurecht bestellt sein sollen." Damit nahm er von seinem Herrn Abschied und kehrte wieder nach der Kirche zum heiligen Grabe zurück.

Als nun die Mitternacht herankam, trat der Teufel vor die Kirchthür, klopfte an und fragte: „Thedel, was machst du doch allein an diesem Ort und kommst nicht hervor? Willst du das schwarze Pferd nicht haben, darauf der schwarze Reiter daher fuhr? Komm heraus! ich will dir's schenken!“ Aber der Unverzagte blieb still sitzen und that dem bösen Feinde seinen Willen nicht, sondern folgte seines Gevatters Rate. Zum zweitenmal klopfte der Teufel und machte ihm große Versprechungen, aber Thedel achtete seiner nicht und blieb ruhig im Dome. Darüber ward dem Bösen die Zeit lang und er klopfte zum drittenmale. Aber nun begann Thedel mit lauter Stimme das Vaterunser zu sprechen. „O weh, o weh,“ schrie der Teufel, „ich höre dich beten. Wärst du nur herausgekommen, so wollt' ich dir ein Lied gesungen und einen Tanz getanzt haben. Nun aber ist dein Glaube so stark und beständig, daß dich kein Wasser ihm entreißen kann. Doch höre, ich will dir den Rappen schenken. Er wird dich nicht viel Futter kosten, denn er frißt nur glühende Kohlen und scharfe Dornen. Wenn er aber die bekommt, so giebt es kein besseres und schnelleres Pferd auf der Welt. Es springt über alle Abgründe und fürchtet sich vor keiner Gefahr. Nur darfst du niemand verraten, von wem du es erhalten hast. Denn thust du das, so ist es dein Tod und am dritten Tage darnach mußt du unfehlbar sterben. Noch mußt du wissen, daß das Pferd sich von keinem satteln noch besorgen läßt, der die Furcht kennt.“ So sprach der Teufel und obwohl er nichts Gutes dabei im Sinne hatte, so nahm doch der Unverzagte das Geschenk mit Dank an und freute sich sehr.

Alsbald schwang er sich dem schwarzen Roß auf den Rücken und ritt gutes Muts von dannen über das Meer und weiter, bis er vor dem Appelhorn auf die grüne Wiese kam, wo er zuerst aufgesessen war und seinen Schreiber beim Stellen der Hasengarne am späten Abend gelassen hatte. Dem war der Schreck so in die Glieder gefahren, daß er nicht wußte, wohin er sollte, und über Nacht graue Haare bekam. Denn er meinte nicht anders, als daß der leibhaftige Satan seinen lieben Herrn geholt hätte; darüber grämte sich der gute Gesell so inniglich, daß er nicht einmal nach Lutter zurückkehrte; betrübten Herzens war er draußen auf dem Felde geblieben die ganze Nacht und meinte schier zu sterben vor Herzeleid. Als ihn nun sein Herr erblickte, rief er ihm zu: „Gott steh mir bei, Schreiber, warum bist du so verstört? Sage, was hat dich erschreckt, daß du ganz entstellt aussiehst? Lieber Himmel, du bist ja grau geworden, wie ein Greis! Hast du zu deinem Seelenheil beschlossen ein Einsiedler zu werden?“ Darauf antwortete der Schreiber aus einfältigem Herzen: „Junker, wisset, daß mir all mein Lebtag nicht so bang gewesen ist als diese Nacht. Ich konnte nichts schaffen und doch auch nicht ruhen, dieweil die Angst um euch mir fast den Tod brachte. Aber nun sei Gott gelobt, daß ihr gesund wiedergekehrt seid auf diesem schwarzen Roß, das wahrlich viel Geldes wert ist. Laßt uns jetzt nach Lutter ziehen und sehen, wie es daheim stehen mag. Eure Hausfrau wird gewiß sehr nach euch ver-

langen. Die Lappen und Hasengarne hängt auf euer Pferd und laßt uns nicht länger hier harren!" Da ritt Thedel Unverzagt mit seinem Schreiber nach Lutter auf dem schwarzen Pferde und gab es, als er heim kam, seinem Stallknecht. Diesen däuchte es gar schön und wohlgestaltet, aber es ließ sich von ihm weder satteln, zäumen noch anbinden und schlug wild um sich, bis Thedel selbst es in den Stall führte und ihm glühende Kohlen und scharfe Dornen zum Futter vorwarf. Da war es auf einmal so sanft wie ein Lamm.

Darnach ging Thedel in sein Schloß; da kam ihm seine Hausfrau entgegen, umfing ihn mit den Armen und hieß ihn Gott willkommen sein. „Ach lieber Herr," sprach sie, „wie hab ich mich über euer langes Ausbleiben geängstigt; nie war mir so bang um euch, wiewohl ihr doch schon oft ausgeritten seid zu ritterlichem Streit und gefährlichem Krieg. Gott sei gepriesen, daß ihr wieder frisch und gesund vor mir stehet!" — „Anna, meine liebe Hausfrau," erwiderte Thedel, „du kennst alle meine Gedanken, und ich sage dir, nie soll es mich gereuen, daß ich ausging Hasen zu fangen; denn ich war, seit ich dich zum letztenmale sah, in Jerusalem, was mächtig weit von hier liegt. Das ist gewiß ein seltsames Abenteuer. Doch dabei laß dir genügen, liebes Weib! Wir wollen's dabei bewenden lassen, hinauf zu Tische gehen, guter Dinge sein und alles Leids vergessen." Da deckten die Knechte die Tafel, brachten gute Kost herbei und holten vom allerbesten Wein und Bier manchen Krug aus dem Keller. Nun sprach man das Tischgebet und dann setzten sich alle zu Tische, aßen und tranken wacker, doch mit Maßen und versäumten dabei nicht, dem lieben Gott für alles Gute zu danken.

Als nun die Mahlzeit vorüber war, fing Thedels Hausehre wiederum an und sprach: „Lieber Junker Unverzagt, wo habt ihr doch das schwarze Roß herbekommen, das sich durchaus nicht satteln läßt und sich so mächtig sperrt und wie unsinnig hin und her reißt, es sei denn daß ihr selbst ihm nahet?" Da lachte der Unverzagte und sprach: „Ich kaufte es heute auf der Har von einem Kaufmann aus Niederland und hab' es mit barem Gelde bezahlt." Sein Ehgemahl merkte wohl, daß er ihr nicht die Wahrheit sagen wollte, und da sie ein treues und gehorsames Weib war, so schlug sie sich ihre Neugier aus dem Sinn und fragte nicht wieder.

Des andern Morgens machte sich Thedel auf den Weg nach Braunschweig, denn ihn verlangte sehr, die Briefe, so er in Jerusalem empfangen hatte, in die rechten Hände zu geben. Als er nun vor die Burg zu Braunschweig kam, klopfte er an und ward alsbald eingelassen. Da kam der Hofmeister auf ihn zu und fragte ihn, was sein Begehr sei. „Glaubet mir," sprach Thedel, „ich habe der Herzogin, meiner gnädigen Frau, geheime Botschaft zu überbringen, die ich sonst niemand verraten darf. Gehet hinein und meldet solches ihrer Gnaden, auf daß ich nicht lange vor der Thüre zu warten

brauche. Sobald ich meine Botschaft wohl ausgerichtet habe, will ich wieder von dannen reiten.“ Da ging der Hofmeister in den Saal, wo die Fürstin mit ihren Kindern saß, und sprach: „Der Thedel Unverzagt ist vor der Thür, er bringt euch Kunde aus fernen Landen, und das heimlich. Er sagt, es sei gute Märe, die euer Herz erfreuen solle. Darum wollet mit ihm reden und hören, was der edle Mann will.“ Da sprach die Herzogin: „Heiß' ihn hieher kommen, wir wollen seine Botschaft gnädiglich anhören.“ Als nun der edle Unverzagte vor die Fürstin trat, entblößte er sein Haupt und neigte sich demütig. Sie aber bot ihm die Hand und fragte freundlich: „Sage, was ist dein Begehr und warum bist du hieher gekommen?“ — „Gnädige Fürstin,“ sprach Thedel, „euer Gemahl, der edle und durchlauchtige Herzog Heinrich, lebet noch zur Zeit, es geht ihm wohl und er ist frisch und gesund. Auch liebt er noch euer Gnaden von ganzem Herzen. Da ich ihn ehegestern am heiligen Grabe zu Jerusalem antraf, nahm er mich gütig bei der Hand und trug mir eine Botschaft an euch auf. Er entbeut euer Gnaden alles Heil und so viel Herzensgrüße, als rote Mündlein im Jahre lachen, als Sandkörner im Meere sind und Grashalme auf dem Wege von Jerusalem bis gen Braunschweig stehen.“ Da sprach die Herzogin: „Thedel, wie ist es möglich, daß du vor so kurzer Zeit den Herzog sahest, da doch der Weg so lang und weit ist? Ich kann dir darin keinen Glauben schenken, es sei denn daß du mir ein Wahrzeichen weisest.“ Da nahm er die Briefe und übergab sie der Herzogin. Diese beschaute die Siegel, dann drückte sie die Schreiben an ihren Mund, küßte sie und sprach mit Thränen: „Thedel, nun glaub' ich deinen Worten, denn dies ist das Insiegel meines Herrn und allerliebsten Gemahls, den ich, so Gott will, wieder um mich haben soll auf Lebenszeit, obschon er jetzt in weiter Ferne weilt. Ich sehe wohl, er war noch am Leben, als du von ihm schiedest und er dir diese Briefe übergab. Erquicke dich einstweilen mit Essen und Trinken, während wir die Briefe erbrechen lassen und lesen. Du sollst aber nicht von hier scheiden, ehe wir mit dir geredet haben. Iß und trink jetzt und sei fröhlich!“ Damit ging die Fürstin aus dem Saal und ließ die Briefe von ihrem Kanzler erbrechen. Als sie nun gelesen waren, wußte sie wohl, was darinnen geschrieben stand, wie ihres Gatten Herz ihr treu geblieben, was sein Wille war, wie es ihm auf seiner gefährlichen Reise erging und viel andre heimliche Dinge mehr. Sie aber pries Gott von Herzensgrund, kam zu Thedel zurück, ließ einen güldenen Ring herbei bringen, den sie ihm selbst an den Finger steckte, heftete ihm einen goldenen Kranz auf den Hut, schenkte ihm ein schönes Kleid und nahm in der Freudigkeit ihres Herzens eine Kette von ungrischem Golde, wohl hundert Gulden schwer, hängte sie ihm um den Hals und sprach: „Die sollst du fürderhin mir und uns allen zu Ehren tragen, du lieber Gast; hochwillkommen bist du uns, denn du hast um unsertwillen Leib und Leben in große Gefahr begeben. Aber wahrlich, ein gutes schnelles Roß mußt du geritten haben, daß du so bald unversehrt hin und

zurück gekommen bist.“ — „Euer Gnaden sagen die Wahrheit,“ sprach Thedel, „ich habe ein gutes behendes Pferd, wie denn das Datum dieser Briefe bezeugt, daß sie ehegestern erst geschrieben wurden in der fernen Stadt Jerusalem und heute sind sie schon hier zu Braunschweig in euern Händen. Und ich danke Gott, daß er mich durch unbekannte Länder so wunderbar hin und wieder geführt hat. Auch euer Gnaden sag' ich großen Dank für alle Ehre, die ihr mir bewiesen, und für die reichen Gaben, mit denen euer milder Sinn mich bedacht hat, und ich will eurer Güte allzeit eingedenk sein. Somit befehl ich euch Gott, der euch gesund erhalten wolle!“ Da gab ihm die Fürstin ihre weiße Hand, grüßte ihn freundlich und entließ ihn mit ihrem Urlaub und Segen.

Als Thedel in seine Herberge kam, rief er seinen Knechten, daß sie die Pferde sattelten, und sprach zum Wirt: „Herr Wirt, macht mir die Rechnung und sagt mir, was ich mit Knechten und Pferden verzehrt habe. Ich will wegreiten und bezahlen.“ Da sagte der Wirt: „Zieht in Gottes Geleit, von euch nehme ich kein Geld, die Herzogin wird die Zeche schon bezahlen. Nehmt so fürlieb.“ Da nahm Thedel freundlich Abschied und ritt zum Grafen von Schladen, wo er ehrenvoll empfangen ward. Nun war daselbst des nämlichen Tages ein Pferdedieb gehängt worden, und als es auf den Abend kam, da dachte der böse Feind dem Unverzagten einen Possen zu spielen, nahm den Dieb vom Galgen herab und legte ihn in Thedels Bett. Als er dies gethan hatte, ward er sehr lustig, denn er hoffte ihn dahin zu bringen, ein Kreuz zu schlagen. Da nämlich Thedel so ausnehmend beherzt war, schlug er niemals ein Kreuz, dieweil er festiglich glaubte, der böse Feind könne ihm ja doch nichts anhaben, da er in der Taufe durch das heilige Gotteswort gegen jede Fährlichkeit behütet sei. Darum und weil er so freudigen Herzens und voll innigen Gottvertrauens war, vermochte ihm auch der Satan kein Leid zu thun. Als es nun tief in die Nacht ging, nahm Thedel Urlaub vom Grafen und gedachte schlafen zu gehen. Die Diener leuchteten ihm mit Laternen in sein Schlafgemach, und als sie sich entfernt hatten, löschte der Thedel die Lichter bis auf eines und schlug die Bettvorhänge zurück. Da lag der tote Dieb auf seinem Lager. „Ei, Freund,“ sprach Thedel lachend, „wie bist du hieher gekommen? Du solltest von rechtswegen am Galgen hangen und wirst mir wohl das Bett räumen müssen. Ich meine, der Teufel hat dich hieher gebracht, aber er hat die Mühe verloren, denn mein Herr Jesus Christ hilft mir durch sein heiliges Wort.“ Damit ergriff er den Dieb beim Schopfe, warf ihn vor die Kammerthür und legte sich in Gottes Namen schlafen. Bald aber fiel es ihm ein, daß sein Schreiber draußen vorüber gehen und über den Leichnam heftig erschrecken könnte. Darum stand er wieder auf, ging vor des Schreibers Gemach und rief: „Freund, wenn du heraus kommst, so erschrick

nicht zu sehr. Der gehangene Dieb liegt vor meiner Kammerthür." Aber der Schreiber wollte es nicht glauben, lachte und stand auf, denn er gedachte einmal seine Herzhaftigkeit zu beweisen. Als er jedoch in den Gang hinaustrat und den Toten da liegen sah, erschrak er gewaltig, schrie laut um Hilfe und konnte vor Entsetzen sich nicht von der Stelle rühren, und wenn Thedel ihm nicht Mut eingesprochen und ihm erklärt hätte, daß ein toter Dieb weder stehlen noch morden könnte, so wäre der Schreiber gewiß vor Schrecken und Angst gestorben.

Des Morgens als Thedel aufstand, erzählte er dem Grafen von Schladen das Abenteuer. Da sprach der Graf: „Das müßte wunderlich zugehen und wäre sehr seltsam." Darauf ging er selbst hin, um zu sehen, ob er den Toten fände, kam aber sehr schnell wieder zurück und rief: „Mein Lebtag hab' ich so etwas weder gehört noch gesehen." Sogleich beschied er den Vogt zu sich und sprach: „Lasset alsbald den Henker holen, damit er den toten Dieb aus meinem Hause wieder an den Galgen bringe, und wo er das nicht ohne Entgelt thut, so soll es ihm übel bekommen. Denn ich habe ihm Lohn genug und alle seine Gebühren gegeben, daß er ihn hänge auf Nimmerwiederkommen." Als nun Thedel die Morgensuppe mit dem Grafen aß, vergaß dieser seines Zornes, ward guter Dinge und sprach zu seinem Gaste: „Gesteh nur, du hast diese Nacht nicht viel geschlafen, nachdem du dieses schreckliche Gesicht gesehen hattest. Ich wäre wenigstens nicht in der Kammer geblieben, und wenn es mich das Leben gekostet hätte." Darauf antwortete der Unverzagte: „Lieber Herr, ich will euch gern die Wahrheit sagen: ich fürchte mich nicht vor dem Teufel noch vor seinen Ränken, denn ich bin ein gläubiger Christ. Was ging mich doch der tote Dieb an, daß ich nicht hätte schlafen sollen? Ich hatte nichts mit ihm zu thun, und dieweil er gestorben war, konnte er mir ja kein Härlein krümmen. Darum hab' ich mich in Gottes Hand befohlen und bin alsogleich fein sanft und behend eingeschlafen, auch nicht eher wieder aufgewacht als bis mir der Morgen ins Antlitz schien. Ich sag' euch, wer Gott vertraut, dem mag kein Teufel schaden." Als er sich nun an Speis' und Trank wohl erlabt hatte, wollte er nicht länger bleiben, nahm gütlich Abschied von dem Grafen und kehrte wieder heim in sein Haus gen Lutter unterm Barenberge.

Als nun Gott den Herzog Heinrich mit seinem Löwen frisch und gesund wieder nach Hause gebracht hatte, hielt der mächtige Herr guten Frieden in seinem Lande. Und nach kurzer Zeit sandte er freundliche Schreiben an andere Fürsten, darin er sie zu sich lud, ingleichen ließ er den Grafen, Rittern und allen adligen Herren, die er kannte, entbieten, daß er in seiner Stadt Braunschweig einen glänzenden Hof halten wolle. Dazu ward denn auch Thedel von Walmoden geladen, und als er nun zu Hof geritten kam, gab er seinem Knechte das Pferd, rüstete sich und that ein neues Gewand an, das nicht

wenige Gulden wert war. Darauf ging er in die Burg und begehrte den Herzog zu sehen. Als dieser nun vorüberschritt und Thedels Angesicht gewahr wurde, bot er ihm die Hand, wendete sich gütig zu ihm und hieß ihn Gott willkommen, erzeigte ihm überhaupt soviel Gutes, als fromme Herren ihren Getreuen zu erweisen pflegen. Dann wurden auch alle anderen Gäste ehrenvoll empfangen, und der Herzog winkte seinem Marschalk, der alsbald die Gäste zu den Tischen führte. Nun aß und trank man herrlich und alle waren guter Dinge. Auch ward daselbst gespielt und gesungen, und da die Mahlzeit vorüber war, tanzten die einen, andere turnierten oder fochten, wozu mit Trommeln und Pfeifen aufgespielt wurde. Dieses Fest währte Tag und Nacht, wie man in alten Chroniken deutlich beschrieben findet. Bei allen Ritterspielen aber that es keiner dem tapferen Thedel zuvor, der jeden Gegner überwand, so daß alle Zuschauer sich verwunderten. Sie priesen sämtlich seine ritterlichen Thaten und wünschten ihm Glück, daß er auf seinem schwarzen Roß so tapfer Ehre eingelegt hätte. Alle riefen: „Der Thedel hat heut das beste gethan im Rennen, Turnieren und Fechten.“ Das freute den edlen Herzog Heinrich sehr, er schenkte ihm ein schönes Kleinod und pries ihn höchlich, so daß alle es hören konnten. Als das Ritterspiel vorüber war, ließ der Herzog zu Tische blasen und ein Mahl auftragen, wobei es weder an den edelsten Weinen und köstlichem Bier noch an den auserlesensten Speisen mangelte. Nach dem Essen ward wiederum getanzt, und eine zarte Jungfrau brachte dem Thedel den Ehrendank, das war ein güldener Kranz mit einem Kleinod von Edelsteinen daran, den setzte sie ihm auf das Haupt, dieweil er im Turnieren das beste gethan. Da dankte Thedel der Jungfrau, umfing sie mit dem Arm und trat mit ihr zum Tanze, dabei im Herzensgrund Gott dankend, der ihm Hilfe, Schutz und Trost gewesen. Während der Unverzagte sich so im Tanze züchtig und in Ehren hin und her drehte, hub der Herzog ihn abermals vor jedermann an zu preisen und zu loben.

Nun war da auch ein Neider, den es heftig verdroß, daß Thedel so vor allen geehrt und beschenkt wurde; derselbe sprach zum Herzog: „Edler Herr, erlaubt mir zu sagen, daß kein Mensch auf Erden lebt, wie kühn er auch daher fährt, der nicht leichtlich zu erschrecken wäre. Und wenn ihr meinem Rate folgen wollt, so getrau ich mich euch an diesem Thedel Unverzagt ein Beispiel zu erweisen. Wenn ihr nämlich morgen früh zur Kirche reitet, so sorget, daß euch eine kleine dünne Feder im Bart stecke, und weiset euren Kämmerling an, daß er und das andre Hofgesinde euch die Feder stecken lasse. Wenn nun der Thedel sie erblickt, so wird er sie euch mit sittsamen Gebärden aus dem Barte ziehen wollen. Das lasset geschehen, aber sobald er darnach greift, so beißet ihm nach der Hand. Ich stelle meine Seele zur Wette, er wird seine Hand zurückziehen und vor Schreck nicht wissen, was er thun soll.“ Dem Fürsten gefiel dieser Rat gar wohl; und als er nun des andern Morgens mit seinem Hofgesinde zur Kirche ritt, kam auch der Thedel daher und

bemerkte sogleich die Feder, die in seines Herrn Bart steckte. Da stellte sich der Fürst, als wollte er mit ihm sprechen und neigte sich ein wenig gegen ihn. Thedel griff alsbald nach der Feder und meinte schon, sie erwischt zu haben, da biß ihm der Herzog nach der Hand. Aber im selben Augenblick spürte er auf seiner Wange einen derben Schlag, der war überaus gut, und Thedel rief in zornigem Mut: „Sind euer Gnaden ein Hund geworden, daß ihr euch aufs Beißen legt? Nun so muß man euch auch darnach begegnen. In euer Gnaden Barte steckt eine kleine Feder, die wollt' ich euch herausziehen, und das hättet ihr sollen geschehen lassen. Hättet ihr mich nicht gebissen, so wäre euch der Backenstreich erspart geblieben." Da sprach der Fürst: „Thedel, ich schwöre bei Jesus Christ, hätte mir das ein andrer gethan, er sollte es büßen mit Kopf und Erbe. Aber mir ist durch eines Narren Schuld, nicht durch die deine, solche Schmach widerfahren. Darum hab' ich auch eines Narren Lohn empfangen. Aber bei meiner fürstlichen Ehre, du bist ein kühner unerschrockner Mann und hast mich ganz recht bezahlt. Hätt' ich die Feder aus dem Bart gelassen, das wäre besser gewesen."

Als aber der Herzog aus der Kirche zurückkam, entbot er den Ritter vor sich, dessen Rat ihm solchen Schimpf zugezogen hatte. Zu diesem sprach er ernsthaft und hoch aufgerichtet: „Du bist ein loser Schelm und Bösewicht. Ich sollte dich aufs Rad flechten lassen, so böslich hast du mich verraten. Darum rate ich dir, hebe dich schleunigst hinweg von Hof und Land, und halte mein Gebot wohl, denn ich will dich künftig nicht in meiner Nähe wissen!" Darob war der schlechte Ritter sehr beschämt und bestürzt, und alsbald kam der Rentmeister und zahlte ihm seinen verfallenen Lohn, indem er ihm sagte, er solle sein Lebtag nicht wieder vor des Herzogs Angesicht kommen, sonst werde es ihm übel ergehen. Nachdem so der Ritter mit Schmach und Schande den Hof verlassen hatte, ward ein Mahl gerichtet, wobei der Herzog mit seinen Gästen fröhlich war und alles Leids vergaß; und nach dem Essen ließ er ein prächtiges braunes Pferd vorführen und schenkte es dem unverzagten Thedel als Gegengabe für den Schlag, den er mit Schmerzen von ihm empfangen hatte. Thedel nahm das Geschenk mit großem Dank, erhielt einen gnädigen Abschied und ritt fröhlich heim zu Frau und Kindern, dieweil er nun eine Zeit lang bei den Seinen auszuruhen gedachte.

Nicht lange war es dem edlen Ritter von Walmoden vergönnt, der Ruhe zu pflegen; denn der Bischof von Halberstadt überzog ihn mit Fehde, die manches Jahr dauerte. Endlich ward der Bischof selber gefangen eingebracht und mußte ein ganzes Jahr lang auf Neu-Walmoden sitzen, bis er zwölftausend Mark Lösegeld gezahlt hatte. So verkehrte sich auch diesmal das Unheil, das man dem wackren Thedel ansann, durch seine Mannheit und Tugend in großes Heil.

Bald darnach geschah es, daß dem Thedel sein liebes Weib krank ward und in Gott dem Herrn verschied. Da ließ er ihren Leichnam mit feierlicher Pracht im Münster zu Goslar, der freien kaiserlichen Reichsstadt, neben ihren Voreltern zur Erde bestatten. Zuletzt überließ Thedel, dessen Haar zu ergrauen begann, all sein Gut seinem ältesten Sohne und zog mit zehn Pferden weit hinweg gen Livland. Daselbst nahm er den Schwertorden an, auf daß er als ein guter Christ den Glauben mehren helfe, zu Gottes Dienst und Ehre. Und als er dem Deutschmeister den Schwur abgelegt hatte, zog dieser mit ihm und den anderen Schwertbrüdern wider die Ungläubigen, bis er in kurzer Zeit ganz Livland und Littauen dem Orden unterwarf. Dabei that sich Thedel vor allen hervor, weshalb ihn der Deutschmeister sehr lieb und wert hielt. Wohin er ihn auch sandte, da taufte Thedel alle Heiden, sie mochten wollen oder nicht. Des Helden Ruhm aber erscholl weit in die Lande.

Endlich als der Krieg zu Ende war, begehrte der Deutschmeister von Thedel zu wissen, wie er zu dem schwarzen Roß gekommen sei. Da bat der Unverzagte den Meister gar inständig, daß er ihm den Bericht erließe, denn er bringe ihn dadurch in große Fährlichkeit, wenn er weiter darauf dringe. Aber der Meister glaubte ihm nicht und beschwur ihn bei der Pflicht des Gehorsams, die Wahrheit zu melden. Als nun Thedel merkte, daß man es ihm nicht erlassen wolle, bat er nur um vierzehn Tage Aufschub und Frist, dann wolle er alles treulich berichten. Und da ihm dies zugestanden ward, bekannte er in der Beichte seine Sünden, worauf er das hochwürdige Sakrament empfing. Und nachdem er sich durch Beten und andächtige Betrachtungen auf sein Ende christlich vorbereitet hatte, sagte er dem Meister alles, was er zu wissen begehrte. Am dritten Tage darnach sprach er laut: „O Gott, in deine Hände befehl' ich sündiger Mensch meinen Geist!“ Und damit entschlief er sanft und selig. Das schwarze Roß aber verschwand zu derselben Stunde, da Thedel die Augen schloß, und ward nimmer wieder gesehen.

Wigoleis vom Rade.

Es wird in vielen Geschichten von dem hochberühmten König Artus von Britannien gemeldet, wie er so herrlich und milde gelebt und Hof gehalten habe mit den besten Rittern, die zu jener Zeit gelebt, darum gar manche Könige, Fürsten und Helden sich aufgemacht haben, um mit eigenen Augen zu sehen, ob König Artus und seine Tafelrunde wirklich so hoch zu rühmen wären. Alle aber, soviele dahin kamen, fanden noch weit mehr, als ihnen gesagt worden, und begehrten darum in die Genossenschaft der Tafelrunde aufgenommen zu werden, was auch manche von ihnen durch ritterliche Thaten erlangten. Diese Gesellschaft übte sich täglich in rittermäßigem Thun, und ihrer viele gingen in fremde Länder um Abenteuer zu bestehen, wodurch der Ruhm des Hofes von Tag zu Tage sich mehrte. König Artus hielt gewöhnlich in dem Schlosse Karidol Hof, welches vor einem großen Walde lag, darein die Genossen täglich ritten, sich mit Jagen und anderen Abenteuern zu erlustigen.

Nun geschah es einst, daß Floreis, der König des Landes, welches das versperrte genannt ward, ein kühner und edler Ritter, so viel Lobes von der Tafelrunde des Königs Artus sagen hörte, daß er beschloß sie aufzusuchen und alles selbst zu beschauen. Also machte er sich fertig und zog gen Britannien, und es war im Monat Mai, als er vor dem Schlosse Karidol ankam, allwo er ein prächtiges Gezelt aufschlug. Die Ritter in der Burg sahen ihn wohl das Zelt aufschlagen, wußten aber nicht, wer er sei, denn ihrer keiner hatte ihn jemals gesehen. Sie schwiegen daher und wollten abwarten, was sein Vorhaben wäre. Des nächsten Morgens früh kleidete sich Floreis überaus köstlich, ritt hin zu der Burg und begehrte mit der Königin zu reden. Alsbald kam die schöne Ginover mit ihren Frauen auf die Zinne, und König Floreis grüßte sie nach Würden und bat sie, einen sehr köstlichen Gürtel aus Gold und Edelsteinen von ihm anzunehmen. Die Königin sprach: „Dies geziemt mir nicht zu thun.“ Da sagte Floreis: „Gnädige Herrin, ich will euch nicht weiter bitten, aber auch den Gürtel nicht ohne Streit wieder von hinnen führen. Darum verkündet euern Rittern, wer ihn mir mit Kampf abgewinne, der solle ihn zu eigen haben.“ Hiermit grüßte er sie und ritt schnell wieder zu seinem Gezelt zurück. Darauf berief die Königin den edlen Ritter Gawein zu sich und sagte ihm des Fremden Vorhaben. Herr Gawein

verkündete dies der ganzen Ritterschaft, die dadurch sehr erfreut wurde, denn ein jeder wollte der erste sein. Herr Keie, dem es selten wohl gelang, war der erste und vermeinte ganz sicher den Gürtel zu gewinnen. Aber er ward betrogen und vom Roß gestochen, als ob er nie darauf gestiegen wäre. Dodines war der zweite und ihm geschah ebenso. Der dritte war Segramors, dem noch viele folgten, deren Namen zu nennen unnötig, denn sie wurden alle sieglos befunden. Und dies währte an vier Wochen, daß die Ritter von der Tafelrunde so gedemütigt wurden, wie ihnen nie zuvor geschehen war.

Da sprach Herr Gawein: „So will ich auch zu ihm hinaus, mein Heil zu versuchen und des Hofes Ehre retten oder darum ersterben.“ Also wappnete er sich mit Fleiß und ritt eilends und unerschrocken hinaus auf das Feld wider den König Floreis, der mit aufgerichtetem Speere seiner wartete und ihn alsbald an Schild und Harnisch erkannte. Da freute er sich sehr, denn Gaweins Heldenkraft hatte er stets vor allen preisen hören und war vornehmlich seinetwegen hergekommen. Nun ritten sie zusammen als zwei kühne Helden und zerbrachen ihre Speere, daß die Splitter in die Höhe stoben und ein jeder sich wunderte, daß der andre im Sattel geblieben war. Sie griffen darum zu den Schwertern und begannen einen so harten Streit, daß Helm und Schild in Flammen zu stehen schienen. Jetzt holte der starke Held Gawein mit beiden Armen zu einem gewaltigen Schlage aus und hieb mit solcher Kraft, daß ihm das Schwert dabei in Stücke brach. Als er nun ohne Wehr dastand, mußte er sich überwunden geben, was ihm nie zuvor geschehen war. Da nahm ihn Floreis gefangen und führte ihn mit sich hinweg.

Unterwegs sprach er: „Herr Gawein, ich muß euch gestehen, daß ich mir den Sieg nicht zur Ehre rechnen darf, denn ich habe ihn nicht durch meine Kraft und Mannhaftigkeit, sondern durch die Zauberwirkung seltsamer Steine erhalten. Ich bekenne deshalb, daß ihr der trefflichste Ritter seid, der jetzt leben mag, und bitte euch, daß ihr euch über diese Gefangenschaft nicht betrübet, da dieselbe, wie ich hoffe, mir und euch noch zu gute kommen soll; denn weil ich eure ritterliche Tugend über alles rühmen hörte, so ließ es mich nicht ruhen, bis ich euch kennen gelernt, was ich nicht auf andre Weise zuwege bringen konnte.“ Da erwiderte Gawein: „Dem sei nun, wie ihm wolle, so bin ich doch ein gefangener Mann. Durch welche Macht ich überwunden bin, weiß ich nicht; wäre mir aber mein Schwert unzerbrochen geblieben, ich wollte euch und alle eure Zauberei schon bezwungen haben. Ja, wüßten die edlen Ritter von der Tafelrunde meine Gefangenschaft, ich zweifle nicht, sie würden gar bald ihr Heil an euch versuchen. Da es nun aber also steht, daß ich von euch besiegt bin, so bitte ich euch, ritterliche Ehre nicht zu brechen und euch hinfort gegen mich keiner List und Zauberei mehr zu bedienen.“ Das gelobte Floreis dem edlen Gawein und versprach, ihm künftig alle Treue zu beweisen. Also vereinigten sich die beiden kühnen Helden

und ritten wie gute Gesellen durch manches wilde Gebirge, bis an den dreizehnten Tag; da kamen sie endlich an das verschlossene Land.

König Floreis empfing seinen Gefangenen gar herrlich und freundlich, schickte aber zuvor einen Boten an seine Schwester und sein ganzes Hofgesinde, auf daß sich alle gar herrlich bereiteten, den werten Gast auf das beste zu empfangen. Da kam ihnen die schöne Florie, des Königs Schwester, vor das Schloß entgegen. Als Gawein sie erblickte, deuchte ihn, er sähe nicht einen Menschen, sondern einen Engel, und er ward alsbald von zärtlicher Liebe zu ihr ergriffen. Darauf nahm sie ihn an der Hand und führte ihn in den Palast. Dort boten ihm Ritter und Knappen ihre Dienste an, führten ihn in eine Kammer, wo er den Harnisch ablegte, und bekleideten ihn mit köstlichen Gewändern. Und als es Essenszeit war, kam der König selbst, geleitete ihn zu Tische und setzte ihn neben die holdselige Florie, deren gleichen er an Schönheit sein Lebtag nicht gesehen hatte. Nun ward herrlicher Wein und eine Menge von trefflichen Speisen aufgetragen und ihnen mit großem Fleiße gedient.

Nach der Mahlzeit führte König Floreis Herrn Gawein in seinem Palaste umher und zeigte ihm alle Gemächer, die mit manchen kunstreichen Stücken geziert waren. In einem Saale war ein sehr wunderbares Rad von Gold mit erhabenen Bildern geschmückt und dieses Rad drehte sich fortwährend um. Ein Priester hatte es zu einem Zeichen gemacht, daß dem Herrn dieses Landes niemals etwas mißlang, sondern allezeit das Glück zur Seite stand. Nachdem sie nun alles besehen hatten, nahm der König seinen Gast bei Seite und sprach: „Herr, ich möchte, daß ihr meine Schwester zur Ehe nähmet. Ich will sie euch samt meiner Krone geben, unter der Bedingung daß ihr sie nicht von hier wegführet. Und wenn ihr also um meiner lieben Schwester willen bei uns bleiben wollet, so soll die beste und treueste Freundschaft zwischen uns beiden geschlossen werden, denn ich bin euch herzlich zugethan und geneigt, euch nach Kräften zu dienen. Doch sollt ihr dadurch nicht gebunden sein, euer ganzes Leben lang hier zu bleiben; ihr möget immerhin auf Abenteuer ausziehen und andre Länder beschauen, wenn ihr nur die meiste Zeit bei uns verweilet.“ — „Gnädiger Fürst,“ antwortete Gawein, „was ihr von mir begehret, darum sollte ich billig euch mit allem Fleiße bitten. Und wollt ihr mir wirklich so große Freundschaft beweisen und mir eure liebliche Schwester zum Weibe geben, so sollt ihr in mir immerdar einen dankbaren Mann finden.“ Also ward diese Freundschaft feierlich bestätigt und die Hochzeit mit großer Freude herrlich begangen.

Nun wohnte Gawein bei seiner trauten Gemahlin mit inniger Liebe wohl über ein halbes Jahr. Da gedachte er wieder an die edle Ritterschaft der Tafelrunde, eine heftige Sehnsucht ergriff ihn und er beschloß dahin zu

reiten. Doch wollte er sein Vorhaben seiner lieben Frau nicht verhehlen. Darum bat er sie eines Tags inständig, daß sie ihm eine Reise zu seinen Freunden erlauben wolle, er gedenke in kurzem wieder zu ihr heimzukehren. Darüber erschrak die schöne Florie über die Maßen und sprach traurig: „O Herr, das wird mir gar zu schwer. Begehret jetzt solches nicht von mir, da ich in wenigen Wochen eines Kindleins genesen soll. Ach, ich sorge, ihr werdet nicht so bald wiederkehren.“ Er aber gelobte ihr, er wolle, sobald er nur könne, wieder zu ihr eilen, und bat sie, um seinetwillen fröhlich zu sein. Da nun sein Weib merkte, daß ihm diese Reise so ernst war, gab sie ihm mit schwerem Herzen Urlaub, schenkte ihm einen kostbaren Gürtel und bat ihn, denselben mitzunehmen, indem er seine Fahrt sonst nicht glücklich vollbringen werde. Als aber Gawein ihre Erlaubnis erlangt hatte, ward ihm recht von Herzen wohl zu Mute, und er wollte den Gürtel nicht nehmen, sondern sich allein auf seine Mannhaftigkeit und Stärke verlassen. Also nahm er von seiner lieben Frau freundlich Abschied, ohne zu ahnen, daß er sie darnach nimmer wieder sehen sollte. Darauf beurlaubte er sich auch von seinem Schwager und der ganzen Ritterschaft, die ihn alle ungern von sich ließen und ihm viel Glück und Segen wünschten.

So ritt Gawein hinweg und gelangte in kurzer Zeit gen Karidol. Als sie dort seine Ankunft vernahmen, freuten sich alle, die zur Tafelrunde gehörten; denn sie hatten seit seinem Scheiden niemals recht fröhlich sein können, dieweil sie nicht wußten, ob er lebendig oder tot, noch wohin er gekommen wäre. Wie sie ihn nun wieder frisch und gesund heimkehren sahen, hub sich große Freude unter ihnen und wurden herrliche Feste gefeiert mit Rennen, Stechen, Turnieren, Jagen, Beizen und anderer Kurzweil. Aber Gawein war bei alledem nicht so fröhlich, als man sonst an ihm gewohnt gewesen; denn wie ihn vorher sein Herz gen Karidol getrieben hatte, so zog es ihn jetzt wiederum heim zu seiner lieben Frau. Und als er ein halbes Jahr bei seinen Freunden geblieben war, nahm er Urlaub von allen am Hofe und ritt hinweg. Aber siehe, je länger er ritt, je weiter kam er von dem Lande, dahin es ihn zu kommen verlangte, und so ritt er ein ganzes Jahr lang durch manches Land, über Berg und Thal, durch Wälder und Felder in der Irre umher. Da merkte er wohl, daß des Königs Floreis Land nicht ohne Grund das versperrte genannt ward, und verstand nun erst, warum ihm sein trautes Gemahl den kostbaren Gürtel hatte mitgeben wollen. Nun war es ihm über die Maßen leid und reute ihn sehr, daß er ihn dort gelassen. Endlich aber sah er doch, daß seine lange Reise samt allen Beschwerden und Sorgen vergebens war, und so ritt er wieder zu der hochgepriesenen Ritterschaft gen Karidol, das Herz voll Kummer und Sehnsucht nach seiner lieben Frau.

Inzwischen war der Jammer der schönen Florie um ihren herzliebsten Gemahl nicht klein, denn sie dachte wohl, daß er nimmer heimkehren werde. Und es kam die Stunde der Geburt, da genas sie eines Söhnleins von schöner Gestalt, darob sich alles Volk im Lande freute. Und man trug das Kind zur Taufe und nannte es Wigoleis. Die Königin wollte es aus mütterlicher Liebe keiner Amme anvertrauen, sondern selbst erziehen und nähren; also pflegte und wartete sie seiner mit großem Fleiße. Als nun der Knabe entwöhnt war und zu erwachsen begann, lehrte man ihn lesen und schreiben und andre Künste mehr, die der Jugend ziemen. Darnach unterwies man ihn in allem, was zur Ritterschaft gehört, und er ward darin so geübt, daß ihn niemand übertreffen konnte, denn die angeborene Art und Tugend wirkte in ihm mehr, als man ihn lehren konnte.

Als nun Wigoleis seiner Stärke inne ward und je älter je kräftiger wurde, ging er zu seiner Mutter, der Königin Florie, und bat sie inständig, daß sie ihm erlaube an den Hof von Britannien zu ziehen, um daselbst seinen lieben Vater zu suchen, von dessen Heldentugend er soviel rühmen höre, und alle die hochgepriesenen Ritter zu schauen. Dahin wolle er reiten, um auch ein so werter Held zu werden. Als das seine Mutter hörte, ward sie sehr betrübt, denn sie gedachte wohl, sie werde, wie einst ihren lieben Ehgemahl, so nun auch den Sohn verlieren. „Ach mein trautes Kind,“ sprach sie, „wie magst du hoffen, deinen Vater zu finden? Wenn er noch am Leben wäre, er hätte sich gewiß längst wieder hieher gefunden. Darum bleibe bei mir, denn du bist noch jung und kommst in einigen Jahren noch früh genug zur Ritterschaft“ Aber Wigoleis drang so lange in sie, bis sie zuletzt ihre Einwilligung gab. Da schenkte sie ihm den köstlichen Gürtel, ließ ihm Harnisch, Schild, Helm und Schwert bringen, wappnete ihn darein mit allem Fleiß und befahl ihn in Gottes Schutz.

Als er nun bei Hofe Urlaub genommen und mit seiner Mutter Segen hinwegritt, kam er in ein Gebirg, wo er lange in der Irre umherritt und nicht wußte, wohin er sich wenden sollte. Da begegnete ihm endlich ein stattlicher Held in schöner Kleidung, diesen fragte Wigoleis, woher er käme und wohin er wollte. Der Held berichtete ihm kurz, er sei von dem edlen König Artus ausgesandt, Ritter zu einem Turnier zu berufen. Als Wigoleis das hörte, ward er froh und fragte weiter, wie er am nächsten nach des Königs Hofe gelangen möchte. Und nachdem ihm der Held auch dies kürzlich gemeldet hatte, ritt Wigoleis dem bezeichneten Wege nach und kam am neunten Tage gen Karidol. Daselbst stieg er ab, band sein Roß an eine schöne Linde und setzte sich daneben auf einen viereckigen Stein um zu ruhen.

Nun lagen etliche Ritter und Frauen oben auf dem Schlosse in den Fenstern und sahen den fremden Jüngling auf dem Steine sitzen, darob sie sich sehr verwunderten. Einer zeigte es dem andern und fragte, wer wohl

dieser tugendhafte Jüngling sein möge, dem der Stein gestatte auf ihm zu sitzen. Denn derselbe Stein hatte die Kraft, daß ihn niemand berühren durfte, der nicht alle Tugend und Vollkommenheit besaß. Und so viele edle und berühmte Ritter bei der Tafelrunde waren, so durfte doch diesem Stein keiner näher kommen als auf Klafterweite. Nur Herr Artus selbst saß ganz darauf und Held Gawein reichte mit der Hand daran. Als nun der König und die Seinen den Jüngling auf dem Steine Florant sitzen sahen, vereinigten sie sich sogleich, ihn herrlich zu empfangen, denn sie wußten gewiß, daß er aller Ehren würdig war. Sie gingen ihm also aus der Burg allesamt entgegen. Und als der Jüngling die preiswerte Schar auf sich zukommen sah, stand er schnell auf, eilte dem Könige entgegen und geberdete sich gar schön und ehrerbietig. König Artus und die Königin Ginover begrüßten ihn zuerst mit freundlichen Worten, dann folgte die ganze werte Ritterschaft. Nun begann der König ihn zu fragen, von wannen er komme und wie er heiße. Da antwortete er züchtiglich: „Herr, wer ich bin und woher des Landes, das kann ich so schnell nicht sagen, aber mein Name ist Wigoleis. Durch Gottes Gnade kam ich in dies Land, hier Dienst zu finden; denn nach euch und eurer hochgepriesenen Ritterschaft hat mich sehr verlangt. Darum ist mein Bitten und Begehren, daß ihr mich als euren Diener in eure werte Tafelrunde gnädiglich aufnehmen wollet.“ Artus antwortete: „Was ihr so bescheiden begehret, das soll euch gewährt sein.“ Hierauf hieß er Herrn Gawein sich des Jünglings annehmen, der das mit Freuden that. Wigoleis war darob über die Maßen erfreut und dachte: Alle Goldberge des Landes Kaukasus nähme ich nicht für diese hohe Gabe; will's Gott, so will ich sie verdienen oder das Leben verlieren. So nahm der edle Gawein den Jüngling in seine Pflege und hielt ihn sogleich in Zucht und Lehre wie ein Vater seinen Sohn; das vergalt ihm Wigoleis mit freudigem Herzen und that in allen Dingen seinen Willen. Also erwuchs zwischen ihnen große Liebe, und obwohl keiner den andern recht erkannte, so hielten sie sich doch nicht anders zu einander, als Vater und Kinder zu thun pflegen.

Darüber kam die Zeit heran, da der König ein Turnier halten und viele edle Knechte zu Rittern schlagen wollte. Da führte auch Herr Gawein seinen Liebling zu Felde, um zu prüfen, ob er auch zum Turnieren geschickt und tüchtig wäre, und siehe, er war so geschickt, daß alle, so sich an ihn wagten, die Sättel räumen und unter den Rossen aufstehen mußten. Darnach wurden viele junge Knechte zu Rittern geschlagen, darunter Wigoleis wahrlich nicht der geringste war. Dann hub sich wieder ein herrliches Turnieren und Speerebrechen, so daß einer über dem andern lag. Und auch Wigoleis hielt sich so mannhaft, daß es ein Wunder zu sehen war und jedermann ihm den Preis zusprach. Als sich nun das Turnier endete, verkündete König Artus seiner Ritterschaft, er wolle an der Tafelrunde sitzen und Wigoleis zum Gesellen haben. Dies geschah vor Karidol auf einem grünen Anger. Denn so

oft der Mai kam, hielt der König im Freien unter luftigen Gezelten Hof. Und das geschah auch im Mai, daß er Herrn Wigoleis zu Ehren die Tafelrunde hielt und ihn zum Gesellen annahm.

Während sie so beisammen saßen, kam eine Jungfrau über das Feld eilends daher geritten und wandte ihr Pferd nach dem Gezelt, darin die edlen Ritter saßen. Sie war über die Maßen schön, mit köstlichen Gewändern bekleidet und hinter ihr auf dem Pferde stand ein Zwerglein. Sie stieg schnell ab und geberdete sich gar züchtig, so daß die Ritter, die sich ihres Kommens sehr verwunderten, sie ehrerbietig empfingen. Da trat sie näher vor den König und sprach mit gefalteten Händen: „Gnädiger Herr König, meine Frau entbeut euch ihren Gruß und läßt euch klagen die große Not, die sie bedrängt. Sie bittet euch, ihr möchtet ihr einen mannhaften Ritter zu Hilfe zu schicken, denn das Abenteuer, das er bestehen muß, ist gar gefährlich. Weil man nun allenthalben sagt, daß hier die besten Ritter der Welt zu finden seien, sucht meine Frau bei euch Hilfe, zumal sich sonst keiner mehr findet, der gen Korotin ritte um das Abenteuer zu bestehen. Wer nun unter euch seinen Ruhm zu mehren denkt, der reite mit mir von hinnen.“ Da standen wohl hundert Ritter auf, Urlaub zu der Reise vom Könige zu begehren, aber allen kam Wigoleis zuvor. Artus hätte ihm gern abgeredet, aber da der junge Held so dringend bat, mochte ihm der König seine Bitte nicht weigern und erlaubte ihm zu reiten.

Darüber erschrak die Jungfrau heftig, ritt ohne Urlaub weinend hinweg und wollte nicht einmal auf ihn warten, denn sie glaubte, nur seine unbesonnene Jugend verführe ihn zu der Reise. Wigoleis aber wappnete sich und ritt der Jungfrau eilig nach. Das Zwerglein sah ihn bald nachreiten und sprach: „Herrin, warum wartet ihr seiner nicht? er kommt uns hastig nachgeritten.“ Da sagte die Jungfrau zornig: „Ach wehe mir, daß meine Reise so vergebens sein soll! Ich hoffte, Gawein oder ein andrer trefflicher Ritter würde uns folgen und nun soll ich heimkommen mit diesem unerfahrnen Knaben!“ — „Habt bessere Zuversicht zu dem jungen Ritter,“ sprach das Zwerglein, „wer weiß, ob ihm nicht vor allen andern das Abenteuer zu Korotin bestimmt ist.“ Indem kam Herr Wigoleis herangeritten, grüßte die Maid züchtiglich und bat sie inständig, daß sie ihm vergönne mit ihr zu reiten in das Land Korotin, wo er alle Gefahr zu überwinden hoffte. Die Jungfrau versetzte: „Bleibet oder reitet, mir ist es gleich! Ziehet hin wo ihr wollt! die Straße liegt euch so offen, wie jedem andern. Doch wäre mir lieb, wenn ihr mir nicht zu nahe kämet.“ Dem Zwerglein mißfiel solche stolze Antwort gar sehr, und es redete so lange mit ihr, bis sie dem Ritter gestattete denselbigen Tag, aber nicht länger, mit ihr zu reiten.

Zur Abendzeit erblickten sie eine wohlerbaute Burg. Da sprach Herr Wigoleis: „Herrin, ich will voraus reiten und sehen, ob man uns heut in dieser Burg Nachtherberge geben wolle.“ Sie sprach: „Dieser Wirt pflegt gar seltsamer Sitte. Jeder Ritter, der hier Obdach sucht, muß dem Wirte vorher einen Ritt gewähren. Bringt ihn dann dieser zu Falle, so muß der Gast zu Fuß und entblößt mit Schanden von dannen scheiden; überwindet er aber den Wirt, so fand er nie ein bessres Unterkommen. Ich rate euch, daß ihr ihn meidet.“ Während die Jungfrau noch so sprach, ritt schon der Wirt gewappnet heran. Wigoleis setzte seinen Helm aufs Haupt und rannte mit seiner Lanze so heftig auf jenen, daß er ihn des Lebens beraubte. Als die Ritterschaft in der Burg ihren Herren tot zur Erde fallen sah, erhub sich große Wehklage. Da durfte denn Wigoleis mit der Jungfrau dort nicht Herberge suchen, sondern sie mußten notgedrungen weiter reiten, worüber die Jungfrau sehr traurig war. Also zogen sie in einen Wald, wo sie sich die Nacht über aufhielten.

Als es nun zu dämmern anhub, hörte Wigoleis ein lautes, klägliches Geschrei. Da machte er sich auf und ritt eilends der Stimme nach. Bald erblickte er auf einer Wiese eine Jungfrau, die sich mit verzweiflungsvoller Geberde gegen zwei Riesen wehrte, die sie mit sich schleppen wollten. Als dies Herr Wigoleis ersah, gedachte er: Das wolle Gott nicht, daß dies geschehe! gürtete seinen Helm fester und ritt unerschrocken mit aller Kraft auf die Riesen. Den einen erstach er sogleich, den andern schlug er todwund und bezwang ihn mit dem Schwert. Nun war das Zwerglein dem Ritter heimlich nachgegangen zu sehen, wie er sich halten werde; das ging nun zu der Jungfrau zurück und erzählte ihr alles, was es gesehen, wie der Ritter die Riesen so mannhaft besiegt und die Bedrängte errettet hatte. Dies alles war bei hellem Mondschein kurz vor Tage geschehen. Als es nun Morgen ward, ritten sie weiter.

Es währte nicht lange, da lief ein kleines weißes Hündlein über das Feld auf sie zu, dem war das eine Öhrlein falb, das andre rot. Der Jungfrau gefiel es so wohl, daß sie nie ein schönres Hündlein gesehen zu haben meinte und es gern zu eigen gehabt hätte. Da sprang Wigoleis behend vom Rosse, fing das Hündlein und brachte es der Maid. Alsbald kam ein Ritter des Wegs daher und fragte die Jungfrau, wer ihr das Hündlein gegeben hätte. Sie zeigte auf Wigoleis: der habe es ihr gegeben. „Was soll diese Rede?“ sprach dieser zu dem Ritter, „ich glaube nicht, daß das Hündlein euer sei; wer es aber der Jungfrau mit Gewalt nehmen wollte, dessen Helm müßte vorher Funken sprühen.“ Den Heiden verdroß diese Rede gar sehr, er ritt eilends wieder in den Wald, wappnete sich und trabte den Reisenden nach, Streit zu suchen. Aber auch Wigoleis hatte sich bereitet und hielt, ihn erwartend. Nun ritten beide so hart zusammen, daß es eine Lust zu sehen war. Aber dem Heiden bekam es gar schlimm, denn wie kost-

bar gewappnet er auch daher gekommen und wie mannhaften Gemüts er war, so fällte ihn doch Herr Wigoleis beim ersten Ritt zur Erde. Und als er so das Hündlein freigemacht hatte, ritten sie fürbaß und kamen durch einen Wald auf eine Aue; da sahen sie von ferne eine trauernde Jungfrau reiten.

Wigoleis ritt alsbald zu ihr hin, grüßte sie höflich und bat, daß sie ihm den Grund ihrer Thränen anzeige; wenn er ihr Leid zu wenden vermöchte, so wäre er dazu mit Freuden bereit. Da dankte sie ihm und hub an ihm alles zu erzählen. Er sprach: „Ich bitte euch, reitet zu meiner Herrin, die dort hält, und bittet sie, daß sie mit euch zu den euern reite. Dann hoffe ich euch bald mit Kampf von diesem Kummer zu befreien.“ Da ritt sie mit ihm zu der Jungfrau, bat sie dringend mit ihr zu ziehen, und erzählte ihr ihre Geschichte, wie nämlich der König von Irland alle Jahre einen Sittich schicke, der wohl sprechen könne, in einem schönen köstlichen Gehäuse von Gold, und dazu das beste Roß, das man finden möge: dies alles gebe man dann der, welche für die schönste an diesem Hofe erkannt werde. „Mir,“ so sprach die Jungfrau, „ward diesmal einstimmig der Preis zuerkannt. Indem kommt ein Ritter, nimmt mir vor aller Augen die Kleinode und giebt sie seiner Herrin. Nun hat sich dieser edle Jüngling, euer Gefährte, erboten, mir das Geraubte mit Kampf wieder zu gewinnen. Darum bitte ich euch, mit mir zu reiten, denn das Hoflager ist nicht weit von hier.“ Da ritten sie mit einander dahin und sahen bald schöne Zelte vor dem Walde aufgeschlagen. Die fremde Jungfrau führte die Gäste zu ihrer Muhme, des Königs von Persien Tochter, die sie gar höflich empfing und sie mit sich in ihr Gemach führte. Dort ward der Ritter entwappnet und köstlich bekleidet. Darauf nahmen ihn die beiden Frauen an den Händen und gingen vor jenes übermütigen Ritters Zelt. Als dieser sie kommen sah, sprach er hochmütig zu Wigoleis: „Was begehrt ihr hier mit diesen schönen Frauen?“ — „Ihr habt,“ sprach Wigoleis, „dieser Maid ihren Gewinn mit Gewalt entwendet. Doch möget ihr alles mit Ehren wohl wieder erstatten und wohl bedenken, wie übel ritterliche Ehre durch solches räuberische Wesen gekränkt wird.“ Da antwortete der Übermütige: „Seid ihr um zu predigen hergekommen, so heißet euch eine Kanzel aufrichten. Ich rate euch aber, daß ihr mit euern Frauen hinweggehet und saget, ihr wäret hier gewesen.“ — „Glaubt mir in Wahrheit,“ sprach Wigoleis, „ich will euch eine Predigt halten, von der ihr den Ablaß mit Schanden davontragen werdet. Ich biete euch Kampf für diese Jungfrau.“ Diese Märe ward bald allenthalben kund, und niemand war, dem es nicht wunderte, daß ein so junger Ritter wider einen solchen bewährten Helden zu streiten sich vermesse.

Des Morgens nun kamen sie beide gewappnet zu Felde und ritten in den Ring. Da bot man ihnen zwei starke Speere zu Händen, die nahmen sie und ritten so gewaltig aufeinander, daß die Speere zerbrachen und in

Stücken umherflogen. Nun griffen beide zu den Schwertern und bald waren von ihren ungeheuren Streichen die Schilde gänzlich zerhauen. Zuletzt schlug Wigoleis mit solcher Macht auf seinen Gegner, daß dieser vor ihm in den Staub gestreckt ward. Als er aber sah, daß jener betäubt war, wartete er, bis er wieder zu sich kam. Der übermütige Ritter erholte sich schnell wieder, und nun lief er Wigoleisen an, daß man die Funken von Helmen und Schwertern sprühen sah. Der stolze Mann, den man seines roten Haares wegen den roten Ritter nannte, der aber sonst Graf Hogier von Mansfeld hieß, trieb Wigoleisen nun mit Schlägen, so weit die Bahn war, zurück. Da hub sich von Herren und Frauen, die dem Kampfe zuschauten, großes Wehklagen, und die Frauen riefen mit gewundenen Händen zu Gott, daß er dem jungen Ritter beistehen wolle. Als Wigoleis diese Klagen vernahm, gewann er dadurch neue Kraft. Er schwang den Arm in die Höhe, trieb den Helden zurück, fällte ihn mit einem Schlage zur Erde nieder, zog ihm den Helm vom Haupte und bezwang ihn ritterlich, also daß der Graf von Mansfeld sich für besiegt gestehen mußte. Wigoleis aber gebot ihm, unverzüglich gen Britannien zu reiten, dem König Artus seinen Gruß zu melden und zu sagen, daß der Ritter von dem Rade ihn gesandt habe. „Herr," antwortete der Graf, „ich traue eurer ritterlichen Tugend wohl, ihr werdet euch mir besser zu erkennen geben; denn es möchten ihrer mehre das Rad führen, die euch an Mannheit nimmer gleichen." Da sprach Wigoleis: „Eurer Kühnheit halber will ich euch meinen Namen nicht verhehlen. Fragt jemand, wie ich heiße, so saget, ich heiße Wigoleis und sei willens, das Abenteuer zu Korotin zu bestehen." Also ward der große Haß der beiden Helden ritterlich versöhnt; der Graf gab der Jungfrau ihre Kleinode zurück, schied freundlich von Wigoleis und allen anderen und ritt gen Britannien; Herrn Wigoleis aber ward von Herren und Frauen große Ehre geboten. Am Tage darauf ward der Hof beendigt und jeder zog mit seinem Gesinde hin, von wannen er gekommen war.

Wigoleis und seine Reisegenossen ritten mit der Jungfrau, für die er gestritten hatte, bis sich ihre Wege teilten; da bat sie ihn inständig, mit ihr heimzureiten. Er aber weigerte sich höflich und wollte auch nicht die erstrittenen Kleinode nehmen, die sie ihm anbot. Das war der schönen Jungfrau sehr leid, und da sie sah, daß er sich nicht erbitten ließ, schied sie von ihm mit vielen herzlichen Dankesworten für die Hilfe, die ihr seine kühne Hand gebracht hatte. Wigoleis aber mit seinen Genossen ritt die Straße gen Korotin fürbaß.

Da nun die Jungfrau so mannigfache Beweise von des Ritters Tapferkeit mit angesehen hatte, so faßte sie Vertrauen zu ihm und sprach: „Lieber

Herr, nehmet meine Rede in gutem auf; denn ich bekenne mein großes Verschulden, nämlich daß ich so stolz gegen euch gewesen bin. Gott sei mein Zeuge, daß mir nie ein Ritter so wohl gefallen hat als ihr! Vergebet mir mein thörichtes Mißtrauen!" — „Ach edle Jungfrau," sprach Wigoleis, „es ist euch alles längst verziehen. Nun sagt mir aber auch, wie es um das Abenteuer zu Korotin steht." Da sprach sie: „O Herr, mir fällt schwer davon zu erzählen. Denn die Ritter, die es bisher zu bestehen versuchten, erfuhren allein die ganze Wahrheit; aber leider sahen wir keinen zurückkehren. Doch will ich euch sagen, wie die große Not zuerst anfing. Mein Herr war ein kühner Ritter und geborener König von Korotin; der erzog an seinem Hofe einen verfluchten Buben mit Namen Roas von Glois und hielt ihn für treu, fromm und gerecht. Darum erwies er ihm auch viel Gutes, verlieh ihm reichen Sold und machte ihn gewaltig über alle anderen an seinem Hofe. Aber mein guter Herr ward schändlich von ihm betrogen, denn der ungetreue Mörder kam eines Morgens — es ist jetzt wohl zehn Jahre her — mit etlichen seiner Genossen und ermordete meinen Herrn samt dreihundert Rittern, während sie im Bette lagen und schliefen. Um dieses verruchten Mordes willen ist der Bösewicht in allen Landen verhaßt; dennoch kann sich leider niemand an ihm rächen, dieweil er der Zauberei so kundig ist, daß ihm niemand zu schaden vermag. Darum liegt dies gute Land ganz öde und alle Gebände darin verderben. Diese Schande ist uns schier unerträglich, und wir haben schon viel hin und her gedacht, wodurch uns wohl möchte geholfen werden. Aber es ist uns nichts geglückt und wir haben leider manchen kühnen Ritter, der uns helfen wollte, verloren; denn von allen, die in diese Gefahr reiten, bringt uns keiner Kunde zurück, und darum wissen wir auch nicht mehr davon zu sagen. Denn jeden Abend kommt ein schöner Wurm mit einer köstlichen Krone auf dem Kopfe vor unser Schloß Roimund; er wartet, bis er einen gewappneten Ritter sich nachreiten sieht, dann wendet er schnell um auf die Straße gen Korotin. Ihm folgen die Ritter nach; wie es aber weiter darum bewandt ist, das können wir nicht wissen. Wer nun diesen Zauber brechen könnte, dem gäbe man meine Herrin Larie, die schönste und wonniglichste Maid, zur Ehe und das ganze Land dazu. O wohl dem Helden, der die reine holdselige Frau gewinnen soll! Wie aber dieselbige am Leben geblieben und den Mörderhänden entkommen sei, will ich euch kürzlich verkünden. Es fügte sich, vielleicht aus besonderer Verhängnis Gottes, daß meine alte Herrin mit ihrer Tochter Larie von Korotin hinweg auf das Schloß Roimund fuhr, daselbst den Mai über zu bleiben, bis mein Herr nachkäme, was leider jählings durch den verräterischen Mord verhindert ward."

Während des kamen sie dem Schlosse Roimund so nahe, daß man sie von dort aus wohl sehen konnte. Da ritt ihnen der Truchseß entgegen, nahm des Helden Roß beim Zaum und sprach: „Herr, seid willkommen in diesem Lande!" Darauf grüßte er auch die Jungfrau und sie ritten miteinander zu

Hofe, wo sie von den Herren und edeln Frauen mit großen Ehren empfangen wurden. Nun kam in Engelsgestalt die schöne Larie ihrem werten Gast entgegen gegangen und empfing ihn nach der Sitte des Landes mit Küssen und freundlichem Umfahen. Darauf ward er entwappnet, gebadet und mit köstlichen Gewändern angethan, indessen die Jungfrau der Königin und der Ritterschaft von seinen mannhaften Thaten, die er unterwegs vollbracht, erzählte. Zur Essenszeit ließ die Königin den Gast in ihren Palast führen, wo jedermann begierig war, den jungen wohlgestalteten Ritter zu sehen, der zu ihrem Troste hergekommen war. Man erwies ihm große Ehre mit allerlei Kurzweil und setzte ihn bei Tische neben die junge Königin, wo ihm so viel Gutes zu teil ward, daß er sich's nicht besser hätte wünschen können. Und als es Zeit war schlafen zu gehen, wünschte er der Königin und der Ritterschaft gute Nacht und ward in eine königlich gezierte Kammer geführt. Dort trat er an ein Fenster die Gegend zu beschauen und sah in der Ferne ein großes helles Feuer brennen. Als er nun fragte, was dies zu bedeuten habe, antworteten ihm die Diener: „Herr, es ist zu Korotin, wo der König mit den Seinen jämmerlich ermordet ward; was aber dieses Feuer bedeutet, wissen wir nicht, wiewohl wir es jede Nacht scheinen sehen.“ Hierauf legte er sich zur Ruhe und ebenso thaten die andern Ritter. Aber Herr Wigoleis und die junge Königin schliefen in dieser Nacht nicht viel, denn ihre Gedanken und Seufzer ließen sie nicht ruhen, dieweil ein jedes dem andern sein Herz und Gemüt gänzlich ergeben hatte.

Als es nun Tag ward, stand Wigoleis, der unverzagte Held, auf, wappnete sich und ging zur Kirche, Gottes Wort zu hören und den Segen zu empfangen. Dann kehrte er wieder zu Hofe zurück, wo der Imbiß herrlich zugerichtet war. Zuletzt gab ihm die junge Königin ein Brot von köstlichen Gewürzen und großer Kraft, das ihm auf seiner gefährlichen Reise wohl zu statten kam. Der edle Held, der die rechte Zeit zu versäumen besorgte, mußte bis gegen Abend harren. Da kam der gekrönte Wurm vor das Burgthor; sobald der Ritter ihn ersah, nahm er Urlaub von der jungen Königin, die ihn zärtlich umfing und ihm mit mancher heißen Thräne Heil und Segen wünschte. Dann saß er auf sein Pferd und ritt fröhlich und unerschrocken dem greulichen Wurme nach, der nach seiner Gewohnheit zum Walde hinkroch. Wigoleis ritt ihm nach, bis die Nacht zu dunkeln begann; nicht lange darauf aber ging der Mond mit vollem Scheine auf, so daß er weit umher schauen konnte. Da sah er vor sich eine Burg mit vielen hohen Türmen und Erkern geziert und mit Gräben wohl geschützt. Vor dieser Burg lag ein schöner grüner Anger, auf dem eine hohe und breite Linde stand. Der Wurm war dem Helden bis zu der Linde vorausgegangen; sobald er aber dahin kam,

verwandelte er sich in eine menschliche Gestalt; auf seinem Haupte trug er eine prächtige Krone und sprach zu dem erstaunten Wigoleis: „Sei willkommen in diesem Lande! Gott verleihe dir Glück und Sieg!" Da dankte ihm der Held tugendlich und sprach: „Herr, ich wundre mich über eure jähe Verwandlung, die mir eine große Freude zu sehen ist, und bitte euch inständig mir diese seltsame Geschichte zu erklären." — „Ich bin einst," antwortete die menschliche Gestalt, „hier König und Herr im ganzen Lande gewesen, bis der ungetreue Heide Roas von Glois, den ich von Jugend auf bei mir erzogen, mich und mein Hofgesinde schändlich ermordete. Daß aber mein Weib und meine Tochter, für die ihr in diese Gefahr euch begeben habet, verschont blieben, geschah daher, daß sie zu der Zeit nicht bei mir in Korotin, sondern zu Roimund wohnten. Vielleicht wollte Gott dies so haben; ihm vertraue ich auch, er werde euch helfen diese Reise glücklich zu bestehen, damit ihr mit meiner Tochter alles Gute genießet. Denn ihr seid ihrer wahrlich wert, da eure frische Jugend so früh nach Ehre und Tugend strebt. Solch hoher Sinn mag euch wohl angeerbt sein von eurem Vater Gawein, dem allerbesten Ritter, von dem man meldet; darum er auch an der Tafelrunde zu Karidol den höchsten Platz inne hat." — „Lieber Herr," rief Wigoleis, „ich bitte euch, sagt mir mehr von meinem Vater, denn ich habe leider bisher keine Kunde von ihm gehabt." Der König sprach: „Ihr seid doch täglich bei ihm gewesen, als ihr an Artus' Hofe weiltet." Hiermit ließ er diese Rede, zeigte ihm einen Speer, der in einer Steinwand steckte, und begann wieder: „Nehmet diesen Speer; der wird euch von Nutzen sein, denn mit ihm sollt ihr den Wurm Pheton besiegen." Dann brach er eine Blüte von der Linde, reichte sie dem Helden dar und sprach: „Ihr Geruch ist gut gegen Gift und böse Teufelskünste, darum behaltet sie wohl bei euch."

Indem sah Wigoleis dreihundert Ritter daherkommen, allesamt schwarz gewappnet, die stießen ein klägliches Geschrei mit Ach und Weh aus. Da wandte sich der Held zu dem Könige und fragte, wer diese unheimlichen Ritter seien. „Es ist mein Hofgesinde," antwortete er, „die Ritter, die mit mir ermordet wurden, und ich sage euch, unsre Pein ist nicht gering. Darum bittet Gott den Herrn für uns, daß er um seines lieben Sohnes Tod uns aus dieser schweren Qual erlöse, in der uns der Bösewicht Roal verzaubert hält. Nur hier an dieser Stätte ist es mir vergönnt, einige Ruhe zu finden; denn da ich noch lebte, gab ich unter dieser Linde den Armen täglich mit eigener Hand Almosen, Gott dem Herrn zu Liebe. Hiermit bewahre euch Gott! ich darf nicht länger bei euch bleiben." Alsbald ward er wieder in die Gestalt eines Wurmes verwandelt und kroch auf das Schloß zu; die Ritter zogen mit kläglichem Geschrei vor ihm her durch die Pforte. Er aber, ehe er ihnen folgte, blieb draußen vor der Mauer stehen und blies an die Zinne; davon stand plötzlich die ganze Burg in hellem Feuer, also daß man es zu Roimund brennen sah. Und obwohl die Burg jede Nacht zu verbrennen

schien, so stand sie doch am Morgen wohl erhalten da. Herr Wigoleis hielt still und schaute dem Feuer eine Weile verwundert zu; da flog plötzlich eine Schar schneeweißer Tauben aus den Flammen in die Höhe, darüber er noch mehr erstaunte; doch gedachte er zuletzt, es möchten wohl die lieben Seelen der Ritter und des armen Königs sein, die schon jetzt durch die göttliche Gnade von ihrem Elende erlöst zum Himmel aufstiegen. Da neigte der Held sein Haupt und lobte Gott in herzlichem Gebet. Darnach ritt er zu der Steinwand, nahm den Speer, von dem ihm der König gesagt hatte, und zog weiter in das Land hinaus.

Bald kam er auf eine grüne Aue; darauf fand er eine Frau sitzen, die über die Maßen wehklagte, indem sie ihren Schmuck, Haar und Kleider zerriß. Zu ihr ritt der Held und sprach: „Sagt mir eure große Beschwerde, so will ich euch gerne helfen, wenn ich kann.“ — „Weh mir armen!“ rief die Frau, „weh, daß ich nicht sterben kann! mein lieber Ehgemahl ist vielleicht schon tot. Wir ritten auf diese grüne Aue, um zu beizen. Siehe, da kam der schreckliche Wurm Pheton und trug mir meinen Gatten und noch drei kühne Ritter mit Gewalt hinweg.“ — „Herrin,“ sprach Wigoleis, „zeiget mir die Richtung, dahin er sie getragen hat.“ — „Ach nein, Herr,“ rief sie wieder, „ich bitte euch, laßt ab von dieser Reise. Mein Leid würde nur noch gemehrt, wenn ihr meinetwegen auch getötet würdet.“ Er aber sprach: „Vertrauet auf Gott den Herrn, der alles zum besten wendet! Auf Abenteuer bin ich ausgeritten und will auch dies mit Gottes Hilfe bestehen.“ Hiermit band er seinen Helm fest und ritt hinweg. Es währte nicht lange, da hörte er die Bäume im Wald laut erkrachen und niederstürzen. Diesem Getöne ritt er nach und kam wirklich auf des Wurmes Spur. Und als er ihn erblickte, segnete er sich mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes und wunderte sich sehr, daß Gott der Herr solch grausam ungeheure Kreatur hatte werden lassen. Denn das Untier hatte ein großes ungestaltes Haupt, mit häßlichem schwarzem Haar bedeckt, und darauf einen Kamm wie ein Hahn, nur viel größer; sein Schnabel war wohl eine Klafter lang und eine Elle breit, vorn zugespitzt und schneidig wie ein neugeschliffener Speer. Seine Zähne glichen denen eines Ebers, waren aber länger und breiter; die roten Augen boten einen greulichen Anblick, der Körper war gelenkig und lang, der Bauch grün und an den Seiten gelb, über den Rücken lief vom Haupte bis zum Schweif ein scharfer Grat von fahler Farbe. Auch hatte es ungeheure Flügel, gespiegelt wie Pfauengefieder, Füße so groß wie die eines Greifen und so rauh wie die eines Bären, einen niederhängenden Hals mit starken Knorren —, Widderhörner und eine schuppige Haut, die den ganzen Körper bedeckte.

Als Wigoleis dieses ungeheure Tier recht ersah, befahl er sich andächtig in Gottes Schutz und sprengte auf den Wurm los, der ihn sogleich mit seinem Schweife dreifach umwand. Aber der unverzagte Held stieß dem Untier seinen Speer in den Leib bis an die Hand. Da schrie es so fürchterlich, daß Wald und Berg erbebte, als wollte alles zusammenbrechen, streckte den Schweif, ließ den Ritter los und kehrte sich mit dem Schnabel nach ihm herum, als wollte es ihn verschlingen. Wigoleis hatte genug zu thun, um sich zu wehren und mußte sich hinter starken Bäumen halten, doch schlug er manchen gewaltigen Streich auf den Wurm, daß das Feuer herausfuhr. Aber die Haut des Ungeheuers war so hart, daß das beste Schwert sie nicht verwunden konnte. Als dies der Held merkte, sprang er vor, griff nach seinem Speer, der noch im Bauch des Wurmes steckte, riß ihn behend heraus und stach das Untier vorn in den Rachen, daß es ersterben mußte. Ehe es aber tot niederfiel, schwang es noch einmal den Schweif und schlug mit ihm den kühnen Ritter einen Felsenabhang hinunter, wie wenn einer einen Stein aus der Schleuder wirft. Da fiel der edle Held bewußtlos hinab an das Gestade eines Sees. Dort lag er lange in tiefer Ohnmacht.

Inzwischen meinte jene klagende Frau nicht anders, als daß ihr Gemahl tot sei, und da sie nun auch nicht länger zu leben begehrte, ritt sie in den Wald, darein der Wurm ihren Eheherrn geschleppt hatte, auf daß er auch sie umbrächte. Sie ritt nicht lange, da fand sie ihren lieben Mann ganz schwach und kraftlos liegen, und als sie ihn erblickte, ward ihre Freude unaussprechlich groß. Sie sprang vom Rosse, küßte und umfing ihn zärtlich und rief: „O wohl mir ewiglich, daß ich dich lebendig gefunden habe, mein allerliebster Herr. Sage, wie bist du dem gräßlichen Wurm entronnen?“ Er sprach: „Es kam ein Ritter daher, ohne Zweifel ein ehrenreicher, kühner Held; der hat mich erlöst und den Wurm mit seinem Speere nach schwerem Kampf getötet. Aber ich fürchte, er ist nicht mit dem Leben davon gekommen.“ — „O wehe,“ rief die Frau, „daß ein so edler Held so jämmerlich soll umgekommen sein!“ Nun nahmen die Diener, die mittlerweile herbeigekommen waren, ihren Herren und brachten ihn nach Hause. Darauf schickte der Graf Moral, so hieß der Herr, seine Diener wieder hinaus, den Helden zu suchen. Da gingen sie und suchten hin und her, aber umsonst! denn sie fanden zwar den erschlagenen Wurm und die drei toten Ritter, wie auch das Roß, das Herrn Wigoleis dahin getragen hatte, aber den Helden selbst konnten sie nirgend finden. Als sie nun diese Kunde auf das Schloß brachten, ward die Gräfin sehr betrübt und ging selbst mit ihren Jungfrauen und Dienern, den Verlorenen zu suchen.

Nun wohnte an dem See, der zunächst bei des Grafen Schlosse lag, ein armer Fischer; der war desselbigen Abends mit seinem Weibe auf den See gefahren, um Nahrung für sich und seine Kindlein zu suchen. Die beiden sahen den Ritter von fern an dem Gestade liegen. Da sprach das Weib zu ihrem Mann: „Sieh her, was dies sei! Ich glaube, du hast so reiche Kleidung nimmer gesehen wie an diesem Manne, und ich hoffe, alle unsre Armut soll damit ein Ende nehmen.“ Nun landeten sie, traten an das Ufer und fanden den teuern Helden ohnmächtig, mehr einem Toten denn einem Lebenden gleich. Da machten sie sich daran, ihm Harnisch und Gewand auszuziehen und wendeten ihn so lange hin und her, bis sie ihn gänzlich entblößt hatten. Dann trugen sie Helm und Schild und alles, was sie bei ihm fanden, in ihr Schifflein. „Mich nimmt wunder,“ sprach der Fischer, „was diesem Helden geschehen sei. Ihn mag vielleicht der Wurm hieher gejagt und so erschreckt haben, daß er davon gestorben ist.“ Das Weib sprach zu ihrem Manne: „Rühr' dich, wie ihm auch geschehen sei! genug, wir haben seine Kleinode. Darum, lieber Mann, laß uns eilends heimfahren, daß wir unterwegs nicht ergriffen werden.“ Derweil sie so mit einander redeten, zog Herr Wigoleis den einen Arm an sich, woran sie wohl merkten, daß er noch nicht tot war. Der Fischer erschrak und wollte fliehen, doch das Weib sprach: „Nein, komm her und laß uns den Mann ertränken! So bleibt uns sein Gut ohne Sorge, denn niemand traut uns solche That zu.“ Und hiermit nahm sie den Ritter bei den Haaren und wollte ihn zu dem See ziehen. Da sprach der Fischer: „Das wolle Gott nicht, daß solch ein Mord von uns geschehe! denn Gott und die ganze Welt würde uns ewiglich darum hassen.“ Und obwohl sie noch lange darauf bestand den Helden zu töten, so litt es doch der Fischer nicht und sie mußte zuletzt ihrem Manne folgen. Sie gingen also zusammen in ihr Schifflein und brachten den köstlichen Harnisch und die Kleinode mit sich heim in ihre Hütte, die von Lehm und Schilf gemacht war. Mit großen Freuden beschauten sie nun den reichen Schatz, der ihnen unversehens durch eines andern Unglück zugefallen war, und berieten sich, wie sie damit zu Werke gehen und alles in fernen Ländern verkaufen wollten.

Nun war eine der Jungfrauen, die mit der Gräfin ausgegangen waren den verunglückten Ritter zu suchen, heimlich zu der Hütte gekommen; diese hörte den ganzen Anschlag mit an und dachte bei sich: „Was mögen wohl diese armen Leute für Schätze haben, die sie feil bieten wollen?“ Sie schaute darum durch eine Spalte in die Hütte und erblickte Helm und Schild, ein jedes mit dem güldenen Rade, das die Gräfin den Suchenden als ein Wahrzeichen angegeben hatte, daran man den Ritter recht erkennen möchte. Da nun die Jungfrau dies ersah, ward sie frohgemut, eilte zu ihrer Herrin, bat um Botenbrot und sagte, der Held sei gefunden. Doch die Gräfin traute ihr nicht und sprach: „Gewiß, du betrügest mich.“ — „Nein, Herrin,“ versetzte jene,

„ich betrüge euch wahrlich nicht. Kommt mit mir, so werdet ihr selbst die Wahrheit sehen." Da gingen sie beide ganz leise zu der Hütte und sahen und hörten alles, was die Jungfrau gemeldet hatte; denn die zwei Fischersleute saßen noch immer beisammen, überlegend, wie sie ihre Sache am geschicktesten anfangen möchten. Da konnte die Gräfin sich nicht länger halten, klopfte an und begehrte Einlaß. Die beiden erkannten sie sogleich an der Stimme, erschraken heftig und ließen sie mit großer Furcht ein. „Fischer," sprach die Gräfin, „ich bitte dich, führe mich an den Ort, wo du den Helden, dem diese Kleinode gehören, gefunden hast, und ich schwöre dir zu Gott, daß ich dich für den Fund so reich belohnen will, daß du und die Deinigen für alle Zeiten jeder Sorge enthoben sein sollen. O Gott, sollte ich den teuern Helden gesund wiedersehen, das wäre mir die allergrößte Freude und mehr wert als alle Güter dieser Welt. Eilet nun, daß wir ihn wieder zu Kräften bringen."

Inzwischen war Wigoleis wieder ein wenig zu sich gekommen; da richtete er sich auf und lehnte sich an einen Baum. Als er sich aber selbst nackend sah, konnte er sich nicht genug verwundern, wie er so entblößt an diesen Ort gekommen sei, dachte hin und her und meinte endlich, ihm hätte von freudenreichem Leben nur geträumt. „O Gott," sprach er, „wie bin ich durch falsche Träume so sehr betrogen; die zeigten mir eine holdselige Maid, für die ich ein Abenteuer mit Streit bestehen sollte. Ach, was taug' ich nun zum Streite? Ich bin nicht Wigoleis, sondern ein armer Bauer und kann doch weder roden noch ackern." Als er nun so in Gedanken versunken war und sich selbst verachtete, da kam der Fischer mit den beiden Frauen daher. Sobald er die erblickte, wollte er vor großer Scham fliehen. Aber die Gräfin rief ihm freudig zu: „Herr, fliehet nicht! Ich bin das Weib, das ihr auf einem Anger klagend fandet. Nach meiner Aussage eiltet ihr dem Wurm Pheton nach, der meinen Gemahl entführt hatte, und habt ihn mannlich überwunden." Als er dies hörte, besann er sich schnell und floh nicht weiter, aber vor Scham schlüpfte er hinter einen dichten Busch, sich zu bedecken. Nun reichte ihm die Jungfrau einen Hermelinpelz und einen Scharlachmantel; damit bekleidete er sich und ging dann zu der Gräfin, die ihn mit großer Freude begrüßte und eilends die Jungfrau heimschickte, auf daß man den edlen Ritter mit höfischen Sitten empfange. Da kam der Graf Moral, den Wigoleis errettet hatte, ihm entgegen mit allem Volk und sie empfingen den Helden mit Freuden und vielen Danksagungen, darum daß er das ganze Land von dem greulichen Wurme befreit hatte. Hierauf führte man ihn zu Hofe, wo er nach so großer Drangsal gar sorgsam gepflegt und wieder zu Kräften gebracht ward. Darnach ließ ihm Graf Moral auch seine Rüstung samt allen Kleinoden

von dem Fischer holen, der dafür reichlich belohnt ward, wie ihm die Gräfin gelobt hatte.

Also blieb Wigoleis drei Tage bei dem Grafen, der ihm alles zu liebe that, dann begehrte er Urlaub, um den ungetreuen Heiden Roas zu Glois zu bestehen. Und als der Graf und die Gräfin sahen, daß er sich durch keine Bitten von seinem Vorhaben abhalten ließ, schenkten sie ihm den besten Harnisch, den je ein Mann getragen und der wider alle Not fest war. Ihn hatten wilde Zwerge mit großer Kunst und Arbeit geschmiedet. Wigoleis dankte von Herzen für den köstlichen Harnisch und alle Wohlthaten, die man ihm auf dem Schlosse des Grafen erzeigt hatte, und nachdem er gewappnet war und ein schönes mit Stahl verdecktes Roß bestiegen hatte, nahm er fröhlich Urlaub und ritt in Gottes Namen so mutig von dannen, als ob er zu seiner Herzallerliebsten, der schönen Larie, reiten wollte.

Der unverzagte Held sah manchen ungebahnten Weg vor sich und wußte nicht, welcher ihn gen Korotin bringen möchte. Zuletzt ritt er nach Morgen und lenkte zur linken Hand in eine Straße, die ihn auf verwachsenen Wegen zu einer Felsenhöhle trug, welche allenthalben mit Dornen und Unkraut verwachsen war, also daß er nicht weiter konnte. Da saß er ab, band sein Pferd an eine Tanne und suchte hin und wieder, ob er nicht einen Durchgang fände. Indem sieht er aus der Höhle ein großes mißgeschaffenes Weib auf sich zulaufen, ohne Zweifel eine böse Teufelin, denn ihr Angesicht war mürrisch wie das eines Affen, ihre Augen waren groß und tiefliegend, aus dem weiten Munde ragte zu beiden Seiten ein Eberzahn heraus. Ihr riesiger Leib war allenthalben mit schwarzem, struppigem Haar bewachsen. Als Wigoleis sie erblickte, dachte er: „Sollt' ich das Schwert ziehen gegen ein Weib? Das wäre mehr Zagheit als Manneswürde." Derweil er noch so in Gedanken steht, läuft das Weib, die starke Ruel genannt, auf ihn zu, greift ihn mit furchtbarer Kraft an, entreißt ihm Helm, Schild und Schwert samt dem Harnisch und bindet ihm Hände und Füße mit einer starken Weide zusammen. Darauf nahm sie sein Schwert, stellte sich vor ihn hin und gedachte ihm das Haupt abzuschlagen. Aber im selbigen Augenblick begann sein Roß laut zu wiehern und zu schreien, und darob erschrak die Teufelin so heftig, daß sie das Schwert fallen ließ und die Flucht ergriff. Denn sie meinte nicht anders, als der Wurm Pheton komme herbei, der vormals oft zu dem Felsen gekommen war, sie zu suchen; sie aber war ihm jedesmal in die Höhle entronnen, in die sie auch jetzt lief, denn fliehen war ihre beste Kunst.

So ward durch die Gnade des allmächtigen Gottes der tugendreiche Ritter aus schrecklicher Gefahr errettet. Und da er sich hart gebunden fühlte, warf er sich mit aller Kraft von einer Seite auf die andre; davon löste sich

die starke Weide und zerbrach, so daß ihm beide Hände frei wurden. Nun löste er auch die Bande an den Füßen, legte seinen Harnisch wieder an, nahm das Schwert in die Hand und sprach: „Ich gelobe bei Rittersehre, daß ich mich hinfort gegen keine Kreatur, wie sie auch genannt sei, ohne Wehr will finden lassen, dieweil mir Gott der Herr von diesem verfluchten Weibe so gnädiglich geholfen hat.“ Darauf ging er zu seinem Rosse, band es los und zog es an der Hand über Stock und Stein am Zaume hinter sich her, so gut es ging. Also kam er von dem Felsen an das Gestade eines Sees, wo ein Weg in das Land Korotin führte. Bald gelangte er aus dem wilden Gestrüpp in ein wonnigliches, ebenes Land.

An der Straße steckten wohl sechzig Speere in einer Reihe. Indem sieht er sich einen Gewappneten entgegen reiten, der der starke Karios genannt ward; dieser war trefflich gerüstet und geschmückt und hatte vierzig Mannskräfte, wiewohl man ihn einen Zwerg nannte, denn er war kurz von Leib und Beinen und Armen, aber gewaltig dick und stark. Als er unsern Ritter erblickte, sprach er: „Du Wicht, wer hat dich in dies Land gebracht, aus dem du nimmer entkommen sollst? Bei Machomet, du sollst mit mir streiten und von meinen Händen sterben.“ Hiermit nahm er einen starken Speer von denen, so an der Straße steckten, und rannte dem Helden entgegen. Sie trafen so heftig auf einander, daß ihnen billig alle Glieder hätten zerbrechen müssen und daß die Speere in Stücken durch die Luft flogen. Den Heiden verdroß es übel, daß ihm der Ritter im Sattel sitzen blieb, er nahm behende einen andern Speer und Herr Wigoleis that dasselbe. Nun rannten sie wieder zusammen mit solcher Gewalt, daß die Speere abermals zersplitterten. Also trieben sie dies grimmige Spiel so lange, bis sie keine Speere zu verstechen hatten. Da schnaubte Karios vor Wut wie ein Bär, ergriff mit beiden Händen einen schweren Kolben und schlug mit aller Kraft nach dem Helden. Dieser aber war wohl auf seiner Hut, wich dem Streiche aus und wehrte sich ritterlich mit dem Schwerte, bis es ihm gelang, dem Gegner Helm und Hirnschale zu durchhauen. Als der starke Karios die Wunde empfand, lief er mit lautem Wehgeheul in den nahen verzauberten Sumpf, in dem er sein Leben jämmerlich endete. Und wäre er auch nicht wund gewesen, so hätte er doch an diesem Orte sterben müssen, da der Nebel, der aus dem Morast aufstieg, ihn und sein Roß so fest überzog, daß sie zusammenklebten, als wären sie mit Pech oder Harz aneinander geheftet. Wigoleis jagte dem Zwerge bis an den Sumpf nach; da sah er den dichten Nebel aufsteigen, der den Fliehenden seinen Blicken verbarg, und ließ zu seinem Glück von der weiteren Verfolgung ab.

„Wo kehr' ich mich nun hin?“ dachte der Ritter bei sich, „vor mir ist Nebel und die Nacht bricht auch herein.“ Zudem deuchte ihn der Nebel nicht natürlich, sondern verzaubert, denn alles, was er befiel, klebte zusammen, als wäre es geleimt. Durch den Morast aber, aus dem der Nebel stieg, floß ein

Wasser unter einer Brücke hin, und darauf war ein großes Rad, das beständig umlief und mit Schwertern und Spießen besteckt war, also daß niemand lebendig über die Brücke gelangen konnte; und doch führte sonst keine andre Straße in das Land. Da dachte Wigoleis: „Sollte ich wieder umkehren und dieses Abenteuer, dem ich mich einmal unterzogen habe, nicht vollenden? Das wäre mir das Ende aller ritterlichen Ehre und Freude. Nein, ich will mein Heil versuchen. Hilf mir, barmherziger Gott, du hast mich ja noch nie verlassen." Also ergab er sich der Gnade Gottes, sprang vom Pferde und legte sich, da es nun ganz finster geworden war, auf den Erdboden. Die große Müdigkeit zog ihm sogleich die Augen zu, also daß er mitten unter Sorgen und Gefahren ruhig einschlummerte. Sein Schwert in der rechten Hand, den Zaum seines Rosses in der linken, so schlief der Held.

Während er schlief, schlug sich durch Gottes Verhängnis der ungeheure Nebel in das Wasser, das unter der Brücke und dem Rade hinfloß. Dadurch ward das Gewässer so verdichtet, daß es zuletzt ganz gehemmt ward und auch das Rad aufhörte umzugehen. Ehe es aber völlig still stand, fing es so laut an zu knarren, daß der Held davon erwachte. Er blickte auf und sah das Rad stille stehen. Da erhob er sich behende, zog sein Roß eilends über die Brücke und sagte Gott dem Herrn Lob, Ehre und Dank mit Herz und Munde. Und als er über die Brücke gekommen, schwang er sich aufs Roß und meinte nun mit guter Ruhe fürder zu reiten. Aber siehe, da kam ihm eine unmenschliche Kreatur entgegen gelaufen, Marin geheißen. Dieses Geschöpf hatte vier Füße mit langen Krallen und ging doch aufrecht, sein Haupt glich einem großen Hundskopf, die Augen waren feurig, die Zähne sehr lang. Vom Halse bis auf den Gürtel war es geschaffen wie ein Mensch, unterhalb aber wie ein Roß, seine Haut war mit breiten Schuppen bedeckt. Diese Höllenbrut blies aus dem Rachen so starkes Feuer, daß alles sogleich verbrannte, woran es haftete. Nun war die Nacht so finster, daß der Held weder Mond noch Sterne noch sonst etwas sah und nicht einmal wußte, ob das Ungeheuer vor oder hinter ihm wäre. Und ehe er sich dessen versah, fiel es ihn mit Kratzen und Beißen wütend an. Da schlug der Held mit schnellen Hieben nach allen Seiten um sich, bis er es erreichte und ihm eine tiefe Wunde beibrachte. Da wich es zurück, kam aber alsbald wieder zurück und blies so viel Feuer auf den Ritter, daß ihm zur Stunde Schild, Speer, Helm und Schwert zu brennen begann. Er erschrak darob über die Maßen, führte einen starken Schlag nach dem Ungeheuer und schlug ihm ein Bein vom Leibe. Da spritzte das Blut wohl eine Elle hoch, und wo es niederfiel in das Feuer, da verlosch dasselbe alsbald. Wie dies Herr Wigoleis merkte, sprengte er noch näher auf das Scheusal los und schlug es tot. Ehe es aber ganz erstarb, stieß es

noch so viel Feuer von sich, daß des Helden gutes Roß davon verbrannte und er also zu Fuß von dannen gehen mußte.

Nun verschwanden plötzlich die finstern Wolken und der Mond leuchtete mit hellem Scheine auf die Erde hernieder. Da freute sich Wigoleis sehr auf den kommenden Tag, denn er hatte diese Nacht, die noch nicht völlig verstrichen war, mehr Sorge und Unruhe gehabt, als zuvor alle sein Lebtag. Er blickte weit um sich und gewahrte ganz in der Nähe das Schloß Glois, auf dem der Heide Roas wohnte, und als er es recht betrachtete, mußte er gestehen, daß er noch niemals ein so herrliches und wohl erbautes Schloß gesehen hatte. Unerschrocken ging er der Pforte näher und sah unter einem Vorbau zwei gewappnete Ritter schlafend liegen, neben denen Schild, Schwert und andre Wehr hing. Er trat mannlich hinzu und ergriff schnell einen Schild, da er den seinigen im letzten Streite eingebüßt hatte. Da erwachten die beiden Ritter, sprangen hastig auf und versuchten, den Helden mit Schlägen zurückzutreiben. Nun erhob sich ein harter, aber ungleicher Kampf, denn die zwei schlugen auf den einen. Dieser jedoch wehrte sich mit so gewaltigen Streichen, daß er den einen Ritter zur Erde fällte und tödlich verwundete. Der andere wollte seinen Gesellen rächen und schlug in heißem Ingrimm auf den Helden, so sehr er vermochte. Aber auch Herrn Wigoleis verlieh der Zorn neue Kraft, er schlug dem Gegner durch den Helm bis auf den Schädel, also daß Graf Adam, so hieß der Ritter, sich selbst für überwunden erklären und sich ergeben mußte. Als er so sieglos ward durch den jungen Helden, dem der Bart noch nie geschoren war, setzten sich die beiden zusammen und gelobten sich mit Mund und Handschlag, einander stete Freundschaft und Treue bis an ihr Lebensende unverbrüchlich zu halten, wie sie denn auch wirklich später thaten.

Nun war es aber noch nicht Tag, darum hatten sie wohl Zeit genug mit einander zu reden. Da sprach Wigoleis: „Lieber Herr, ich bitte euch mir zu sagen, wie ich durch diese Pforte in den Palast gelangen mag.“ — „O Herr,“ versetzte jener, „eure Hieherkunft betrübt mich nicht wenig, denn der Stärke des verfluchten Heiden kommt nichts gleich und ich fürchte sehr für euch, denn der Heide ist nicht nur überaus stark, sondern auch in allen Zauberkünsten wohl erfahren. Solltet ihr ihn aber doch besiegen, was Gott in seiner Gnade geschehen lasse, so würden euch drei weite Königreiche zu teil und dazu die schönste Maid unter der Sonne. Wenn ihr euch nun in die Gefahr begeben wollt, so rühret den goldenen Ring, der dort an der Schloßpforte hängt: so werdet ihr alsbald eingelassen. Gott verleihe euch zu dieser Fahrt seine heilige Kraft!“

Wigoleis rührte den Pfortenring mit solcher Kraft, daß es allenthalben in der Burg erscholl. Alsbald ward ihm geöffnet. Er machte das Zeichen

des heiligen Kreuzes und trat kühn hinein; aber zur Stunde ward die Pforte hinter ihm geschlossen und um ihn her entstand die tiefste Finsternis. Da erschrak er und dachte bei sich: Was soll dies bedeuten? Indem ertönte ein furchtbarer Donnerschlag, daß die ganze Burg erzitterte, und Blitze zuckten durch die Luft, als ob alles in Flammen stünde. Da sah Wigoleis weit um sich und erblickte an allen Wänden einen so unendlichen Reichtum von Gold, Silber und edlem Gestein, wie er nirgend zuvor gesehen hatte. Kaum aber hatte er Zeit gehabt sich umzuschauen, da that sich eine Thüre auf, aus der sechs wonnigliche Mägdlein in köstlicher Kleidung in den Saal traten. Eine jede trug ein schönes brennendes Licht, aber keine grüßte den Helden, sondern schweigend gingen sie an ihm vorüber und steckten die Kerzen allenthalben in die Wandleuchter. Nach ihnen kamen abermals sechs, noch schöner als die vorigen und noch köstlicher gekleidet. Darauf trat eine wunderschöne Frau ein, gefolgt von einer Schar lieblicher Mägdlein. Diese alle stellten sich in einen Ring und warteten auf ihren Herrn. Zuletzt kam Roas selbst wohl gewappnet mit großer Hoffart in den Saal, von einer dunklen Wolke umgeben, in der seine Helfer, die höllischen Geister, denen er Leib und Seele ergeben hatte, ihn allzeit umschwebten. Wigoleis segnete sich mit dem heiligen Kreuzeszeichen und befahl sich in Gottes Schutz. Als nun Roas den Helden erblickte, ward er sehr erbost, band den Helm aufs Haupt und rief: „Du elender Wicht, wer hat dir erlaubt meine Burg zu betreten?“ — „In diese Burg,“ sprach Wigoleis, „bin ich, wie ihr sehet, ohne eure Erlaubnis gekommen, in keiner andern Absicht, als um den schändlichen Mord zu rächen, den ihr an eurem guten Herrn so treulos begangen habt. Wehe, daß ihr Ritters Namen tragen sollt, da ihr ritterliche Ehre so ganz zunichte machtet! Nun wehrt euch mannhaft, wenn ihr am Leben bleiben wollt!“

Da sprangen die beiden Helden zusammen, zogen die Schwerter und zerhieben einander die Schilde, daß die goldenen Spangen samt den edlen Steinen stückweise von ihnen stoben. Der Heide drang mit so starken Schlägen auf unsern Ritter ein, daß dieser zu straucheln begann und auf ein Knie fiel. Da sprach Roas: „Bitte um Gnade und versprich mir und meinen Göttern zu dienen, so lass' ich dich am Leben.“ Aber Wigoleis sprang behende wieder auf und rief zornig: „Liege ich denn gebunden vor dir, daß du so schimpfliche Unterwerfung begehrst? Wahrlich, du täuschest dich sehr! ich ergebe mich keinem und am wenigsten dir, der du ungetreu, ehrlos und zu allem guten ganz untüchtig bist.“ Nun fochten sie erst mit großem Haß und wollte keiner vor dem andern weichen. Auch hatte der Heide seinem Gesinde verboten ihm zu Hilfe zu kommen, denn er meinte sich stark genug, um zwei oder drei solcher Feinde zugleich zu bestehen. Endlich verdroß es ihn, daß der junge Held ihm so lange stand hielt und er verwundete ihn sehr mit einem gewaltigen Streich seines Schwertes. Jetzt aber ergrimmte Wigoleis erst recht, faßte sein Schwert mit beiden Händen und schlug dem Heiden

durch Helm und Haupt bis auf die Zähne, daß er tot vor ihm niederfiel. Dennoch mußte auch Wigoleis selber fallen, der großen Wunde und seiner Müdigkeit halber, denn er hatte die ganze Nacht hindurch die härtesten Kämpfe bestanden. Darum war es kein Wunder, daß er nun völlig erschöpft und besinnungslos dalag.

Als aber die Jungfrauen ihren Herrn also liegen und weder Hand noch Fuß rühren sahen, wurden sie sehr betrübt, und Frau Laneit, seine Geliebte, zerriß vor Leid ihre Gewänder und raufte ihr lichtes Haar. Endlich fiel sie ohnmächtig auf die Leiche ihres Freundes, und da sie aus großer Liebe und Treue zu ihm nicht länger zu leben begehrte, gab sie alsbald ihren Geist auf. Da nun die Jungfrauen auch ihre Herrin so kläglich erstorben sahen, verzehnfachte sich ihr Jammergeschrei, und sie nahmen die beiden Leichname und trugen sie klagend und weinend hinweg. Doch bald kamen sie zurück um an dem jungen Ritter, der noch bewußtlos lag, Rache zu nehmen und ihn mit Pfriemen zu erstechen. Das ersah Graf Adam, da eben die Thore der Burg aufgethan wurden; er ging hinein und sprach: „Thut nicht also, ihr schönen edlen Mägdlein! lasset ab von eurem ungerechten Haß gegen diesen tugendlichen Helden und helft mir ihn am Leben erhalten! das ziemt weiblicher Zucht viel besser. Bedenket, wie Roas dies gute Land seinem rechtmäßigen Herrn durch verruchten Mord geraubt hat; das ist ihm jetzt mit vollem Recht gelohnt worden.“ Hiermit ging er zu Wigoleis zu schauen, ob er noch lebe. Diesem hatten die Jungfrauen schon den Helm vom Haupte genommen; da sah er, daß er noch am Leben war, freute sich sehr und sprach: „Helft mir eilends den Ritter in ein Bett zu bringen und mit guter Arznei zu stärken. Wahrlich, der ist der kühnste Held, der je geboren ward, und wer ihm etwas zu Leide thut, an dem will ich es rächen, wie ich ihm gelobt habe; denn er hat mich überwunden und mir das Leben geschenkt. Freut euch mit mir und zweifelt nicht, euch wird durch sein Kommen mehr gutes und liebes geschehen, als je zuvor.“ Durch diese Reden wurden die Jungfrauen von ihrem Vorhaben abgewandt und halfen den Ritter zur Ruhe bringen. Sie griffen sänftlich zu und trugen ihn in einen andern Palast. Dort entwappneten sie ihn, Graf Adam wusch ihn und verband seine Wunden, dann legten sie ihn auf ein herrliches Bett, gingen hinweg und ließen ihn eine Weile ruhen. Als sie nun ihren Herrn zur Erde bestatten wollten, da hatte der Teufel schon den Roas aus dem Harnisch gezogen und hinweggeführt, niemand wußte wohin. Darob erschraken sie heftig und nahmen ihre Herrin Laneit, die aus großer Liebe und Treue gestorben war, und trugen sie mit vieler Klage und köstlichem Gepränge zu Grabe, wie es ihrem Stande gebührte.

Darauf gingen die Jungfrauen und Graf Adam wieder zu Herrn Wigoleis, der inzwischen erwacht und aufgestanden war, und ergaben sich in seine Gnade als dienstbare Unterthanen. Auch führten sie ihn in der ganzen

Burg umher und zeigten ihm alle Schätze. Da sprach er: „Ich bin nicht gekommen, Land und Leute zu betrüben, sondern von Betrübnis zu befreien und zu Freuden zu bringen. Darum seid gutes Muts, denn ich will euch aller Not entschädigen, wenn ihr euren bösen heidnischen Irrglauben verlasset." Dies sagten sie ihm mit fröhlichem Angesicht zu und vollbrachten es freudigen Herzens. Herr Wigoleis aber dankte Gott von ganzem Herzen für alle Gnade, die er ihm erwiesen, nämlich daß sich die Ungläubigen bekehrten und taufen ließen und daß er zwei Königreiche und die schöne Larie erfochten hatte. Nun begehrte er auch das Land außerhalb der Burg zu sehen. Da ritt Graf Adam mit ihm und zeigte ihm die Lage der Länder. Und als sie wieder nach Haus kamen, da war ein herrlicher Imbiß aufgetragen und die Fürsten des Landes, die von Roas bezwungen gewesen, waren alle versammelt und hielten Rat, wie sie die Hochzeit des hochgepriesenen jungen Königs auf das löblichste bereiten möchten.

Wigoleis aber gedachte jetzt zu dem Grafen Moral zu reiten, der ihm zu seiner Fahrt so behülflich gewesen, denn ohne dessen Harnisch hätte er unfehlbar sterben müssen. Als er nun allein nach dem Schlosse Jorafas geritten kam, sah ihn der Graf von weitem und rief: „Dort kommt der Ritter, der uns ehegestern verließ." Sobald das die andern hörten, sprangen sie freudig auf und ritten ihm entgegen. Da ward er mit großen Ehren auf das Schloß geführt und mit Lob und Dank überschüttet. Bei Tische erzählte Wigoleis alle seine Abenteuer und wählte dann den Grafen Moral und dessen Neffen Wajolars als Boten, die er zu der jungen Königin sandte, die sein Herz gefangen hielt.

Als die wonnigliche Larie die Boten empfangen hatte, las sie ihres Geliebten Brief mit weinenden Augen und seligem Herzen und rief: „Wohl mir, daß ich den Tag erlebte, an dem mein süßer Freund gesiegt hat! Was er um meinetwillen gelitten, soll ihm, so Gott will, bald vergolten werden." Darnach ging sie zu ihrer Mutter, der alten Königin, und bat sie, daß sie sich mit ihr zur Heimfahrt rüste. So geschah es, und die liebliche Larie war mit einem goldroten Samtkleid angethan und mit Kleinoden reich geschmückt. Nach ihr ritt die alte Königin und dann immer zwei Ritter neben einer Frau oder Jungfrau. Inzwischen hatte auch Wigoleis allen Herren und Frauen zu Jorafas befohlen, seiner lieben Braut entgegen zu reiten. Und als nun die beiden festlichen Scharen einander nahe kamen, sprengte der edle Held aus seinem Gefolge und ritt seiner Geliebten entgegen. Er empfing sie mit zärtlichen Küssen und holdseligen Worten, schloß sie in seine Arme und empfand größere Seligkeit als je zuvor in seinem Leben. Als

nun auch alle übrigen sich ehrenvoll begrüßt hatten, ritten sie fröhlich gen Korotin.

Dort nahm die alte Königin ihre Tochter bei der Hand und befahl sie dem jungen Könige, der sie zärtlich umarmte und ihr stete Treue und Liebe bis an sein Ende gelobte. Darauf wurden Bräutigam und Braut zur Kirche geleitet und von einem Bischof ehelich zusammen gegeben. Dann kehrten alle wieder an den Hof zurück, wo die Hochzeit mit großem Jubel begangen ward. Nun kam auch Herr Gawein, des kühnen Wigoleis Vater, dem der junge Held gen Britannien Botschaft gesandt hatte, mit etlichen andern Rittern. Wie nun Wigoleis seinen lieben Vater empfing und desgleichen die schöne Larie ihren Schwäher, davon wäre viel zu sagen. Genug, ihre Freude war gewiß nicht klein. Als endlich der Abend mit Schmausen, Tanzen und Springen hingegangen war, wurde das junge Paar feierlich zum Hochzeitsgemach geleitet.

Es war schon voller Tag, da kamen die Fürsten und Herren und holten die beiden Vermählten mit großer Freude ab, sie zur Kirche zu führen, wo sie Gottes Wort mit inniger Andacht hörten. Darnach wurden sie beide gekrönt, wobei ein großes Gedränge von dem Volke entstand, denn jedermann wollte das neue Königspaar sehen. Nachdem nun alles vollbracht war, kehrte man wieder in den Palast zurück. Dort wurden die Tische bereitet und beim Schall der Saiten und Posaunen die köstlichsten Speisen und Getränke aufgetragen. Darnach trieb man allerlei Kurzweil mit Rennen und Turnieren. Dies währte bis an den zwölften Tag.

Am zwölften Tage trat ein Bote von traurigem Aussehen in den Saal und grüßte den König. Dieser erkannte ihn alsbald als einen Diener seiner Mutter, grüßte ihn freundlich und fragte, wie es seiner lieben Frau Mutter gehe. Da weinte der Bote und sprach: „Herr, wie Gott will! sie ist leider in großem Kummer um euch und ihren Gemahl gestorben.“ Darob erschrak Wigoleis über die Maßen sehr und sagte seine Betrübnis seinem Vater Gawein, der ebenfalls in laute Wehklagen ausbrach. Auch Frau Larie ward sehr traurig, doch suchte sie beide mit lieblichen Worten zu trösten. Als nun die laute Trauer einigermaßen beschwichtigt war, nahmen alle Gäste Abschied.

Auch der edle Ritter Gawein ritt wieder gen Britannien. Wigoleis und Larie gaben ihm eine weite Strecke das Geleit. Noch unterwegs lehrte der alte Held seinen lieben Sohn mit allem Fleiß, wie er in seinem Regiment walten solle, damit er Gott und der Welt gefalle, und Wigoleis gelobte seinem Vater, solche getreue Lehre wohl zu befolgen. Auch bat er ihn inniglich, er möchte, wenn es die Zeit erlaube, zuweilen in sein Land kommen. Das versprach Gawein und nahm mit weinenden Augen und freundlichen Worten Abschied von seinem Sohne und dessen lieblichem Ehgemahl. Also schieden sie von einander.

Von nun an regierte König Wigoleis so, wie sein Vater ihn unterwiesen hatte. Da übten sie sich täglich an seinem Hofe mit großer Freude und Kurzweil, doch vergaßen sie dabei nicht des lieben Gottes. Um solcher Freude willen ward dem Lande Korotin der Name geändert und es ward genannt: der Freuden Ziel. Und also lebte der vielteure lobwürdige König Wigoleis so tugendlich, milde und herrlich, daß außer König Artus sich keiner ihm vergleichen konnte. Nach einiger Zeit gebar ihm seine holdselige Frau einen schönen Sohn, der wie sein Vater und Großvater ein hochberühmter Held ward. Und nachdem Wigoleis und Larie viele Jahre in großem Glück gelebt hatten, bescherte ihnen Gott auch die ewige, unvergängliche Seligkeit.

Karl und Elegast.

In seiner Pfalz zu Ingelheim am Rhein lag der große König Karl in tiefem Schlaf. Da geschah es, daß er eine Stimme hörte, die rief: „Steh auf, erwache, hehrer Mann! Vernimm, was Gott im Himmel dir befiehlt: Lege Kleider und Harnisch an und geh stehlen! Thust du dies nicht noch diese Nacht, so verlierst du Leben und Ehre, eh morgen sich der Tag endet. Nimm Schild und Speer und sitze eiligst auf dein Roß!“ Wie der König dies hörte, wunderte er sich über die Maßen; denn er konnte niemand erblicken und wußte nicht, woher die Stimme kam. Endlich meinte er nur geträumt zu haben, wandte sich deshalb auf die andre Seite und versuchte weiter zu schlafen. Aber zum zweitenmal ertönte die Stimme: „Steh auf, Karl, und geh stehlen! Gott selbst hieß mich dir solches verkünden. Darum gehorche seinem Befehl, sonst ist es um dein Leben geschehen.“ Hiermit schwieg die Stimme, Karl aber seufzte schwer und sprach zu sich: „Weh mir! was soll dies bedeuten? Es ist der Alpdruck, der mich quält und mir böse Träume bringt. Ach, lieber Herr im Himmel, warum sollte ich stehlen? Ich bin ja so reich, wie niemand auf der Erde. Die mächtigsten Könige und Grafen sind mir unterthan und dienstbar. Mein Land erstreckt sich von Köln am Rhein bis gen Rom, vom Meere bis zur wilden Donau. Galizien und Spanien sind in meiner Hand. Wozu sollte ich stehlen? Ach, ich elender Mann, warum gebietet mir Gott dies? Ungern bräch' ich sein Gebot. Ja wüßte ich sicher, daß er es mir befiehlt! Doch ich kann's nicht glauben. Ein böser Geist will mich zur Sünde verführen.“ Indes er also hin und wider dachte, fielen ihm die Augen zu und er schlummerte abermals ein wenig ein. Da sprach die Engelsstimme zum dritten mal: „Willst du Gottes Gebot verachten, o König, so bist du verloren! Geh stehlen und werde ein Dieb, und es wird dich später nie gereuen.“ Nach diesen Worten entschwebte der Engel, und Karl, der nun ganz munter geworden war, richtete sich auf und sprach zu sich selber: „Gottes Wort und Gebot will ich allzeit vollbringen. Also will ich auch, da er mirs gebietet, ein Dieb sein, und sollte ich gleich dafür an den Galgen kommen. Freilich viel lieber wäre mir, Gott nähme mir alles, was ich von ihm zu Lehen trage. Krone,

Land und Burgen und alle königliche Pracht wollt' ich gern entbehren, mit Schild und Speer mir das Leben fristen als irrender Ritter. Nun aber muß ich stehlen oder Gottes Gnade verlieren. Wohlan, so möge er mir helfen! Wär' ich nur erst aus dem Palast, ohne daß mich einer gewahr würde! Was würden die Ritter und Herren sagen, wenn sie mich allein in finstrer Nacht hinaus schleichen sähen!“ Hiermit verließ er leise das Lager, wo sein kaiserliches Ehgemahl ruhig weiter schlief, legte sein Gewand und den Harnisch an und nahm die Waffen, die stets neben seinem Bette lagen. Darauf ging er durch den Palast, und siehe, da war kein Schloß und keine Pforte so fest, sie sprangen von selbst vor ihm auf, also daß er gehen konnte, wohin ihm beliebte. Und Gott fügte es so, daß alles Volk in tiefem Schlafe lag und niemand des Königs gewahr ward. Als er nun über die Burgbrücke geschritten war, ging er ganz sachte in den Stall, wo er sein Roß und Sattelzeug hatte. Hier sattelte und zäumte er selbst ohne Zögern das Tier und schwang sich hinauf. Als er aber an das Burgthor geritten kam, sah er den Wächter und den Pförtner und es ward ihm bange, daß sie ihn erblicken möchten. Allein sie bewegten sich nicht, sondern blieben ohne ihn aufzuhalten auf ihren Steinbänken sitzen und schnarchten kräftiglich. Da öffnete sich der König selbst das Thor und leitete sein Roß hinaus, so geräuschlos er konnte. Als er glücklich draußen war, saß er wieder auf, dankte Gott und ritt hinaus in die finstere Nacht. Doch sein Herz war betrübt und er dachte hin und her, wo er sich am besten hinwenden sollte um zu stehlen.

Wie er so in schweren Gedanken dahin ritt, kam er in einen dichten Wald. Der Mond schien in vollem Glanze und die Sterne blinkten gar freundlich. Da dachte der König: „All mein Lebtag habe ich die Diebe gehaßt, die den Leuten mit List ihr Gut stehlen und rauben. Aber wahrlich jetzt merke ich, wie ihnen zu Mute sein muß. Leib und Habe wagen sie; denn werden sie gefangen, so hängt oder enthauptet man sie. So ist ihr ganzes Leben lauter Angst und Not. Nimmermehr soll es mir gefallen, einen Menschen um kleiner Sünde willen mit dem Tode zu bestrafen. Habe ich nicht auch Elegast um geringe Schuld aus meinem Land vertrieben? und nun muß er oft sein Leben zum Pfande setzen um nur Speise und Trank zu haben. Ohne Land und Lehen, in großer Sorge, ohne Trost muß er sich durch Stehlen den Leib fristen. Flüchtig irrt er mit den Seinen umher, seit ich ihm Burg und Land entriß, darin er Herr und Erbe war. Sein einziger Trost sind seine treuen Mannen und Freunde, die ihm ins Elend gefolgt sind. Einst der beste Held ist er jetzt der gefürchtetste Dieb. Und doch beraubt er niemals einen Armen, der von seiner Hände Arbeit lebt; kein Pilger oder Kaufmann braucht sich vor ihm zu ängstigen, nur reiche Herren und Pfaffen müssen ihm, wo er sie trifft, ihre Rosse, Mäuler und Schätze lassen. Unerschöpflich sind seine Listen, und nie gelang es seiner habhaft zu werden, soviele ihm auch schon nachstellten. Ach, Herr Gott, möchte er doch in dieser Nacht



König Karl und Elegast begegnen sich im Walde.

mein Geselle sein! Allen Schaden, den er mir zugefügt, wollte ich darum vergessen."

Während der Kaiser in solchen Gedanken fürbaß ritt, sah er plötzlich einen Ritter sich entgegen kommen; der war gerüstet wie Einer, der ungesehen bleiben will. Er saß auf einem rabenschwarzen Roß, schwarz war sein Helm und Schild, schwarz sein Waffenrock. Sein Rappe ging so leise dahin, wie ein Schiff durch die Wellen streicht. Der schwarze Ritter kam auf einem Seitenpfade durch das Waldesdickicht. Der König Karl befahl sich in Gottes Schutz und dachte: „Mag es mir übel oder wohl ergehen, so will ich doch nicht fliehen. Das ist der Teufel und niemand anders!" Der schwarze Ritter aber sprach zu sich selber: „Dies ist ein verirrter Wanderer. Wahrlich, er soll mir seine Waffen lassen, denn sie scheinen mir die besten, die ich seit sieben Jahren sah. Sie leuchten wie der Tag von Edelsteinen und Gold. Solche Waffen trägt kein armer Mann, noch reitet er ein solches Pferd." Wie nun die Beiden sich begegneten, ritten sie ohne Gruß an einander vorüber, obwohl einer den andern mit scharfen Blicken betrachtete. Jetzt aber hielt der Schwarze still und dachte: „Warum vermied er es zu sprechen? warum ritt er ohne Gruß und Frage weiter? Sollte er ein Späher des Königs sein, der mir oder den Meinen schaden will? Fürwahr, das müßte ihm übel bekommen! Was hätte er sonst in dieser Wildnis zu suchen, wenn es nicht auf mich abgesehen wäre? Bei dem Gott, der mich erschuf, er soll mir nicht entkommen. Ich will seine Kraft prüfen und ihn sprechen und kennen lernen. Sein Roß will ich ihm abgewinnen und ihn selbst mit Schimpf und Schanden heimjagen." Hiermit warf er sein Pferd herum, ritt dem König nach und rief mit lauter Stimme: „Haltet an, Ritter! wo reitet ihr hin? was sucht ihr hier in diesem Walde? wer seid ihr? wie hieß euer Vater? antwortet mir, oder ich will euch niederhauen, und wenn ihr noch so kühn und stark wäret!" Da erwiderte der König Karl: „Ihr fraget mich so mancherlei, doch nimmer soll euch Antwort werden. Mir ist lieber, wir fechten mit einander, als daß ich einem Menschen von Dingen berichten sollte, die mir nicht zu sagen anständen. Das wäre mir wahrlich leid. Wohlan denn, laßt uns den Streit mit den Waffen schlichten!" Das war der Schwarze wohl zufrieden, denn da Karl seinen Schild verhüllt hatte um nicht erkannt zu werden, wußte er nicht, wer vor ihm stand. Also warfen sie beide ihre schnellen Rosse herum und rannten wohlgewappnet mit ihren starken Speeren auf einander, daß beider Pferde auf die Hacken sanken. Darauf rissen sie die Schwerter aus der Scheide und fochten eine lange Weile, denn der schwarze Ritter war kühn und gewandt, so daß der König, der ihn noch immer für den Teufel hielt, in Gefahr geriet. Aber nun schwang Karl mit aller Kraft sein Schwert und schlug auf seines Feindes Schild, daß er in zwei Stücke zersprang, als wäre er ein Lindenblatt. Der Schwarze erwiderte den Schlag, und die Schwerter sausten so grimmig auf die Panzerringe, daß mancher herabfiel und das rote

Blut herausdrang. Der Wald erdröhnte von den Schlägen, die Späne flogen von den Schilden, die Helme wurden voll Scharten und Buckel. Da nahm der König alle seine Kraft zusammen und schlug auf den Schwarzen, daß er vom Rosse taumelte. Dennoch war kein Friede zwischen ihnen, sondern sie kämpften zu Fuße weiter, bis dem Schwarzen bei einem mächtigen Hiebe sein Schwert auf des Königs Helme in Stücken sprang. Als er dies gewahrte, dachte er in seinem Mute: „Verflucht, daß ich je geboren ward! Nie habe ich Glück gehabt in meinem Leben; Unheil wird mich verfolgen, bis ich sterbe. Womit soll ich mich nun wehren? Nicht einen Heller geb' ich um mein Leben, denn ohne Waffe steh' ich hier." Aber den König dünkte es eine Schande, einen Wehrlosen zu schlagen, darum sprach er: „Edler Ritter, laßt uns den Streit nun enden. Wollt ihr mir euren Namen sagen, so sollt ihr ungehindert von hinnen reiten." — „Ich bin bereit dazu," sprach der Schwarze, „wofern ihr mir meldet, warum ihr mitten in der Nacht durch diesen wilden Wald reitet." — „Antwortet mir zuerst," versetzte der König, „dann will ich es euch nicht verhehlen." — „Herr," sprach der schwarze Ritter, „mir ist es nicht zum besten ergangen. Land und Gut, das ich mein eigen nannte, habe ich durch Mißgeschick verloren. Sollt' ich euch alle meine Leiden verkünden, es würde bis zum hellen Morgen dauern, denn niemals sahet ihr einen so unglücklichen Mann als mich." Als der König ihn so reden hörte, deuchte ihm die Stimme des Schwarzen nicht unbekannt, und er sprach: „Ritter, gefällt es euch, so sagt mir nun euern Namen und wie ihr euer Leben fristet. Bei dem allmächtigen Gott, von mir habt ihr nichts Schlimmes zu befahren." Da sprach der Schwarze: „Herr, ich heiße Elegast, und was ich zum Leben brauche, das muß ich stehlen. Seit mich der König Karl aus meinem Lande vertrieben hat, hause ich — o der Schande! — wie ein schlechter Schächer in Wildnissen und Wäldern mit zwölf treuen Gesellen. Jetzt fuhr ich aus, um Beute zu holen, die ich dann mit den Meinen teilen wollte. Auf Abenteuer ritt ich her, doch ein schlimmes hab' ich gefunden, denn mein Schwert ist mir verloren, und Schläge hab' ich bekommen, mehr als zuvor in einer Nacht von einem Mann." Der König dachte in seinem Herzen: „Hab Dank, du Allmächtiger, daß du meine Bitte erhört hast! Das ist der Gesell, dessen ich vor allen andern begehrte, die da leben. Er soll diese Nacht mit mir fahren; nun aber muß ich lügen, die Not zwingt mich dazu." Darauf sprach er zu Elegast: „Bei dem Gott, der mich erschuf! ihr habt einen treuen Freund und Gefährten an mir gefunden. Ich will euch all mein Ding verkünden. Was nützt es, wenn der Freund dem Freunde etwas verhehlt? So wisset denn: auch ich bin ein Dieb und habe so viel Gut gestohlen, wie kein andrer auf der Welt. Aber dazu zwang mich die Not. Nun will ich euch meinen Namen sagen, wenn es euch gefällt. Ich heiße Adelbrecht und bin der beste Dieb, der je zur Welt gekommen. Diese Nacht bin ich ausgeritten um einen unermeßlichen Schatz zu stehlen. Wollt ihr mir dabei Geselle sein, so will ich die

Beute teilen und ihr sollt zuerst das Eure wählen." — „Lieber Gesell," sprach Elegast, „wo liegt der Schatz?" Da sagte Karl: „Ich will es euch wohl berichten: der König Karl besitzt den Schatz und ich weiß wohl, wo er liegt." — „Nein," sprach Elegast, „da sei Gott davor! nie werde ich mich an des Königs Gut vergreifen. Hat er mich auch aus meinem Herzogtum vertrieben und mir Hab' und Gut genommen, so will ich ihm doch all mein Lebtag ein guter Freund sein, soviel ich kann. Er ist ein strenger, aber gerechter Herr, und ich müßte mich vor Gott schämen, wenn ich ihm je ein Leides thäte."

Als dies der König Karl hörte, freute er sich von Herzen, daß Elegast ihn so lieb hatte und er gelobte im Stillen, ihn in seine Ehre wieder einzusetzen und ihm soviel Gut zu geben, daß er sein Lebtag nicht mehr zu stehlen brauche. Darauf fragte er Elegast, ob er ihn anderswohin führen wolle, wo sie Beute erringen könnten; er wolle ihm gerne dabei helfen mit aller seiner Kraft und Schlauheit. „Ja," antwortete jener, „bei Eckerich von Eckermunde mögen wir ohne Sünde stehlen; er hat die Schwester des Königs Karl zum Weibe, und es ist wirklich eine Schande, daß er am Leben ist, denn er hat schon manchen ehrlichen Mann verraten und in große Not gebracht. Ja, wenn er könnte, er würde gewiß seinem eignen Herrn und Könige gern Leib und Ehre nehmen, obschon er von ihm mit Wohlthaten überhäuft ward. Beliebt es euch, so reiten wir nach seiner Burg. Es wird ihm geringen Schaden thun, wenn wir einen Teil seiner Schätze entwenden." Der König blieb eine Weile stille und dachte, daß es doch übel wäre, wenn ihn seine eigne Schwester beim Stehlen erwischte. Endlich aber willigte er ein und sie sporuten ihre Rosse, um nach Eckermunde zu reiten. Dabei glitt Elegast auf seinem Pferde dahin so leise wie ein Schiff, Karl aber ließ das seine so laut aufstampfen, als ob die Lande sein eigen wären. Davon wurden die Hunde in den Dörfern, die sie durchritten, munter und folgten ihnen mit wütendem Gebell. Aber Elegast zog sein Horn hervor und als er darauf blies, verstummten die Hunde alle und kamen wedelnd auf ihn zu gelaufen. Da fing er sie, band ihnen die Schwänze zusammen und hing sie an einer Steinwand auf. Darob zürnte sein Gesell heftig, denn ihn dauerten die treuen Wächter. Doch Elegast lachte seiner Reden, und sie ritten rüstig weiter.

Es währte nicht lange, da kamen sie auf ein Feld, wo sie einen Pflug stehen fanden. Da blieb der König ein wenig hinter seinem Gefährten zurück, sprang schnell vom Pferde und zog das Eisen aus dem Pfluge, das er als Brecheisen zu gebrauchen dachte. Auf daß aber dem Besitzer kein Schade daraus erwachse, legte er neben den Pflug zwölf Goldstücke hin, saß wieder auf und eilte seinem Gesellen nach. So gelangten sie durch Wald und Heide auf einen freien Platz, wo Eckerichs Veste sich mit ihren Türmen und Mauern erhob, und es war diese die schönste und beste, die längs des Rheines zu finden war.

Da sprangen sie von den Rossen, gingen leise an die Veste heran und huben sogleich an, ein Loch in die Mauer zu brechen. Als dies geschehen war, sprach Elegast zum König: „Nun wartet hier, bis ich euch die Schätze bringe, denn ich will allein hinein gehen; ihr seid zu groß und stark und tretet zu laut auf.“ Das war der König wohl zufrieden und so kroch Elegast hinein, während Karl vor dem Mauerloch blieb.

Nun nahm Elegast ein wundersames Kraut aus seiner Tasche und steckte es in den Mund, und alsbald verstand er, was die Hähne krähten und die Hunde bellten. Da vernahm er, wie ein Hahn und ein Hund in ihrer Sprache sagten: „Draußen vor dem Burghofe steht der König!“ — „Wie kann das sein?“ dachte Elegast, „wahrlich, ich wäre verloren mit Leib und Leben, wenn mich der König allhier träfe.“ Damit kehrte er an die Stelle zurück, wo er seinen Gesellen gelassen hatte, und erzählte ihm, was Hahn und Hund gesagt hätten. „Ei,“ sprach Karl, „seid ihr nicht töricht? Was sollte denn der König hier draußen thun? Glaubt ihr einem Hahn oder Hunde mehr als euern eignen Sinnen? Mich dünkt, ihr wollt mich zum Narren halten, und ich glaube es euch nimmer, daß ihr die Sprache der Tiere versteht.“ — „So überzeugt euch selbst!“ sagte Elegast und steckte dem König ein Kraut in den Mund. Da krähte der Hahn abermals und sagte, wie er vorher gethan, daß der König vor der Burg stehe. „Hörst du nun, Gesell?“ sprach Elegast, „ich will des Todes sein, wenn der König nicht hier ist.“ — „Pfui doch,“ versetzte Karl, „glaubt ihr an solchen Teufelsspuk und fürchtet euch? ich hätte euch für kühner gehalten. Wohlan denn, so will ich mit euch hinein gehen. Werden wir gefangen, so sind wir doch zu zweien? — „Nein, laßt gut sein,“ sprach Elegast, „ich will es allein beginnen. Aber jetzt gebt mir mein Kraut wieder!“ Der König griff sich in den Mund und rief erstaunt: „Bei meiner Treue, was ist mir geschehn? Mich dünkt, ich habe mein Kraut verloren. Zwischen meinen Zähnen hielt ich es hier vorn, und jetzt ist es verschwunden.“ Da lachte Elegast und sprach: „Nun wahrlich, ihr seid mir ein schöner Dieb! Wie kommt es, daß ihr nicht jedesmal erwischt werdet, wenn ihr stehlen geht? Bei meinem Eid, daß ihr noch lebt, ist ein wahres Wunder. Ihr solltet längst gehenkt sein. Gesell, ich hab' euch das Kraut aus dem Mund genommen. Wahrlich, ihr versteht vom Stehlen nicht ein Haar.“ — „Du sagst die Wahrheit,“ dachte der König. Damit ließen sie die Rede sein und Elegast befahl sich in Gottes Schutz und ging wieder in die Burg hinein.

Kein Schloß war so gut und kein Riegel so fest, Elegast verstand sie alle zu öffnen. Er kam in eine Kemenate, wo dreihundert Ritter schliefen; jeder hatte sein Schwert neben sich liegen zum Schutze des Herzogs Eckerich. Endlich gelangte Elegast in die schönste Kammer, die man jemals sah. Dort lag Eckerich mit seinem Weibe in tiefem Schlaf und ebenda wurde das herrliche Reitzeug des Herzogs aufbewahrt. Als nun Elegast dasselbe berührte, fingen die hundert Schellen, mit denen es behangen war, laut an zu klingen. Erschrocken

fuhr der Herzog auf, weckte die schöne Blaßflores und rief: „Wer ist in meiner Kammer?“ Damit wollte er sein Schwert ziehen, doch sein Ehgemahl wehrte ihm, nahm das Schwert aus seinen Händen und sprach: „Was wollt ihr thun? Euch drückt der Alp. Wer sollte denn hier innen sein außer mir und euch?“ Da glaubte der Herzog, er habe geträumt und legte sich wieder auf das Lager. Da aber beide munter geworden waren, begannen sie mit einander zu reden, und Blaßflores fragte ihren Mann, warum er seit drei Nächten nicht schlafe und weder esse noch trinke. So lange drang sie in ihn, bis er ihr gestand, er habe dem König Karl den Tod geschworen, und ihr die Namen seiner Helfer nannte. Schon am nächsten Tage solle der Mord ausgeführt werden. Das hörte Elegast alles wohl, bewahrte es in seinem Herzen und gelobte im Stillen, die Unthat zu verhindern. „Weh über euch,“ sprach die Herzogin weinend, „falscher treuloser Mann! mir wäre viel lieber, ihr selbst hinget am Galgen, als daß mein edler Bruder durch euern Verrat ums Leben käme.“ Da ergrimmte Eckerich und schlug die schöne Frau mit der Faust ins Antlitz, daß ihr das Blut aus Mund und Nase brach. Wehklagend ergriff sie einen Schleier, fing mit ihm das strömende Blut auf und warf ihn dann auf den Boden. Da kroch Elegast leise hinzu, nahm das blutige Gewebe und steckte es als Wahrzeichen zu sich. Darauf sprach er einen Zauber, und augenblicklich versanken die beiden Ehegatten wieder in Schlaf. Nun stahl er des Herzogs Sattel und Schwert, umwand die Schellen mit einem Tuch, so daß sie nicht klingen konnten, und schlich wieder hinaus an das Mauerloch, wo der König mit Ungeduld seiner harrte und ihn fragte, wo er so lange geweilt habe. „Es war nicht meine Schuld,“ sprach Elegast, „bei allem was Gott erschaffen hat, es ist ein Wunder, daß mir das Herz nicht bricht von der schweren Sorge, die es drückt. Hier, Gesell, ist das Sattelzeug, wovon ich euch erzählte. Behaltet es jetzt; denn ich will sogleich zurück gehen um Eckerich das Haupt abzuschlagen, ehe er erwacht.“ — „Warum wolltet ihr eine so blutige That verüben?“ fragte Karl erstaunt, „ich ermahne euch bei eurer Treue, sagt mir, was euch das Herz schwer macht. Seid ihr noch nicht zufrieden mit der Beute, die ihr mitgebracht? Wahrlich, sie ist mehr als tausend Pfund Silbers wert.“ — „Ach nein,“ sprach Elegast, „etwas ganz andres bekümmert mich. Ich soll meinen edlen Herrn, den König Karl, verlieren, bei dem ich noch immer wieder zu Gnaden zu kommen hoffte. Morgen früh soll er sterben, denn Eckerich hat ihm den Tod geschworen.“ Als Karl dies vernahm, erkannte er wohl, daß ihm Gott zu stehlen geboten hatte, um ihn vorm Tode zu behüten, und er dankte im Herzen dem himmlischen Vater demütiglich für seine große Güte. Dann sprach er also zu seinem Gesellen: „Wie glaubt ihr zu entrinnen, wenn ihr ihn erstechet? Sein Weib würde erwachen und mit ihrem Geschrei den ganzen Hof aus dem Schlafe reißen. Wollt ihr euch selbst um den Hals bringen eines andern wegen? Ich rate euch, laßt es bleiben! Stirbt der König, nun, so ist er tot.“ So sprach Karl, um Elegasts Treue

zu prüfen; aber dieser erwiderte mit zornigem Antlitz: „Beim Schöpfer aller Dinge, wäret ihr nicht mein Geselle, es bliebe diese Nacht nicht ungerochen, was ihr gegen meinen Herrn, der aller Ehre würdig ist, geredet habt. Und ich bitte euch, lasset solches künftig ungesagt; sonst müßte ich euch selbst das Haupt abschlagen. Jetzt will ich meinen Vorsatz vollenden und mein Herz von Sorge befreien. Es gilt des Königs Leben; darum verlaß' ich diese Burg nicht eher, mag mir nun Liebes oder Leid daraus entstehen." Da dachte der König: „Dieser ist wahrlich mein Freund, wie wenig ich es auch an ihm verdient habe. Bleib' ich am Leben, so will ich meinen Fehler sühnen und ihm alles Leid, das ich ihm angethan, wieder gut machen." Darauf sprach er: „Gesell, ich will euch besser raten, wie ihr den falschen Herzog Eckerich von Eckermunde ins Netz bringen sollt. Reitet in der Morgenstunde zum König und entdeckt ihm den Verrat. Ich schwöre euch, sobald er eure Rede hört, wird er sich mit euch völlig versöhnen und euer Lohn wird nicht gering sein. Er wird euch all euer Lebtag halten, als ob ihr sein Bruder wäret." Aber Elegast sprach: „Das thue ich nicht. Der König ist mir gram, darum weil ich ihm einst aus seinem Schatze soviel stahl, daß es kaum zwei Pferde tragen konnten. Darum fliehe ich sein Antlitz Tag und Nacht, wiewohl es mir Leid und Jammer bringt." — „Ich will euch etwas sagen," sprach Karl, „reitet zurück in den Wald, wo ihr eure Gesellen ließet, und nehmet unsre Beute mit euch. Morgen können wir dann gemächlich teilen. Ich aber will euer Bote zu dem Könige sein; denn es wäre mir doch leid, wenn man ihn tot schlüge." Mit dieser Rede schieden sie von einander und Elegast jagte in den Tannenwald zu seinen Gefährten.

Der edle König Karl aber ritt gen Ingelheim in sein Schloß. Traurig war sein Herz, darum daß ihn sein eigner Schwestermann verraten wollte, der ihm doch von rechtswegen hätte am treuesten dienen sollen. Als er vor seine Burg kam, da stand die Pforte noch offen und seine Leute schliefen alle fest. Schnell sprang er vom Roß, führte es in den Stall und band es wieder an, und gelangte sodann, ehe jemand ihn gewahrte, in seine Kammer. Dort lag sein edles Ehgemahl noch gerade so in tiefem Schlummer, wie er sie verlassen hatte; eilig entledigte er sich seiner Waffen und Gewänder und legte sich nieder. Da erwachte die Königin und fragte ihn besorgt, weshalb seine Glieder so kalt seien. „Mir ward so schwül und heiß," sprach Karl, „deshalb bin ich um Luft zu fangen draußen auf der Zinne gewesen und habe dem süßen Gesang der Vöglein zugehorcht."

Es währte nicht lange, da blies der Wächter von der höchsten Zinne den Tag an, der im Osten lieblich emporstieg. Alsbald erwachten alle die Mannen, denen Gott den Schlaf sandte, als der König zu stehlen auszog, und Karl rief seinem Kämmerling, daß er seine geheimen Ratgeber zu ihm entbiete. Als sie nun versammelt waren, entdeckte ihnen der König alles, wie es mit ihm stand und wie Eckerich von Eckermunde in kurzem mit seiner Macht kommen

werde, um ihn zu morden. Darauf bat er sie, ihm guten Rat zu geben, wie er seine Ehre wahren könnte. Da sprach der Herzog Naimes von Baiern: „Lasset sie nur kommen, sie mögen uns hier finden. Es soll ihrer manchem das Leben kosten. Denn hier steht mancher starke und getreue Ritter, der mit euch ins Land kam um Leib und Ehre euch zu schützen. Diese sollen sich alle wappnen und im Palast zusammen kommen; ihr selbst, Herr König, tretet in voller Rüstung in ihre Mitte. Wagt es dann Einer, euch ein Leids zuzufügen, der soll's mit seinem Blute büßen, sei's nun Eckerich oder ein andrer Verräter." Dieser Rat gefiel allen wohl, sie wappneten sich in großer Eile, und es blieb keiner müßig, der ein Schwert zu tragen vermochte. An der Burgpforte wurden sechzig Mann in einen Hinterhalt gelegt.

Als nun Eckerich mit seinen Scharen herangezogen kam, that man die Thore weit auf und ließ sie alle ein. Aber kaum hatten sie den Burghof betreten, da brachen die Mannen des Königs aus dem Hinterhalte, überwältigten die Erschrockenen und rissen ihnen die Mäntel von den Schultern. Da fand man sie alle mit festen Harnischen und scharfen Messern gewaffnet. Schnell wurden die Thore geschlossen und die Verräter in Ketten gelegt. Eckerich selbst ward vor den König geführt, der ihm mit herben Worten seine Unthat vorhielt. Der Herzog aber leugnete die Schuld und sprach: „Herr, nehmet bessern Rat an! beschimpft ihr mich unverdienterweise, so verliert ihr manchen treuen Mann. Weder ihr noch einer eurer Fürsten ist so kühn, mich der Verräterei zu bezichtigen. Wer solches wagt, den will ich als einen Lügner mit meinem Schwert bestreiten. Er trete vor! hier stehe ich, Eckerich von Eckermunde." Wie der König diese Rede vernahm, freute er sich im Herzen und sandte nach Elegast sogleich einen Boten in den Wald, entbot ihm seine vollste Huld und Verzeihung und hieß ihn sich schleunig wappnen, um den Kampf gegen den verräterischen Eckerich zu bestehen.

Der Bote that, wie ihm befohlen, und verkündete dem getreuen Elegast des Königs Willen. O, wie freute sich der arme, als er merkte, daß ihm sein Herr wieder hold sei! Zur Stunde hieß er seine Gesellen sich rüsten, saß auf und ritt mit ihnen nach dem Hof des Königs Karl, wo er mit Ehren empfangen ward, denn alle biedren Helden freuten sich seiner Wiederkunft. Er aber sprang vom Roß, trat vor den König und sprach: „Gott schütze den großen König Karl und all sein Gesinde, das ich hier versammelt sehe! Nur Einen grüße ich nicht; o möcht' ich doch den Tag erleben, da ihm die Raben am Galgen die Augen aushacken! kein größrer Schurke lebt als er, denn ohne Zwang und Not schwur er seinem milden Herrn Verderben. Ihn grüß' ich nicht, den Verräter Eckerich von Eckermunde." Als Elegast so gesprochen hatte, wollte Eckerich antworten, aber der König winkte ihm zu schweigen und sprach zu Elegast: „Lieber getreuer Freund, seid willkommen an meinem Hof! Nun mahne ich euch bei Gottes Gnade, daß ihr vor allen darthut, wie Eckerich, den ihr hier sehet, mir nach Leib und Ehre getrachtet hat." — „Das thu' ich

gern," sprach Elegast, und nun erzählte er, wie er selbst den Verräter in seiner Kammer belauscht hatte, und wies den blutgetränkten Schleier der Herzogin als Wahrzeichen vor. Nachdem Elegast seine Rede geendet, stand der König von seinem Stuhle auf und rief: „Bei meinem Eid, ihr habt die Wahrheit gesagt. Ich selbst kann es bezeugen. Gott sei gepriesen, daß ich's kann! Wisset, ich selbst bin euer Gesell, der sich Adelbrecht nannte." Hiermit berichtete er mit lauter Stimme und lachendem Munde, wie es ihm in dieser Nacht ergangen, und alle verwunderten sich sehr darob und lobten Gott den Allgütigen. Eckerich aber merkte, daß es mit ihm zu Ende ging und dachte: „Besser im Kampf, als am Galgen sterben!" Also rüsteten sich die beiden zum Zweikampf. Wütend rannten sie an einander, so daß beider Rosse strauchelten. Jetzt aber rief Elegast zu Gott um Beistand und schwang sein Schwert so mächtig, daß er dem Verräter das Haupt zerspaltete. Da sank Eckerich tot zur Erde. Alsbald ward sein Leichnam entkleidet und an einen Galgen gehenkt.

Der König aber schritt auf Elegast zu, umhalste und küßte ihn und gab ihm sein Herzogtum samt allen Mannen, Burgen und Ländern zurück. Die Leute, die mit Elegast in der Verbannung ausgehalten hatten, wurden reich beschenkt, und um den treuen Gesellen recht zu ehren, befahl der König ein großes Fest zu rüsten, zu dem auch die schöne Blaßflores, Karls Schwester, geladen ward. Als nun alles in Fröhlichkeit und Jubel war, da nahm der König seine Schwester bei der Hand und gab sie seinem Freunde Elegast zum ehelichen Weibe. Mit großer Pracht wurde die Vermählung gefeiert, und sie lebten mit einander in Liebe und Freude bis an ihr beider Ende.

Riesengeschichte

oder

König Eginhard von Böhmen.

In dem alten Herzogtum Baiern liegt am Donaufluß eine sehr alte und berühmte Stadt, die heißt Regensburg. In dieser Stadt ward ehedem unter den Bürgern große Heiligkeit und tugendsames Leben mit Beten, Fasten und Almosengeben getrieben, und mancher fromme Jüngling begab sich allda aus der zeitlichen Welt in das Kloster und fing an, gar große Pönitenz und Buße zu üben von wegen der Sünden, die er begangen hatte. Auch war daselbst manches Nonnenkloster von frommen Frauen gestiftet, darinnen viele geistliche Psalmen und andre feine Andachten gesungen und täglich gehalten wurden. Diese große Frömmigkeit ward weit und breit bekannt und erweckte manches Herz zu einer christlichen Steuer, also daß die Klöster in kurzer Zeit in große Aufnahme kamen und täglich mit mehr Leuten besetzt wurden. Es bekamen aber hierzu nicht allein die gewöhnlichen Leute Lust, sondern der Ruf gelangte auch an großer Herren Höfe, so daß gar bald der Kaiser Otto davon erfuhr, der zu jener Zeit herrschte und ein gar frommer Herr war. Dieser hatte ein besonderes Wohlgefallen an dem löblichen Ruf, in welchem die Geistlichkeit zu Regensburg stand, und beschloß daher, seine Tochter Adelheid in ein Nonnenkloster zu schicken, damit sie daselbst ihre Zeit in Einsamkeit und mit Andacht zubrächte; denn sie war ein gar schönes und tugendsames Fräulein und dazu noch sehr jung. Also schickte sie Kaiser Otto nach Regensburg in das Obermünster, daß sie dort aufgenommen und eingekleidet würde.

Mit großem Weinen und Trauern schied die gute Jungfrau von ihrem Vater, denn sie war an dem kaiserlichen Hofe sehr wohl gehalten worden. Sie beschenkte alle Hofdiener und befahl sie ihrem Vater, schied unter großer Betrübnis der Hofleute aus dem Palast und reiste nach Regensburg. Die Äbtissin des Obermünsters, welche eine geborene Gräfin und sehr sittsame alte Frau war, empfing sie nebst den andern Hofjungfrauen mit großer Freundlichkeit. Darauf übergab die Hofmeisterin die Kaiserstocher der Äbtissin und

den übrigen Chorschwestern mit einer beweglichen Rede, daß sie das Fräulein in allen geistlichen Sitten fleißig unterweisen möchten; dessen wolle der Kaiser gnädig eingedenk sein und dem Münster eine beträchtliche Pfründe verehren, worüber die Nonnen sich sehr freuten, weil das Kloster gar arm war und nicht viel zum besten hatte. Hiermit nahmen die Begleiterinnen der Kaiserstochter wieder Urlaub, und die gute Adelheid weinte bitterlich um ihre Hofmeisterin und die andern Gespielinnen, mit denen sie sich die Zeit an ihres Vaters Hofe vertrieben hatte.

Eginhard, der König in Böhmerland, hielt damals sehr großen und prächtigen Hof auf dem Ratschin in der Stadt Prag; er war aber noch ledig und ein gar schöner junger Herr. Manchen Feind hatte er mit eigner Faust niedergelegt, wodurch er sich hohen Ruhm bei jedermann erworben, und man fürchtete ihn weit und breit, weil er ein mächtiger König war. Einstmals saß er in Gedanken versunken an der Tafel und sagte, daß es seine größte Lust sei, das Wild im Walde zu jagen und Füchse zu fällen, und daß er seine Zeit fürderhin in Ruhe und Frieden zubringen wolle, sofern es seine Nachbarn leiden würden. Aber sein Hofmeister Dietwald, ein ganz durchtriebener Gesell, sprach: „Gnädiger Herr König, was hilft euch die Krone auf dem Haupt, wenn ihr nicht versichert seid, daß nach eurem Tod euer Erbe dieselbe aufsetzen wird? Darum sehet euch vor allem nach einer schönen Braut um, mit der ihr eure Zeit vertreiben könnet! Ich weiß ein so holdseliges Jungfräulein für euch, wie kein zweites von den Strahlen der Sonne beschienen wird. Dieselbe steht euch besser an und wird euch mehr Kurzweil schaffen als euer Wild im Walde und die Fische im Wasser. Es ist dies die schöne und züchtige Jungfrau Adelheid, des Kaisers Otto liebliche und einzige Tochter. Fürwahr, sie ist hoch und würdig genug an eurer Seite zu sitzen! kein Kaiser noch König auf dem ganzen Erdkreis darf sich ihrer schämen.“ — „Dein Rat, mein lieber Dietwald,“ sprach der König Eginhard, „gefällt mir nicht übel. Doch des Kaisers Tochter ist eine Klosterjungfrau! deshalb ist es nicht ratsam, daß ich sie von ihrem Vater zum Gemahl begehre. Denn du weißt, daß die Nonnen nicht wieder aus ihren Zellen heraus dürfen, wenn sie einmal eingekleidet sind. Wollte ich nun eine Nonne heiraten, so würde mich die ganze Welt für einen Thoren halten. Darum rate mir anders, mein lieber Dietwald; denn das kann wegen des geistlichen Ordens nicht sein, ob ich gleich weiß, daß sie das schönste Fräulein unsrer Zeit ist.“ — „Gnädiger Herr,“ sprach Dietwald, „Kloster hin, Kloster her! das muß ein mächtiger König nicht achten. Die Liebe, wo sie gründlich ist, sieht kein Kloster an. Darum müßet ihr die Sache auf eine andre Art angreifen; und weil ihr Liebe zu der Jungfrau fühlet, wäre meine Meinung, ihr suchtet euch ihrer mit List zu bemächtigen. Ich will selbst der Vermittler sein und ausdenken, wie ich sie mit

List aus dem Kloster bringe. Ist es nun euer Wille, so gebet mir vierzig der trefflichsten Ritter und Knechte mit! dann sollet ihr in kurzem die schöne Adelheid hier an eurem Hofe sehen."

Mit solchen Worten endeten sie ihre Rede über der Tafel, und die Edlen des Königs sahen Dietwalds Rat alle für gut an, denn es that ihnen gar inniglich leid, daß ein so zartes Fräulein ihr Leben in einem Kloster eingesperrt zubringen sollte. Der König Eginhard aber war noch betrübter, weil er bald Hoffnung zu ihrer Liebe, bald wieder große Furcht vor ihrem Vater hatte, wenn er sie aus dem Kloster würde entführen lassen. Doch siegte zuletzt in ihm die Liebe dergestalt, daß er nach wenigen Tagen den Dietwald mit vierzig wohlgerüsteten Rittern nach Regensburg entsandte und an Adelheid einen eigenhändigen Brief schrieb. Mit solchem nahm Dietwald mitten in der Nacht Urlaub, damit zu Prag kein Aufsehen entstünde, und eilte Tag und Nacht mit seinen Begleitern durch manchen ungebahnten Weg über den Böhmerwald gen Regensburg. Als sie nun in einem Wäldlein vor der Stadt angelangt waren, hieß Dietwald die Seinen dort stille stehen, bis er wieder zu ihnen kommen werde. Deswegen stiegen sie ab, banden ihre Pferde an die Bäume und versprachen allda so lange gute Wache zu halten, bis er zurückkehren würde.

Dietwald aber kam zu Regensburg in das Obermünster, wo er sich für einen Diener des Kaisers ausgab. Darum hieß ihn die Äbtissin gar freundlich willkommen und führte ihn, nichts Böses ahnend, zu der Zelle der Prinzessin; denn er sagte, er habe im Auftrag ihres Vaters, des Kaisers Otto, etwas Geheimes mit ihr zu reden. Auf solche scheinheilige Art kam der arglistige Hofmeister des Königs von Böhmen zu Adelheid in ihre Zelle.

Die Jungfrau hatte manches im Kloster auszustehen mit Fasten, Geißeln und stetem Wachen, wie es in dergleichen Orden hergeht, da man der Welt von Herzen absagt und sein Gemüt allein den himmlischen Dingen zuwendet. Sie konnte aber nicht leicht der weltlichen Freude vergessen, deren sie an ihres Vaters Hofe so viel genossen hatte, und je länger sie im Kloster war, desto öfter dachte sie an die adligen Ritter und Knechte, wie manche Kurzweil sie ihrem Herrn, dem Kaiser, gemacht hatten, auch wie manch lustiges Turnier ihr zu Ehren bei Hofe gehalten worden war; deshalb gedachte sie noch stets zurück und wollte in ihrem Herzen lieber wieder in der Welt, als so ganz und gar verschlossen in dem Kloster sein. Aber davon durfte sie der Äbtissin oder den Chorschwestern nichts merken lassen; sonst wäre sie mit Pönitenz und Geißelung gestraft worden, weil dazumal in dem Obermünster große Strenge im Schwang war. Deshalb seufzte sie gar oft heimlich in ihrem Herzen und wünschte nimmermehr eine Nonne geworden zu sein. Also ward sie über die

Ankunft Dietwalds sehr erfreut; denn sie glaubte, ihr Vater werde sie wieder aus dem Kloster holen und an den Hof bringen lassen.

Als nun Dietwald ganz allein bei ihr in ihrer Klause war, redete er sie mit leisen Worten also an: „Hochadliges Fräulein! es ist ewig schade und großes Unrecht, daß euch euer Herr Vater in dieses Kloster eingesperrt hat, wo ihr eure schöne Jugendzeit so einsam hinbringen und vertrauern sollt. Das Klosterleben ist für eure Zartheit viel zu streng, und eure Kräfte sind viel zu schwach, ein so schweres Joch zu ertragen. Ihr könntet den Himmel wohl auf eine andre, vielleicht bessere Art erwerben. Darum wisset, daß ich nicht vom kaiserlichen Hofe, sondern von Prag aus dem Ratschin mit vierzig Rittern hieher geschickt bin, euch den Willen meines Herrn, des Königs Eginhard zu offenbaren und vorzutragen.“ Als die Prinzessin von König Eginhard sprechen hörte, errötete sie im ganzen Gesicht; denn sie hatte zuvor gar viel von dessen Schlachten und männlichen Thaten rühmen hören, auch hatte ihre Hofmeisterin ihr berichtet, daß er der schönste Herr sei, der in der Welt lebe. Darum lauschte sie gar beflissen der weiteren Werbung Dietwalds, welcher also fortfuhr: „Deswegen, o liebes Jungfräulein, bin ich als Hofmeister des Königs mit einem Schreiben an euch abgeschickt, daß ihr mir saget, ob ihr den König zur Ehe haben wollet oder nicht. Das ganze Königreich Böhmen wird euch dadurch unterthan und auf dem Schlosse zu Prag freut sich schon alles auf eure Ankunft. Ist es also euer Wille, so entschließet euch kurz! Ich habe vor der Klosterpforte zwei der besten Pferde, auf deren eines sollt ihr sitzen und neben mir so schnell als möglich zur Stadt hinaus reiten. Draußen aber stehen in einem Wäldlein die vierzig getreuen Ritter, von denen ich euch vorhin meldete; diese werden mich und euch vor aller Gefahr beschützen und wohlbehalten nach Prag bringen, wo ihr von meinem gnädigen Herrn, dem König, mit Frohlocken empfangen werden sollt.“ Als der Hofmeister also geredet und die Kaiserstochter den Brief des Königs gelesen hatte, sprach sie: „Lieber Hofmeister, du hast mit mir und deinem Herrn etwas Gefährliches vorgenommen. Wisse, ich bin eine Kaiserstochter und dazu eine Klosterjungfrau. Erfährt nun mein Vater diese Sache, was wird er dazu sagen? Ach, ich kenne sein Gemüt gar wohl! er wird alle Macht aufbieten, mich und deinen Herrn zu strafen. Wahrlich, ich getraue mich nicht wohl aus dem Kloster und bleibe doch auch nicht gar zu gern drinnen. Darum sage, was das beste sei!“ Nun gebrauchte der Hofmeister all seinen Witz und überredete die Jungfrau, daß sie endlich in die Flucht willigte, doch mit der Bedingung, daß er für alles einstehen wollte. Alsbald nahm sie Dietwald mit sich in den Hof, dahin ihn die Äbtissin und zwei andre alte Nonnen begleiteten. Weil es nun schon Vesperzeit war und die übrigen Schwestern in der Kirche versammelt waren, dünkte dem Hofmeister diese Gelegenheit sehr gut, er that also gegen die Äbtissin, als wollte er von ihr Urlaub nehmen; als er aber der Kaiserstochter nahe kam, schwang er sie aufs Pferd und ritt mit ihr zum Kloster hinaus.

Als die Äbtissin sah, daß es der Bösewicht Dietwald so gemeint hatte, erhob sie samt ihren zwei Priorinnen ein entsetzliches Geschrei. Die Bürger liefen aus den Häusern zusammen und verlegten die Straßen mit eisernen Ketten, aber zu spät, denn Dietwald war schon zur Stadt hinaus und kam glücklich in das Wäldlein zu seinen Rittern. „Bei Treu und Glauben," sprach er zu der Jungfrau während des Ritts, „ich habe mich heute hurtig gehalten, aber mein König wird mich darum besolden, daß ich zufrieden sein kann; denn ich bringe ihm das edelste Kleinod in der ganzen Welt." Also sprachen auch die anderen Ritter und machten dem Fräulein manche Kurzweil, damit ihr der Weg und die Zeit nicht zu lang würde; wie denn auf dergleichen Reisen der Brauch ist, daß einer dem andern den Weg mit Gespräch verkürzet. Nicht lange darnach kamen sie ganz in der Stille auf dem Ratschin zu Prag an, allwo der König sehr prächtig Hochzeit hielt.

So fröhlich man aber zu Prag war, so traurig war man in Österreich an des Kaisers Hof und im ganzen Reiche, daß Adelheid, des Kaisers einzige Tochter, wider Willen und Wissen ihres Vaters aus dem Kloster zu Regensburg entführt worden war. Die Äbtissin klagte den Dietwald beim Kaiser an, und es waren nicht drei Personen am Hofe, die die Sache loben konnten. Darum ward der Kaiser Otto sehr zornig und sprach zu seinen Räten: „Ich will mich aufmachen und Eginhard mit Heeresmacht überziehen. Böhmen will ich mir unterthan machen und er soll mir bei Tische aufwarten, wenn er so glücklich ist, mit dem Leben davon zu kommen. O Tochter Adelheid! wie hab ich dies um dich verdient? wüßte deine Mutter im Grabe von deinem Gebahren, sie würde bittre Thränen weinen. In meinem hohen Alter betrübst du mich mit einer solchen That! Gut, es mag daran Ursach sein wer da will, ich will mich aufmachen und Eginhard von Grund aus verderben und alle diejenigen mit Feuer verbrennen, die dabei hilfreiche Hand geleistet oder Rat dazu gegeben haben." Dieser Vorsatz ward von seinen Räten allen gebilligt, darum machte der Kaiser Otto eine feierliche Kriegserklärung wider den König Eginhard und warb an die dreißigtausend Mann, mit denen er selbst zu Felde zog und sich gegen das Königreich Böhmen wandte. Da ward unter den Böhmen eine große Furcht, denen sie hatten dazumal nur wenig Kriegsvolk auf den Beinen.

Als nun Kaiser Otto mit einem mächtigen Heere in Böhmen einbrach und die Städte mit Feuer verwüstete, da mußte sich alles seiner Gewalt ergeben und zu Prag entstand ein Aufruhr wider den König, weil er so schweres Unheil über sein Volk gebracht hatte. Darob ward er sehr traurig und gewahrte zu spät, was für einen Rat ihm sein Hofmeister Dietwald gegeben; und als er hörte, daß eine Stadt nach der andern zum Kaiser überging, bereute er sein Thun, forderte Dietwald in großem Zorn vor sich und sprach:

„Du Kind des Verderbens, was hast du mir geraten? Der Fluch, der über dem ganzen Lande schwebt, rührt von dir her, du leichtfertiger Mann! Du und nicht der Kaiser vergießt so viel unschuldig Blut, und damit ich ein Beispiel an dir erweise, so sollst du hier in diesem Augenblick deinen Geist aufgeben.“ Mit diesen Worten zuckte er sein Schwert und durchstach den erschrockenen Hofmeister, daß er tot zur Erde sank.

Auch Adelheid stand in großem Schrecken, als sie hörte, daß ihr Vater mit den Böhmen so grausam verfahre, und schrieb daher folgenden Brief an ihn: „Geliebter Herr und Vater! euern Grimm hat niemand als ich, eure ungetreue Tochter Adelheid, erregt. Ach wehe, daß so viel Blut meinetwegen vergossen werden soll! Ich bitte euch, o lieber Herr und Vater, schonet des armen unschuldigen Volkes und strafet mich, die ich euch zum Zorn bewegt habe. Es ist meinem Gemahl sehr leid, daß er euch, o lieber Vater, beleidigt hat, und darum hat er seinen ungetreuen Ratgeber Dietwald mit dem Schwert erstochen. Wir fürchten uns sehr vor eurem Zorn und bitten deshalb flehentlich auf unsern Knien, ihr wollet uns unsre Missethat verzeihen und die Sache in gutem vertragen lassen, weil man zu geschehenen Dingen das beste reden soll. Darum, o lieber Herr, wendet euern Zorn von uns ab und lasset uns diesmal vor euren Füßen nur ein wenig Gnade finden.“

Diesen Brief schickte Adelheid dem Kaiser in das Hauptlager vor Budweis, worauf Kaiser Otto also antwortete: „Allerliebste Tochter! Dein Brief hat mich sehr zu väterlichem Mitleid bewegt. Darum verspreche ich dir bei Scepter und Krone, ja bei meiner kaiserlichen Würde und Hoheit, dir Gnade zu erweisen. Aber deinen König will ich gefangen nehmen, ihm Hände und Füße in Fesseln schließen und hernach den Kopf abhauen lassen, weil er eine That begangen, die meinem Geschlecht einen ewigen Schandfleck angehängt hat. Sage, daß er meinen Zorn zu besänftigen suche und sich bei Zeiten in meinem Feldlager vor mir einfinde; wo nicht, so will ich all sein Land und Gebiet verwüsten, nichts leben lassen auf dem Feld und in der Stadt und alles zu Staub und Asche verbrennen. Dich selbst will ich zwar nicht am Leben strafen, aber im Kloster sollst du zwischen zweien Mauern ewig vermauert und verschlossen werden.“

Es liegt ein gar festes Schloß im Böhmerwalde, das heißt Schildeiß und ist vor langen Jahren ein Raubnest gewesen, dahin sich die losen Buben, die den Reisenden das Ihre gestohlen, geflüchtet haben; denn es liegt sehr wohl verwahrt und verborgen und hat nur einen einzigen Zugang. Auf dieses Schloß floh damals nach Empfang des kaiserlichen Schreibens der verlassene König Eginhard samt seiner Gemahlin Adelheid, welche bitterlich weinte, daß sie sich so schwer gegen ihren Vater vergangen hatte. Aber da mochte nichts helfen; deswegen begaben sie sich in aller Stille mit etlichen Rittern und

Knechten auf das Schloß und versahen sich mit Speis' und Trank auf etliche Jahre; denn das Schloß konnte nicht leicht gefunden, viel weniger mit feindlicher Gewalt eingenommen werden. Also saßen sie dort zwischen hohen Bergen und Steinklippen in guter Ruh und hörten nichts, was in Böhmen vorging, denn in dem Schloße ging kein Mensch weder aus noch ein. Auch ließ der König auf dem Schloßturme gute Wache halten, damit in dieser gefährlichen Sache nichts versäumt würde. Denn er fürchtete, so ihn der Kaiser gefangen bekäme, möchte er ihm eine jämmerliche Strafe anthun; deshalb hielt er sich vorsichtig in dieser Wildnis.

Einstmals hörte der König ein Glöcklein läuten, und weil ihn dünkte, als sei es unweit des Schlosses geschehen, schickte er einen Ritter, von der Laune genannt, in den Wald, die Sache zu erkunden. Nach langem Umherreiten kam der Ritter an den Fuß eines Berges zu einer Klause, darinnen ein Einsiedler saß, den er mit sich auf das Schloß nahm. Und diesen benutzte der König und die Königin als ihren Späher, der im Lande herumstreichen und zusehen mußte, was die kaiserlichen Soldaten vorhätten und ausrichteten. Dieser Einsiedler hieß Paul und war ehedem unter des Königs Vater ein berühmter Ritter gewesen, vom Dornbusch genannt, und wegen der alten Dienste versprach er dem Könige alle geziemende Treue und brachte aus dem Lager manche neue Mär, auch letzlich, daß der Kaiser gänzlich entschlossen sei, den König auszurotten und zu fangen, ihn auch statt eines Schemels zu gebrauchen, wenn er auf sein Pferd steige und auf die Jagd reite. Diese Kunde verursachte, daß der König allen seinen Leuten gebot: wenn fremde Personen ankämen, so solle man ihn für einen Edelmann ausgeben. Er ließ sich deshalb einen langen Bart wachsen und verwandelte seine Kleidung, daß er nicht leicht mehr für einen König anzusehen war; denn er fürchtete sich vor dem Zorn des Kaisers und wußte nicht, wen er um Hilfe anrufen sollte, zumal da er sich seine Nachbarn durch seine früheren Siege ganz feindselig gemacht hatte. Das kränkte ihn von Herzen, nnd die gute Königin betete vielmehr auf diesem einsamen Schloß, als jemals zuvor in dem Obermünster zu Regensburg. Inzwischen aber nahm der Kaiser einen Ort nach dem andern weg, bis er nach Prag kam; aber der König Eginhard war nicht mehr zu finden, worüber sich der Kaiser sehr verwunderte.

Kaiser Otto rückte mit seinem Volke immer weiter, aber nirgends war der König zu finden, noch etwas von ihm zu hören; es wußten auch die Böhmen nicht, wohin und zu wem er geflohen sei. Daher beschloß der Kaiser sein Heer wieder heim nach Österreich zu schicken und den König mit List zu fangen. Auf einem solchen Streifzuge verirrte er sich mit seinem Schildknecht im Wald, so daß sie weder ein noch aus wußten, sie hörten weder Trommel noch Soldatengeschrei, sondern allein das Murren und Brummen der Bären

und anderer wilder Tiere. „Ich fürchte," sagte der Kaiser zu seinem Schildknecht, „wir müssen heut Nacht gar in diesem Walde verbleiben. Darum sieh zu, ob du mich auf die rechte Straße bringen mögest." Aber so sehr sich der Schildknecht darnach umsah, so wenig konnte er merken, wo oder auf welchem Wege sie dahin gekommen waren, darum sprach er: „Gnädiger Herr, ihr seid von allem Pfad weit abgewichen; auch ist mir diese Gegend, wie der ganze Böhmerwald, völlig unbekannt, da ich mein Leben lang nicht darinnen gewesen." Hierauf zog der Kaiser seine Landkarte hervor, aber er konnte nicht entdecken, wo und in welcher Gegend sie verirrt wären. Nun brach die Nacht herein, und der Kaiser gab sich schon verloren, weil das wilde Getier je länger je heftiger zu brummen anfing. Sie stiegen von den Pferden und führten sie auf vielen Umwegen durch die Bäume, aber es wollte alles nichts helfen. Der Schildknecht stieß in sein Horn, doch niemand antwortete. Also war der gute Kaiser in großen Ängsten und gedachte: „Vielleicht habe ich mich an dem unschuldigen Volk zu sehr versündigt, und daß ich gegen den König gar nicht habe barmherzig sein wollen. Meine Tochter hat mich genugsam gebeten, sie ist mir samt dem Könige in dem Briefe gleichsam zu Füßen gefallen, aber ich habe doch keine Gnade erzeigen wollen. O wäre ich diesmal aus dem Walde! Werde ich von einem Tier zerrissen, so ist es mir ein ewiger Spott, daß ich mich so weit von meinem Gefolge verirrt habe." Während der Kaiser so bei sich redete und auch sein getreuer Schildknecht schier verzagte, begegneten sie drei Wölfen, welche ihre Rachen aufsperrten und zu heulen begannen; aber sie zuckten beide ihre guten Schwerter und erlegten den einen; die andern zwei entliefen in das Gehölz. Doch während sie den Wolf erschlugen, wurden ihre Pferde von zwei Bären angegriffen und zerrissen. Darüber erschraken der Kaiser und sein Schildknecht sehr, eilten so schnell als möglich aus der Gefahr und kamen an einen hohen Berg, welcher dicht mit Bäumen bewachsen war. Diesen Berg eilten sie hinan, denn der Kaiser wollte auf dem Gipfel desselben die Nacht stille liegen; aber der Schildknecht sprach: „Gnädiger Herr und Kaiser, helfet mir, daß ich auf einen Baum steige und sehe, ob ich nirgend eine menschliche Hilfe errufen kann." Der Kaiser that solches gern, und der Schildknecht legte seine Waffen ab und stieg bis in den höchsten Gipfel hinauf, also daß der Baum mit ihm heftig hin und wieder schwankte. Kaiser Otto stand in großem Kummer, denn er sorgte, sein Gefährte möchte vom Baume fallen, und rief ihn deswegen wieder zurück, aber der Schildknecht stieß ein lautes Freudengeschrei aus und rief: „Gnädiger Herr, ich habe ein Licht gesehen, dem wollen wir nachgehen." Da freute sich der Kaiser gar sehr und versprach, ihm für diese Botschaft eine Gnade zu erweisen, die er von ihm begehren würde. Also stieg der Schildknecht herunter und führte den Kaiser an der Hand durch den finstren Wald in die Gegend, wo er das Licht hatte schimmern sehen.

Nun fügte es der Zufall, daß sie eben auf das Schloß Schildeiß gerie-

ten, darinnen der König, wie oben beschrieben steht, samt der Königin und vielen Rittersleuten mit verwechselten Namen und Kleidern in der Einöde wohnten. Je näher die beiden kamen, desto deutlicher sahen sie die Lichter brennen, und gelangten endlich an das Thor, welches wohl verschlossen und mit einer guten Schildwache versehen war. Der Kaiser wußte so wenig als sein Schildknecht, an welchem Orte sie waren, noch viel weniger, daß allda der König Eginhard anzutreffen sein sollte; weil aber der Kaiser wohl wußte, daß sie noch im Böhmerland waren, sagte er zu seinem Genossen, er solle sie für reisige Edelleute ausgeben, die sich wegen des Kriegsvolks auf Abwege verirrt hätten. Also trat der Schildknecht vor das Thor und that seinen Ruf. Die Schildwacht fragte bald, wer da wäre. Da antwortete Jener: „Gut Gesell! es sind unser zween edle Ritter auf der Reise begriffen. Weil wir aber von der großen Unruhe hörten, die der Kaiser in Böhmen verursacht, und daß die Soldaten alle ausplündern, die sie antreffen, so sind wir vom Wege abgewichen und in dieser Wildnis ganz und gar verirrt; unsre Pferde sind von Bären zerrissen worden, und es wird uns ein Wohlgefallen geschehen, wenn ihr uns einlasset und diese Nacht beherberget." Alle diese Worte wurden dem König vorgetragen, und weil er sich daraus keine besondre Mutmaßung machen konnte, ließ er sie beide ein und hieß sie freundlich willkommen. Der König war ganz unkenntlich und Adelheid schon zu Bett; deshalb glaubte der Kaiser, er sei bei einem vom Adel, und lobte das Glück, das ihm einen so guten Wirt beschert hatte.

Nach altem Ritterbrauch war man damals gewöhnt, einen Gast also aufzunehmen: erstlich mußte er unter der Wache seinen Helm lassen, fürs andre wurde dem Gast alle Abende von einem adligen Jüngling im Namen der Frauen sein Schwert abgefordert, welches ihm denn des andern Tages unverletzt wieder zugestellt ward. Solchen Gebrauch hielt auch König Eginhard auf diesem Schlosse, daran der Kaiser wohl sehen konnte, daß es einer vom Adel sein müsse. Also gaben der Kaiser und sein Schildknecht die Schwerter von sich und der Page nahm sie mit einer Verneigung zu sich, indem er sprach: „Im Namen der adligen Frauen nehme ich euren Gurt von euch, und im Namen der Ritterschaft stelle ich ihn euch morgen wieder zu." Nach diesen üblichen Worten trug er die Schwerter in die Schlafkammer des Königs und führte darauf den Kaiser und seinen Schildknecht in ein großes Gemach zur Ruhe.

Inzwischen erwacht die Königin von ungefähr aus einem Traume und sieht das kostbare Schwert auf dem Tisch liegen und daneben noch eines. Ihr Herr, der König, erzählte ihr hierauf von zwei Edelleuten, die in der Nacht angekommen seien, aber die Königin warf ihr Nachtkleid über und stand auf, begierig das Schwert, welches ihr so schön in die Augen glänzte, genauer zu

besehen. Kaum aber hatte sie es in die Hand genommen, als sie erschreckt zusammen fuhr, darüber sich der König heftig entsetzte. „Ach Himmel,“ sprach sie dann, „liebster Ehgemahl, soll ich nicht erschrecken? dieses Schwert ist das meines Vaters, und diesen Gurt habe ich mit eignen Händen gestickt.“ Wie der König diese Worte hörte, erschrak er ebenfalls und schickte sogleich in der Nacht etliche Kundschafter aus, denn er glaubte, der Kaiser hätte ihn in der Stille überfallen. Die ausgesandten Ritter aber konnten weiter nichts erfahren, als daß sie von dem Einsiedler, der ihnen unterwegs begegnete, vernahmen, er sei bei einem Heerhaufen gewesen, so nicht über zwei Meilen davon durch den Wald zurückgegangen sei; da hatte jedermann den Verlust des Kaisers bedauert, der sich mit seinem Schildknecht im Walde verirrt, als er einem jungen Rehe habe nachjagen wollen.

Mit dieser Kunde kamen die Ritter zurück, und der König eröffnete ihnen, wer seine fremden Gäste wären. Darauf gingen sie ganz in der Stille zu Rate, was bei der Sache zu thun sei, und die Königin kam selbst in den Rat, um zu hören, wie es ablaufen werde. Während sie so heimlich mit einander ratschlagten, sprach der Schildknecht zum Kaiser: „Gelt, gnädiger Herr, hier ist es besser als in dem wilden Walde?“ — „Du Narr,“ sagte der Kaiser, „das kannst du dir denken. Wie war dir denn auf dem Baume, da dich der Wind wie ein Eichhorn hin und her wehte?“ — „Gnädiger Herr,“ versetzte der Schildknecht, „ich war zwischen lauter Bäumen; hätte mich der Wind von einem geworfen, so hätt' ich mich bei einem andern angehalten. Aber wie gefielen euch die drei heulenden Wölfe?“ — „Es verdrießt mich,“ sprach der Kaiser, „daß ich die zwei andern nicht auch erlegen konnte. Aber laß uns hiervon ein andermal reden! Ich möchte doch wissen, wohin der König geflohen ist! er hat mich in den Harnisch gebracht, jetzt soll mich sein Unstern wieder heraus bringen.“ — „Gnädiger Herr,“ sagte der Schildknecht, „was wollt ihr ihm noch ferner zu Leide thun? ist's nicht genug, daß ihr ihm sein schönes Land so schrecklich zugerichtet habt? Es ist zwar richtig, er hat sich an euch versündigt; aber ein Kaiser soll geschwinder sein zum Vergeben als zum Strafen.“ — „Du sagst recht,“ sprach der Kaiser, „an mir hat er gesündigt, ich kann ihm auch wieder vergeben. Aber bedenke! meine Tochter aus einem Kloster zu rauben, ist das nicht ein arges Vergehen?“ — „Gnädiger Herr,“ antwortete der Schildknecht, „dies hat die große Liebe bewirkt. Die That ist freilich nicht zu loben, aber man sieht ja sattsam, daß es ihn bitterlich gereut hat, indem er seinen Hofmeister mit dem Schwert niedergestoßen. Darum, lieber Herr, seid ihm gnädig! Es ist um das Klosterleben so eine Sache; der tausendste taugt nicht dazu. Ich wenigstens wollte lieber alles in der Welt ausstehen, als in einem Kloster stecken. Denn ich kann Regel und Pönitenz nicht halten, auch hab' ich die Frauen und Jungfrauen viel zu lieb. Darum wäre ich in einem Kloster nicht viel nutz und bleibe lieber ein ehrlicher Rittersmann, der seine Zeit mit Abenteuern vertreibt.“ — „Mein lieber Schild-

S. 381.



„Diese Fesseln bringe ich nicht, um euch, meinen gnädigen Herrn, zu schließen, sondern auf daß ich selbst damit geschlossen werde.“



knecht," sprach der Kaiser, „Klosterleben ist freilich nicht für alle Leute erdacht, und mich dünkt selbst, ich habe unrecht an meiner Tochter gethan, daß ich sie so jung dem strengen Orden übergeben. Aber laß uns nicht so laut reden! sonst möchten wir uns leichtlich verraten. Für diesmal will ich mit meinem Heere wieder zurück gehen und mich über die Sache besinnen."

Der gute König Eginhard brauchte einen getreuen Rat sehr notwendig, deshalb schickte er den Ritter Candidus an die Thür der Kammer, worin der Kaiser mit seinem getreuen Schildknecht schlief, um zu horchen, was sie miteinander redeten, und wie der Kaiser gesinnt sei. Er brachte das Gespräch Wort für Wort zurück, darüber die Ritter nicht wenig Hoffnung auf die kaiserliche Gnade faßten. Hierauf brachten sie eine große Kette samt zwei eisernen Fesseln, die nahm der König in die Hände und ging mit der Königin und seiner Ritterschaft in die Kammer, darin der Kaiser samt dem Schildknecht schon eingeschlafen war. Die Thür ward ohne großes Geräusch geöffnet und der Kaiser sprang schon aus dem Bette, sich zur Wehr zu stellen. Als er aber gewahr wurde, daß er sein Schwert dem Pagen abgeliefert, begab er sich wieder zurück und wartete des Ausgangs. Als der Schildknecht die Fesseln klirren hörte, sprach er: „Gnädiger Herr, wir sind verraten!" Damit sprang er nach dem Fenster, um sich aus demselben hinabzustürzen; aber die Ritter hielten ihn zurück, und der Kaiser fragte sie, was ihr Ansinnen wäre. Da fiel der König vor des Kaisers Bette auf seine Knie, neben ihm standen zwei Edelknaben mit brennenden Fackeln, er aber fing also an zu reden: „Gnädigster Herr und mächtiger Kaiser! Diese Fesseln bringe ich nicht, um euch, meinen gnädigen Herrn, zu schließen, sondern auf daß ich selbst damit geschlossen werde. Ich bekenne, daß ich der unglückselige Eginhard bin, den euer Gnaden von seiner Krone gejagt und mit dem Schwerte vertrieben, und diese ist eure ungehorsame Tochter, die euch zu so großem Zorn wider mich und mein Land bewogen. Wir fallen euch hier beide samt meiner Ritterschaft zu Füßen und bitten euch, ihr wollet uns gnädig verzeihen. Wo nicht, so nehmet hin die Fesseln, die hier vor euren Augen liegen, und übergebet uns beide dem Peiniger, weil wir allzusehr wider euer Majestät und Reich gesündigt haben." Zwischen solchen Worten des Königs weinte die fromme Adelheid gar sehr, auch konnte der Kaiser die Thränen nicht länger verbergen, und als der König ausgeredet hatte, hub er an und sprach: „Lieber Freund und König! durch deine Worte hast du mir mein Herz gerührt, noch mehr aber durch deine rühmliche That. Ich dachte, du kämest mich zu fangen, und nun sagst du, ich solle dich in Fesseln schließen. Hier, wo du mich zu nichte machen kannst, soll ich dich richten? Sag' an, wie könnte das ein Mensch, und wenn er auch dein ärgster Feind wäre, über sein Herz bringen? Nein, ich will dich weder fangen noch strafen, denn nicht ich schenkte dir, sondern du schenktest mir heute

das Leben. So sage ich dich denn hiermit vor der ganzen werten Ritterschaft frei und ledig, ich gebe dir deine Krone, deine vorigen Würden und Freiheiten wieder. Die Ehe, die du mit meiner Tochter vollzogen, sei fruchtbar und segensvoll! Und du, Adelheid, ich verzeihe auch dir allen Ungehorsam, den du mir und dem Kloster erwiesen. Mich dünkt, es sei dein Rat gewesen, mich auf solche Art zur Gelindigkeit zu bringen. Und wahrlich, ihr habt von großem Glück zu sagen, denn ich war willens, das ganze Land erb- und eigentümlich einzunehmen. Nun aber schenk' ichs euch wieder. Doch sollst du vier Klöster bauen lassen, auf daß die Nachwelt sehe, daß ich die Missethat auch an meinen Kindern nicht ungesühnt gelassen habe." Nach diesen Worten des Kaisers dankte ihm der König und die Königin, wie auch die gesamte Ritterschaft für seine Gnade, und ward auf dem Schlosse zu Schildeiß dieselbe Nacht ein großes Gastmahl bereitet. Auch wurden Ritter ausgesandt um das kaiserliche Gefolge zu suchen und ihm den Aufenthalt des Kaisers zu verkündigen.

Nachdem der König mit den Seinigen aus der Kammer gegangen war, kleidete sich der Kaiser samt dem Schildknecht an, der neuen Freude beizuwohnen. „Fürwahr," sprach der Kaiser, „auf diesem Schlosse ist mir das merkwürdigste Abenteuer meines Lebens begegnet." — „Ich gestehe," antwortete der Schildknecht, „es ist wahrlich große Bescheidenheit in dem König; denn er hätte Gelegenheit genug gehabt, uns in der Kammer ermorden zu lassen und dann hinzuwerfen, wo er gewollt hätte. Ich glaube nicht, daß in dieser Wildnis ein Rabe nach uns geschrieen hätte. Es war mir gar nicht zweifelhaft, daß es unser Leben kosten würde; deshalb eilte ich geschwind zum Fenster und wollte mich lieber auf den Felsen zu Tode stürzen, als in die Fesseln ergeben." — „Mein Zorn ist nun gänzlich erloschen," sprach der Kaiser, „übrigens bin ich nur durch meinen Schwertgurt verraten worden, denn ihn hat meine Tochter Adelheid mit eigner Hand gar kostbar gestickt. Dir aber habe ich eine Gnade zugesichert, die will ich dir bei meiner kaiserlichen Würde erteilen. Darum begehre, was dein Herz verlangt! kann ich dir deinen Wunsch erfüllen, so soll es geschehen." — „Gnädiger Herr Kaiser," sprach der Schildknecht, „ich sagte euch schon, daß ich in kein Kloster tauge, sondern mein Leben im Ritterstand zubringen will. Darum bitte ich, Euer Majestät wolle sich gnädig an mir erweisen und mich noch heute zum Ritter schlagen." — „Du verlangst Rühmliches," sprach der Kaiser, „deshalb will ich dir samt dem Ritterorden zugleich dieses Schloß schenken und dir solches von meinem Eidam, dem König von Böhmen, erwirken; denn du hast mich hieher an der Hand geführt und bist auch Ursache, daß ich mit dem Königreich Böhmen einen ewigen Frieden schließen will." Auf solche Rede des Kaisers dankte der Schildknecht gar höflich und versprach, Zeit seines Lebens nicht aus kaiserlichen Diensten zu weichen.

Jetzt hörte man im Schloß Trompeten und Pauken. Das war das Zeichen, daß die Tafel gedeckt sei. Denn die fromme Adelheid war eifrig be-

dacht gewesen mit einer guten Mahlzeit zu erscheinen, da ihr Vater sich auf der Irre im Walde ganz matt und hungrig gegangen hatte. Also ward der Kaiser gar köstlich bewirtet, und bei Tische redete er mit dem Könige wegen seines Schildknechts, was er ihm in der Schlafkammer versprochen; auch sagte er ihm, daß, wenn der Schildknecht nicht auf den Baum gestiegen wäre, er nimmer in das Schloß gekommen sein würde. Deswegen erwies der König dem Schildknecht große Ehre und versprach ihm nicht allein das Schloß, sondern auch etliche Gehölze dazu, darinnen er sich auf der Jagd mit Beizen und Hetzen erlustigen könnte. Dafür gelobte der Schildknecht, seine treuen Dienste in allen Abenteuern zu erweisen. Und als das Essen abgetragen war, dankte ihm auch Adelheid tausendmal, daß er ihrem Vater so treulich beigestanden und ihn an das Schloß geführt hätte: das wolle sie ihm ewig in Gnaden gedenken. „Gnädige Frau Königin," sprach der Schildknecht, „ich bin ein treuer Diener des Kaisers von Kindesbeinen an gewesen, werde es auch bis in mein Grab verbleiben. Aber ihr habt mir darum nicht zu danken; vielmehr bin ich verbunden allen Frauen und Jungfrauen aufzuwarten, und ich bitte euch, so ich jetzo zum Ritter geschlagen werde, so wollet mir ein Andenken von eurer Hand geben. Das werde ich auf meinen Helm stecken, so oft ich zum Streite ausziehe." Hiermit verneigte er sich, und die Königin ging in das Zimmer, wo der Schildknecht zum Ritter geschlagen werden sollte.

Da trat auch der Kaiser aus dem Saal in das innere Zimmer und schlug seinen Schildknecht zum Ritter vom Kreuz, mit dem Namen: vom Tannenbaum, darum weil er seinem Herrn auf einem Tannenbaum aus der Irre geholfen hatte. Darauf erzählte der Kaiser sein Lob, wie getreu er ihm gedient hatte, darüber die gesamte Ritterschaft sich freute. Die Königin aber beschenkte den neuen Ritter mit einer blauen Straußfeder, die er auf seinen Helm steckte, auch verehrte ihm der König sein allerbestes Schwert und die Ritterschaft schenkte ihm einen Schild mit der Inschrift: Bleibe beständig. Des andern Tags übergab ihm der König das Schloß mit vielen Waldungen in vollen Besitz, und also zog alles zu den Seinigen unter großem Jubel und Frohlocken des ganzen Landes.

Wir lassen nun den mächtigen Kaiser Otto nach Österreich, wie auch den König Eginhard mit seiner lieben Gemahlin Adelheid nach Prag ziehen und sagen, was für wunderliche Abenteuer sich mit dem jungen Ritter auf dem Schlosse Schildeiß zugetragen. Wir haben zuvor gehört, daß dieses Schloß in einer schrecklichen Wüstenei lag, wo nichts als Berg und Wald zu sehen war; so hatte es auch nur einen einzigen Weg, der zum Schlosse führte. Dies bewog den jungen Ritter, welcher sonst Strado hieß, Baumeister, Maurer, Steinmetzen und andre rühmliche Werkleute zu berufen, denn er war willens, das Schloß besser bauen zu lassen und mehrere gangbare Wege dahin zu

machen. Also kamen nach Schildeiß viele Handwerksleute, die das Gebäude abreißen und ein anderes nach seinem Willen aufführen sollten. Bevor aber die Werkmeister den Bau begannen, baten sie den Ritter, daß er ihnen die Grundfesten wohl ausforschen ließe. Das that er gern, und also durchsuchten sie das Gebäude, welches an etlichen Stellen schwach war nach Art solcher alter Mauern, die beständig von Wind und Regen verderbt und von niemand gebessert werden. Die Bauleute mußten gestehen, daß sie niemals ein so altes und wunderliches Gebäude gesehen; denn sie fanden eine Menge Gewölbe und Keller unter der Erde, daß es nicht zu sagen ist, und je weiter sie gingen, je mehr fanden sie deren. Indem eröffneten sie ein großes Gewölbe, darinnen saß auf einem Sessel ein gewaltiger König, der glänzte und schimmerte so stark, als wäre sein ganzer Leib von Edelsteinen zusammen gesetzt, und zu seiner Rechten stand ganz unbeweglich eine holdselige Jungfrau, die hielt dem Könige das Haupt, gleich als ruhete er darinnen. Sie sahen dies Wunder lange von dem Gewölbe an und endlich wagten sie es hinein zu treten. Aber sofort verwandelte sich die Jungfrau in einen schrecklichen Drachen, vor dessen feurigem Atem sie eilends wieder zurück flohen.

Der junge Ritter erstaunte nicht wenig, als er von seinen Werkleuten vernahm, welches Abenteuer sie angetroffen hätten; deshalb verfügte er sich mit ihnen an den Ort, und als er vor das Gewölbe kam, fand er alles so, wie sie ihm berichtet hatten. Alsbald befahl er den Werkleuten, ihn allein zu lassen, was sie auch ohne Widerrede thaten, denn ihre Furcht war groß. Als sie sich nun entfernt hatten, trat der Ritter mutig in das Gewölbe hinein. Aber sogleich war König und Jungfrau verschwunden und ein greulicher Drache schoß wütend auf ihn los und legte sich mit seinem ungeheuren Leibe vor den Eingang des Gewölbes, also daß der arme Ritter gar nicht wieder heraus konnte; denn ob er gleich mit seinem Schwert auf das Untier einhieb, so half ihm dies doch nichts, dieweil der Drache ganz mit Schuppen bedeckt war, an denen die Streiche des Ritters ohnmächtig abprallten.

Unterdessen erwarteten die Werkleute gar wehmütig den Ritter, denn er hatte ihnen ein Zeichen gegeben, daß sie ihn für verloren halten sollten, wenn er nach drei Stunden nicht wieder bei ihnen wäre. Aber je länger sie seiner harrten, desto weniger wollte der Ritter zurückkehren. Dazu erscholl im Schlosse allenthalben ein greuliches Krachen und Donnern, also daß die Bauleute sich heftig fürchteten und alle wünschten, daß es Tag werden möchte. Und sobald dieser angebrochen, eilten sie geschwind aus dem Schlosse hinweg. Hätte aber der Ritter das Abenteuer selbst und allein entdeckt, so würde es ihm besser geglückt sein; darin steckte der Fehler, daß ihn erst die Werkleute davon unterrichtet hatten. Diese kamen in kurzem wieder nach Prag, denn sie waren gar stark gelaufen; daselbst erzählten sie die Geschichte der ganzen Stadt, so daß es bald vor den König kam. Alle bedauerten den Schildknecht sehr, daß er gleich zu Anfang seiner Ritterschaft so unglücklich gewesen, und ob der König

gleich eine güldene Kette demjenigen bot, der das Abenteuer auskundschaften werde, so hatte doch unter allen Rittersleuten keiner dazu das Herz; denn die Werkleute machten die Gefahr noch einmal so groß und fügten den vierten Teil Lügen dazu, wodurch den Rittern ein mächtiges Grauen ankam; wie es denn der Leute Brauch ist, jede Sache zu übertreiben und aus einem Strohhalm eine ganze Garbe zu machen.

Nun wenden wir uns fürbaß auf den Ratschin zu Prag und sehen, was sich daselbst zugetragen. Die schöne Königin Adelheid gebar Zwillinge; das eine war ein Sohn, das andre eine Tochter. Darüber ward zu Prag, in der Stadt und auf dem Schloß gar manche Freud' und Kurzweil getrieben. Der König hielt mit seinen Rittern ein achttägiges Fest und stellte allerlei Gastereien und Turniere an; desgleichen mußten auch die Bürger in dem Schlosse um einen Preis von hundert Rosenobel fechten, was sie ein Fußturnier nannten, und hielt sich mancher brave Gesell so gut er konnte und mochte, bekam auch mancher einen Ohrschlag, davon er den vorigen Tag noch nichts gewußt hatte. Es war zu der Taufe ein gar frommer Bischof berufen, der die Kinder taufen mußte, und der König ließ den Sohn Friedrich, die Königin aber ihre Tochter Amalia nennen. Mit diesen Namen wurden sie in der Taufe begabt, und der Bischof erhielt für seine Mühe das Schloß Ringeser, an der Landstraße gegen Budweis. Also endete sich die Hoflust, und die Kinder wurden herrlich und fleißig in allen königlichen Tugenden und Sitten erzogen.

Gar verschieden war die Natur Friedrichs und der Jungfrau Amalia, denn Friedrich war böser Art, frech und trotzig, Amalia aber tugendsam und emsig und that in allem, was ihre Mutter sie hieß. Dagegen zog Friedrich schon in seinen jungen Jahren das Land aus und ein, und wo er einen Übermut anrichten konnte, da war er nicht faul, sondern zündete den Bauern die Dörfer, den Mönchen die Klöster an, und wenn er gescholten ward, so lachte er dazu, was denn seinem Vater sehr zu Herzen ging. So hatte auch Friedrich einen Hofmeister, der nicht viel nutz war; der ließ ihn frei und ledig, und wenn er ihn hätte strafen sollen, da lobte er ihn, und was der junge Prinz nicht allein ausrichten konnte, dazu half ihm der Hofmeister Pantalion und bedachte nicht, wie schmachvoll der schlechte Hofmeister Dietwald mit dem Schwert vom König umgebracht worden. Darum achtete der junge Friedrich gar keine Tugend, sondern trachtete vielmehr nach schönen Frauenzimmern; auch kümmerte er sich wenig um Wissenschaften und Künste, dadurch er denn zum Herzeleid seiner Eltern in eine jämmerliche Sklaverei kam. Denn als die Riesen, welche damals in dem Lande Kalmucki wohnten, erfuhren, daß das Königreich Böhmen einen Erben hatte, da bedachten sie sich bald, wie sie noch eine gar alte Forderung an das Königreich hatten, und schickten einen Kämpfer des Königs von Kalmucki nach Prag, der gewappnet das Reich von Eginhard fordern sollte

oder daß dieser jedes Jahr einen Menschen, es sei Mann oder Weib, von seinem Stamm dem Oberriesen oder Panierer überschicke.

Mit diesem Auftrag kam der große Voland gen Prag zum Könige. Er war so lang, daß er über alle Stadtmauern sehen konnte, und ganz mit Stahl bekleidet. Ein einziger Handschuh von ihm wog einen Centner und seine Knieriemen waren fünfzehn Spannen lang. Über ihn erschrak die ganze Stadt, denn er that kaum acht Schritte, so war er die allerlängste Gasse zu Prag durchwandert. Dieser Riese hieß mit Namen Zalki und war auch ein Ritter aus Kalmucki, welches Land heut zu Tage die kalmuckischen Tartaren inne haben. Als König Eginhard von diesem Riesen hörte, wartete er seiner auf dem Schlosse, allwo Zalki ganz gebückt durch das Schloßthor in den Ratschin trat und ohne Gruß zum Könige sprach: „Ich, Jedon Zalki, Ritter und Kämpfer aus dem kalmuckischen Lande, wo die stärksten Leute der Welt wohnen, sage dir, König, daß ich bin der Stärksten einer, die da leben in der weiten Welt, auf Bergen und in Thälern, in Städten und Ländern, auf dem Feld und in den Wäldern. Ich habe überwunden mehr denn hundert Ritter, die ich wie Staub unter meinen Händen zermalmte. Grausam bin ich im Streit, und von mir erlangt niemand Gnade, der einmal mit mir angebunden hat. Unter meinem Fuß erzittert die Erde, und wer mich sieht, den grauet vor meiner Stärke. Darum befehle ich dir in gutem, daß du uns Riesen aus dem kalmuckischen Lande dein Königreich überantwortest oder daß du uns jedes Jahr einen Menschen aus deinem Geschlecht und Stamm gebest; oder aber wir wollen dich überziehen mit fünfzig Mann, dawider du nicht bestehen kannst, und wenn du hunderttausend der bewährtesten Ritter hättest; denn ich allein nehme es mit tausend Bewaffneten auf; eh sie mich recht ersehen, sind sie tot, und ich schlage sie nieder, wie die Fliegen an der Wand. Besinne dich wohl! oder mit Reue wirst du gewahren, was meine erschreckliche Faust vermag. Das sage ich dir in gutem.“ So redete der Riese mit großem Ungestüm, und damit der König seine Stärke erkennen möchte, sprach er weiter: „Siehe, du König der Böhmen, hier liegen in dem Hofe vier steinerne Säulen; die will ich alle vier auf meinen Arm nehmen und sie an jene Seite des Hofes hintragen.“ Sogleich ergriff er vier Säulen, welche zusammen ungefähr sechstausend Centner schwer waren, und legte sie, wie er versprochen hatte, alle zugleich auf die andre Seite des Palastes, darob sich jedermänniglich nicht genug verwundern konnte. Dann nahm er auch das eiserne Brunnengitter und zerdrückte es zwischen beiden Händen, wie eine neugebackne Bretzel, zu kleinen Trümmern.

„Ha,“ sagte der König Eginhard, „deine Stärke ist groß genug. Willst du mir dienen, so lege deine Waffen ab.“ — „Nimmermehr,“ sprach der Riese, „sollst du so glücklich werden. Ich will es noch erleben, daß du mir aufwarten mußt.“ — „Das laß dir nicht träumen, mein guter Gesell,“ sprach der König, „gehe wieder heim in deine Kalmuckei und sage deinem Panierer,

er soll nur herkommen! Wir wollen ihm die böhmischen Ohrfeigen zu kosten geben; ihr wisset gewiß nicht, wie sie schmecken. Darum trolle dich wieder, wo du hergekommen! ich gebe dir keinen Staub von meinem Lande, weder jetzt noch künftig. Habt ihr Lust zum Streit, so wetzet eure Schwerter! jetzt aber packe dich, oder ich will dir den Weg zeigen!" — „Ja ja, mein König," sprach der Riese, „laß dir nur die Weile nicht lang werden! Ehe zwei Monate vorbei sind, sollst du anders pfeifen. O ihr Hand voll Menschen! du bist nimmermehr so mächtig, mich aus deiner Stadt zu bringen, aber wegen des Gehorsams, welchen ich dem kalmucker Panierer schuldig bin, eile ich zurück. Sonst vermöchtest du samt all deinem Volke nicht, mich zu verjagen, und wenn ihr noch so stark wäret." Über diese Rede ergrimmte der König und befahl seinen Rittern, den Riesen zum Schloß hinaus zu schlagen. Dieser aber ergriff bald einen nach dem andern und warf sie über die Mauer den Berg hinunter, etlichen riß er die Arme vom Leibe, bis ihn kein Mensch mehr anzugreifen wagte, denn er war gar zu stark geharnischt und schnell und hurtig sich zu wehren. Die Ziegel riß er von den Dächern und versetzte auf dem Ratschin alles in Schrecken. Endlich ließ man einen Löwen auf ihn los, aber er fiel mit vollem Leibe auf ihn und zerdrückte ihn unter sich wie eine Katze. Solche Stärke des Riesen ward in der ganzen Stadt ruchbar und die Bürger versperrten ihre Häuser. Er rief durch alle Gassen, wer Lust hätte zu streiten, der solle sich melden. Aber niemand fand sich, der es mit ihm gewagt hätte, denn er war ein unermeßlich starker Mensch, desgleichen man in Böhmen und andern Länder niemals gesehen hatte.

Während man in Prag allerlei Anstalt machte, den Riesen zu widerstehen, hatte Zalki Botschaft in das Kalmuckerland gebracht und zu dem Panierer der Riesen also gesprochen: „Großer Herrscher in Kalmucki und Tartaria, Sieger dieser Welt und Überwinder aller Macht auf Erden, starker Herr und Fürst der Drachen und Löwen, ihr wollet großgünstig anhören, was ich euch sagen werde von dem Könige zu Böhmen. Nichts will er euch geben; ihr sollt kommen, wenn es euch beliebt. Aber ich habe ihm gezeigt, was wir vermögen; die ganze Stadt Prag habe ich in Furcht versetzt; hätte ich gewollt, sie wäre schon zerrissen und zerschleift. Doch ich wollte die Kurzweil für euch sparen; darum lasset uns hinreisen und die Böhmen nicht umbringen, sondern mit Haut und Haar in unser Land tragen, damit sie uns die Äcker bestellen und das Getreide sammeln." Sehr zornig ward der Riesen Panierer, daß ihm der König von Böhmen den Tribut abgeschlagen hatte, deshalb forderte er zusammen fünfzig Mann, die übergab er einem starken Riesen, Trevir geheißen, der mußte ins Böhmerland gehen und alles verwüsten.

Also machten sich die fünfzig Riesen auf und kamen in den Böhmerwald durch Podolien, Bulgarien und Polen; aber die Böhmen hatten sich in dem

Wald schon allenthalben durch Verhaue geschützt, und wo die Riesen mit Gewalt hinein wollten, da zündeten die Böhmen den Wald an, also daß sie mit Spott und Hohn abziehen mußten. Als sie heim kamen, ließ sie der Panierer alle tot schlagen und schickte den Jedon Zalki mit fünfzig anderen starken Riesen. Diese drangen durch den Wald und lagerten sich vor Prag, wo die Bürger die Stadtthore auch mit Feuer verwahrt hatten; aber die Riesen trugen viel Wasser herbei, womit sie das Feuer auslöschten und den Bürgern großen Schaden zufügten. Darauf schickten sie einen Boten an den König, daß er dem Zalki seine Tochter Amalia geben sollte, darnach wolle er mit seinen Leuten abziehen und niemand im Lande mehr Schaden thun, oder aber der König solle einen Ritter schicken, der ihn besiegen möge, so wolle er ebenfalls das Land räumen und die Riesen wollten zugleich auf ihre Rechte verzichten, die sie im Böhmerwald vom Könige zu fordern hätten. Der Bote trug seine Botschaft sehr hochmütig vor, darum ward ihm die kurze Antwort: abends um drei Uhr werde sich vor dem Thore zu St. Sebastian ein Ritter einfinden, der den Zalki zu bestreiten entschlossen sei; denn es hatte sich in der Ritterstube zu dem Kampf erboten Friedrich, der Sohn des Königs Eginhard, weil er sein Heil an dem ungeheuren Voland zu versuchen großes Verlangen trug. Ob er nun gleich wenig nach der väterlichen Zucht gefragt, so weinte doch der König sowohl als die Königin, daß sie das junge Blut so plötzlich sollten untergehen sehen, denn sie glaubten bestimmt, der Riese Zalki würde ihn mit dem ersten Streich zu Staub zermalmen. Aber Friedrich hatte sich zum Fechten entschlossen, es möchte zu des Landes Nutzen oder Schaden hinauslaufen; deshalb ließ er sich von des Königs Schildknecht den Harnisch anlegen, in welchem er sich zuvor oft geübt hatte, setzte sich zur bestimmten Zeit zu Pferde und ritt unter dem Weinen der Hofleute auf die Aue, die zunächst dem Sebastianer Thor liegt, wohin er den Riesen beschieden hatte.

Zalki voll Zorn und Grimm war ganz wütend und tobend, als er die Botschaft aus dem Ratschin verstanden; er schwur bei seinem Gotte Bulzibino, bei der ganzen Landschaft Kalmucki und bei seiner stählernen Stange, das ganze Königreich Böhmen in Grund und Boden zu verwüsten, wo ihn der Ritter nicht bestreiten könne. Als es nun abends drei Uhr geschlagen, ging er nach der Aue vor dem Sebastianer Thor, und als er daselbst den Jüngling Friedrich, der kaum das achtzehnte Jahr erreicht hatte, unter den Bäumen auf und ab reiten sah, fing er an zu lachen und sprach: „Ach, du armer Erdenwurm, was für eine Thorheit treibt deinen Unverstand, daß du dich unterfängst, mich zu bestreiten? Geh' und weiche meiner Stärke! mein Atem soll dich verzehren und vom bloßen Klange meiner Waffen sollst du sterben, wie die Mücken im Sommer. Ich habe mit keinem Knaben, sondern mit Rittern zu thun. Wird mir der König keinen bessern Kämpfer schicken, so will ich all seine Dörfer im Lande verbrennen, die Brunnen vergiften, die Leute an die Bäume hängen und alles Mastvieh mit mir in die Kalmuckei treiben." Mit diesen Worten wandte

er sich wieder zurück, indem er Friedrich anspie. „Du Menschenfresser,“ rief ihm Friedrich nach, „deine Worte sind keine Schwerter. Bin ich gleich jung, so habe ich doch Mut genug, deine Frechheit zu bestreiten. Du hast nicht Ursache mich zu verachten, ich bin von Geburt eines Königs Sohn und ein geschlagener Ritter; du aber bist ein Bluthund und dummer Tölpel. Sa! heran!“

So sehr aber Friedrich rief, so wenig sah Zalki zurück, sondern schlug die flache Hand in den Wind und schickte statt seiner einen gar streitbaren Riesen, mit Namen Rullweg. Dieser kam bald vor Friedrich und sprach: „Hieher, Jüngling! hast du niemals mit einem Riesen gestritten?“ — „Nein,“ sprach Friedrich. „Nun,“ sagte der Riese, „so gieb Achtung, wie die Pumpernickel schmecken; denn wir backen sie hier im Land der Böhmen.“ — „Dein Gespött,“ versetzte Friedrich, „verschafft keinen Sieg. Greif zur Wehr und mache dich fertig!“ Der Riese spie darauf in seine Hände und ergriff die stählerne Stange, dann sprach er: „Nun, Jüngling, halte dich wohl! oder du kriegst Pumpernüsse.“ Also erhob sich der Streit. Friedrich that sehr klug, daß er sich in der Nähe der Bäume hielt, denn sobald Rullweg den ersten Streich nach ihm führte, schlug er wider einen Baum, daß das Obst, welches darauf war, haufenweise herunter fiel. „Ha,“ sprach er darauf zu Friedrich, „du bist ein arger Vogel, ich muß dir anders kommen.“ Damit sprang er ins flache Feld hinaus, und also wurde Friedrich gezwungen, seine vorteilhafte Stellung aufzugeben; darum war ihm bei der Sache nicht gar wohl.

Es ist ein altes Sprüchwort, daß die besten Fechter die meisten Schläge bekommen. Das geschah auch allhier bei diesen zwei Streitenden. Der Riese Rullweg hielt seinen Feind gar zu gering und spielte nur mit ihm, wie mit einem Kinde, und als er zu spielen nicht aufhören wollte, ersah Friedrich seinen Vorteil und hieb ihm zwischen einer Harnischfuge einen guten Finger tief in den Leib, davon das Blut heraus floß und ihm der Harnisch gefärbt wurde. Der Riese ward darüber sehr zornig, und indem er seine Querstange in die Luft hob, warf ihm Friedrich einen Dolch ins Gesicht, nahe am rechten Auge, denn damit verstand Friedrich vor allen Rittern gut zu werfen. Da ließ der Riese vor Schmerzen seine Stange fallen und eilte mit Schimpf und Schande wieder in sein Lager; der Waffenträger Friedrichs aber, der hinter einem Busch dem Gefechte zugesehen hatte, blies auf seinem Horn Viktoria, wodurch die auf dem Schlosse verstanden, daß es auf ihrer Seite glücklich abgegangen sei.

Es war damals bei den Riesen ein Gebrauch, daß keiner, der sich hatte überwinden lassen, in ihre Gesellschaft kommen durfte, bis er wieder obgesiegt. Also saß Rullweg die ganze Nacht außerhalb des Lagers, bis der Tag anbrach und er aufs neue sein Streithorn gegen den Ratschin blies. Alsbald ritt Friedrich auf einem weißen Zelter sehr wohl bewaffnet heraus, gefolgt von seinem Schildknecht. Als ihn nun der Riese Rullweg so prächtig daher-

reiten sah, machte er sich mit seiner Stange fertig und eilte auf die Aue, wo sie des vorigen Tages gekämpft hatten. Friedrich aber hieß seinen Schildknecht auf hundert Schritt zurück bleiben und ritt auf den alten Kampfplatz. Da schrie ihm der Riese zu: „Du unnütze Fliege, heute will ich dir bezahlen, was ich gestern von dir geborgt habe. Darum mache dich fertig und verrichte dein Gebet; denn dein Leben steht in meinen Händen." Mit solchen Worten legte er seine Stange auf den linken Arm und focht dermaßen gegen Friedrich, daß er ihn endlich über den Sattel herabwarf, dem Pferd aber zerquetschte der starke Boland mit der Stange den Kopf, und Friedrichen, welcher nicht wußte, ob er lebendig oder tot war, trug er statt einer Beute mit sich in das Lager und gab ihm unterwegs manchen harten Kopfstoß, indem er sprach: „Gestern hast du mich gejagt, dafür will ich dir heute für die lange Weile auf den Kopf klopfen; denn ich bin ein ehrlicher Ritter, und weil du dein Lebtag noch keine Pumpernüsse von einem Riesen bekommen, so will ich dir gute geben, denn du hast gestern meiner auch nicht geschont." Mit solchen Worten trug er den guten Friedrich mit sich in sein Lager und verehrte ihn dem Jedon Zalki, welcher ihn mit in die Kalmuckei nahm und daselbst in den Pflug zu harter Arbeit spannte. In ein so großes Elend hatte sich Friedrich freiwillig gestürzt, und weil ihn sein Hofmeister nicht besser erzogen, ließ der König diesem den Kopf abschlagen.

Der König Eginhard schickte darauf allenthalben Boten aus mit unterschiedlichen Schreiben, daß derjenige seine Tochter haben sollte, der seinen Sohn aus den barbarischen Händen der Riesen erlösen würde; denn es war kein Ritter an seiner ganzen Tafelrunde, der sich getraut hätte denselben durch einen ritterlichen Kampf wieder heimzubringen, weil sie vor der schrecklichen Stärke der Riesen gar zu verzagt geworden. Darum schickte der gute König manchen Boten ins Land aus, seine Briefe allenthalben hinzutragen, auch schrieb die Königin Adelheid in die Briefe, daß sie demjenigen, der sich des Streites unterfangen würde, noch besonders ein schönes Geschenk geben wolle. Denn es war ihr leid um ihren Sohn, und außerdem mußte der König auch den Riesen eine Steuer geben, so lange Friedrich gefangen war, was sehr viel austrug. Darum säumten die Boten nicht, sondern liefen Tag und Nacht durch Stadt und Land, allwo sie ihre Briefe an die Thore anschlugen, ob sich irgend ein reisiger Ritter finden möchte, der den Inhalt läse und sich des Streites unterfangen wollte.

Es stund gar lange Zeit an, ehe sich ein Ritter zu dieser Sache finden wollte. Einstmals aber reiste ein Ritter mit Namen Ludwig von Lisbona aus Portugal mit seinem Schildknecht auf ein Abenteuer, und nachdem er solches bezwungen, ritt er allenthalben in der Welt herum, noch mehr Abenteuer zu bestehen. Da fügte es sich von ungefähr, daß er vor eine Stadt

kam, wo er an dem Thore den Brief und das Siegel des Königs von Böhmen angeschlagen sah, und als er den Inhalt gelesen, fragte er nach dem nächsten Weg auf Prag zu. Nach langer Reise kam er daselbst an und ging auf den Ratschin, das Schloß zu besehen, weil es sehr fein und wohl gebaut war. Der König schickte seinen Leibjunker in den Hof hinunter, der sollte ihn fragen, was seines Thuns wäre. Der Ritter antwortete dem Knaben sehr bescheiden und sagte, daß er gekommen sei, des Königs Sohn zu erlösen; darum solle man ihm Bericht geben, wo und unter welchen Riesen Friedrich gefangen sei. Als solches der König hörte, hüpfte ihm vor Freuden das Herz im Leibe, er hieß den Ritter sogleich willkommen und es ward ein kostbares Mahl zugerichtet, bei welchem alle Ritter des Königs erschienen. Auch ward die schöne Amalia dem fremden Ritter Ludwig an die Seite gesetzt, und ihn deuchte all sein Lebtag kein so holdseliges Fräulein gesehen zu haben. Inzwischen ward auch sein Schildknecht von den Dienern des Königs sehr wohl gehalten und ihm vom besten Weine zugetrunken, und das Fräulein bat den Ritter Ludwig allen Fleiß anzuwenden, damit er ihren Bruder aus der großen Dienstbarkeit brächte, was ihr auch der Ritter bei seiner Ehre versprach. Desgleichen bat ihn auch die edle Königin mit vielen Seufzern und Thränen, so daß Ludwig endlich mit seinem Schildknecht ganz betrübt von dem Ratschin schied. Beim Abschied verehrte ihm Amalia einen schwarzen Flor, den er über die Sturmhaube schlang und damit voller Verlangen zum Schloß hinaus ritt.

Der Ritter Ludwig ritt wohl ein viertel Jahr, bis er nach Trieso kam, wo der arme Friedrich gleich einem Ochsen im Pflug hatte arbeiten müssen. Da verwunderte er sich über die großen Leute, die er allenthalben im Lande Kalmucki sah. Doch war in ihm keine Zagheit, sondern als er vors Thor kam, ließ er sich bei dem Oberpanierer mit Namen Butsko anmelden, welcher ihn alsbald vor sich ließ. „Mein König," sprach der Ritter, „sagt dir durch mich seinen Gruß." — „Wer ist denn dein König?" fragte Butsko. Der Ritter antwortete: „Es ist der König Eginhard von Böhmen." — „Haha," lachte Butsko, „dieser König giebt uns Tribut und sein Sohn ist unser Sklave. Bringst du das Lösegeld für ihn, so zahle zwanzig Tonnen Goldes! billiger bekommst du ihn nicht. Oder bist du gekommen, ihn ritterlich durch einen Zweikampf zu erlösen? so sag mir's." — „Großer Herrscher im Lande Kalmucki," sprach Ludwig, „ja, ich gestehe es, daß ich gekommen bin, zu streiten für seine Freiheit. Darum bitte ich euch, lasset mir an eurem Hofe nichts Arges widerfahren und bewilligt mir einen ehrlichen Zweikampf!" — „Ritter," sprach Butsko, „du weißt, daß wir unserm Gott Bulzibiro einen Eid geschworen, keinen unrechtmäßigen Streit einzugehen. Ja, wenn du meinen Bruder im ehrlichen Kampfe erschlügest, ich dürfte dir darum nichts thun, wegen des großen Eides, den ich geschworen habe. Aber bilde dir keine Viktoria ein! ich will einen über dich schicken, der dich derb abschmieren soll.

Du bist unter keine Kinder geraten. Siehe meine Fäuste an! ich kann mit einer Hand eine steinerne Tischplatte aufheben und drei Meilen Wegs wie einen Bogen Papier mit mir tragen. Gieb acht, daß du nicht tot geschlagen wirst! und ich bitte dich, zieh wieder heim, denn du dauerst mich, weil du so jung und höflich bist. Ist es aber dein Ernst, was du begehrt hast, so sag' es noch einmal; dann will ich dir einen schicken, der das seinige thun wird." — „Damit," sprach der Ritter, „wirst du mir die größte Ehre erweisen." — „Nun," antwortete der Riese, „morgen früh soll einer bei dir vor dem Thore sein, das versichre ich dir. Aber laß dir vorher dein Grab bauen; denn wie er dich antrifft, so wird er dich auch totschlagen. Gewinnst du, so soll dir der Königssohn so gut werden, als wir ihn bekommen haben. Wirst du aber überwunden, so muß uns der König seine Tochter schicken, und dies müssen wir beiderseits mit einem starken Eid unterschreiben."

Das Begehren des Butsko war dem Ritter nicht gerade angenehm, doch unterschrieb er sich nach seinem Verlangen; und des andern Tages schickte Butsko auf ein Schloß, so vor der Stadt zwei Meilen Wegs abgelegen war, das hieß Balmottzelle, denn es wohnte darin der starke Riese Balmott, welcher für den hurtigsten Fechter unter den Riesen galt. Als nun derselbe vor Butsko erschien, sprach dieser zu ihm: „Es ist gestern ein Ritter von unserm Sklaven, dem König zu Prag, angekommen und verlangt durch einen Zweikampf des Königs Sohn aus unsern Händen zu erlösen. Nun mache dich fertig und zaudre nicht! Aber siehe zu, daß du ihn nicht tot schlägst! kannst du ihn lebendig bringen, so ist unser Handel desto besser. Darum geh nur zum Thor, dort wird er deiner warten bei einer großen Palme, an der er seinen Schild aufgehängt hat." Da ging der Riese Balmott hinweg, rüstete sich zum Streit und schritt nach dem Thore, vor dem Ludwig allbereits drei Stunden gewartet hatte. Sobald der Riese den Ritter erblickte, sprach er: „Bist du derjenige, mit dem ich streiten soll?" Der Ritter versetzte: „Ja, ich bin's, und bin des Kampfes wegen einen weiten Weg gereist. Darum komm heran und wehre dich, denn wenn ich deiner mächtig werde, so will ich dich nicht schonen." — „Du thust recht," sprach der Riese, „aber wie meinst du, daß es in einer halben Stunde mit deinem Leben stehen werde? Geschwind setz' dich zu Pferde! denn sobald ich mein Schwert aus der Scheide gezogen, so ist keine Gnade noch Barmherzigkeit bei mir zu finden."

Während dessen kamen gar viele Bolande aus der Stadt gegangen, vor denen dem Schildknecht nicht wenig graute; denn die Leute waren beinah zehn Ellen lang; so waren auch die Weiber abscheulich großer Statur und lachten alle über den Ritter und seinen Schildknecht, daß sie so klein gewachsen wären. Nun erhob sich der Streit, und so geschickt auch der Ritter mit seinem Schwerte umzugehen wußte, so schlug ihm doch der Riese geschwind den Helm vom Haupt und zertrat ihm den Schild in tausend Stücke. Der Ritter konnte sich unter solchen Umständen nicht länger wehren, wollte jedoch lieber sterben, als

sich der Gnade des Riesen ergeben, und wehrte sich so lange, bis ihm Balmott das Schwert aus der Faust schlug und ihm Hände und Füße band. So brachte er ihn gefesselt vor Butsko. Da entstand in der Stadt Trieso unter den Riesen allgemeine Freude, und Balmott bekam Erlaubnis, andere Riesen zu Rittern zu schlagen, auch ward ihm versprochen, daß er das königliche Fräulein aus Böhmen haben sollte. Dies alles mußte der überwundene Ritter mit anhören, während er gebunden auf dem Fußboden eines Saales lag. Nun wurden geschwind Boten nach Prag abgefertigt, um die Königstochter abzuholen und den Sieg des Riesen über den Ritter zu verkündigen.

Als die sechs Riesenboten in Prag angekommen waren, entstand daselbst großes Trauern und Klagen über den Verlust des Ritters, sonderlich aber erschrak der König, daß der Ritter einen solchen Eid eingegangen war. „O liebe Tochter," sprach er, „wie elend geht es mir und dir! die Riesen haben mir meinen Sohn hinweg genommen, nun wollen sie auch dich entführen, und ich kann es nicht ändern, der Ritter Ludwig allein hat dies Elend verschuldet. O herzliebe Tochter, wie bricht mir mein Herz, wenn ich dich unter der Heidenschaft wissen muß! und dennoch ist niemand, der dich aus den Händen der Riesen erretten will! Darum, o liebste Tochter, gieb dich geduldig in das herbe Kreuz, denn heute, ehe die Sonne untergeht, muß ich dich den Boten übergeben, oder sie fallen mir aufs neue ins Land und führen mich auch mit Weib und Kind in die Dienstbarkeit." — „O herzliebster Vater," sagte Amalia, „euer Leben zu erhalten, will ich gern unter das Joch ziehen. Aber lieber will ich sterben, ehe ich mir meine Ehre rauben lasse. Ich wünsche, daß mit meinem Hinscheiden alles Elend von euch und meiner Mutter weiche." Mit solchen Worten nahm Amalia in großer Betrübnis Abschied, und als sie zur Stadt hinausging, sprach sie: „So lebet denn wohl, ihr lieben Bürger von Prag, und seid meiner eingedenk! denn ich scheue mich nicht, eurer ewigen Freiheit wegen in das heidnische Joch zu gehen. Seid gehorsam meinem Vater, dem Könige, und betet für sein Wohl! Mich werdet ihr niemals wieder sehen. Darum nehme ich von euch zum letztenmal freundlich Abschied und bitte euch mir alles das zu verzeihen, was ich euch je zuwider gethan haben könnte." Da weinten manche Bürger, besonders aber viele ehrbare Frauen und Jungfrauen, ja die ganze Stadt klagte, daß diese edle und tugendsame Königstochter so schändlich sollte hinweg geführt werden.

Diese Trauerkunde vernahm auch ein pikardischer Ritter mit Namen Julius von der Lanze, der schon viel von der Schönheit und Tugend Amaliens gehört hatte; daher beschloß er ihr zu Hilfe zu kommen, und weil er sie heimlich im Herzen lieb gewonnen hatte, machte er sich mit zwei Schildknechten auf den Weg, und so ritten sie ohne zu rasten, was die Pferde laufen konnten, bis sie die Prinzessin, welche die sechs Riesen auf einem Rosse

gefangen mit sich führten, bei einem Brunnen erblickten, allwo sie von der Reise ein wenig ausruhete.

Die Riesen wußten wohl, daß ihnen das Fräulein nicht entlaufen konnte; deshalb trieben sie mit einander ihren Scherz und wälzten sich für die lange Weile im Grase herum; denn sie hatten nicht mehr weit an die kalmuckische Grenze und trieben also ihren gewöhnlichen Riesenspaß und rangen auch miteinander in die Wette. Indem sie sich so gegenseitig zu Boden warfen, eilte Julius mit seinen zwei guten Schildknechten in das Spiel, und rannte alsbald ein jeder seinen Mann mit dem Speer durch den Leib. Die andern drei wußten sich in der Eile nicht zu entschließen, denn die Sache kam ihnen ganz unerwartet, liefen also davon und ließen die Prinzessin bei dem Brunnen sitzen, denn das Leben hatten sie doch lieber als ein Frauenzimmer; haben auch nicht eher zu laufen aufgehört, als bis sie die Nachricht nach Trieso brachten, darüber Butsko zu unermeßlichem Zorn bewegt worden ist.

Das arme Fräulein aber freute sich unsäglich, als sie sich wieder bei einem christlichen Helden ganz frei befand. „O Ritter," sagte sie, „ihr möget sein, wer ihr wollt, mein Vater wird euch das nicht unvergolten lassen. O wie recht seid ihr gekommen, mich zu erlösen! jene grausame Volande haben ein schreckliches Gespött mit mir getrieben; aber mich dünkt, ihr habt sie dafür bezahlt. Ich sage euch tausend Dank, und euch," sprach sie zu den beiden Schildknechten, „wird mein Vater auch eine große Gnade angedeihen lassen. Doch glaube ich festiglich, die Riesen werden meinen Bruder schrecklich mißhandeln, wenn sie hören, daß ihre Boten so geschwind und unversehens erstochen worden sind." — „Sorget euch nicht," sprach der Ritter Julius, „ehe acht Tage vergehen, sollt ihr euren Bruder wieder auf dem Ratschin sehen." Hiermit übergab er sie den beiden Schildknechten, daß sie das Fräulein in aller Dienstbarkeit nach Prag begleiteten, und so ging er in die Kalmuckei gen Trieso, während Amalia zu ihrem Vater nach Böhmen zurück reisete.

Unmöglich ist zu sagen, wie große Freude in der Stadt Prag entstand; jedermann lobte den Ritter, und der König pflegte der Schildknechte mit großen Gnaden, auch bereitete er sich mit seinen Hofherren, dem Ritter Julius ein prächtiges Geschenk zu verehren. Alles ward auf das herrlichste vorgerichtet, denn die Schildknechte versicherten, daß der Ritter den Streit in Trieso gewiß gewinnen werde, weil er ein Schwert habe, dessen Besitzer nie in einem Streit unterliegen könne. Über solche Rede freute sich die schöne Amalia sehr und harrte des Ritters mit großem Verlangen, denn sie hatte ihn schon heimlich lieb gewonnen, obwohl sie es noch nicht sagen wollte.

Sobald Butsko vernahm, daß der Ritter vor der Stadt sei, der die drei Boten erschlagen hatte, forderte er ihn vor sich und sprach: „Ich habe gehört, daß du mir meine drei Boten auf dem Wege umgebracht hast. Nun

sage frei heraus, ob du mit vier Riesen kämpfen oder nach unserm Gesetz und Recht dich im Wasser ertränken lassen willst, denn deine That ist zu grob und frevelhaft. Du hast mir auch die schöne Amalia geraubt, also sage, was du thun willst!" — „Ich bin zu einem Streite gekommen," sprach der Ritter Julius, „um die Freiheit des Königssohnes und des Ritters Ludwig. Dazu schaffe du die besten Kämpfer, die du hast!" — „Bei Treu und Glauben," antwortete der Riese Butsko, „du bist nicht klug, Ritter! ich habe Leute, die dich schlagen werden, wie sie deinen Kameraden Ludwig geschlagen haben. Haha, guter Freund! meinst du, du werdest mit Kindern streiten? Morgen wirst du schon empfinden, wie stark wir sind. Darum gebe ich dir hiemit meinen Handschuh und schwöre, daß ich morgen vier der stärksten Kämpfer zu dir schicken werde. Mit diesen magst du dich wohl üben. Es soll einer nach dem andern über dich kommen; denn wir haben einen Eid, daß nicht zwei zugleich wider einen Ritter streiten dürfen. Indessen schlaf heute aus und bereite dich zum Tod, weil du nur noch kurze Zeit zu leben hast." — „Ihr Kerle," sprach Julius, „möchtet die ganze Welt verschlingen. Aber ich schwöre dir, morgen deine Leute so abzuklopfen, daß du dich darüber verwundern wirst." Über diese Worte zitterte der Riese vor Zorn und trat wider den Boden, daß der ganze Saal bebte. „Geh fort," sprach er darauf zu Julius, „morgen wollen wir anders von der Sache reden!" Damit trat er ganz zornig wieder in sein Gemach, und Julius legte sich vor dem Thor unter einen Lindenbaum und schlief auch daselbst die ganze Nacht, bis der helle Tag anbrach.

Als er erwachte, standen schon viele Riesen vor ihm, die ihn zu sehen aus der Stadt gekommen waren. Er wunderte sich, daß die Natur so große Leute hervorgebracht, denn es waren Knaben von zwölf Jahren zugegen, die wohl fünf Ellen lang waren. Jetzt entstand unter dem Thor ein Auflauf, denn man sagte, daß Butsko mit vier Kämpfern heran käme, welche mit Julius streiten sollten. „O weh," sagte ein alter Riese, welcher in der Nähe des Ritters stand, „wärest du zu Hause geblieben! Ich bin ein alter Riese und lebe schon hundert Jahre, und Zeit meines Lebens sind keine so starken Kämpfer im Lande gewesen als diese vier." — „Ach, guter Gesell," antwortete der Ritter, „und wenn sie lauter Teufel wären, so liefe ich dennoch nicht davon." — „Nun," sagte der Riese, „du bist wert, eine gute Klopfsuppe zu kriegen. Der den roten Rock an hat, auf den gieb Achtung! er wird dir bald sagen, wie viel es geschlagen hat."

Indem der alte Riese also mit dem Ritter redete, kam Butsko zu dem Baum, daran Julius sein Pferd gebunden hatte und sprach: „Ritter, mache dich fertig! Nun ist es Zeit, dir den Kitzel zu vertreiben. Und du, Freund Balmott, sei der erste und gieb ihm tüchtige Kopfnüsse, denn sein Frevel gegen mich war etwas grob." — „Ja, ja, mein Herr und König," sprach der Riese, „ich will's ihm schon einträuken, zuerst auf eure Gesundheit, sodann

auf die meine, und diese meine drei Kameraden werden ihm noch weitere Gesundheiten zutrinken.“ — „O ihr Stierköpfe,“ sprach der Ritter, „kommt nur her! wie ihr mir zutrinkt, so will ich euch Bescheid thun. Weh dir, du Rotrock! man hat mich vor dir gewarnt, aber ich will schon mit dir fertig werden. Komm an! oder ich haue dir den Kopf ab.“ Über diese Rede lachten alle gegenwärtigen Riesen. Nun zuckte Balmott die Stange, aber der Ritter unterlief sie mit seinem schnellen Pferde und schlug den Riesen auf einen Hieb mit seinem siegreichen Schwert den Harnisch samt der Brust bis aufs Herz entzwei, daß er starr und tot zur Erde fiel. Als dies geschehen war, eilte er auch über den zweiten, welcher sich zum Kampfe noch nicht recht gefaßt gemacht hatte, schlug ihm auf drei Streiche Wehr und Schild los und hieb ihm dazu die rechte Hand vom Arme ab, daß er in eine Ohnmacht und gleich dem vorigen zur Erde sank. Da wandte sich Butsko zu den beiden übrigen Riesen und versprach, wer den Ritter erschlagen würde, der solle als der nächste nach ihm im Lande regieren.

Darauf räumte man die zwei toten Riesen aus dem Wege (denn der zweite war in der Ohnmacht auch gestorben) und nun kam auf den Kampfplatz der dritte Riese mit Namen Buchott. Dieser war ein gar arglistiger Streiter, aber der Ritter gab ihm vier Streiche, daß er zur Erde taumelte; alsdann sprang er vom Pferde, ihm das Haupt abzuschlagen, aber der Riese bat um Gnade. Da sprach der Ritter: „So gehe hin, du Tropf, und lebe! verkündige auch der ganzen Welt, daß ich dir das Leben geschenkt habe.“ — „Nein,“ rief Butsko, „das soll nicht sein. Haue ihm lieber den Kopf ab; denn dieses Lobes bist du nicht wert.“ Sobald Julius dies hörte, hieb er dem Buchott das Haupt vom Leibe, daß das Blut wie ein Wasserstrom herab floß. Nach diesem kam der vierte Riese, dem bei der Sache nicht ganz wohl war, denn es graute ihm vor seinen drei toten Kameraden. Auch verwunderte sich alles Volk, daß der Ritter so glücklich stritt; denn sie wußten ja nicht, daß er ein Siegschwert hatte. „Du kleiner Sperling,“ sagte der vierte Kämpfer zu dem Ritter, „du hast mir meine drei Kameraden tot geschlagen und dazu die kalmuckischen Boten; ich muß dir dein Trinkgeld dafür zustellen, daher wehre dich redlich, oder ich verschlinge dich mit Haut und Haar!“ Der Ritter sprach: „Wie heißest du?“ — „Ich heiße Viraux,“ antwortete der Riese, „und will dich umbringen.“ — „So warte,“ sprach der Ritter, „bis ich deinen Namen aufgeschrieben, daß ich ihn zu Prag auf dem Ratschin nennen kann.“ Als er ihn nun aufgeschrieben hatte, fingen sie an zu streiten, und im zweiten Gange stach ihm der Ritter das Schwert durch den Harnisch in den Leib bis ans Heft. „Ha,“ schrie der Riese, „ich bin des Todes! gebt mir Wasser! es brennt mir das Herz ab.“ Mit diesem Geschrei starb er.

Aber Butsko war gegen den Ritter so ergrimmt, daß er, vor Zorn weinend, wieder in die Stadt zurück kehrte, weil er ihm die besten Leute im ganzen Land ums Leben gebracht hatte; gab darauf des Königs Sohn und

den Ritter Ludwig los und gelobte zugleich, so lang die Welt stehen würde, nichts mehr von dem Königreich Böhmen zu fordern.

Großen Dank sagten die erlösten Ritter dem tapfern Julius und ritten mit ihm ihre Straße nach Prag. Da war erst große Freude auf dem Ratschin und in der Stadt, davon viel zu sagen wäre. Der König empfing den Ritter Julius mit einem freundlichen Kuß, dasselbe that die Königin und Amalia. In Wahrheit, wer da die große Freude der Königin über ihren Sohn Friedrich gesehen hätte, der hätte billig weinen müssen, wie denn alles Volk vor Freude viele Thränen vergossen hat. Auch wurde große Tafel gehalten, worauf dem Ritter Julius das kostbare Geschenk überreicht ward. Dann kamen die Musikanten aus der Stadt auf den Schloßsaal und musicierten auf das schönste nach französischer und italienischer Art, wobei von den Hofleuten und Jungfrauen zierlich getanzt wurde. Und der König gab dem Ritter Julius seine Tochter Amalia an die Hand, und sie tanzten zusammen, daß es eine Lust war zu sehen. Hierauf begehrte der König von dem Ritter, er solle sagen, was er für seine Dienste fordere. „Mächtiger König der Böhmen," sprach der Ritter, „ich verlange nichts, als was ihr mir selber bescheiden werdet." Da übergab ihm der König seine Tochter, nebst vielen herrlichen Schlössern, wofür der Ritter mit höflichen Worten dankte. Also ward innerhalb dreier Tage der Hochzeitstag bestimmt und wurden zu solchem die kostbarsten und feinsten Speisen zugerichtet.

Da nun aber noch immer auf dem Schloß ein heimliches Trauern war wegen des verzauberten Ritters vom Tannenbaum, so entschloß sich der Ritter Julius, das Abenteuer auf dem Schlosse Schildeiß zu bestehen. Nun wußte er wohl, daß, wenn er es öffentlich sagen würde, man ihn nicht aus dem Ratschin lassen möchte; also machte er sich mit seinem Waffenträger ganz heimlich davon, indem er vorgab, auf die Jagd zu reiten. Er eilte aber auf den nächsten Weg nach Schildeiß und kam, als es anfing Abend zu werden, bei dem Einsiedler Paul an. Dieser sagte ihm über alles Bescheid, auch daß man den verzauberten Ritter jede Nacht dreimal Wehe rufen hörte. Das dauerte Julius gar sehr und er bat den Einsiedler, ihm den Weg ins Schloß zu weisen, denn er sei willens, das Abenteuer zu lösen. „Ach," sagte der Einsiedler, „ich bitte euch inständig, so wahr ich Paulus heiße, ihr könnt nicht siegen, denn es trauet sich kein Ritter in der ganzen Welt in dieses Schloß, weil schon unzählige darin verzaubert worden sind." — „Mein lieber Bruder Paul," sprach der Ritter, „es muß einmal gewagt sein, es gehe, wie es wolle. Daher mache dich auf und zeige mir den Weg!" — „Nun," antwortete der Einsiedler, „geschieht euch ein Schade, so geschieht er euch allein. Ich will euch zum Schlosse hinan führen, doch nicht weiter, als bis an die Pforte. Im übrigen möget ihr zusehen, wie ferner dort zu handeln sei." Mit diesen

Worten führte er sie über steinige und rauhe Klippen nach dem Schlosse. Bei der Pforte aber nahm er Abschied von dem Ritter und seinem Waffenträger und begab sich wieder in seine Klause, um für die beiden zu beten.

Nun säumte sich der Ritter nicht lange, ging in den Hof und kam in ein großes Gewölbe, von wo aus die Treppe in den Keller hinab führte, darin der Ritter vom Tannenbaum lag. Er befahl seinem Waffenträger, seiner indessen zu warten, welcher denn mit Furcht und Zittern des Ausgangs harrte. Das Schloß war überaus wüst, wild und einsam, darum dachte der Diener, wie es doch viel besser wäre zu Prag in einem Weinhause, als in dieser fürchterlichen Einöde. Der Ritter aber stieg die Treppe hinunter, und dort lag ein großer Drache, der den Ritter vom Tannenbaum in einem Gewölbe gefangen hielt. Das Gewölbe hatte ein vergittert Fensterlein, durch welches der Gefangene hinaus sehen konnte. Als er nun den Ritter Julius erblickte, sprach er zu ihm: „O werter Ritter, wer du auch bist, setze alle deine Kräfte daran, mich von diesem Elend zu erlösen! Dieses wilde Tier hält mich hier gefangen, und wenn du es nicht erlegst, muß ich untergehen, denn das Brot und den Wein, so in diesem Keller gelegen, habe ich allgemach schon verzehrt." — „Sei wohlgemut!" sprach Julius, „der König in Böhmen schickt mich dir zu Hilfe. Neige dich zurück, denn in einem Sprunge eile ich auf den Wurm und schlage ihm mein Schwert auf den Kopf." Als er dies gesagt, erhob sich der schreckliche Drache gegen den Ritter, sperrte seinen Rachen wider ihn auf und blies ihn so giftig an, daß sein ganzer Harnisch samt dem Schwert über und über blau ward, was auch nachmals nie wieder abgegangen ist. Aber der Ritter kämpfte so männlich mit dem Tier, daß er ihm in kurzem den Kopf entzwei hieb. Dennoch rührte sich der Drache noch immer wegen des vielen Giftes, so in ihm war, und im Leibe hatte er eine Menge lebendiger Schlangen und andrer schädlicher Würmer, die der Ritter alle tötete. So erlöste er den armen Ritter vom Tannenbaum. Und als dies geschehen, suchten sie den Schatz, der bestand in etlichen Kisten voll Gold und Silber; dies brachten sie alles mit Hilfe des Waffenträgers heraus; denn als Julius den Drachen getötet hatte, blies er in sein Horn, woraus der Diener den Sieg seines Herrn erkannte.

Ihr könnt wohl denken, wie die Jungfrau Amalia erschrocken ist, als sie erfuhr, daß der Ritter Julius heimlich ohne Abschied von Prag weggezogen sei. Denn die Hochzeit sollte ja in drei Tagen stattfinden, was nun nicht geschehen konnte. Darum beweinte sie ihr Unglück und ahnte wohl, daß den Ritter ein besonderer Fall vom Schlosse getrieben haben mußte. Als sie so in Sorgen am Fenster stand und in den Garten hinaussah, erblickte sie an einem Baume einen Brief hangen, dessen Aufschrift an sie gerichtet war. Diesen Brief ließ sie alsbald herauf bringen und las ihn. Er lautete also: „Mein lieber Schatz! ich reise jetzt ohne Abschied hinweg, lasse aber doch mein Herz bei dir. Das Elend des Ritters vom Tannenbaum ist die Ursache,

warum ich nicht recht fröhlich mit dir Hochzeit machen kann. Darum ziehe ich aus, ihn zu erlösen, auf daß unsre Freude desto vollkommner sei. Ich habe niemand bei mir, als meinen getreuen Schildknecht. Dich aber habe ich stets im Sinn und Herzen. Lebe wohl! über etliche Tage bin ich wieder bei dir. Dann soll die Freude größer sein als jetzt das Leid, mit dem du mich vermissest.“ Als sie diesen Brief gelesen, ward sie zugleich erfreut und betrübt; erfreut, daß sie die Ursache seiner Abreise erfahren, betrübt, weil sie fürchtete, er möchte gleich dem Ritter vom Tannenbaum dabei umkommen.

Ihr habt vernommen, wie der Riesenkönig Butsko auf immer und ewig verzichtet hatte, mit den Böhmen Streit anzufangen; aber dieser Handel gefiel einem anderen Riesen nicht wohl. Dieser war Fürst in der inneren Tartarei und so stark, daß er zwei Mühlsteine auf einmal tragen und jeden zehn Schritte vor sich hinwerfen konnte. In seinem Nacken wuchsen alle Wochen drei Pfund Haare, und jeden Monat konnte man ihm dreißig Pfund von seinem Haupt abschneiden. Zu einem einzigen Schuh brauchte er fast eine halbe Stierhaut und schlug mit einem Streiche Roß und Mann über den Haufen. Als er einstmals mit dem morgenländischen König gestritten, hat er allein so viele Leute erschlagen, daß, wenn man einem jeden Toten nur einen Knopf vom Rock geschnitten, man davon vierhundert Metzen hätte anfüllen können. Er hat jedem Getöteten nur eine Hand voll Haare ausgerauft und damit so viel zusammen gebracht, daß man den Haufen in einer Stunde nicht umreiten konnte. Als er diesen Haufen angezündet, hat selbiger ganze acht Stunden in Feuer gestanden, wie eine große Stadt brennen mag. Nun kam diesem Riesen zu Ohren, was für einen Frieden der Butsko mit dem Könige Eginhard von Böhmen geschlossen hatte; was ihm denn gar zu schimpflich dünkte. Demnach machte er sich auf und ging, bis er nach Prag kam. Als ihn dort die Einwohner erblickten, liefen ihrer viele vor Schrecken in ihre Häuser, denn die vorigen Riesen waren gegen diesen nur Kinder gewesen. Er konnte wegen seiner großen Länge nicht durch das Thor eingehen, sondern stieg über die Stadtmauer; alldort stieß er mit seiner Stange an einen Turm, auf welchem ein Trompeter wohnte, der den Tag anblasen mußte. Mit diesem Türmer redete er zum Fenster hinein und sagte ihm, wo er nicht von seinen Händen sterben wolle, solle er dem Könige auf dem Ratschin seine Gegenwart vermelden, und daß er gekommen sei, sich mit ihm in einen ritterlichen Kampf einzulassen. „Wie heißest du?“ sprach der Trompeter, „und woher bist du? ich habe auch schon Riesen gesehen, aber so groß, lang und stark, wie du, ist keiner gewesen.“ — „Ja,“ sagte der Riese, „es ist auch kein größerer noch stärkerer in der Welt; darum will ich euern König töten und euch samt dem ganzen Lande mir unterthan machen.“ Über diese Rede erschrack der Trompeter sehr und bat, er möge ihm nichts thun, er wolle es dem Könige vermelden, doch solle er ihm seinen

Namen, sein Vaterland und Geschlecht sagen. „Ich bin,“ antwortete der Riese, „der Fürst aus der inneren Tartarei, mein Name heißt Scharmack, und mich wundert, daß man hier nichts von mir weiß, da mich doch sonst die ganze Welt kennt und fürchtet. Die Riesen sind mir alle unterthan, denn welchen ich ergreife, der unterliegt mir, und euer König soll meine Stärke bald erfahren.“

Mit großem Zagen stieg der Türmer vom Turm herunter und kam ganz zitternd auf den Ratschin, dem König den ganzen Verlauf zu erzählen. Nun wußte der König samt allen seinen Räten und Kanzlern nicht, was zu thun wäre. Man fragte zuerst nach dem Ritter Julius, der aber, wie oben erzählt ist, heimlich auf das Schloß Schildeiß geritten war. Da entstand erst eine große Klage, und konnte kein Mensch den Trompeter mit einer gewissen Antwort abfertigen. Als nun der Türmer zu lange auf dem Ratschin verzog, trat der Riese selbst an das Schloß und schrie, daß es die ganze Gegend überschallte: wenn der König nicht streiten wollte, so solle ein andrer an seiner statt kommen; aber es wollte kein Ritter hinaus, denn allem Anschein nach war es unmöglich, daß ein Mensch in der ganzen Welt diesen sollte bestreiten können.

Damals saß ein junger Gesell im Stadtturm gefangen, der hatte viel Böses im Lande Böhmen angestiftet und war auf offenem Straßenraub erwischt und eingezogen worden. Diesem Gesellen ward in dem Turme gar angst, und er wäre gern los gewesen. Wie er nun von dem Schergen, der ihm das Essen brachte, vernahm, daß ein erschrecklich großer Riese vor die Stadt gekommen sei, der mit der Hand fast an alle Turmknöpfe der Stadt reichen könne und den König, oder so dieser nicht wollte, einen andern zum Streit gefordert hätte, daß darum großer Schrecken auf dem Ratschin herrsche, da sich kein Mensch hinaus getraue, so gedachte der arme Teufel: „Frisch gewagt ist halb gewonnen! wer weiß, wo dir dein Glück blüht! überwindest du ihn, so wirst du von aller Welt gerühmt und behältst dein Leben; schlägt er dich tot, so stirbst du doch nicht am Galgen. Besser, es frißt mich der Riese als die Raben.“ Also sagte er dem Schergen, wie er entschlossen sei, mit dem Riesen den Kampf zu wagen, was denn der Scherge in allen Gassen verkündigte. Bald kam die Mär vor den König, welcher froh war, daß sich jemand gefunden hätte, der den Riesen besiegen wollte.

Noch desselbigen Tages ward der gefangene Gesell in Freiheit gesetzt; darauf kleidete man ihn im Stadtzeughaus zum Streit mit einem guten Panzer, aber man sah es dem elenden Tropf genugsam an, daß er sich mehr aus Verzweiflung als Herzhaftigkeit eines Solchen unterfangen hatte. Als er nun angekleidet war, setzte man ihn auf ein gutes Pferd, er fiel aber bald auf der andern Seite wieder aus dem Sattel und bat, daß man ihm erst möchte zu

essen geben, weil er in dem Gefängnis sehr hungrig und matt geworden. Da gab man ihm auf dem Rathaus ein gutes Morgenbrot, das er alsbald mit vielem Appetit in sich hineinschluckte, denn es war ohnedem nicht anders, als äße er seine Henkersmahlzeit. Nachdem er sich nun voll und satt gestopfet, ritt er zwar etwas besser, aber immer noch sehr jämmerlich; denn wenn das Turnierpferd nur den geringsten Quersprung machte, so hielt er sich mit beiden Händen an den Sattelknopf und that einen lauten Schrei. Als er nun erst den Riesen sah, da erschrak er recht von Herzen, schaute sich um und wollte wieder in die Stadt reiten. Aber die Bürger hatten das Thor schon wieder verschlossen; also mußte er wohl oder übel den Berg hinan dem Riesen entgegen reiten, denn so oft er zurück wollte, warfen ihn die Bürger mit Steinen. So kam er zu dem Riesen, der dort mit seiner Stange auf einer hübschen Ebene stand. „Siehe da!“ sprach der Riese, als er ihn herauf reiten sah, „bist du der, von dem mir heute gesagt ward, er werde statt des Königs mit mir streiten? Haha, meint der König mich zu verspotten, daß er mir einen so nichtigen Stümper zum Spiel schickt, der noch nicht reiten kann? Ich habe schon gesehen, daß dich die Bürger mit Steinen werfen mußten, sonst würdest du all dein Lebtag nicht zu mir herauf geritten sein. Geschwind steig ab und fall mir zu Fuß!“ Der gute Gesell war froh, daß er sich dem Riesen gehorsam erweisen konnte, und weil er nicht wohl absteigen konnte, fiel er vor lauter Freude gar vom Pferd herab, worüber der Riese ein spöttlich Gelächter aufschlug. Hierauf fiel ihm der Tropf zu Füßen und bat mit aufgehobenen Händen um Gnade. Der Riese Scharmack merkte wohl, daß er vom Ritterwesen nichts verstand, daher fragte er ihn, wie er zu diesem Streit gekommen. Der gute Gesell erzählte ihm hierauf, daß ihn die Furcht vor schmählichem Tode dazu verlockt, indem er nur Gelegenheit gesucht habe, auf dem Pferde heimlich davon zu reiten, wenn ihn nicht die Bürger mit Steinen geworfen hätten. Als der Riese dies vernahm, daß er kein Ritter, sondern ein Straßenräuber sei, gab er ihm keine Gnade, sondern nahm ihn und knüpfte ihn am ersten besten Galgen auf; daran er auch wohl that.

Nach dieser That reizte der Riese Scharmack den König mit harten Worten, und der König ward genötigt mit ihm zu unterhandeln, daß er selbst, wenn binnen vierzehn Tagen kein Kämpfer käme, sein Heil an ihm versuchen wolle; womit der Riese sehr wohl zufrieden war. Inzwischen mußte man ihm aus der Stadt Prag Essen und Trinken schicken, das war zu jeder Mahlzeit ein Kalb, zwölf Kapaunen, acht gesottene Hühner und zwei geräucherte Schinken; überdies aß er auch noch täglich acht große Hausbrote, und sein Trank war ein Eimer Wein. Nun hatte der Riese sein Nachtlager auf dem Berge hart an einem Turm, wo vor Zeiten eine Hauptwache über die ganze Stadt gewesen. Er wurde der Wartturm genannt und stand damals wüst. Als nun

die Bürger dies bemerkten, gab einer den Rat, man solle den Turm untergraben, und wenn der Riese schliefe, solle man den Turm auf ihn werfen und ihn also um sein starkes Leben bringen. Diesem Rat folgten die andern willig, untergruben den Turm mit großer Mühe ganz heimlich, und als der Riese in einer Nacht darunter ruhte, warfen sie denselben auf seinen Leib. Aber der Riese sprach: „Hier ist nicht gut ruhen, denn die Vögel beschmitzen einem den Kopf.“ Als er aber aufstand und sah, daß der Turm umgefallen war, schüttelte er den Kalk von seinen Schultern und meinte, er hätte sich zu sehr daran gelehnt, was ihm ehedem öfters begegnet war.

Von da an lagerte er sich in einem kleinen Wald, welches etliche Bürger wohl in acht nahmen. Während er nun eines Tags mit dem König über die Schloßmauer weg redete, brachten sie eine große Glocke auf einen Eichbaum, darunter er zu schlafen pflegte, und verdeckten sie ganz und gar in den grünen Blättern. Auch blieben ihrer drei oben, damit sie, wenn der Riese schliefe, die Glocke auf ihn hinunter würfen. Als er nun vom Ratschin zurück kam, sich wieder lagerte und alsbald zu schnarchen anfing, daß sich die Blätter an den Bäumen rührten und herunter fielen, da dünkte es den dreien die rechte Zeit, die Glocke abzuschneiden; also warfen sie dieselbe mit großem Geprassel den Baum hinunter auf den Riesen. Er aber erwachte nicht einmal davon. Darüber gerieten die drei auf dem Baume in großen Schrecken, denn sie konnten wohl denken, daß es ihnen übel erginge, wenn er ihrer inne würde. Also stiegen sie ganz heimlich herunter und eilten aus Leibeskräften wieder in die Stadt.

Als nun die vierzehn Tage abgelaufen und sich kein Ritter gefunden, welcher für den König den Streit bestehen wollte, machte sich Scharmack auf, waffnete sich wohl und trat vor den Ratschin, also sprechend: „Ich, Scharmack, aus dem Geschlecht Jarmecki, Großfürst in der Tartarei, stärkster Riese der ganzen weiten Welt, aller Ritter Tod und Fürst aller wilden Tiere, Schrecken der Menschen und Wunder der Natur; vor mir beben die Türme und zittern die Ringmauern, ich übersteige die Wassergräben und meine Füße sind Brücken über alle Flüsse; kein Turm ist so hoch, den ich nicht überspanne; mit meinem Schwert kann ich einen Wagen auseinander hauen; zwei Mühlsteine werf' ich von mir hinweg, und diese Glocke, welche mir gestern im Schlaf auf den Leib geworfen ward, will ich jetzo in die Stadt hinunter schmeißen; trifft sie jemand, der mag die Schuld den Bürgern zumessen, die mich damit zu töten suchten. Außerdem will und muß ich kurzum den König zum Streit haben; wo nicht, so reiße ich die Stadt Prag samt allen Türmen ein, bringe den König und alle Menschen um, verheere das ganze Land und kehre wieder heim.“ Nach solcher Rede blies er dreimal in sein Horn, daß man es auf etliche Meilen Wegs in dem Lande hören konnte.

Große Trauer entstand über diese Drohworte im Schlosse. Der König wußte keinen Rat, doch wollte er lieber ritterlich sterben, als das Land samt den Menschen also umkommen lassen, und entbot dem Riesen durch seinen Herold, daß er am Nachmittag mit ihm streiten wollte. Da lachte der Riese Scharmack und aß sein Mittagsmahl vor dem Schlosse, worüber sich alle Trabanten verwunderten, denn er schob eine gesottene Henne auf einmal ins Maul, und seine Handschuhe waren so groß, daß in einen ein ganzes Spiel Kegel und Kugeln hineinging. Sein Ring, den er am kleinen Finger trug, war vierzig Pfund schwer, und ein einziger Schuhnagel, den er unversehens verlor, wog zehn Pfund. Wenn er sich stark räusperte, so fiel der Kalk von der Mauer. Er war so schwer von Leib, daß man allenthalben sehen konnte, wo er gegangen war, und hatte so lange und weite Schubsäcke, daß er vier Trabanten mit ihren Partisanen hinein stecken konnte; was denn überall große Verwunderung und Furcht verursachte, sonderlich der schönen Amalia, die durchaus nicht zulassen wollte, daß ihr Vater mit dem Riesen stritte. Sie weinte die bittersten Thränen und hoffte immer auf ihren lieben Bräutigam, den Ritter Julius, denn sie zweifelte nicht, dieser werde den Voland, wenn es ja nicht anders sein könnte, wohl bezwingen. So saß sie seufzend in ihrem Gemach und nahm auch keinen Trost von ihren Gespielinnen an.

Indem ersieht der Wächter auf dem Schloßturm zwei Ritter daher reiten und bläst sodann den gewöhnlichen Ruf. Als dies der König und die Hofleute hörten, fragten sie alsbald, woher die Ritter kämen. Der Türmer berichtete ihnen den Weg, worauf der König auf den Turm stieg und mit seinem Fernrohr den Ritter Julius gar wohl erkannte; aber den andern Ritter erkannte er nicht, denn es war der Ritter vom Tannenbaum, der in seiner langen Gefangenschaft ganz abgemagert war. Als nun der ganze Hof die Ankunft des Ritters Julius vernahm, da entstand unsägliche Freude, sonderlich aber bei der schönen Amalia, deren Herz vor Wonne hüpfte. Julius indessen wunderte sich nicht wenig, daß ihm niemand entgegen ritt, und dachte wohl, der König werde zürnen, daß er so ungemeldet von dannen gezogen sei, wußte aber nicht, daß wegen des Riesen kein Ritter heraus durfte. Als er nun an das Stadtthor gelangte, erfuhr er die Märe vom Riesen Scharmack. Zur Stunde eilte er auf den Ratschin und sah mit Unwillen, daß daselbst allenthalben schwarze Trauerfähnlein auf Türme und Dächer gesteckt waren. Darum schwur er, den Riesen zu erstechen oder selbst das Leben zu lassen. Desgleichen gelobte der Ritter vom Tannenbaum, wenn Julius unterliegen sollte, so wolle er ihm, und gelte es auch das Leben, für das Heil des Königs und des ganzen Landes Wohlfahrt folgen.

Nicht lange dauerte es, so ritten beide Ritter samt dem Schildknecht den Berg hinan, wo der Riese immer noch über dem Mittagsbrot saß. Der

Schildknecht rannte sogleich zu ihm und sprach: „Riese, mache dich fertig! ein Ritter will dich erstechen und sagt dir hiermit ab. Ficht redlich und ohne teuflische Kunst, wie auch der Ritter thun wird! Willst du aber nicht streiten und fürchtest du sein Schwert, so hebe dich hinweg aus diesem Königreich und laß uns ungekränkt, nach dem Frieden, den Butsko mit uns geschlossen hat." Während er so redete, hielten die zwei Ritter in einem Hohlwege still, ein wenig auszuruhen. Scharmack aber steckte sein Messer, welches dreimal so groß war wie ein Henkersschwert, in die Tasche, sprang auf, daß die Erde bebte, und sprach: „Du guter Freund hast dich billig zu freuen und groß zu thun, denn außer daß ich dir dein junges Leben schenke, hast du dem stärksten Riesen der Welt abgesagt, eine Ehre, die dir nicht wieder begegnet, und wenn du zehntausend Jahr lebtest. Daß du bittest, ich solle redlich und ohne Teufelskünste fechten, das war unnötig; denn ich verlasse mich auf solche Lumpereien nicht, sondern auf meine Faust" — (mit diesen Worten schlug er mit der Faust einen Baum entzwei). „Da siehst du, was ich vermag, und wenn ich wollte, würf' ich dich samt deinem Roß in die Stadt hinunter. Daß Butsko einen Frieden mit euch Böhmen gemacht hat, weiß ich wohl. Aber er wird das Grauen im Nacken kriegen, sobald ich euch überwunden habe; dann will ich über selbigen guten Freund herfahren und ihm den Kopf waschen. Doch genug des Geschwätzes! Sage dem Ritter, wer er auch sei, er soll kommen! Hier ist sein Kirchhof, hier soll er auch sterben." Mit diesen Worten spie er in die Hände und zog sein Schwert heraus, daß es erschrecklich zu sehen war.

Da liefen alle Menschen auf die Türme und Mauern, denn der Riese führte solche Luftstreiche, daß es gleich einer Orgelpfeife in der Luft schallte. Er hieb große Stücke Erde mit seinem Schwert heraus, dann warf er dieses auf den Boden und schlug mit seiner Stange wider eine Mauer, daß sie umfiel. Das alles sah Julius wohl, und es ward ihm viel banger als zu Schildeiß bei dem Abenteuer. Doch der Gedanke an Amalia entflammte ihn zu neuem Mut und er ritt dem Riesen wohlgewaffnet entgegen. „Bist du der," sprach der Riese, „der mir durch diesen gelbschnäbligen Knirps" (damit deutete er auf den Schildknecht) „hat absagen lassen?" — „Ja," sprach Julius, „ich bin derselbe Ritter, und so gering du meinen Diener hältst, so sehr liebe ich ihn. Sage an, warum bist du hieher gekommen und warum betrübst du meinen gnädigen König und Herrn?" — „Hier ist nicht viel Zeit," sprach der Riese, „dir Rechenschaft zu geben. Du hast mir Streit anbieten lassen, aber ich nicht dir. Darum mache dich gefaßt! versiehst du die Schanze, so ist der Schade dein." Julius sah gegen den Ratschin, ob er nicht seine Herzliebste erblicken möchte; aber sie saß voll Furcht und Hoffnung in einem entlegenen Zimmer, nicht wissend, wessen sie sich getrösten solle; denn bald bildete sie sich ein, wie ihr Geliebter obsiege, bald wieder, wie er dem Riesen unterliege. Als er sie aber nicht an der Mauer noch an einem Fenster erblickte,

meinte er, sie hasse ihn wegen seiner Abreise und werde seinen Brief nicht gefunden haben. „Wohlan," gedachte er, „hab ich an ihr so sehr gesündigt, indem ich den Ritter vom Tannenbaum erlöste, so will ich hier dafür büßen. Ist auch der Riese unmenschlich stark und groß, so will ich ihm mein Leben doch teuer genug verkaufen." Also zog er schnell sein Schwert, rückte etliche Tritte zurück und rannte mit verhängtem Zügel den Riesen an, welcher beide Beine so auseinander spreizte, daß der Ritter unter ihm weg rannte. Damit wandte sich der Riese um und schlug hinter ihm mit seinem Schwerte drein; weil aber Julius in vollem Lauf rannte, war er ihm schon außer Streiches Weite gekommen.

Alsbald lenkte der Ritter sein Pferd wieder zurück, und der Riese lachte über den wunderlichen Streich, den er in einen Holzhaufen gethan, daß die Scheite teils in den Ratschin, teils in die Stadt hinunter flogen. Julius besann sich eines andern und nahm, weil er dem Riesen nicht höher als bis zur Kniescheibe reichen konnte, einen langen Speer, welchen ihm aber der Riese in der Luft entzwei hieb. Hierauf strich Scharmack so stark mit seinem Schwert, daß sich Julius bald hinter diese, bald hinter jene Mauer verbergen mußte, also daß ihm der Riese nirgends recht beikommen konnte. Dies verdroß den Scharmack nicht wenig, und indem er so im Zorn herumtrabte, fiel er über eine Kreuzsäule, erholte sich aber von dem Fall alsbald, obwohl er eine Kniescheibe gebrochen hatte. Doch merkte man ihm seine Schmerzen an, weil er anfing zu hinken und sich überaus vorsichtig zu wehren, denn er wich allen Streichen des Ritters aus und mattete sich trefflich mit Gegenhieben ab. Während dessen kam die königliche Jungfrau auf die Ringmauer, ihren Liebsten noch einmal zu sehen, weil sie gehört hatte, daß es einen sehr gefährlichen Streit gebe. Sobald nun der Ritter sie sah, ermunterten sich alle seine Kräfte, und auch der Riese glaubte, niemals ein so schönes Frauenzimmer gesehen zu haben. Also entbrannte der Streit von neuem, da jeder sein bestes thun wollte. Der Riese griff nach des Ritters Pferd und erwürgte es mit einer Hand; hierbei aber schlug ihm der Ritter mit seinem Schwert einen eisernen Ring vom Arm, daß das bloße Fleisch hervorragte. Nun hatte aber Scharmack ein Gehäng voller Büchslein bei sich, in welchen er eine kräftige Salbe hatte, durch die alle bestrichenen Wunden sofort wieder heil wurden. Diese Salbe macht man allein in der Heidenschaft aus gewissen Weinbeerlein; sie hat auch sonst große Kraft und Tugend gegen allerlei Krankheiten, absonderlich aber gegen offene Schäden. Sobald nun der Riese einen blutigen Hieb fühlte, heilte er sich mit seiner Salbe und machte so dem Ritter nicht wenig zu schaffen. Die schöne Amalia aber gefiel dem Riesen dergestalt, daß er zu ihr auf die Mauer sprach: „Wahrlich, holde Jungfrau, euresgleichen habe ich niemalen in der Welt gesehen, und wenn ich von euch nur eines Kusses sollte habhaft werden, wollte ich mich gern um das ganze Königreich Böhmen nicht weiter scheren." Als der Ritter Julius solches hörte, ward er voll Eifer gegen

den Riesen, daß er sich unterstehen wollte, sein Nebenbuhler zu sein, und rannte so heftig an ihn, daß Scharmack etliche male dem Fallen gar nahe war.

Der Ritter vom Tannenbaum, als er sah, daß es schier unmöglich war, den Riesen zu überwinden, trat endlich auf den Plan und sprach: „Werter Ritter, wie auch mächtiger Streiter aus der Tartarei! man sieht euer beider Tapferkeit zur Genüge, und daß jeder das beste thut sich zu schirmen und den Gegner zu überwinden. Weil aber der Streit allgemach lange angehalten und ihr beide sehr müde seid, so wäre meine Meinung, ihr machtet einen Waffenstillstand bis morgen und ließet indessen eure Waffen ruhen. Es soll während dieser Zeit keinem von beiden irgend eine Schalkheit oder Hinterlist begegnen, und ihr könntet morgen euer Heil aufs neue versuchen und eure Stärke erproben.“ Der Riese sprach: „Deinen Vorschlag wegen des Waffenstillstandes bis morgen kann ich keineswegs schelten. Doch bedinge ich mir aus, daß mich niemand hindern möge mit euren Jungfrauen zu reden, welche mir so lieblich vorkommen, daß mir bei ihrem Anblick sehr fröhlich zu Mute wird.“ Da nun der Ritter Julius vom Kampfe so ermüdet war, daß ihm Ruhe höchst vonnöten dünkte, so gaben sie sich die Hand und warf einer dem andern seinen Handschuh zu, zum Zeichen, daß ihr Streit fernerhin weitergeführt und zu Ende gebracht werden sollte.

Der Handschuh, welchen der Riese dem Ritter zugeworfen, war so groß und schwer, daß einer von des Königs Waffenträgern genug daran zu tragen hatte; denn er war von starken eisernen Ringen zusammengeschmiedet, und diese waren alle auf dicht gearbeitetes Leder aufgenäht. Diesen Handschuh zu beschauen kam fast die ganze Stadt zusammen; auch haben die Prager selbigen abmalen und auf dem Rathaus aufhängen lassen, allwo er noch hundert Jahre aufbewahrt worden, bis er bei einem großen Brande verloren gegangen ist.

Der König und der ganze Ratschin war froh, daß sich der greuliche Riese durch den Ritter vom Tannenbaum so glücklich hatte besänftigen lassen, und wäre viel von der großen Freude zu melden, die im ganzen Schlosse wegen des Ritters Julius, wie auch wegen der Erlösung des vom Tannenbaum unter groß und klein entstand. Jeder drängte sich hinzu, diese tapferen Helden zu sehen, und hätte der Riese mit seiner Stange nicht Raum gemacht, so würde mancher im Hofe erdrückt worden sein. Der König war selbst von seinem Saal herunter gekommen und empfing die beiden edlen Ritter wie auch den Riesen bei der Hand, worauf der Riese seinen Harnisch im Hofe ablegte; denn er war so groß, daß er in keinem Zimmer des Palastes Platz hatte; so richtete man auch die Tafel unter freiem Himmel in einem schönen Obstgarten zu, weil der Riese sich in keinem Gemach hätte aufrichten können. Die Stelle, wo er saß, mußte um zwölf Stufen höher gemacht werden, denn er war fast unglaublich groß, so daß ihm die allerlängsten am Hofe kaum bis an die Knie reichten. Nun war es verwunderlich, daß ein so ungeheurer Mensch an so kleinen Frauenzimmern Gefallen finden konnte. Doch mußten sich auf Befehl

des Königs alle Hofdamen gegen ihn freundlicher stellen, als es ihnen ums Herz war. Er aber ward ganz entzückt und füllte sich vor Freuden mit gutem Weine wohl an.

Nun wollen wir auch sehen, wie sein Bett beschaffen war. Während der Mahlzeit, wobei mit süßer Musik und Flöten wacker aufgespielt ward, machten die Bürger von Prag ein Bett von zweihundert Fuder Laub und Heu. Sein Kopfkissen, welches er selbst mit sich führte, bestand aus drei zusammengenähten Roßhäuten, mit Wolfshaaren ausgefüllt; und zu seiner Überdecke ließ der König alle Pferdedecken im Marstall zusammenhängen und in den Garten bringen. Ob man nun wohl mit ihm Waffenstillstand geschlossen hatte, so bestellte doch der König alle Wachen am Schloßhofe und auf der Ringmauer sehr wohl, denn da der Riese sich einen wackren Rausch angetrunken hatte, so hätte ihm leicht was in den Kopf kommen können, und dann wäre er mit seiner Stange aufgewitscht und hätte unmenschlichen Schaden angerichtet. Doch schlief er die ganze Nacht sanft und friedlich und that niemand ein Leids an, obschon er so stark schnarchte, daß man es im ganzen Schlosse hörte und das Eichenlaub, so oft er den Atem von sich blies, in der Gegend herum fuhr.

Des andern Morgens kam der Einsiedler Paul auf den Ratschin und brachte einen ungeheuer großen Brief, auf Baumrinden geschrieben, mit sich. Als er nun vor den König trat, sprach er: „Gnädiger Herr, es ist ein Riese in das Schloß Schildeiß gekommen, der würde mich umgebracht haben, wenn ich ihm nicht zugesagt hätte, diesen Brief an einen Riesen, der sich hier aufhalten soll, zu überbringen.“ Als der König abermals von einem Riesen hörte, seufzte er: „Wie bin ich doch mit diesen Leuten geplagt!“ und ging mit dem Einsiedler in den Obstgarten. Als der gute Paul den ungeheuren Voland erblickte, wunderte er sich sehr, daß er vor dem König so gestreckt daliegen durfte. Darauf übergab er ihm das Schreiben, welches also lautete: „Ich, Millmoth, König der ganzen weiten Welt und der allerstärkste Mensch auf Erden, der Bäume ausreißt und Berge entzwei spaltet, sage dir nichtigem Kämpfer: nachdem ich vernommen, daß du zu Prag nichts ausgerichtet, sondern wie ein fauler Esel daliegest, so gebiete ich dir, kraft dieses Briefes, dich besser zu verhalten, den König, das Hofgesinde und alle Bürgerschaft tot zu schlagen oder zinsbar zu machen; wo nicht, so soll der achte Tag nach diesem der Tag deiner Erwürgung sein. Das sage ich dir, so wahr ich der stärkste in der ganzen Welt bin. Sonsten dein wohlgewogener Millmoth.“

Als der Riese Scharmack diesen stolzen Inhalt gelesen, sprang er zornig auf, daß die ganze Gegend bebte, verfluchte sich und alle Welt, wo er nicht mit Millmoth streiten und sich wegen dieses Briefes rächen werde, machte sogleich mit dem König und den Bürgern zu Prag, wie auch mit ganz Böhmen, Friede und fertigte den Einsiedler mit folgender Antwort wieder ab: „Ich,

Scharmack, dein König und Gebieter, thue dir kund, daß ich deinen Brief in tausend Stücke zertreten, wie ich dich denn auch bald zertreten werde. Mache dich gefaßt! ich will Friede mit Böhmen machen und dich tot schlagen. Darnach wisse dich, du stolzer Hund, zu richten!"

Mit diesem Brief ging der Einsiedler ganz traurig zurück, doch betete er ohn Unterlaß, daß ihm Millmoth deswegen nichts thun möchte. Als er nun nach Schildeiß kam, schäumte der Riese vor Zorn und riß im Grimm etliche Bäume vor dem Schloß aus, daselbst einen Platz zum Kampfe zu machen. Doch that er dem Paulus nichts, sondern hieß ihn dem künftigen Gefechte zusehen, denn er wolle sich so halten, daß die ganze Welt eine ewige Historie davon lesen werde.

Da nun Scharmack zu Prag mit dem Könige und dem ganzen Lande beständigen Frieden geschlossen hatte, ließ er sich seinen Harnisch und die abgehauenen Ringe wieder ergänzen und eilte sogleich dem Schlosse Schildeiß zu. Der König und sein Hofstaat begleiteten ihn mit großem Gepränge. Auch ritt fast die halbe Stadt Prag mit, und mancher ehrliche Handwerksgesell verließ seine Werkstatt, um dem Kampfe zuzuschauen, den die zwei Riesen mit einander haben würden, und es war auch der Mühe wert, einen blauen Montag zu machen, da denn wohl zu vermuten stand, daß es keine schlechten Stutzbirnen absetzen würde. Als nun der Riese nahe an Schildeiß hinan kam, hieß er den König samt allen Leuten hinter sich bleiben, damit er desto besser Raum hätte um sich zu schlagen. Millmoth saß an einem hohen Hügel vor dem Schlosse, wo er wie ein Turm aussah; seine Augen waren so groß wie Teller. Sobald die Beiden einander ansichtig wurden, drohte jeder dem andern mit seiner eisernen Stange, die so dick wie Weberbäume waren. Es wunderten sich aber alle Leute über den ausgemusterten Platz Millmoths, welcher viele ackerlange Bäume ausgerissen und in den Wald hinein geworfen hatte. Auf dieses Holz setzten sich die Leute und der König, zu sehen, wie es ablaufen würde. Nun machten sich beide zum Streit fertig und jeder faßte seinen stählernen Schild an den Arm; doch war Millmoth um acht Köpfe länger als Scharmack. Als sie nun auf dem Platze zusammen traten, sprach Scharmack: „Du hast mich mit deinem Briefe wütend gemacht. Solchen Frevel mußt du mit dem Tode büßen." — „Guter Freund," sprach Millmoth, „sieh dich nicht lange nach deinem Grabe um! hier sollst du begraben werden." Nun fuhren sie wie zwei Berge zusammen, ihre Streiche summten in der Luft wie eine Glocke; dabei brüllten sie gleich Stieren, und es war schrecklich, wie starke Schläge einer dem andern versetzte. In solchem Streit brach Millmoths Stange mitten entzwei; er zog demnach sein Schwert und that so grimmige Streiche, daß es aussah, als blitzte es in der Luft. Scharmack aber hielt sich trefflich keck und schlug mit seiner Stange Millmoths Schwert in zwei Teile. Da mußte Millmoth die Flucht ergreifen und sprang mit drei Sätzen zu Schildeiß über die Mauer in ein tiefes Gewölbe. Aber Scharmack eilte so-

gleich nach und stieß mit seiner Stange so lange in das Loch, bis Millmoth mit gräßlichem Geheul sein Leben endete.

Als nun der Riese Millmoth tot war, stellte man in ganz Böhmen Dankfeste an, und Scharmack ließ sich taufen, wurde Oberhauptmann im Lande und lebte gar ehrlich. Amalia machte darauf mit dem Ritter Julius Hochzeit, wie auch der Ritter vom Tannenbaum mit der schönen Kunigunde, der Tochter des Königs von Elsaß. Julius blieb in Böhmen und war der nächste nach dem König. Den toten Millmoth brachten die Bürger aus dem Gewölbe und trugen ihn im ganzen Lande zur Schau herum. Von den Haaren seiner Augenbrauen konnte man zwölf Sessel ausstopfen, ein Stockzahn wog achtzig Pfund, aus einem Fingernagel konnte man eine Schaufel oder Pflugschar machen. Seine Schienbeine waren so groß, daß man eines über die Moldau legte; da konnte man durch das Rohr mit Roß und Wagen fahren. Aus seinem Fingerring goß man einen Glockenklöppel, aus seiner Sturmhaube eine große Glocke. Sein Schild ward zu Prag zu einer Tafel gemacht, daran dreißig Menschen gar geräumlich sitzen und speisen konnten. Von dieses Millmoths Thaten ist ein eignes Buch in böhmischer Sprache geschrieben. Diese Historie meldet sonst nichts von ihm, als daß er ein Weib gehabt, das so groß, ja noch größer gewesen als er. Es meldet auch die Geschichte, daß nach gemachtem Frieden mancher brave Ritter und Schildknecht auf dem Ratschin geheiratet und aus dem königlichen Hofstaat eine hübsche Jungfrau bekommen habe, mit welcher manchem wohl geholfen gewesen. Der Ritter vom Tannenbaum, welcher König in Elsaß ward, lebte lange in gesegneter Ehe und gutem Frieden; wie denn auch nach Eginhards Tode Julius König ward und lange in großer Pracht regierte. So lange Scharmack lebte, wagte kein äußerer Feind das Land anzufallen; aber nach seinem Tode griffen es die Wahlen mit hunderttausend Mann an, kamen auch schon auf den weißen Berg, dort aber wurden ihrer so viele erschlagen, daß das Blut den Berg herab floß. Also endet sich diese Geschichte vom König Eginhard, dem teuren Fürsten zu Böhmen, wie sich denn in dieser Zeitlichkeit alles endet.

Die sieben weisen Meister.

In alten Zeiten herrschte zu Rom ein Kaiser mit Namen Pontianus, der war gar ein weiser Mann und nahm zu einem ehelichen Weibe eines Königs Tochter, die schön und minniglich war und die er sehr lieb hatte. Diese gebar ihm einen Sohn, den nannte man Diokletianus. Und das Kind wuchs herrlich heran, aller Welt zur Freude. Als es aber sieben Jahr alt geworden, da legte sich seine Mutter, die Kaiserin, auf das Sterbebett, denn sie merkte, daß sie nicht genesen könne, und schickte deshalb zu ihrem Manne, dem Kaiser, daß er zu ihr käme; und als er an ihr Lager trat, sprach sie zu ihm: „Mein herzlieber Mann, ich fühle wohl, daß ich nicht wieder genesen mag, und will euch, ehe ich sterbe, nur noch um Eines in Demut bitten.“ Da sprach der Kaiser mit Thränen: „Ach liebe Frau, nun bittet, was ihr wollet! ist es uns möglich euern Wunsch zu erfüllen, so wollen wir es euch gewiß gewähren.“ Die Kaiserin sprach: „Wenn ich gestorben bin, so werdet ihr ein andres Weib nehmen. Darum bitte ich, lasset dieselbe keine Gewalt über meinen Sohn haben. Diesen aber lasset fern von ihr erziehen, also daß er in Weisheit und Kunst wohl unterwiesen werde. Das wird euch nimmer reuen und meinem Sohne wohl frommen und das Leben erhalten. Kommt er aber in ihre Gewalt, so muß er sterben.“ Das gelobte der Kaiser alles feierlich, und darauf kehrte sich die Frau von ihm und verschied. Darüber ward der Kaiser auf lange Zeit gar trostlos und traurig, erhob große Klage über seine liebe Frau und ließ sie herrlich und schön zur Erde bestatten, wie einer Kaiserin zukommt; auch wollte er in seinem tiefen Leid lange Zeit keine andre Gemahlin nehmen.

Als er nun einst in seinem Bette lag, da dachte er inniglich an seinen Sohn und sprach bei sich selbst: „Nun habe ich nicht mehr als den einen Sohn, der mein Erbe ist; darum dünkt mich gut, daß er Kunst und Weisheit lerne, so lang er jung ist, damit er nach meinem Tode das Reich regieren möge.“ Und des andern Morgens sandte er nach seinen Fürsten und Räten und hielt mit ihnen Rat, worauf sie also sprachen: „Herr, es sind zu Rom sieben Meister, die alle Welt an Weisheit übertreffen; einem derselben solltet ihr euren Sohn empfehlen, daß er ihn ziehe und in allen Dingen unterweise.“ Alsbald schickte der Kaiser Pontianus Boten aus nach den sieben Meistern,

daß sie ohne Verweilen zu ihm kämen, und sobald diese die Botschaft vernommen hatten, machten sie sich auf, vor den Kaiser zu gehen.

Der Kaiser empfing die Meister gar gütig und sprach zu ihnen also: „Hochgelobte und würdige Meister, lasset mich euch sagen, warum wir nach euch geschickt haben! Wie ihr wohl wisset, habe ich einen einzigen Sohn; diesen wollte ich einem von euch empfehlen, daß er ihn mir zöge und unterwiese mit solcher Lehre und Weisheit, daß er nach meinem Tode das Reich wohl beherrschen und auf das beste regieren möchte." Da sprach der erste Meister, der hieß Bancillas: „Herr, übergebt mir euren Sohn, so will ich ihn in sieben Jahren so weit bringen, daß er so viel kann, als ich und alle meine Gesellen." Aber nun erbot sich der zweite Meister, Lentulus, er wolle ihn in sechs Jahren soweit bringen; der dritte Meister, Kato mit Namen, in fünf Jahren; dann der vierte Meister, Waldach, in vier Jahren; darauf der fünfte Meister, Namens Josephus, in drei Jahren; der sechste Meister, Kleophas geheißen, in zwei Jahren; und endlich der siebente, mit Namen Joachim, der wollte dem Sohn des Kaisers in Einem Jahre alle Weisheit beibringen. Da sprach der Kaiser: „Liebe Meister, ich danke euch allzumal herzlich, daß jeglicher von euch meinen Sohn so gern in die Lehre nähme. Wollte ich ihn nun Einem von euch empfehlen und den andern nicht, daran hätten die übrigen keinen Gefallen. Darum bitte ich euch, daß ihr alle ihn nehmet und ihn wohl unterweiset und lehret." Als sie dies hörten, neigten sie ihre Häupter, dankten dem Kaiser für seine Gnade, nahmen den jungen Diokletianus und führten ihn gen Rom. Unterwegs aber sprach Meister Kato zu seinen Genossen: „Liebe Herren und würdige Meister, vernehmet meinen Rat! Wenn wir den Knaben in der Stadt Rom erziehen, so wird der Zulauf des Volkes so groß, daß sie ihn überall umgeben und stören werden. Aber nicht fern von Rom ist ein Garten, in der Nähe von St. Martin; dort rate ich eine gemauerte Kammer zu bauen, in der wir ihn lehren." Damit waren die Meister alle einverstanden, dingten also Maurer und ließen eine steinerne Kammer machen. Dahinein stellten sie des Knaben Bettstatt und schrieben an die Wände ringsherum die Lehren der sieben freien Künste, also daß der Schüler sie allzeit lesen konnte wie in einem Buche. Auch unterwiesen sie ihn mündlich mit großem Fleiße sieben Jahre lang. Und als die sieben Jahre um waren, sprachen die Meister untereinander: „Es wird gut sein, wenn wir unsern Zögling einmal prüfen, was er bei uns gelernt habe," und der Meister Kato riet: „Wenn er schläft, wollen wir unter jeden Fuß seiner Bettstatt ein Epheublatt legen und dann wohl acht haben, was er beim Erwachen thun wird." Diesen Rat fanden alle gut und legten also die Blätter unter die Füße der Bettstatt, in welcher der Prinz schlief. Als er nun erwachte, blickte er auf nach der Decke der Kammer und verwunderte sich bei sich selbst. Wie dies

die Meister sahen, fragten sie ihn: „Herr, warum sehet ihr so über euch nach der Höhe?“ Da sprach der Jüngling: „Das geschieht nicht ohne Grund; entweder hat sich die Decke der Kammer geneigt oder der Boden unter mir hat sich gehoben.“ Als dies die Meister hörten, da sprachen sie untereinander: „Bleibt dieser Jüngling am Leben, so wird sicherlich ein hochgelehrter Meister aus ihm.“

Unterdessen kamen die Weisen des Reichs zu dem Kaiser und sprachen also: „Herr, ihr habet nur einen Sohn und der kann sterben. Darum wäre gut, ihr nähmet wieder ein Weib; denn hättet ihr dreißig Söhne, ihr könntet sie alle zu großen Ehren und großer Gewalt bringen.“ Darauf antwortete der Kaiser: „So suchet mir eine schöne und würdige Jungfrau; dieselbe will ich zum Ehgemahl nehmen.“ Da fuhren sie aus nach allen Ländern der Erde und suchten überall mit Fleiß, und zuletzt fanden sie eine gar schöne und minnigliche Königstochter, dieselbe führten sie dem Kaiser zu. Und diesem gefiel sie so wohl, daß das Leid um seine erste Frau gänzlich von ihm schwand. Also lebten sie lange Zeit bei einander, aber kein Kind wollte ihrer Ehe entsprießen, worüber die Kaiserin in große Betrübnis geriet. Und als sie hörte, daß der Kaiser in der Ferne einen Sohn habe bei sieben weisen Meistern, überlegte sie bei sich selbst, wie sie diesen ums Leben bringen könnte; bekäme sie dann noch Kinder, so würden dieselbigen das Kaisertum erben. Da fügte es sich einmal, daß der Kaiser zu ihr sprach: „Liebste Frau, ich will dir mein ganzes Herz öffnen. Wisse, daß kein Geschöpf unter dem Himmel ist, das ich lieber hätte als dich.“ Da sprach sie: „Herr, ist dem also, so gewähret mir eine kleine Bitte!“ Der Kaiser erwiderte: „Bitte, was du willst! ist es mir möglich, so werde ich es dir erfüllen.“ — „Herr,“ sagte sie, „leider bin ich bis jetzt kinderlos geblieben. Nun habe ich aber erfahren, daß ihr einen Sohn habet, und diesen möcht ich gern wie mein eignes Kind lieben und halten. Darum bitte ich, sendet nach ihm, damit ich an ihm Freude habe, bis Gott mich selbst mit einem Leibeserben segnet.“ Da sprach der Kaiser: „Es sind sieben Jahre verflossen, seit ich ihn zum letzten male sah; du sollst deiner Bitte gewährt sein.“ Und darauf schickte er den Meistern einen Brief, daß sie bei ihrem Leben seinen Sohn zu Pfingsten zu ihm brächten. Als die Meister den Brief des Kaisers gelesen hatten, gingen sie desselben Abends hinaus, die Gestirne zu betrachten, ob es wohl rätlich sei, den Jüngling jetzt heim zu führen. Da sahen sie denn klar und deutlich, daß er um das Leben kommen müsse, wenn sie ihn entließen. Widerum bedachten sie, daß sie selbst ihre Häupter verlieren würden, wenn sie dem Befehle des Kaisers nicht gehorchten, und Meister Kleophas sprach: „Unter zwei Übeln soll man das kleinere wählen; es ist besser, wir sterben alle, als daß der Jüngling sein Leben verliere.“ Indem kam der Prinz aus seiner Kammer und fragte die

Meister, warum sie so betrübt da ständen. Da sprachen sie: „Herr, eures Vaters Bote ist zu uns gekommen mit einem Brief, in dem uns befohlen wird, euch diese Pfingsten heim zu führen. Aber in den Sternen haben wir klar und deutlich gelesen, daß ihr dann bei dem ersten Worte, das aus eurem Munde geht, eines schändlichen Todes sterben müsset.“ Da sprach des Kaisers Sohn: „Ich will selbst die Gestirne sehen.“ Und als er so gethan hatte, erkannte er, daß die Meister in allen Dingen die Wahrheit gesagt hätten. Darauf las er noch einmal in den Sternen mit großem Fleiß und sah an einem kleinen Stern, wenn er sieben Tage lang kein Wort spräche, so würde er sein Leben behalten; dennoch werde man ihn alle Tage zum Galgen hinausführen, um ihn zu hängen, aber mit großer Arbeit werde er vom Tode erlöst werden. Da rief er seine Meister herbei und sagte ihnen das und sprach: „Sehet, euer jeglichem ist es ein kleines, mich einen Tag vor dem Tode zu beschirmen; am achten Tage aber darf ich reden, dann will ich euch und mir das Leben erhalten.“ Da sprachen die Meister einmütiglich: „Gelobt sei Gott, daß unser Jünger uns alle mit seiner Weisheit übertrifft!“ und gelobten mit Freuden, ein jeder von ihnen wolle ihm sein Leben einen Tag fristen. Darauf kleideten sie den Jüngling in Purpur und köstliche Gewänder, saßen auf und ritten mit großem Gefolge zum Kaiser.

Als nun der Kaiser vernahm, daß sein Sohn zu ihm auf dem Wege war, ritt er ihm mit großer Pracht, begleitet von Fürsten und Herren, entgegen. Und da ihn die Meister von weiten kommen sahen, nahmen sie von ihrem Jünger freundlichen Abschied und ritten in eine nahe Stadt. Nun gelangte der Kaiser zu seinem Sohn und umarmte und küßte ihn herzlich, indem er sprach: „Mein allerliebster Sohn, wie steht es um dich? ich habe dich so lange Zeit nicht gesehen.“ Der Sohn neigte sein Haupt, gab aber dem Vater keine Antwort. Den Kaiser wunderte das sehr, doch dachte er: Vielleicht haben seine Meister ihn geheißen nicht zu reden, wenn er reitet. Als sie nun vor den Palast kamen, sprangen sie von den Pferden, und der Kaiser nahm seinen Sohn bei der Hand, führte ihn hinein, setzte ihn neben sich, blickte ihn liebreich an und sprach zu ihm: „Lieber Sohn, wie gefallen dir deine Meister?“ Der Sohn aber neigte das Haupt und gab keine Antwort. Da wunderte sich der Kaiser über alle Maßen und sprach wiederum: „Nun sage mir, mein Sohn, was soll das heißen und was ist der Grund, daß du nicht mit mir reden willst?“ Aber Diokletianus seufzete und erwiderte nichts.

Da nun die Kaiserin hörte, daß der Sohn des Kaisers gekommen war und nicht reden wollte, da ward sie von Herzen froh, schmückte sich, so schön sie vermochte, und ging mit ihren Frauen und Jungfrauen aus ihrem Gemach. Der Kaiser, da er sie kommen sah, ging ihr entgegen und hieß sie sich zu seinem Sohne setzen. Da sprach sie: „Herr, ist dies euer Sohn, der bei den

sieben Meistern erzogen ward?" — „Ja," erwiderte der Kaiser, „er ist mein Sohn, er redet aber nicht." Da sprach die Frau: „Herr, überlasset ihn mir! und hat er jemals geredet, so geb ich ihm die Sprache wieder." Dem Kaiser gefiel das wohl, und so nahm sie den Jüngling bei der Hand und wollte ihn mit sich ziehen. „Geh mit ihr!" sprach der Kaiser. Da neigte der Sohn sein Haupt vor ihm, als wollt er sagen: „Ich bin bereit dir gehorsam zu sein in allen Dingen." Also führte ihn die Kaiserin in ihre Kammer, befahl allen anderen hinauszugehen, und sprach dann zu ihm: „Mein Allerliebster! ich habe gar viel gehört von deiner Schönheit, die ich jetzt mit Entzücken wirklich sehe. O süßer Diokletian! ich sage dir unverhohlen, daß ich dir von Herzen gut bin. Darum wollen wir lieblich mit einander kosen." Der Jüngling gab ihr keine Antwort. Da sprach sie: „O du Lieber! rede doch mit mir. Sieh! ich liebe dich zärtlich; und wenn du mich abweisest, so muß ich sterben." Mit diesen Worten fiel sie ihm um den Hals und wollte ihn küssen. Er aber kehrte sein Antlitz von ihr und entzog sich ihren Armen. Da sprach die Kaiserin: „O du Heißgeliebter! willst du nicht mit mir reden, so nimm hier Tinte und Papier und schreib mir, ob du meine Liebe erwidern willst!" Und der Kaiserssohn nahm, und schrieb folgendes: „Davor bewahre mich der allmächtige Gott, daß ich den Garten meines Herrn und Vaters so freventlich zerstöre. Wenn ich dies thäte, so würde meine Seele ewig verdammt sein. Darum werde ich nimmermehr den Zorn Gottes und den Fluch meines Vaters auf mich laden durch solche Sünde. Ihr aber lasset ab, mich zu so ungeheurer Schande zu reizen!" Als dies die Kaiserin gelesen hatte, zerzerrte sie das Papier mit den Zähnen, zerriß ihr Gewand von oben bis unten, zerkratzte ihr Antlitz mit den Nägeln, daß es mit Blut übergossen ward, warf ihr Gewand von sich und schrie mit lauter Stimme um Hilfe. Auf ihr Geschrei lief der Kaiser und Fürsten und Herren in das Gemach und rief: „Sage mir, du gute Frau, was fehlt dir?" — „O Herr," sprach die Falsche weinend, „dieser Mensch ist nicht euer Sohn, er ist ein Teufel. Wisset! er wollte mich zu Sünde und Schande verlocken. Und da ich auf alle seine nichtswürdigen Anerbietungen schwieg und mich seinen Armen entriß, ward er wütend und richtete mich so zu, wie ihr mich hier sehet." So sprach das verruchte Weib und gebärdete sich gar übel. Als dies der Kaiser sah und hörte, ward er sehr zornig und gebot seinen Knechten, den Verräter augenblicks zum Galgen zu führen und zu henken.

Aber die Fürsten und Herren sprachen zu dem Kaiser: „Herr, ihr habet nur Einen Sohn; darum ist nicht gut, daß man ihn so jählings töte. Soll er aber sterben, so geschehe es nach dem Gesetz; damit man nicht spreche: der Kaiser hat seinen einzigen Sohn im Zorn und ohne Recht getötet." Da ließ ihn der Kaiser gefangen legen die Nacht bis zum andern Morgen, um ihn alsdann vor Gericht zu stellen und hinrichten zu lassen. Als die Kaiserin dies hörte, daß der Jüngling nicht getötet werde, weinte sie gar bitterlich und

wollte von niemand Trost annehmen. Und als die Nacht hin war, ging der Kaiser in die Kammer und fand sein Weib in Thränen. Da sprach er zu ihr: „Liebe Frau, warum gehabst du dich so übel?“ Sie antwortete: „Wisset ihr nicht, was mir euer Sohn angethan hat? Ihr sagtet doch, er solle sterben! Das habt ihr nicht erfüllt, denn er lebet noch.“ — „Frau,“ sprach der Kaiser, „morgen wird er nach dem Gesetz getötet. Das ziemt mir und dir besser als Hast und Übereilung.“ Sie versetzte: „O Herr, habet acht, daß euch nicht mit ihm geschieht, wie es vor Zeiten Einem geschah mit einem großen alten Baum und mit einem kleinen jungen Bäumlein!“ — „Ich bitte dich,“ sprach der Kaiser, „mir dies Gleichnis zu erzählen.“ — „Das thue ich gar gern!“ sagte sie, und damit hub sie an zu reden und sprach wie folgt.

Das erste Beispiel der Kaiserin.

„Es war einmal ein Bürger in der Stadt Rom, der hatte einen schönen Garten, und in demselben stand ein gar edler Baum, der alle Jahre Früchte trug. Diese Früchte hatten auch die Kraft, daß ein jeder Kranke, der davon aß, ausgenommen ein Aussätziger, gesund ward und genas. Nun begab es sich eines Tags, daß der Bürger in den Garten ging und den Baum beschaute. Da sah er unter demselben ein junges Bäumlein und rief dem Gärtner und sprach zu ihm: „Mein Lieber, versorge mir dieses Bäumchen mit besonderem Fleiß; denn ich hoffe, es werde mehr Nutzen und bessere Früchte von ihm zu erwarten sein als von dem alten Baume.“ Der Gärtner sprach: „Herr, das soll geschehn! ich will es pflegen, so gut ich vermag.“ Nicht lange darnach ging der Bürger abermals in den Garten, betrachtete das Bäumlein und rief dem Gärtner und sprach: „Mein Lieber, mich dünkt, das Bäumchen nehme nicht so zu, wie es sollte.“ Da antwortete der Gärtner: „Herr, das ist kein Wunder; denn der alte Baum ist lang, hoch und breit von Ästen, also daß die Luft das kleine Bäumlein nicht nach Notdurft berühren kann.“ — „So haue die Äste ab,“ sprach der Bürger, „daß die Luft zu dem kleinen Baume gelangen mag.“ Dies geschah, und also ward der edle Baum aller seiner Zierde beraubt. Nun stund es einige Zeit an, daß der Bürger wiederum in den Garten gehen wollte, den Baum zu beschauen. Da sah er, daß das Bäumlein nicht zum besten gediehen war, rief also wieder den Gärtner und sprach zu ihm: „Warum wächst denn dieser Baum gar nicht so, wie ich gern sähe?“ Der Gärtner antwortete: „Herr, die Höhe des alten Baumes hindert die Sonne und den Regen, wovon das Bäumlein wachsen sollte.“ Da sprach wiederum der Bürger: „Ist dem also, so haue nur den alten Baum ab.“ Der Gärtner that, wie ihm geheißen ward, und hackte den Baum ab. Und als dies geschehen war, da verdarb das junge Bäumlein gänzlich und trug

keine Früchte. Aber die Armen und Kranken, die das vernahmen, verfluchten alle, die dazu geholfen und geraten hatten."

Also erzählte die Kaiserin; dann sprach sie: „Herr, habt ihr wohl aufgemerkt, was ich euch gesagt habe?" — „Ja," sprach der Kaiser. Da fuhr die Kaiserin fort: „So will ich es euch auch auslegen. Wisset, der große, alte, edle Baum seid ihr selbst, die Hilfe der Armen und Kranken. Aber das junge Bäumlein unter dem alten, das ist euer verfluchter Sohn, der sich allzeit befleißt, die Äste eurer Gewalt abzuhauen, damit er selbst Luft habe; das heißt: weltlichen Ruhm und Glanz. Um deswillen wird er eure kaiserliche Person aus dem Wege räumen, damit Macht und Regiment in seine Hände gelange. Und wenn dies geschieht, so trifft der Fluch der armen Leute alle die, welche euren Sohn wohl hätten verderben können, und es doch nicht gethan haben. Darum rate ich euch: tötet euren Sohn, solang ihr noch selbst die Gewalt habet, auf daß ihr nicht den Fluch der Armen so jämmerlich auf euch ladet." Da sprach der Kaiser: „Du hast mir einen guten Rat gegeben, dem ich folgen will. Mein Sohn soll morgen sicher getötet werden eines schmachvollen Todes." —

Am nächsten Morgen saß der Kaiser selbst zu Gericht und gebot seinen Knechten, seinen Sohn zum Galgen zu führen und zu hängen beim Schalle des Heerhorns. Als sie ihn nun durch die Stadt führten, da erhob sich ein lautes Wehklagen unter dem Volk, ein jeder schrie ach und weh, daß man den einzigen Sohn des Kaisers zum Tode schleppte. Da kam dem Zuge der erste weise Meister, Bancillas genannt, entgegen geritten. Als den des Kaisers Sohn sah, neigte er sein Haupt vor ihm, als ob er spräche: „Gedenke mein, wenn du vor das Angesicht meines Vaters kommst!" Da sprach der Meister zu den Henkersknechten: „Meine lieben Gesellen! eilet nicht so sehr; denn ich getraue mich mit Gottes Hilfe ihn heute vom Tode zu erlösen." Und das ganze Volk rief: „O du guter Meister, eile schnell in den Palast und errette deinen Jünger!" Da trieb der Meister sein Pferd an und ritt eiligst nach dem Palast. Dort kniete er vor dem Kaiser nieder und grüßte ihn. Aber der Kaiser sprach: „Nimmer werde dir Heil!" Der Meister antwortete: „Gnädiger Herr, ich habe einen andern Gruß von euch verdient." Da rief der Kaiser zornig: „Du lügst! habe ich nicht dir und deinen Genossen meinen Sohn empfohlen, auf daß ihr ihn in allem Guten unterwieset? und nun ist er stumm geworden, und was noch viel schlimmer ist, er wollte mein Weib zur Sünde verführen. Darum muß er heute sterben und ihr alle mit ihm!" Da sprach der Meister: „Gnädiger Herr, ihr saget, euer Sohn sei stumm. Doch Gott weiß, daß er die Zeit über, die er in unsrer Gesellschaft gewesen, wohl reden konnte. Warum er jetzt nicht redet, das erkennt Gott allein, den niemand betrügen kann. Wenn ihr saget, er habe euer Weib verführen wollen, so sage ich euch: wahrlich, dem ist nicht so. Denn so lange er in unsrer Pflege war, haben wir nie etwas Unlauteres an ihm wahrge-

nommen. Darum sage ich euch: wenn ihr euren Sohn tötet auf die Rede eures Weibes hin, so wird euch noch viel übler geschehen, als dem Ritter geschah, der seinen guten und treuen Hund tötete seines Weibes wegen, obgleich ihm der Hund sein Kind vom Tode errettet hatte.“ Da sprach der Kaiser: „Erzähle mir das Gleichnis!“ — „Nein, Herr,“ versetzte der Meister, „das thue ich nicht; denn während ich spräche, würde euer Sohn gehängt werden. Und wozu sollten denn meine Worte dienen? Wollet ihr aber mein Beispiel hören, so schaffet euren Sohn wieder zurück und laßt ihn ins Gefängnis legen. Will euch dann nicht einleuchten, was ich gesagt, so möget ihr ihn nach eurem Willen töten oder leben lassen.“ Da gebot der Kaiser, seinen Sohn wieder zurückzubringen und ins Gefängnis zu werfen. Und als dies geschehen, hub der Meister an zu erzählen, wie unten geschrieben steht.

Des ersten Meisters Bancillas Beispiel.

„Es war ein Ritter, der hatte wie ihr nur Einen Sohn; diesen liebte er so sehr, daß er ihm drei Wärterinnen zugab, die seiner pflegen sollten: die eine trug ihn, die andere säuberte ihn, die dritte sang ihn in Schlaf. Außerdem hatte der Ritter noch zwei Geschöpfe, die er sehr liebte, nämlich einen grünen Falken und einen gar guten Hund. Derselbe Hund hatte die Eigenschaft, daß er, wenn sein Herr in den Streit ritt und es sollte ihm wohl gelingen, vor dem Roß drei oder vier Sprünge that; sollte es ihm aber übel gehen, so biß der Hund in den Schweif des Rosses und schrie und heulte entsetzlich. Den Falken aber liebte der Ritter deshalb, weil er, wenn er ausritt zu beizen, ihm jedesmal etwas fing, so daß er niemals mit leeren Händen heimkehrte. Am Stechen und Turnieren hatte der Ritter seine Lust. So berief er denn eines Tages eine festliche Versammlung nach seinem Schloß, wozu auch eine Menge vornehmer Leute kamen. Der Ritter aber wappnete sich und ritt mit zu dem Spiel. Darauf ging auch seine Ehefrau dahin und sein ganzes Gesinde; ja sogar die drei Wärterinnen, die des Kindes pflegen sollten, gingen dahin und ließen das Kind allein in der Wiege liegen. Also blieb niemand in der Burg als das Kind, der Hund und der Falke, welcher auf seiner Stange saß.

Nun lag in der Burg eine Schlange in einem Loch verborgen, was niemand wußte, und als die Schlange merkte, daß niemand mehr im Schloß war, steckte sie den Kopf aus dem Loche und sah nur das Kind in der Wiege. Da schlüpfte sie heraus auf das Kind los, um es zu töten. Als dies der Falke erblickte, sah er sich nach dem Hunde um, und da er gewahrte, daß der schlief, begann er sich heftig auf seiner Stange zu schwingen, schlug mit den Fittichen und schrie, recht als ob er sagen wollte: „Hund, steh auf und komm dem Kind zu Hilfe gegen die unreine Schlange!“ Von diesem Getön erwachte der Hund, sah die Schlange nach der Wiege schleichen, sprang auf

den Wurm los in hellem Zorn und hub an mit ihm zu streiten. Nun war die Schlange gar ungeheuer groß und wollte nicht davon ablassen, das Kind zu töten. Aber der gute und getreue Hund duldete das nicht, lieber wollte er selbst darum sterben. Während sie also mit einander grimmig stritten, biß die Schlange den Hund so heftig, daß er eine große Menge Blutes vergoß und der Boden rings um die Wiege ganz blutig ward. Als der Hund empfand, daß er schwer verwundet war, fuhr er so ungestüm gegen die Schlange, daß sie die Wiege umwarfen. Da aber die Wiege vier Bänder hatte, so konnte das Antlitz des Kindes den Boden nicht berühren, also daß ihm kein Leid geschah. Endlich gelang es dem treuen Hunde, die Schlange zu überwinden und zu töten, worauf er sich an die Mauer legte und seine Wunden leckte.

Unterdessen war das Turnier zu Ende gegangen. Da kamen des Kindes Wärterinnen zuerst herein gelaufen und sahen, daß die Wiege umgeworfen und die Erde und der Hund blutig waren. Da sprachen sie zu einander: „O weh, der Hund hat das Kind getötet!" und waren nicht so klug, die Wiege aufzuheben, um zu erkunden, wie groß der Schaden wäre. Darauf sprachen sie untereinander: „Laßt uns fliehen, damit uns unser Herr die Schuld nicht zuschreibe und uns töte." Und als sie so über den Hof flohen, begegnete ihnen die Frau des Ritters und fragte, wo sie so eilig hin wollten. Da sprachen sie: „O weh, Frau! weh euch und uns, denn euer Hund, den der Herr so sehr lieb gehabt, der hat euer Kind, das uns anvertraut war, tot gebissen, und des Kindes Blut fließt allenthalben um die Wiege auf dem Boden herum." Wie dies die Mutter des Kindes hörte, fiel sie zur Erde nieder und schrie voll Verzweiflung: „Weh mir Armen! was soll ich nun noch leben, da ich meines einzigen lieben Sohnes beraubt bin!" Während sie solche Klagen ausstieß, kam ihr Mann von dem Turnier zurück geritten und fragte die Frau, warum sie so jammerte. Da sagte sie ihm, wie ihr gesagt worden war. Darob betrübte sich der Ritter recht von Herzen, sprang vom Roß und ging in den Palast, wo der Hund lag. Als nun das getreue Tier seinen Herrn erblickte, erhob es sich trotz seiner Wunden, so gut es vermochte, um nach seiner Gewohnheit seinen Herrn mit Gebärden zu begrüßen. Aber der Ritter zog das Schwert und schlug seinem treuen Hunde das Haupt ab. Dann eilte er zu der Wiege, hob sie auf und fand sein Kind gesund und unbeschädigt; bei der Wiege aber lag die große Schlange tot und ganz zerbissen. Da erkannte er sofort, daß der Hund den Wurm getötet und das Kind in der Wiege vom Tod errettet hatte. Und der Mann schrie laut, weinte und sprach: „O weh und immer weh! auf die Rede meines Weibes hin habe ich meinen guten Hund getötet, der meinem Kind das Leben vor der Schlange bewahrt hat. Das will ich büßen mein lebenlang. Alsbald zerbrach er sein Schwert in drei Stücke, that eine Wallfahrt zum heiligen Grabe, diente Gott, entsagte aller Üppigkeit der Welt und blieb bis zu seinem Tode ein frommer Einsiedler."

Nachdem der Meister Bancillas so erzählt hatte, sprach er zum Kaiser: „Herr, habet ihr verstanden, was ich euch gesagt habe?" — „Ja wohl," sagte der Kaiser. Da sprach der Meister: „Nun, so sage ich euch in Wahrheit: werdet ihr euren Sohn auf die Rede eures Weibes hin töten, so geschieht euch noch weit schlimmer als diesem Ritter mit dem Hunde geschehen ist." Da versetzte der Kaiser: „Du hast mir ein gar schönes Gleichnis erzählt. Darum soll mein Sohn heute nicht sterben." — „Daran thut ihr weislich," sprach Bancillas, „und ich danke euer Gnaden von ganzem Herzen dafür." Und damit befahl er ihn in den Schutz Gottes und schied von dannen. —

Als nun die Kaiserin hörte, daß Diokletianus nicht tot war, da fing sie an bitterlich zu weinen und wollte ihr Haupt nicht erheben vor großem Leide. Wie das der Kaiser vernahm, ging er zu ihr in die Kammer und sprach: „Nun sage mir, gute Frau, warum bist du so sehr betrübt?" Da antwortete sie: „Herr, denkt ihr nicht daran, welche Schmach ich von eurem verfluchten Sohne erlitten habe und wie ihr mir verhießet, er müsse sterben? Und dennoch lebet er noch! So hütet euch nur, daß euch mit ihm nicht geschieht, wie vor Zeiten einem Könige mit einem wilden Eber geschah, wovon die Geschichte noch jetzt allen wohl bekannt ist!" — „Liebe Frau," sprach der Kaiser, „erzähle mir die Geschichte!" Da sagte sie: „Ach Herr, wozu ist das nütz? ich erzählte euch gestern auch eine, an die ihr euch ja nicht gekehrt habet. Dennoch will ich sie euch nicht verschweigen; denn wenn ihr sie wohl bedenket, so werdet ihr großen Nutzen davon ziehen." Also hub sie an zu erzählen, wie folgt.

Das zweite Beispiel der Kaiserin.

„Ein Kaiser hatte einen Wald, in welchem ein wilder Eber hauste. Dieser war so bös, daß er alle die tötete, die in den Wald gingen. Darüber war der Kaiser gar betrübt und verdrießlich und ließ durch alle Lande verkünden: wer den Eber tötete, dem wollte er seine Tochter zur Ehe geben und dazu sein ganzes Reich, wenn er selbst mit Tode abginge. Und als dies überall ausgerufen war, wollte sich niemand finden, ein solches Wagestück zu unternehmen. Es lebte aber damals ein Bauer, der war Schafhirt und dachte bei sich selbst: „Gelänge es mir, den Eber zu töten, so würde ich mit meiner ganzen Freundschaft erhöht und gefördert." Also nahm er seinen Hirtenstab und ging in den Wald. Sobald ihn aber der Eber sah, lief er ihn wütend an. Und der Hirte stieg in großer Besorgnis auf einen Baum. Da begann der Eber den Baum unten zu zernagen und wühlte die Erde rings umher auf, also daß der Hirt fürchtete, daß der Baum mit ihm umstürzen werde. Nun hingen oben viele Früchte, diese brach der Hirt und warf sie dem Eber hinunter, welcher sie gierig verschlang, bis er ganz satt war und sich auf die Erde legte. Wie der Hirt das sah, stieg er gar sacht herab, hielt sich aber

mit der einen Hand an einem Aste fest, um sich sogleich wieder hinaufschwingen zu können, wenn der Eber ihn angreifen sollte; und dabei kraute er das Tier mit der andern Hand leise hinter den Ohren, bis es eingeschlafen war. Als er dies bemerkte, zog er sein Messer heraus und erstach den Eber. Darauf nahm er des Kaisers Tochter zur Frau und ward nach dem Tode seines Schwiegervaters selbst Kaiser über das ganze Reich."

Als die Kaiserin so erzählt hatte, sprach sie: „Herr, habet ihr auf mein Beispiel gemerkt?" — „Ja wohl," sprach der Kaiser. Da fuhr sie fort: „So will ich es euch auslegen! Der starke Eber bedeutet eure Macht, gegen die niemand etwas vermag; der Hirt aber ist euer Sohn, der mit Hinterlist euch betrügen will, gleich wie der Hirt den Eber kraut und einschläfert, um ihn dann sicher zu töten und endlich selbst Kaiser zu werden." — Da sprach der Kaiser: „Verlaß dich darauf, mein Sohn soll nicht mit mir verfahren wie der Hirt mit dem Eber. Heute muß er sterben." —

Also gebot der Kaiser, daß man seinen Sohn wieder zum Galgen führen sollte, was auch geschah. Da entstand abermals ein großes Geschrei von allem Volk: „O sehet! Der einzige Sohn des Kaisers wird zum Tode geführt!" Da begegnete dem Zuge der zweite Meister Lentulus. Der kam auf seinem Rößlein geritten und sprach zu denen, die seinen Jünger führten: „Liebe Freunde, eilet nicht so sehr! Denn ich hoffe mit Gottes Hilfe diesen vom Tode zu erlösen." Da neigte Diokletianus sein Haupt gegen den Meister, als wollte er sagen: „Gedenke mein um der Gerechtigkeit willen!" Und der Meister trieb sein Pferd zu schnellerem Lauf, kam in den Palast, knieete vor dem Kaiser nieder und grüßte ihn. Aber der Kaiser sprach: „Nimmer widerfahre dir Heil!" Darauf antwortete der Meister: „Herr, ich meinte eine Gabe von euch zu empfangen; und dies hätte ich wohl mehr verdient, als solchen Fluch von euch zu hören." — „Wie?" rief der Kaiser, „soll ich dir auch noch Lohn dafür geben, daß du mir einen stummen und verbrecherischen Sohn gebracht hast? Nein, wahrlich er muß sterben und ihr alle mit ihm." Der Meister sprach: „Gnädiger Herr, ob euer Sohn wirklich stumm ist, wie ihr saget, das weiß Gott allein. Aber das weiß ich: er wird nicht schweigen, wenn seine Zeit kommt, und dann wird er die Wahrheit sprechen, daß ihr euch wundern sollt. Wenn ihr aber saget, er habe euer Weib bethören wollen, so ist das eine Unwahrheit. Bedenket wohl, daß jene Frau nicht die ist, welche ihn einst unter ihrem Herzen trug! Und laßt euch eines sagen! Wenn ihr euren Sohn auf eures Weib Wort hin tötet, so geschieht euch noch übler, als einem Ritter ehemals geschah, der durch die Schuld seines Weibes unverdient an den Pranger gestellt ward." Da sprach der Kaiser: „Sage mir, wie das geschah!" Doch der Meister versetzte: „Ich sage es euch nur, wenn ihr euren Sohn vom Galgen zurückrufen lasset. Denn ehe ich meine Geschichte beendete, möchte er bereits getötet sein. Und was trüge dann meine Rede für Nutzen? Aber wahrlich! ihr möchtet wohl eine gute Lehre daraus nehmen, denn es ist

ein gar schönes Gleichnis. Da ließ der Kaiser seinen Sohn zurückführen und in den Kerker legen, worauf der Meister zu reden anhub, wie unten geschrieben steht.

Des zweiten Meisters Lentulus Beispiel.

„Vor langer Zeit lebte in einer Stadt ein alter Ritter, der hatte ein junges Weib, wie ihr auch habet. Und die hatte er so über die Maßen lieb, daß er jede Nacht selbst die Thür des Hauses verschloß und die Schlüssel unter sein Kopfkissen legte. In derselben Stadt war ein Gesetz: wer, nachdem man zu einer bestimmten Stunde der Nacht die Glocken geläutet hatte, auf der Straße ergriffen ward, der mußte die Nacht über in einem Turm liegen, und des Morgens stellte man ihn an den Pranger. Weil nun der Ritter alt war, gewann sein Weib einen anderen lieb, und jede Nacht, wenn der Ritter eingeschlafen war, stand sie auf, nahm die Schlüssel und schlich sich fort; wenn es sie an der Zeit däuchte, ging sie ganz leise wieder zu ihrem Manne. Nun fügte es sich in einer Nacht, daß sie wieder einmal hinausgeschlichen war; da erwachte der Ritter und vermißte sein Weib, stund deshalb auf und ging zu der Thür des Hauses, die er unverschlossen fand. Dies nahm ihn sehr wunder; er verschloß die Thür sorgfältig, ging in das Sommerhaus hinauf und legte sich in ein Fenster, von wo aus er die ganze Straße übersehen konnte. Als aber der Hahn zum dritten male gekräht hatte, kam sein Weib zurück und fand die Thür verschlossen. Darüber erschrak sie heftig, doch faßte sie sich ein Herz und klopfte an. Da sprach der Ritter: „O du böses Weib, jetzt habe ich dich ertappt und verstehe nun wohl, daß du schon oft mein Haus verlassen und die Ehe gebrochen hast. Wahrlich, du mußt draußen bleiben, bis man die Glocken läutet, damit dich die Wächter finden und an den Pranger stellen." — „Lieber Herr," sprach die Frau, „warum zeiht ihr mich solcher Dinge? ich will euch sicherlich die Wahrheit sagen. Als ich schlief, da kam ein Knabe von meiner Mutter und sagte, ich solle sogleich zu ihr kommen, denn sie liege in den letzten Zügen. Ich aber wollte euch nicht wecken und ging ganz still heraus, um meine Mutter zu besuchen. Nun hab ich sie daheim in schwerer Krankheit liegen lassen und mich beeilt zu euch zurück zu kehren, um euch nicht zu erzürnen. Darum thuet mir um Gottes willen auf, eh man die Glocken läutet." Doch der Ritter sprach: „Du mußt draußen bleiben, bis die Wächter dich finden: das wird dir und allen deinen Freunden eine große Schande." Da bat die Frau: „Um Himmelswillen, laßt mich hinein und erspart mir die Schmach!" Aber wieder sprach der Ritter: „Du thörichte Frau, gedenke daran, wie oft du mich betrogen hast! es ist dir viel besser, du büßest hier auf Erden deine Sünde, als in der Hölle." Noch einmal versuchte die Frau ihn zu bewegen und rief: „Ich bitte euch bei dem, der für

uns am Kreuze hing, erbarmt euch über mich und lasset mich ein!“ Doch der Ritter blieb fest. — „Du redest umsonst,“ sprach er, „ich sage dir in Wahrheit: du mußt draußen bleiben, bis man die Glocken läutet. Das soll der Lohn deiner Untreue sein.“ Als die Frau dies hörte, sagte sie: „Nun wohl! ihr wisset, daß hier bei der Hausthür ein tiefer Brunnen ist. Lasset ihr mich nicht ein, so will ich mich in diesem ertränken. Das ist mir viel lieber als morgen am Pranger zu stehen.“ Der Ritter sprach: „Wollte Gott, du wärest längst ertrunken, eh du so schwere Sünde auf dich ludest!“ Während sie also redeten, ging des Mondes Schein hinweg. Da sprach die Frau: „Wohlan, so befehle ich meine Seele Gott. Ich bitte euch nur, sorget für ein christliches Begräbnis!“ Nach diesen Worten ging sie zu dem Brunnen; dort lag ein gar großer Stein, wie sie gewöhnlich neben Brunnen liegen; denselben nahm sie mit beiden Händen, indem sie sprach: „Jetzt will ich mich selbst ertränken.“ Und damit warf sie den Stein in den Brunnen, daß es einen dumpfen Schall gab. Dies hörte der Ritter und meinte nicht anders, als daß sein Weib sich in den Brunnen gestürzt habe. Da rief er: „Ach, ich armer Mann! meine Frau ist ertrunken!“ und damit lief er hinab an den Brunnen. Die Frau aber stand neben der Thür, daß der Ritter sie nicht sehen konnte, und als er herauskam, da schlüpfte sie geschwind hinein und verschloß die Thür mit allem Fleiß. Dann ging sie hinauf in das Sommerhaus, legte sich in ein Fenster und lauschte von dort, wie sich ihr Mann benehmen würde. Dieser stand eine Weile bei dem Brunnen, fing bitterlich an zu weinen und sprach: „Ach und weh! verflucht sei die Stunde, wo ich die Thür vor ihr verschloß!“ Als das die Frau vernahm, lachte sie heimlich und ergötzte sich sehr daran; hierauf hub sie an zu sprechen: „O du schlechter Mann! warum stehst du zu dieser Zeit dort draußen? genügt dir meine Liebe nicht, daß du dich heimlich von mir fortstiehlst?“ Wie der Ritter die Stimme seiner Frau erhörte, ward er von Herzen froh und sprach: „Gelobt sei der allmächtige Gott, daß du noch lebst! Aber, du gute Frau, du Hälfte meiner Seele, warum machst du mir so ungerechte Vorwürfe? Ich wollte dich ja strafen, dadurch daß ich die Thür verschloß. Da ich aber den Schall im Brunnen vernahm, meinte ich, du seiest hinein gefallen, und lief herab, um dir zu Hilfe zu kommen.“ Da sprach die ruchlose Frau: „Gott weiß, daß du mich gescholten hast wegen unbegangener Sünden. Aber es ist wohl wahr, wenn man sagt: Was ich selber thu, trau ich andern zu. So legst du mir jetzt Schändlichkeiten zur Last, die du selber begingst. Dafür sollst du nun auch draußen bleiben, bis die Wächter dich finden und an den Pranger schleppen.“ Der gute Ritter sprach: „Ich bin ein alter Mann und dachte einen ehrlichen Namen mit ins Grab zu nehmen. Würde ich morgen an den Pranger gestellt, das wäre dir und mir eine tiefe Schmach. Darum laß mich um Gottes willen hinein.“ — „Deine Worte sind vergebens,“ erwiderte das Weib, „es ist besser du büßest deine Frevel hier auf Erden als in der Hölle.

Gedenke dran, wie der weise Mann gesprochen hat: es sind dreierlei Leute, die Gott mißfallen: ein Armer, der hoffärtig ist, ein Reicher, der lügt, und ein Greis, der ein Narr ist. Und du bist ein Lügner und Narr zugleich, darum preise die Gnade Gottes, daß du schon hier büßen darfst, auf daß du nicht ewiglich verdammt werdest.“ — „Frau,“ bat der Ritter, „der liebe Gott ist barmherzig. Darum legt er dem Sünder keine härtere Buße auf, als er verdient. Also erbarme auch du dich und laß mich hinein; ich will ja gern alles leiden, was du mir auferlegst.“ — „Ei,“ höhnte das teuflische Weib, „bist du ein Prediger geworden? Verlaß dich darauf, du mußt draußen bleiben, bis du nach dem Gesetz bestraft bist.“ In diesem Augenblick begann man die Glocken zu läuten. Da rief der Ritter: „O Frau, hörst du nicht? man läutet die Glocken!“ Aber sie spottete der Angst des ehrwürdigen Greises, und nun kamen die Wächter und fanden den Ritter auf der Straße stehen wider das Gesetz. Da rief ihnen die Frau also zu: „Ach ihr guten Wächter, kommt mir zu Hilfe! Ihr wißt, ich bin aus ehrbarem Geschlecht, und dieser Bösewicht schleicht sich jede Nacht hinaus, um sich in übler Gesellschaft herum zu treiben. Dennoch wollte ich seine Schlechtigkeit nicht offenbaren und schwieg geduldig. Aber auch das wollte nichts helfen. Darum bitte ich euch nun um Gottes willen, nehmt ihn fest als einen Verbrecher und vollziehet an ihm das Gesetz!“ Da ergriffen die Wächter den alten ehrbaren Ritter, warfen ihn ins Gefängnis und stellten ihn am nächsten Morgen an den Pranger.“

So erzählte der Meister Lentulus, dann sprach er: „Herr habt ihr wohl gehört, was ich euch gesagt habe?“ — „Ja wohl,“ sagte der Kaiser. „Nun,“ fuhr der Meister fort, „so will ich euch in Wahrheit sagen: tötet ihr euern Sohn auf die Rede eures Weibes hin, so geschieht euch viel schlimmer als diesem Ritter.“ — „Fürwahr,“ versetzte der Kaiser, „das war freilich ein gar schändliches Weib. Mein Sohn soll heute nicht sterben.“ Da dankte der Meister dem Kaiser und sprach: „Diesen Entschluß werdet ihr später segnen. Lebet wohl, und möge euch Gott behüten!“ Damit schied er aus dem Palaste. —

Wie nun die Kaiserin hörte, der Sohn des Kaisers sei noch nicht tot, da ging sie in ihre Kammer, weinte heftig, zerriß ihre Kleider und schrie mit lauter Stimme: „Wehe mir, daß meines Vaters Kind solche Schmach erdulden muß! wehe, daß die Frevelthat ungerächt bleibt!“ Als der Kaiser dies vernahm, ging er zu ihr und sprach: „Liebste Frau, sage mir, warum bist du so traurig? Wenn du mich liebst, so thue nicht also!“ Da sprach sie: „Hätt ich euch nicht so sehr lieb, so achtete ich wenig diese Schmach. Aber gerade die große Liebe meines Herzens zu euch macht mich betrübt. Gott sei Dank, daß mein Vater mir große Reichtümer zu schenken vermag, wenn es auch mit euch übel ausschlagen wird.“ — „Das verhüte Gott,“ sprach der Kaiser, „daß es mir schlimm ergehen sollte. Schlage dir dies aus dem Sinn! so lange ich lebe, soll es dir an nichts mangeln.“ Da sagte die Kaiserin: „Gott

verleihe euch ein langes Leben! Ich fürchte nur, es ergeht euch wie einst dem Ritter, der seinen Sohn so liebte, daß er sich selbst das Haupt abschlagen ließ, um seinen Sohn vor Schanden zu bewahren." Der Kaiser sprach: „Liebe Frau, wie geschah dies?" Da hub die Kaiserin an folgendermaßen zu erzählen.

Das dritte Beispiel der Kaiserin.

„Zu Rom lebte vor Zeiten ein gar hoffärtiger Ritter, der hatte einen Sohn und zwei Töchter. Seine größte Lust aber bestand in Stechen und Turnieren, also daß er alle seine Habe vergeudete in weltlichen Händeln. Nun war damals zu Rom ein Kaiser, mit Namen Oktavianus, der jedermann an Reichtum übertraf, denn er hatte soviel Gold, daß er damit einen großen Turm füllen ließ. Darüber setzte er einen Ritter als Hüter. Da nun jener hoffärtige Ritter durch seine Verschwendung so arm geworden war, daß er daran dachte sein ganzes Erbe zu verkaufen, berief er seinen Sohn zu sich und sprach: „Mein lieber Sohn, du mußt wissen, daß ich völlig verarmt bin. Wenn ich nun mein ganzes Erbgut verkaufe, so bist du mit deinen Schwestern von allem entblößt. Ich weiß aber einen guten Rat: der Kaiser hat einen Turm voll Goldes; zu diesem wollen wir heute nacht gehen, ein Loch hinein brechen und soviel Gold herausnehmen, als wir bedürfen." Da sprach der Sohn: „Vater, dein Rat ist gut. Es ist besser wir nehmen von dem Schatze des Kaisers, der ja an allem Überfluß hat, als daß wir unser Erbe verkaufen." Also gingen sie beide nachts zu dem Turme, brachen ein Loch in die Mauer und nahmen von dem Schatze soviel Gold, als sie tragen konnten, womit der Ritter seine Schulden bezahlte. Am andern Morgen kam der Ritter, der des Turmes Hüter war, und als er das Loch sah und daß eine große Menge Goldes entwendet war, ging er zum Kaiser und meldete ihm den Verlust. Der Kaiser aber sprach: „Hab ich dich nicht zum Hüter des Turmes gesetzt? also wirst du mir Rechenschaft ablegen müssen!" Da ging der Turmwärter alsbald wieder in den Turm und grub hinter dem Mauerloch eine Vertiefung in die Erde. Dahinein setzte er einen großen Kessel voll Pech und Leim und machte das so klug, daß jeder, der zu dem Loch herein stieg, in den Kessel fallen mußte und nicht wieder heraus konnte.

Unterdessen verpraßte der hoffärtige Ritter wieder mit Stechen und Turnieren sein gestohlenes Gold, und als er sah, daß er nichts mehr besaß, ging er zu seinem Sohne und sprach: „Mein lieber Sohn, du weißt wohl, daß ich mein ganzes Gut verzehrt habe und ein armer Mann geworden bin." Da sprach der Sohn: „So gehen wir abermals in den Turm und nehmen uns soviel von dem Schatze des Kaisers, daß wir unsre Schulden bezahlen können. So retten wir doch unser Erbgut." Also standen sie wiederum in einer Nacht auf und gingen zu dem Turm, und der Vater stieg zuerst in das Loch und fiel bis an den Hals in den Kessel, der hinter dem Loche gemacht war.

Als er das empfand, sprach er zu seinem Sohne: „O mein liebes Kind, folge mir um Gottes willen nicht nach! sonst bist du eben so wohl verloren als ich.“ — „Vater,“ sagte der Sohn, „ich will wenigstens sehen, ob ich dir helfen kann; denn würdest du also hier gefunden, so tötete man uns alle.“ Der Vater sprach: „Davor sei Gott, daß jemand inne werde, wer ich sei. Darum ziehe sogleich dein Schwert und schlage mir das Haupt ab. Wenn man mich ohne Kopf findet, so kann mich niemand erkennen.“ Da sprach der Sohn: „Vater, dein Rat wäre gut; doch ist er schwer zu thun.“ Dennoch schlug der Unmensch seinem eignen Vater das Haupt ab, hüllte es in ein Tuch und ging schnell hinweg. Daheim erzählte er seinen Schwestern, wie alles ergangen wäre. Als diese solches hörten, weinten sie laut und beklagten den Vater bitterlich. Der Sohn aber warf das Haupt des Vaters in eine Grube. Am andern Morgen ging der Ritter, der des Turmes Hüter war, hin zu dem Loch; da fand er zu seinem Entsetzen einen Menschen ohne Kopf in dem Kessel, eilte hinweg und verkündete es dem Kaiser. Als dieser die seltsame Mär vernahm, wunderte er sich sehr und sprach zu dem Turmhüter: „Nimm den Körper und binde ihn an ein Roß und schleife ihn so durch die Gassen der Stadt. Wenn du dann in einem Hause Geschrei und Weinen hörst, so nimm alle, die darin sind, gefangen und töte sie; denn dieses Hauses Herr war der Thäter.“ Der Ritter that, wie ihm befohlen war; und als man nun den Leichnam vor dem Hause, das ihm gehört hatte, vorüberschleifte, da schrieen die beiden Töchter jämmerlich und weinten um ihren Vater. Wie dies der Sohn hörte, nahm er ein Messer und verwundete sich selbst gar schwer an einem Schenkel, also daß das Blut herausquoll. Die Diener des Kaisers aber, welche das Geschrei gehört hatten, ließen alsbald den Körper liegen, liefen in das Haus und fragten, warum man so schreie und jammere. Da sprach der Sohn: „Liebe Freunde, ich habe mich durch Ungeschick gar schwer am Schenkel verwundet; darum schreien meine Schwestern. Sehet hier meine Wunde, damit ihr merket, daß ich die Wahrheit sage.“ Als nun die Knechte wirklich die Wunde erblickten, glaubten sie seinen Worten, gingen also betrogen hinweg und hängten den Körper des Ritters an den Galgen. Da hing er lange Zeit, ohne daß sein Sohn ihn begrub und sich um ihn kümmerte.“

Darauf sprach die Kaiserin: „Herr, habt ihr vernommen, was ich euch gesagt habe?“ — „Ja wohl,“ sagte der Kaiser. Da sprach sie: „Also, fürchte ich, wird es auch euch mit eurem Sohne ergehn. Sehet, der Ritter stieg um seines Sohnes willen zuerst in das Loch, um zu stehlen und ließ sich dann das Haupt abschlagen, um seinen Sohn nicht zu Schanden kommen zu lassen, und trotz alledem warf der Sohn des eignen Vaters Haupt in eine Grube und bestattete es nicht einmal und ließ den Leib am Galgen hängen, aus Furcht, daß die Leute ihn entdecken möchten. In gleicher Weise sorget ihr Tag und Nacht, um euren Sohn zu Ehren zu bringen; aber ich sage euch, ihr arbeitet für eure eigne Schande. Darum rate ich, tötet ihn, ehe euch

übles von ihm geschieht!" Der Kaiser sprach: „Wahrlich, du hast mir ein gar gutes Gleichnis gesagt. Der Sohn des Ritters war verrucht und bös, daß er so unmenschlich an seinem Vater handelte. Zweifle nicht! mein Sohn soll mir nimmer ein gleiches thun." Somit gebot er seinen Knechten, ihn zum Galgen zu führen und zu henken. —

Als man den jungen Fürsten nun durch die Stadt führte, schrie das Volk laut: „Sehet! der einzige Sohn des Kaisers wird zum Tode geschleppt!" Da kam der dritte Meister, Kato mit Namen, geritten. Vor ihm neigte Diokletianus sein Haupt, als wollt' er sagen: „Gedenke mein vor meinem Vater, dem Kaiser!" Da sprach der Meister zu den Henkersknechten: „Liebe Freunde, eilet nicht so sehr; denn ich getraue mich wohl ihm zu helfen." Und das Volk rief: „O, du würdiger Meister, eile schnell und komm deinem Jünger zu Hilfe!" Da ritt der Meister Kato alsbald vor den Palast, kniete vor dem Kaiser nieder und grüßte ihn. Der Kaiser aber ward zornig und rief: „Glaube nicht mich auch zu beschwatzen! Mein Sohn muß heute noch sterben und ihr alle sieben mit ihm." Da sprach der Meister: „Herr, trauet eurem Weibe nicht! der Weiber Sinn ist oftmals arglistig und voll Trug. O weh, es wird euch ergehen, wie einstmals einem Bürger mit seinem Weib und einer Elster." — „Meister," sprach der Kaiser, „ich begehre zu wissen, wie das zuging." Der Meister erwiderte: „Gern werde ich nach eurem Befehle thun, wenn ihr vorher euren Sohn vom Galgen zurückbringen lasset." Also that der Kaiser, und nun hub der Meister an zu erzählen.

Des dritten Meisters Kato Beispiel.

„Es lebte einmal ein Bürger in einer Stadt, der hatte eine Elster, die ihm so lieb war, daß er sie alle Tage lehrte hebräisch reden, so lange bis sie die Sprache völlig konnte. Was nun die Elster sah oder hörte, das sagte sie alles ihrem Herrn wieder. Der Bürger aber nahm ein junges schönes Weib zur Ehe, das ihn nicht wieder liebte, sondern es mit einem andern hielt. Und wenn der Bürger in Geschäften aus der Stadt ritt, schickte sie alsbald nach ihrem Liebhaber. Doch die Elster erzählte es jedesmal ihrem Herren wieder, wenn er heimkehrte, so daß die Frau in der ganzen Stadt übel beleumdet ward. Oft strafte sie der Bürger deshalb, allein sie antwortete immer: „Du glaubst eben allzeit deiner Elster. Solang die lebt, wird niemals Friede zwischen uns." Der Bürger sprach: „Die Elster kann nicht lügen. Sie sagt nur, was sie sieht und hört, und nichts anderes. Darum glaube ich ihr mehr als dir." Nun fügte es sich einstmals, daß der Bürger wieder ausritt und die Frau nach ihrem Liebhaber sandte, er solle sogleich zu ihr kommen. Er aber that dies nicht, sondern wartete bis die Nacht einbrach, damit ihn niemand sehe. Als es nun dunkel ward, kam er und klopfte an. Die Frau that ihm auf und sprach: „Nun geh getrost herein! jetzt sieht dich niemand."

Er sprach: „Ja, aber die verfluchte Elster verrät uns doch." — „Komm nur ruhig herein," versetzte sie, „wir wollen uns an der Elster schon rächen." Also ging er hinein, und wie er über den Hof kam, wo die Elster hing, hörte das kluge Tier seine Stimme und rief: „O du Erbärmlicher, zwar kann ich dich nicht sehen, aber deine Stimme erkenne ich gar wohl. Wahrlich, sobald mein Herr heimkehrt, will ich es ihm melden." — „Siehst du?" sprach der junge Mensch, „sagt' ich es nicht, die Elster wird uns verraten?" Aber das Weib erwiderte: „Fürchte dich nicht! noch diese Nacht wollen wir Rache nehmen." Somit gingen sie zusammen in das Haus. Als aber der Hahn krähte, rief die Frau ihrer Magd, sie sollte ihr helfen Rache nehmen an der verwünschten Elster. Also nahmen sie eine Leiter, stiegen auf das Dach und brachen ein Loch in dasselbe da, wo die Elster hing. Dann nahmen sie kleine Steinchen und einen Kübel voll Wasser und Sand; dies alles warfen und schütteten sie die ganze Nacht hindurch von oben auf die Elster herab, daß sie fast gestorben wäre. Darauf stiegen sie herunter und ließen sie so hangen.

Als man nun zur Frühmette läutete, kam der Bürger heimgeritten und ging nach seiner Gewohnheit zu der Elster, indem er sie fragte: „Meine liebe Elster, wie ist es dir während der Zeit meiner Abwesenheit ergangen?" Da sprach die Elster: „Es ist mir inzwischen gar nicht gut ergangen. Aber ich sage dir, was ich hörte. Deine Frau hat wieder ihren Liebhaber herein gelassen. Mir aber ist nie übler geschehen als diese Nacht: Hagel, Schnee und Regen fielen so stark auf mich, daß ich fast gestorben wäre." Als nun das Weib dies hörte, sprach sie zu ihrem Manne: „Ja, glaube du nur deiner Elster, daß es gehagelt und geschneit hat; und doch haben wir nie eine schönre Nacht gehabt als diese." Da ging der Bürger zu seinen Nachbarn und fragte sie, was die Nacht für Wetter gewesen sei. Und alle sagten, es sei eine gar schöne und liebliche Nacht gewesen. Wie nun der Bürger hörte, daß seine Frau recht habe, ward er zornig auf die Elster und sprach zu ihr: „Nun sage mir, du schlechter Vogel, habe ich dich nicht jeden Tag mit eignen Händen gefüttert? Warum säest du nun solche Lüge zwischen mir und meinem Weibe?" Da sagte die Elster: „Gott weiß, daß ich nicht gelogen habe. Nur was ich sehe und höre, das sage ich, und sonst nichts weiter." „Du lügst," sprach der Mann, „du hast mir gesagt, es habe diese Nacht gehagelt und geregnet, und es ist das schönste Wetter gewesen. Du sollst mich nicht wieder belügen und Zwietracht zwischen mir und meinem Weibe stiften." Mit diesen Worten ergriff er das arme Tier und riß ihm den Kopf ab. Als das seine Frau sah, ward sie froh und sprach: „Lieber Hausherr! ihr habt gar recht gethan; nun mögen wir wohl in Liebe und Eintracht leben." Der Bürger aber blickte zufällig in die Höhe; da sah er ein Loch im Dache und dabei eine Leiter. Das wunderte ihn sehr, also daß er die Leiter hinaufstieg, um zu sehen, was das zu bedeuten hätte. Siehe! da fand er den Kübel mit Wasser, dazu Steine und Sand, wie sie das alles

in der Nacht auf die Elster geschüttet hatten, daher sie geglaubt hatte, es wäre Regen und Hagel. Als der Bürger diese schändliche Büberei entdeckte, stieg er wieder herab und schrie mit klagender Stimme: „O ich Thor! um der Rede meines Weibes willen habe ich meine gute Elster getötet, die meine höchste Freude war und mir stets die Wahrheit sagte.“ Als er so die Untreue seiner Frau durchschaute, verkaufte er sein Hab und Gut, fuhr in das heilige Land und kehrte nimmermehr zu ihr heim.“

Darauf sprach der Meister: „Herr, habt ihr wohl gemerkt, was ich euch gesagt habe?“ „Ja wohl,“ versetzte der Kaiser, „das war freilich ein ganz ruchloses Weib. Mich dauert nur die arme Elster, die ihr Leben verlor, weil sie die Wahrheit sagte. Verlaß dich drauf, mein Sohn stirbt heute gewiß nicht.“ Da sprach der Meister: „Herr, daran thuet ihr weislich. Habt Dank für eure Gnade! Gott behüte euch!“ Somit schied er von dannen. —

Als nun die Kaiserin vernahm, daß des Kaisers Sohn immer noch lebte, weinte und schrie sie so laut, daß man es in der ganzen Burg hörte. Da ging der Kaiser zu ihr und fragte sie besorgt, warum sie sich so übel gebärde. Sie sprach: „Ich, euer Weib, bin von eurem Sohn auf das schmählichste mißhandelt worden, und er lebt noch! Sollt' ich darum nicht traurig sein?“ Da sagte der Kaiser: „Gern wollte ich deine Wünsche erfüllen, dabei aber des Rechtes pflegen. Nun habe ich gestern ein Beispiel des Meisters Kato gehört; das bewog mich, die Hinrichtung aufzuschieben.“ Die Kaiserin sprach: „Ich könnte euch wohl auch ein Beispiel erzählen, aber ich thue es nicht, da bei euch ja doch alles umsonst ist.“ — „Du gute Frau,“ antwortete der Kaiser, „aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Ich habe niemand versprochen, daß mein Sohn am Leben bleiben soll. Darum erzähle mir dein Gleichnis.“ Da hub sie an zu sprechen, wie unten geschrieben steht.

Das vierte Beispiel der Kaiserin.

„In Rom waren sieben Meister, die das ganze Reich regierten, wie auch jetzt allhier geschieht, und der Kaiser that nichts ohne ihren Rat. Da sie wußten und erkannten, daß er ihnen in allen Sachen unbedingt folgte, brachten sie es durch Zauberei dahin, daß ihr Herr in seinem Palast wohl alles ganz genau sah; sobald er aber hinauskam, sei es zu Roß oder zu Fuße, so sah er nichts. Und das hatten sie darum so gemacht, damit sie desto bequemer sich alles das aneignen konnten, was dem Kaiser gebührte. Einstmals versuchten sie, ob sie den Kaiser wieder entzaubern könnten; sie vermochten es aber in keiner Weise, und so blieb er außerhalb des Palastes blind. Als nun einmal der Kaiser bei seiner Gemahlin zu Tische saß, begann er bitterlich zu weinen. Da sprach sie: „Lieber Herr, warum weinet ihr?“ Er sprach:

„So wisse denn, daß ich mit einem großen Gebrechen behaftet bin. Denn solange ich in meinem Palaste bin, sehe ich alles gut und deutlich genug; aber sobald ich herauskomme, sehe ich gar nichts mehr.“ Da versetzte die Kaiserin: „Lieber Herr, folget meinem Rate! es gereuet euch nimmer. Sicherlich sind daran eure sieben Meister schuldig, die gern nach ihrer Willkür im ganzen Reiche herrschen möchten. Sendet nach ihnen und gebietet ihnen bei ihrem Leben, euch euer Gesicht wieder zu verschaffen.“ Da sandte der Kaiser nach den sieben Meistern, und als sie vor ihn traten, sprach er: „Meine lieben Freunde, höret, warum ich nach euch schickte. Euch allen ist wohl kund, daß ich, solange ich im Palaste bin, wohl gut und deutlich sehen kann; komme ich aber hinaus, so sehe ich nichts. Darum sorget nun mit eurer Weisheit, daß ich mein Gesicht außerhalb des Palastes wieder gewinne, so will ich euch reich beschenken. Vermöget ihr es aber nicht, so müsset ihr sterben.“ Da erschraken sie sehr und baten um zehn Tage Frist, denn es sei eine gar schwere Sache. Das bewilligte ihnen der Kaiser. Alsbald fuhren sie durch das Reich, Land aus, Land ein, um jemanden zu suchen, der ihnen helfen möchte. Nun fügte es sich, daß sie durch eine Stadt reisten, wo Kinder mit einander auf der Straße spielten. Da kam ein Mensch den Meistern nachgelaufen und rief: „Ach ihr würdigen Meister, ich habe einen Traum gehabt, den ihr mir deuten sollt. Nehmet dies Goldstück dafür!“ Aber ein Kind, das unter den andern dort spielte, hörte das und sprach zu dem Manne: „Gieb ihnen das Gold nicht, sondern sage mir deinen Traum, damit ich ihn auslege.“ Da sagte der Mensch: „Ich sah, wie mitten in meinem Baumgarten ein Quell aufsprang; von diesem ging soviel Wasser aus, daß es den ganzen Garten überschwemmte.“ Der Knabe sprach: „So nimm eine Hacke und grabe an derselben Stelle nach! dann findest du einen Schatz, der dich mit allen deinen Freunden reich machen wird.“ Der Mann lief heim und fand den Schatz, da kam er fröhlich zu dem Kinde zurück, sagte ihm, wie es ihm ergangen sei, und bot ihm zwei Mark Goldes zum Lohn. Aber der Knabe sprach: „Davor behüte mich Gott, daß ich Lohn nähme. Gehe hin und bitte Gott für mich!“ Die Meister hatten dem allen in großem Erstaunen zugehört, jetzt sprachen sie: „Liebes Kind, wie heißest du?“ Der Knabe antwortete: „Ich heiße Merlinus.“ Da sprachen sie weiter: „Wir sehen wohl, daß große Weisheit in dir wohnt. Darum möchten wir dir gern eine Sache zur Entscheidung vorlegen. Wir wollten es dir auf alle Weise Dank wissen.“ Das Kind versetzte: „So saget mir euer Anliegen!“ — „So wisse,“ sprachen die Meister, „daß unser Herr, der Kaiser, ein Gebrechen an sich hat: so lange er in seinem Palast ist, sieht er alles deutlich; wenn er aber herauskommt, so sieht er gar nichts. Könntest du uns sagen, wie ihm zu helfen wäre, so wollten wir dich reich beschenken.“ Der Knabe sprach: „Ich kann es wohl. Führet mich vor den Kaiser!“ Das thaten die Meister gar gern, und als sie vor den Kaiser kamen, sprachen sie: „Herr, wir bringen euch einen Knaben,

der so weise ist, daß er euch gesund machen kann." Da wandte sich der Kaiser zu dem Kinde und sprach: „Weißt du, daß du mir helfen kannst, und vermagst du mir die Ursache meines Leidens zu sagen?" Das Kind erwiderte: „Ja, Herr! wir wollen zusammen in eure Schlafkammer gehen. Da will ich euch mitteilen, was zu thun ist." Da nahm der Kaiser das Kind mit in seine Kammer; und da es des Kaisers Bettstatt sah, befahl es, dieselbe wegzurücken. Und als dies geschah, da waren unter der Bettstatt sieben wallende Brunnen. Da sprach der Knabe: „Herr Kaiser, so lange diese Quellen fließen, werdet ihr euer Gesicht nie wieder erhalten." Der Kaiser wunderte sich sehr und sprach zu dem Kinde: „Mein lieber Sohn, von wannen kommen diese Brunnen und wie kann man sie beseitigen?" Da sagte der Knabe: „Herr, hier sind sieben wallende Wasseradern. Nun merket wohl, wie sie zu vertreiben sind! Ihr habet sieben weise Meister, die mich zu euch geführt haben, und die mit falscher Bosheit und Zauberei euch mit dem Gebrechen beluden. Wohlan, so lasset einem jeden von ihnen das Haupt abschlagen, dann werden diese sieben Quellen alsbald versiegen und ihr werdet gesunden." Sofort ließ der Kaiser die sieben Meister fangen und enthaupten. Als dies geschehen war, verschwand der Brunnen mit den sieben Quellen ganz und gar. Da sprach der Knabe Merlinus zum Kaiser: „Herr, nun lasset uns aus dem Palast gehen und unser Heil versuchen." Das that der Kaiser und ging mit dem Kinde allenthalben hin. Siehe, da hatte er sein klares Gesicht wieder, wie ehedem. Darüber freute er sich über die Maßen sehr und erhob den Knaben zu großen Ehren. Selbiger Merlinus ward der weiseste Zauberer und berühmteste Meister, den die Welt gesehen hat."

So erzählte die Kaiserin; dann sprach sie: „Herr, habet ihr verstanden, was ich euch gesagt habe?" — „Ja wohl," erwiderte er, „sicherlich hast du mir ein gutes Beispiel gesagt." Da sprach sie wieder: „Herr, in gleicher Weise wollen die sieben Meister euch mit ihren feinen Worten schaden, allein deshalb daß euer Sohn über euch gewaltig werde. Denn der Brunnen bedeutet euren Sohn, und die sieben Adern desselben sind die sieben Meister eures Sohns. Deshalb könnt ihr auch euren Sohn nicht eher unschädlich machen, als bis die sieben Meister vertilgt sind." Da sprach der Kaiser: „Das glaube nicht! denn die Meister sollen mich nicht hindern, ihm sein Recht zu thun." Und so gebot er, daß man seinen Sohn an den Galgen hänge.

Die Knechte gehorchten dem Gebot ihres Herrn, aber das Volk jammerte und klagte um das unschuldige Sterben des jungen Fürsten. Da begegnete dem Zuge der vierte Meister, mit Namen Waldach, und der Sohn des Kaisers neigte sein Haupt vor ihm, als ob er um Hilfe bäte, und auch das Volk schrie: „O, du guter und würdiger Meister, rette deinen Jünger!" Da eilte der Meister zum Kaiser, kniete vor ihm nieder und grüßte ihn demütig. Aber der Kaiser sprach: „O du verfluchter Alter, nimmer widerfahre dir Heil! mein Sohn muß sterben und ihr alle mit ihm." Der Meister versetzte: „Wie

habe ich so ungnädigen Gruß von euch verdient? Ich sage euch, euer Sohn wird in kurzer Zeit reden, daß es euch wohl gefallen wird. Tötet ihr ihn aber eures Weibes wegen, so wird es euch ergehen wie einem Ritter mit seiner Frau, die immer ihren Willen haben wollte und ihren Mann dabei um sein Liebstes brachte." Da sprach der Kaiser: „Erzähle mir dein Gleichnis!" und ließ seinen Sohn zurückführen und in ein Gefängnis legen. Der Meister aber hub an zu erzählen, wie man hier unten geschrieben findet.

Des vierten Meisters Waldach Beispiel.

„Es war einmal ein alter ehrsamer Ritter, der war lange Zeit ohne Weib gewesen. Zuletzt aber kamen seine Freunde zu ihm und rieten ihm, wie euch geraten wurde, er solle ein Weib nehmen; und nachdem er sich lange dagegen gesträubt hatte, willigte er endlich ein. Nun fanden sie ein gar schönes Mädchen zu Rom, das brachten sie ihm, und wie er sie beschaute, gefiel sie ihm gar gut und er nahm sie zur Ehe und gewann sie über die Maßen lieb. So lebten sie drei Jahre mit einander, ohne Kinder zu bekommen. Einstmals besuchte die junge Frau ihre Mutter; da sprach diese: „Liebe Tochter, sage mir, wie gefällt es dir bei deinem Manne?" — „Ganz übel," antwortete die Tochter, „er ist ein alter langweiliger Mensch. Darum will ich einen andern lieb haben." Die Mutter fragte, wen sie lieben wolle. Da sprach die Tochter: „Ich weiß einen schmucken Schreiber, der ist jung und hübsch und taugt mir besser als solch ein müder Greis." „Mein liebes Kind," sprach die Mutter, „höre meinen Rat und folge ihm, dann wird alles nach Wunsch ablaufen. Alte Leute sind oft mürrisch und heftig; darum versuche zuvor deinen Mann, was er sich gefallen läßt." Die Tochter sprach: „Sage mir, wie ich das anfangen soll." Da sagte die Mutter: „Du weißt, daß er in seinem Garten einen Baum hat, der ihm besonders lieb ist. Diesen haue um und wirf ihn ins Feuer!" Die Tochter entgegnete: „Ich will deinen Rat befolgen," und ging heim.

Bald darauf geschah es, daß der Ritter nach seiner Gewohnheit auf die Jagd ging. Da sprach die Frau zum Gärtner: „Mein Hausherr wird frieren, wenn er zurückkehrt. Laß uns in den Garten gehen und etwas Holz abhauen, damit er sich am Feuer erwärmen kann." Da ging der Gärtner, die Axt in der Hand, in den Garten und die Frau mit ihm. Als sie nun an den Baum kamen, der dem Ritter so lieb war, sprach die Frau zum Gärtner: „Haue den Baum hier ab!" — „Davor behüte mich Gott," entgegnete der Gärtner, „denn mein Herr hat diesen Baum lieber als alle anderen, die im Garten stehen." Da nahm die Frau ihm die Axt aus der Hand, hackte den Baum selber ab und legte ihn ins Feuer. Um die Vesperzeit kam der Ritter von der Jagd zurück, und die Frau ging ihm entgegen und setzte ihm einen Sessel ans Feuer, daß er sich wärmen solle. Als er nun eine Weile gesessen

hatte, da bemerkte er den Geruch des Holzes, rief dem Gärtner und sprach: „Lieber Gärtner, mich dünkt, ich rieche Holz von dem Baume, der frisch ausgeschlagen ist." — „Ja, Herr," sagte der Gärtner, „der Baum ist abgehauen." Der Ritter sprach: „Da sei Gott vor, daß mein junger frischer Baum abgeschlagen sei!" Da sprach die Frau: „Es ist wahr, Herr; ich habe es selbst gethan. Weil ich spürte, daß es kalt war, hackte ich ihn ab und legte ihn ins Feuer, damit ihr euch wärmen solltet." Der Ritter schaute sie mit zorniger Miene an und rief: „Verflucht seist du! du wußtest wohl, daß er mir so lieb war, und hast ihn dennoch umgehauen!" Da fing sie an jämmerlich zu weinen, indem sie sprach: „Ich habe es ja nur um euretwillen gethan. Hätt' ich gewußt, daß es euch so leid ist, so hätt' ich es gewiß unterlassen." Der Ritter versetzte: „Nun, es ist gut. Höre auf zu weinen! ich will es dir für diesmal vergeben."

Des andern Morgens ging die Frau wieder zu ihrer Mutter und erzählte ihr, wie alles gekommen war. Und die Mutter beredete ihre Tochter, daß sie ihren Mann noch einmal versuchen solle. „Wie soll ich das machen?" fragte die Tochter. Da sprach die Mutter: „Du weißt wohl, daß er ein kleines Hündlein hat, das ihm gar lieb ist, weil es seine Bettstatt so treulich hütet. Dasselbe Hündlein töte vor seinen Augen. Sieht er dir das nach, so magst du dann ohne große Sorge deinen Willen thun." Das war die Tochter wohl zufrieden und ging heim. Als es nun dunkel ward, saß der Ritter vor dem Kamin am Feuer, nach seiner Gewohnheit. Und nahe dabei stand die Bettstatt, die war mit Purpur und köstlicher Zierde gedeckt. Da kam das Hündlein und sprang, wie es zu thun pflegte, auf das Bett. Als dies die Frau sah, ergriff sie es bei den Hinterfüßen und schlug es gegen die Wand, daß ihm der Kopf zersprang. Bei diesem Anblick rief der Ritter: „O du böseste unter allen Weibern! warum hast du mir mein getreues Hündlein getötet?" Da sprach sie: „Herr, seht ihr denn nicht, daß das Bett mit den köstlichsten Teppichen gedeckt ist und das Hündlein es allezeit beschmutzt?" Er entgegnete zornig: „Mir ist das Tierchen viel lieber gewesen, als das Bett mit aller seiner Zierde." — „Ach Gott," rief die Frau, „nun sehe ich wohl, was ich euch zu Liebe thue, das verkehret ihr mir alles zum Argen," und damit begann sie zu weinen, sich vors Haupt zu schlagen und das Haar auszureißen, indem sie schrie: „Ach, ich armes Weib!" Wie dies der Ritter sah, sprach er: „Nun, höre auf zu weinen! ich will es dir verzeihen, alles soll vergessen sein."

Am nächsten Morgen ging die Frau wieder zu ihrer lieben getreuen Mutter und berichtete ihr, wie die zweite Probe abgelaufen war. „Fürwahr," sprach sie, „nun will ich meinen Schreiber lieb haben; ich habe lange genug gewartet." Aber die Mutter beschwor sie hoch und teuer, daß sie ihren Mann noch ein drittes mal versuchte. Da sprach die Tochter: „Wahrlich, das lange Warten fällt mir sehr schwer; aber weil du mich gar so dringend mahnst, so

sage mir, womit soll ich ihn zum drittenmal versuchen?“ Die Mutter sprach: „Am nächsten Sonntag will dein Mann eine große Gesellschaft geben; ich, dein Vater und viel vornehme Leute aus der Stadt werden dabei sein. Wenn wir nun bei Tische sitzen und die Tafel ganz mit Speisen und Wein besetzt ist, so hake heimlich deine Schlüssel in das Tischtuch, stelle dich, als ob du etwas vergessen hättest, steh recht hastig auf und ziehe das Tischtuch mit allem, was darauf ist, auf den Boden. Dann mußt du so thun, als hättest du es nicht gern gethan.“ Die Tochter sprach: „So soll es sein,“ und ging nach Hause. Als nun der Sonntag erschienen war, da kamen die Gäste alle zu der Mahlzeit. Der Tisch stand voll Speisen und Wein, und jedermann setzte sich nieder um zu essen. Da sprach die Frau: „Ach, wie bin ich doch vergeßlich! ich habe mein Messer in der Kammer gelassen.“ Damit stand sie gar ungestüm auf und riß das Tischtuch mit allem, was darauf stand, auf die Erde, so daß nichts auf dem Tische blieb und die Teller, Schüsseln und Gläser samt den köstlichen Speisen und Getränken den Boden bedeckten. Darob ward ihr Ehemann über die Maßen entrüstet und voll Scham, ließ sofort ein neues Mahl richten und bat die Gäste, fröhlich und guter Dinge zu sein. Und die Frau freute sich heimlich, daß es ihr so wohl gelungen wäre.

Aber des andern Morgens früh ging der Ritter zu einem Bartscherer oder Bader und sprach: „Lieber Meister, kannst du nicht meinem Weibe zur Ader lassen, und zwar zu welcher Ader ich dich heiße?“ Der Bader sprach: „Jawohl.“ — „So geh mit mir,“ sagte der Ritter. Und als er nach Hause kam, ging er an das Bett, wo sein Weib lag, und hieß sie aufstehen. Sie sprach: „Es ist noch nicht die Zeit dazu.“ — „Und wäre es noch nicht Dämmerung,“ versetzte der Ritter, „du solltest doch aufstehen.“ — „Was soll ich so früh thun?“ fragte sie. Er entgegnete: „Du mußt zur Ader lassen an beiden Armen.“ Die Frau sprach: „Herr, ich habe noch nie zur Ader gelassen.“ — „Das ist wahr,“ versetzte er, „darum bist du auch unsinnig geworden. Denkst du nicht daran, was für Dinge du angerichtest hast? zuerst mit dem Baume, dann mit dem Hündlein und gestern die große Unverschämtheit? Das alles kommt von bösem Geblüt her. Deshalb will ich dir das böse Blut abzapfen lassen, daß du mir künftig keine solche Streiche mehr verübst.“ Da stand sie weinend auf und bat mit erhobenen Händen: „Erbarmt euch meiner!“ Er aber sprach: „Bitte mich nicht um Barmherzigkeit! Gott ist barmherzig. Streckst du den Arm nicht sogleich her, so nehme ich dir das Blut vom Herzen. Denke dran, was du mir gethan hast!“ Da hielt sie den Arm hin und der Ritter sprach zum Bader: „Nun schlage nur recht tief!“ Da schlug der Bader drauf los, daß das rote Blut stromweise heraussprang. Aber der Ritter wollte sie nicht eher verbinden lassen, als bis sich ihr Antlitz entfärbte. Da sprach er: „Verbindet nun diesen Arm, Meister, und du strecke jetzt den andern her!“ Die Frau stöhnte und bat: „O Herr, erbarmt

euch meiner, sonst muß ich sterben." Aber der Ritter sprach: „Das hättest du bedenken sollen, als du mir die drei Bosheiten thatest." Da streckte sie den andern Arm her. Der Bader schlug und ließ einen großen Strahl Blutes heraus, bis sie wiederum erblich. Da hieß der Ritter ihr den Arm verbinden und befahl ihr, sich ins Bett zu legen. Sie schleppte sich mühsam ans Bett und legte sich hinein und ward gar krank und elend. Nach einigen Tagen kam ihre Mutter zu ihr; der erzählte sie, wie der Ritter sich gerächt hatte. Da sprach die Mutter: „Ich sagte dir voraus, daß alte Leute oft wunderlich und zornig sind. Wie steht es nun mit deinem Schreiber?" — „O Mutter," sagte die junge Frau, „laß mich mit dem in Ruh! Der Kuckuck hole alle Schreiber! ich will niemand mehr lieben als meinen ehelichen Mann."

Nachdem der Meister also erzählt hatte, sprach er: „Herr Kaiser, habt ihr verstanden, was ich euch gesagt habe?" Der Kaiser antwortete: „Ich habe es gar wohl verstanden, und es dünkt mich ein gar gutes, hübsches und nützliches Beispiel." — „Nun, so rate ich euch," fuhr der Meister fort, „daß ihr euch vor eurem Weibe hütet, damit euch nicht von ihr noch übler geschieht; denn täglich sucht sie euch zu bereden, daß ihr euern unschuldigen Sohn tötet." Der Kaiser sprach: „Er stirbt heut nicht." Da dankte ihm der Meister für die Gnade, nahm Urlaub und sprach: „Gott sei mit euch!" —

Als nun die Kaiserin hörte, daß Diokletianus noch nicht tot sei, ging sie ganz heimlich in ihre Kammer und zierte sich mit ihren köstlichsten Gewändern, auch ließ sie die besten Pferde satteln, als ob sie hinweg reiten wollte. Wie das die Ritter sahen, gingen sie zum Kaiser und berichteten es ihm. Da eilte er zu ihr und sprach: „Meine Allerliebste, wohin willst du reiten?" Sie entgegnete: „Herr, ich will zu meinem Vater." — „Ich bitte dich, bleibe hier!" sprach der Kaiser, „ich hoffte immer, du hättest niemand lieber als mich?" — „Gerade deshalb will ich fort," versetzte sie, „denn ich mag es nicht erleben (wie es doch kommen muß), daß euch geschieht wie dem Kaiser Oktavianus, den die Römer lebendig begruben und dem der Mund mit Golde gefüllt ward. Und dahin bringen euch noch ohne Zweifel eure sieben Meister." Der Kaiser sprach: „Ich bitte dich, sage mir, wie das geschah." — „Nein," antwortete sie, „das thue ich nicht; denn ich glaube euren Worten nicht mehr, da ihr mir so oft versprachet, euer Sohn solle sterben, und er lebt dennoch." Der Kaiser sprach: „Es ist die Pflicht des Herrschers, daß er jedermann anhöre und die Sachen wohl erwäge, ehe er Recht spricht. Anders zu handeln stünde ihm übel an und wäre ihm große Schande. Darum bitte ich dich, sage mir ein gutes Beispiel, daß ich es mir zu Herzen nehmen und wissen möge, wie ich mich gehaben soll." Da fing sie an das Gleichnis zu erzählen, welches hernach geschrieben steht.

Das fünfte Beispiel der Kaiserin.

„Oktavianus war ein gar reicher Kaiser, doch dabei so habsüchtig, daß ihm Gut und Geld über alles ging. Nun unterwarfen zu seiner Zeit die Römer sich viele Völker, so daß sich oftmals ein Land gegen sie empörte. Damals aber lebte zu Rom ein Meister, der hieß Virgilius und übertraf alle andern Meister mit seinen wunderbaren Zauberkünsten. Diesen baten die Bürger, er möchte ihnen etwas machen, wodurch sie vor ihren Feinden gewarnt würden. Virgilius erfüllte ihre Bitte und machte auf einem hohen Turm verschiedene Bildsäulen und in die Mitte stellte er ein großes Bild, das hatte in seiner Hand einen goldnen Apfel; die übrigen, welche um dieses Bild im Kreise herumstanden, hatten jedes ein Glöcklein in der Hand und kehrten das Antlitz nach dem Lande hin, welches einem jeden zugeordnet war. So oft sich nun ein Land gegen die Römer empörte, läutete das Bild, das demselben Lande zugeordnet war, sein Glöcklein. Und da war auch ein Ritter mit einem Speer, welcher seinen Speer nach dem Lande hin richtete. Wenn das die Römer inne wurden, so wappneten sie sich und zogen mit großer Heeresmacht gegen das Land. Daher kam es, daß sich kein Volk heimlich an den Römern rächen konnte, da diese zu aller Zeit durch die Bildsäulen gewarnt wurden.

Nun kamen einst drei Könige zusammen, die gar viel Unrecht und Gewalt von den Römern zu leiden hatten, und berieten mit einander, wie sie sich an ihren Unterdrückern rächen möchten. Etliche Herren sprachen: „Alle Mühe ist umsonst, so lange der Turm mit den Bildern steht; denn durch diese werden sie zu jeder Zeit gewarnt.“ Da standen drei Ritter auf und sprachen: „Was wollet ihr uns geben, wenn wir den Turm samt den Bildern zerstören?“ — „Soviel ihr begehret,“ sagten die Könige. Da verlangten sie vier Fässer Goldes; dieselben nahmen sie, zogen gen Rom und vergruben je ein Faß vor einem der Stadtthore. Darauf gingen sie in die Stadt hinein. Da begegnete ihnen der Kaiser auf der Straße, grüßte sie und sprach zu ihnen: „Liebe Freunde, von wannen seid ihr und was führt euch hierher?“ Sie antworteten: „Herr, wir sind aus fremden Landen hergekommen und sind Wahrsager und Traumdeuter. Doch träumt uns von nichts anderem als von Gold. Wo solches verborgen liegt, das wird uns offenbar. Darum vermögen wir Gold genug zu finden. Wir haben auch gar viel von eurer Biederkeit gehört; deshalb sind wir hergekommen, ob ihr vielleicht unsrer Dienste bedürfet.“ Der Kaiser sprach: „Ich will es mit euch versuchen; bewähret ihr euch als wahrhaft und rechtschaffen, so sollt ihr großen Lohn von mir empfangen.“ — „Herr,“ erwiderten sie, „wir verlangen nicht mehr als die Hälfte des Gefundenen, das übrige aber möget ihr selbst behalten.“ — „Ihr redet wohl,“ sprach der Kaiser, „nun gehet mit mir!“ Da gingen sie

mit ihm in den Palast, wo man sie sitzen und essen hieß. Nach dem Nachtmahl sprachen sie zum Kaiser: „Herr, gefällt es euch, so wollen wir schlafen gehen, und der älteste unter uns wird einen Traum haben diese Nacht und ihn euer Gnaden morgen früh auslegen." — „So gehet in Gottes Namen," versetzte der Kaiser, „Gott gebe ihm einen guten Traum!" Sie gingen hinweg und vertrieben sich die Nacht mit großen Freuden und spotteten des Kaisers. Als es Tag ward, standen sie früh auf und gingen zum Kaiser. Da sprach der älteste: „Gnädiger Herr, ich habe einen gar guten Traum gesehen: vor dem Thor dieser Stadt ist eine Grube, in der ein Faß Goldes verborgen ist. Darum gehet alsbald mit uns dahin, damit wir es ausgraben." Des war der Kaiser wohl zufrieden. Als sie nun vor das Thor kamen, fingen sie an zu graben, fanden das Faß und zogen es heraus, wiewohl sie es selber heimlich hineingelegt hatten. Der Kaiser aber ward sehr froh darüber und gab ihnen die Hälfte des Goldes. Da sprach der zweite Ritter: „Ich werde morgen früh auch einen Traum sehen." Der Kaiser sagte: „Gott gebe dir auch einen guten Traum!" Des andern morgens stand der Ritter früh auf und sprach: „Herr vor dem zweiten Thor der Stadt liegt auch ein Faß mit Golde." Der Kaiser ging mit ihnen, und als sie das Faß fanden, wie sie gesagt hatten, gab er ihnen die Hälfte des Goldes. Da sprach der dritte Ritter: „Herr, morgen werde ich euch auch einen Traum verkünden." Der Kaiser versetzte: „Gesegnet sei die Stunde, da ihr zu mir kamet! Gott gebe dir auch einen guten Traum!" Am nächsten Morgen stand der dritte Ritter früh auf und sprach: „Herr, vor dem dritten und vierten Thor der Stadt liegen zwei Fässer Goldes. Laßt uns hingehen und nachsuchen." Sie fanden auch wirklich die beiden Fässer, und der Kaiser ward über die Maßen froh und gab ihnen die Hälfte des Goldes. Dann sprach er: „Ich habe nie so wahrhafte Leute gesehen wie euch." Da redeten die drei wie aus einem Munde: „Nun hat einer nach dem andern bisher einen Traum gehabt. Aber so Gott will, wollen wir heute Nacht miteinander das nämliche träumen." Der Kaiser sprach: „Gott gebe euch allen einen guten Traum!" Die drei spotteten die ganze Nacht des Kaisers, und am andern Morgen früh sprachen sie: „O Herr, wir wissen gute Märe. Begehrt ihr ewiglich reich zu sein, so mögt ihr es werden, wenn ihr wollt. Wisset, unter dem Turm, wo die Bildsäulen stehen, liegt soviel geläutertes Gold, daß es alle Pferde zu Rom nicht tragen könnten." — „Davor sei Gott," sagte der Kaiser, „daß ich den Turm mit den Bildern zerstörte, durch die wir vor unsern Feinden gewarnt werden." Sie entgegneten: „Wir könnten wohl so behutsam graben, daß der Turm dennoch fest stehen bliebe und ihr das ganze Gold bekämet. Aber das muß nachts geschehen, damit das Volk uns nicht überfalle." Da sprach der Kaiser: „Nun gehet in Gottes Namen! morgen will ich zu euch kommen." Also gingen sie dahin und um Mitternacht hatten sie so weit gegraben, daß der Turm jeden Augenblick zu fallen drohte. Da machten sie geschwind noch

ein Feuer darunter und flohen schnell hinweg. Und sie waren kaum eine Meile fort, so stürzte der Turm mit samt den Bildsäulen zusammen, daß alles zerschmetterte und verbrannte. Als nun am andern Morgen die Römer sahen, daß der Turm mit den Bildern zerstört war, da wurden sie sehr betrübt und fragten den Kaiser, wie das geschehen sei. Der Kaiser sprach: „Es sind drei falsche Männer zu mir gekommen, die sagten, es liegt eine unermeßliche Menge Goldes unter dem Fundament des Turmes, und wollten es so vorsichtig heraus holen, daß weder der Turm noch die Bilder beschädigt würden." Da sprachen die Römer: „Seid ihr so goldgierig, daß ihr eurer Habsucht halber unsren köstlichen Turm mit den warnenden Bildern zerstören ließet, so sollet ihr auch des Goldes satt werden." Also vergruben sie ihn lebendig, und gossen ihm siedendes Gold in den Mund, daß er starb. Darnach kamen die Feinde und zerstörten Rom bis auf den Grund."

So erzählte die Kaiserin; dann fuhr sie fort: „Herr, habt ihr verstanden, was ich euch gesagt habe?" — „Ja wohl," sprach der Kaiser. Da sagte sie: „Der Turm mit den Bildsäulen ist euer Leib mit den Sinnen; so lange diese wohlbehalten bleiben, kann kein Feind eurem Volke ein Leid zufügen. Das weiß euer Sohn gar wohl; darum trachtet er samt seinen Meistern euch zu verderben, und ihr höret ihre falschen Worte fleißig an." Der Kaiser sprach: „Du hast mir ein gutes Beispiel gesagt. Sie sollen mich nicht zu Falle bringen wie den Turm; denn der, um deswillen sie sich so bemühen, muß heute sterben." Und er gebot, man solle seinen Sohn hinausführen und hängen.

Da erhob sich wieder ein großes Wehgeschrei unter dem Volke von Armen und Reichen um des Kaisers Sohn, und wie sie ihn also hinführten, kam ihnen der fünfte Meister, mit Namen Josephus, entgegen geritten. Vor ihm neigte Diokletianus sein Haupt. Da sprach der Meister: „Nun eilet nicht so sehr! ich will sofort zum Kaiser gehen und mit Gottes gnädigem Beistand den Jüngling heute vom Tode erretten." Und er kam in den Palast vor den Kaiser und grüßte ihn. Da sprach der Kaiser: „Nimmer werde dir wohl! gedenkst du mich auch zu betrügen, wie die Ritter den Oktavianus betrogen?" — „Wie die Ritter dem Oktavianus thaten, weiß ich nicht," entgegnete der Meister, „auch habe ich so unfreundlichen Gruß nicht von euch verdient." — „Wie?" sprach der Kaiser, „konnte nicht mein Sohn wohl sprechen, als ich ihn dir und deinen Genossen übergab? und nun ist er stumm geworden und will mit niemand reden; dazu hat er mein Weib mißhandelt." Der Meister antwortete: „Daß er jetzt nicht redet, das ist große Weisheit. Ich weiß gar wohl, daß er die Macht hat zu reden, wie ihr in kurzem hören werdet. Wenn ihr aber sprecht, er habe euer Weib verführen wollen, so wird das niemand glauben, daß ein Weiser, wie er ist, solche Thorheit und Sünde begehen könne. Ich sage euch aber in Wahrheit, tötet ihr ihn auf die Rede eures Weibes hin, so geschieht euch mit ihm, wie dem Meister Hippokrates

mit seinem Freunde Galenus geschah." Da fragte der Kaiser: „Wie geschah diesem? das möchte ich gerne hören." Der Meister sprach: „Lasset vorher euren Sohn zurückrufen und ins Gefängnis legen. Dann will ich es euch wohl berichten." Da ließ der Kaiser seinen Sohn zurückbringen und gefangen legen. Und als dies geschehen war, begann der Meister seine Rede und sprach, wie folgt.

Des fünften Meisters Josephus Beispiel.

„Es war einmal ein gar guter Arzt, geheißen Hippokrates, der war so kunstreich, daß er alle Meister an Wissenschaft übertraf. Dieser hatte einen Freund mit Namen Galenus, welcher sehr sinnreich war und allen Fleiß aufbot, die Kunst seines Freundes zu erlernen. Als Hippokrates dies bemerkte, verhehlte er ihm seine Kunst, denn jener war so scharfsinnig, daß Hippokrates befürchtete, er möchte ein besserer Arzt werden als er selbst. Wie nun Galenus den Sinn seines Freundes erkannte, lernte er noch viel eifriger als zuvor, also daß er bald ein bewährter Arzt ward. Darüber ward ihm Hippokrates gram und fing ihn an zu hassen. Nun gelang es dem Galenus, den Sohn des Königs von Ungarn von einer seltsamen und schweren Krankheit zu heilen, wodurch er sich großen Ruhm erwarb. Da ward Hippokrates noch viel zorniger und warf einen tödlichen Haß auf seinen Freund; darum gedachte er, wie er ihn aus dem Wege räumen könnte. Eines Tags ging Hippokrates in seinen Krautgarten, rief den Galenus und sprach: „Mein Lieber, wir wollen Heilkräuter suchen." Jener war gern bereit, und so gingen sie miteinander durch den Garten. Da sprach Hippokrates: „Ich empfinde am Geruch, daß hier ein gutes Kraut steht. Bücke dich und zieh es aus der Erde!" Galenus that dies, und als sie ein Stück weiter gegangen waren, sprach Hippokrates abermals: „Ich rieche ein köstliches Kraut. Zieh es mit der Wurzel heraus!" Und als sich Galenus bückte, zog Hippokrates sein Messer und stach seinen Freund hinterrücks ins Herz, daß er auf der Stelle starb. Bald darauf ward Hippokrates krank, siech und aussätzig, und obgleich er alles an sich that, was er nur konnte, vermochte er sich doch nicht zu heilen, sondern ward von Tag zu Tag elender. Das vernahmen viele seiner Jünger und kamen aus allen Ländern, um ihr möglichstes an ihm zu thun, und konnten ihm doch nicht helfen. Da bat Hippokrates seine Jünger, daß sie ihm ein großes starkes Faß mit Wasser brächten, und als sie so gethan hatten, zeigte er ihnen ein Kraut und hieß sie es in das Wasser legen. Das geschah, und er sprach: „Ach meine lieben Freunde, nun machet viele Löcher in das Faß, durch welche das Wasser herausfließen kann." Sie thaten also, und siehe! es kam kein Tropfen Wasser heraus. Da sprach Hippokrates: „Nun nehmet wahr, wie die Rache Gottes auf mich gefallen ist! Ihr sehet klar, durch das Faß gehen hundert weite Löcher, aber durch die Kraft des Krautes vermag nichts heraus-

zufließen. Und dieses selbige Kraut vermag die Wunden meines Leibes nicht zu stillen. O, ihr Lieben, lebte doch mein guter seliger Freund Galenus noch, den ich leider getötet habe! der hätte mich bald gesund gemacht. Sehet da die Rache Gottes!" Damit kehrte er sich nach der Wand und starb."

Als der Meister Josephus also erzählt hatte, sprach er: „Herr, habt ihr verstanden, was ich euch gesagt habe?" — „Ja wohl," versetzte der Kaiser. Da sprach der Meister: „Nun wahrlich, tötet ihr euren Sohn, so wird euch noch übler geschehn; denn wenn ihr in Not geratet, so könnte euch euer Sohn wohl helfen, so wie Galenus dem Hippokrates." Der Kaiser sagte: „Mein Sohn soll heute nicht sterben." Dafür dankte ihm der Meister inniglich.

Als aber die Kaiserin hörte, daß der Sohn des Kaisers immer noch lebe, zerriß sie ihr Gewand und erhob ein lautes Geschrei. Da ging der Kaiser in ihre Kammer und fragte sie: „Meine Allerliebste, warum bist du so gar betrübt?" Sie sprach: „Ach, bin ich nicht eines Königs Tochter? und muß hier so große Schande leiden!" Der Kaiser entgegnete: „Ich weiß schier nicht, was ich thun soll. Du drängst mich Tag für Tag, daß ich meinen Sohn töte. Der Meister Josephus sprach für sein Leben." — „Ja," sagte die Kaiserin, „es geschieht euch gerade so, wie es schon einmal einem Könige mit sieben Meistern erging." — „Erzähle mir das Beispiel," sprach der Kaiser. Da hub sie an zu reden, wie folgt.

Das sechste Beispiel der Kaiserin.

„Es war einmal ein heidnischer König, der wollte die heiligen Leichname Sankt Peters und Sankt Pauls aus dem Münster zu Rom rauben und hinweg führen. Da versammelte er ein großes Heer, zog gen Rom und belagerte die Stadt so lange, bis die Römer beschlossen ihm die Leichname zu geben, daß er nur wieder abzöge. Nun waren sieben weise Meister in der Stadt, mit deren Rat Rom regiert ward, wie jetzt. Zu diesen kamen die Bürger und fragten sie, was sie thun sollten. Da sprach der erste Meister: „Ich will die Stadt und die heiligen Leichname erhalten den ersten Tag." Der andre Meister sprach: „So will ich dasselbe am zweiten Tage thun." Und also sprachen die übrigen alle, daß jeder die Stadt und die Leichname einen Tag erhalten wollte durch seine Weisheit und Kunst. Wie nun der König anfing die Stadt zu stürmen und zu bedrohen, ging der erste Meister hinaus und redete um Frieden so weislich, daß der König für diesen Tag vom Stürmen abließ. Und also that ein jeglicher einen Tag nach dem andern, und am Abend des sechsten Tages gingen die Bürger zu dem siebenten Meister und sprachen: „O guter Meister, der König hat geschworen, morgen wolle er die Stadt einnehmen. Behüte uns, wie deine Genossen gethan haben!" Da sprach der siebente Meister: „Fürchtet euch nicht! ich will auf morgen

ein Werk machen, das den König samt seinem Volke in die Flucht jagen soll." Des Morgens bereitete der König einen allgemeinen Sturm vor. Aber der Meister legte einen wunderlichen Rock an, geschmückt mit Pfauenfedern, und nahm zwei glitzernde Schwerter. So ging er auf den höchsten Turm, der in der Stadt war und wo ihn alles Volk sehen konnte. Nun nahm er die zwei bloßen Schwerter in den Mund und kehrte sich auf wunderliche Weise hin und her. Als dies die Feinde sahen, sagten sie es dem Könige und sprachen: „O Herr, sehet dort oben auf dem Turm das große Wunder. Gewiß ist es der Christengott, der vom Himmel herab gekommen ist, um uns in seinem Zorn zu töten, wenn wir hier bleiben." Und da der König das erblickte, fürchtete er sich sehr und sprach: „Was sollen wir thun." Sie riefen: „Lasset uns eiligst fliehen, daß uns ihr Gott nicht erschlage!" Da floh der König mit allem Volk. Als dies die Römer sahen, eilten sie ihnen nach und erschlugen den König mit einem großen Teil seines Volkes, so daß ihrer nur wenige davon kamen. Also ward der mächtige König und sein gewaltiges Heer überwunden durch eines einzigen Menschen List."

Darnach sprach die Kaiserin: „Herr, habt ihr mich verstanden?" — „Ja wohl," erwiderte er. Da fuhr sie fort: „Sehet, ebenso möchten die sieben weisen Meister euch mit Trug und List hintergehen und töten, nur damit euer Sohn selbst das Reich beherrsche." Der Kaiser sprach: „Fürwahr, so soll es nicht kommen; denn mein Sohn muß sterben." Und am Morgen gebot er seinen Knechten, daß sie den Jüngling zum Galgen führten und hängten. —

Dem Zuge begegnete aber der sechste Meister, der hieß Kleophas. Dieser eilte zum Kaiser und sprach: „Herr, in dreien Tagen werdet ihr euren Sohn sprechen hören, wenn er dann noch lebt. Tötet ihr ihn aber vorher, weil ihr thörichterweise der Rede eures Weibes glaubet, so wird euch geschehen, wie einem Ritter geschah, der seinem Weibe so lange folgte, bis er an den Schwanz eines Rosses gebunden und zum Galgen geschleift ward." Der Kaiser sprach: „Ich bitte dich, sage mir dies Beispiel!" — „Nur wenn ihr euren Sohn zurückrufen lasset," versetzte der Meister. Und als es geschehen war, hub der Meister an zu erzählen, wie unten geschrieben steht.

Des sechsten Meisters Kleophas Beispiel.

„Zu Rom lebte ein alter Ritter, der nahm eine junge Frau und hatte sie gar lieb, wie ihr jetzt euer Weib liebet. Diese sang so wunderschön, daß sie viele Leute mit ihrem Singen nach ihrem Hause zog und ihrer mancher begehrte. Nun fügte es sich, daß sie einst in ihrem Sommerhaus saß und viele Leute hin und wieder gehen sah. Da fing sie an wonniglich zu singen. Zufällig kam nun ein junger Ritter vorbei, und als er den Gesang hörte, blickte er in die Höhe und sah sie sitzen. Alsbald erklärte er ihr seine Liebe

und sprach: „Was soll ich dir geben, daß ich zu dir hereinkommen darf, um deinem holden Gesange ungestört zu lauschen?“ Sie antwortete: „Hundert Goldgulden.“ — „Die will ich dir gern geben. Sage mir, wann soll ich kommen?“ Sie sprach: „Ich will es dir sagen lassen, wenn es Zeit ist.“ Damit war der Ritter wohl zufrieden und nahm Urlaub. Des andern Tages ging die Frau abermals in das Sommerhaus und sang gar holdselig. Da kam ein andrer Ritter vorüber, und als er den Gesang hörte, ward er von Liebe ergriffen, also daß er sprach: „Zarte und minnigliche Frau, was soll ich dir geben, daß du mich einmal zu dir herein lässest?“ Sie antwortete: „Hundert Goldgulden.“ Die versprach er ihr und fragte, wann er kommen solle, und sie sagte, sie wolle es ihm ankündigen lassen. Da nahm er fröhlich Urlaub von ihr. Und am dritten Tage ging sie wieder in das Sommerhaus und sang, und abermals kam ein Ritter vorbei, und es geschah wie an den vorhergehenden Tagen. Er verhieß ihr hundert Goldgulden, fragte, wann er kommen dürfe, und erhielt dieselbe Antwort. Darauf nahm er Urlaub. Es wußte aber keiner der drei Ritter etwas von den anderen. Nun war die Frau voll Bosheit, ging zu ihrem Mann, dem alten Ritter und sprach zu ihm: „Herr, ich will euch etwas heimlich sagen, und thut ihr nach meinem Rate, so will ich euch zu großem Gute helfen, dessen wir ja bedürfen, weil wir arm sind.“ Er antwortete: „Ich will gerne deinem Rate folgen.“ Da sprach sie: „Es sind drei Ritter zu mir gekommen, Hofleute des Kaisers, und zwar einer nach dem andern, und ein jeder versprach mir hundert Gulden, wenn ich ihn einmal allein zu mir ließe. Hätten wir nun das Geld, ohne daß ihnen ihr Wille geschähe, das wäre traun ein gelungener Streich.“ Der Mann sprach: „Was dir gefällt, gefällt mir auch.“ — „Du redest gar weislich,“ fuhr sie fort, „also will ich den ersten Ritter kommen lassen bei Anbruch der Nacht, den andern um die Zeit des ersten Schlafes und den dritten gegen Morgen. Dann wird ein jeder das Geld mitbringen; du aber sollst dich hinter die Thüre der Kammer stellen und einen nach dem andern, wenn er hereintritt, erstechen. So bekommen wir die dreihundert Gulden, die wir wohl gebrauchen können.“ Der alte Ritter sprach: „Ich fürchte nur, es wird entdeckt und wir kommen an den Galgen.“ — „Darum sorge dich nicht,“ sprach sie, „ich will alles zu einem guten Ende bringen. Sei nur keck und mannhaft!“ — „So will ich deinem Rate folgen,“ sprach der Mann. Da schickte die Frau alsbald nach dem ersten Ritter, und als er zu ihr kam, sprach sie: „Mein Lieber, willst du, so komm zu Anfang der Nacht; dann werden wir ungestört sein. Bringe auch die hundert Gulden mit!“ Er ging fröhlich heim. In gleicher Weise redete sie mit den andern beiden Rittern. Als es nun Nacht ward, kam der erste und klopfte an. Sie sprach sogleich: „Bringst du denn auch die hundert Gulden mit dir?“ — „Ja wohl,“ versetzte er, „darum öffne die Thür und laß mich ein.“ Das geschah; aber als er hineintrat, schlug des Weibes Ehemann ihn durch das Haupt, daß er starb. So

erging es auch dem zweiten und dritten Ritter, und die Leichen legten sie zusammen in eine Kammer. Als dies geschehen war, sprach der alte Ritter: „O liebe Frau, werden sie hier gefunden, so tötet man uns; denn es wird bald bei Hofe nach den dreien gefragt werden." Sie antwortete: „Ich will es schon gut zu Ende bringen. Darum fürchte dich nicht! ich sehe wohl, daß du noch nicht weißt, was ein Weib alles ausrichten kann." Nun hatte die Frau einen Bruder, der Wächter in der Stadt war. Und als die Wächter durch die Straßen zogen, wartete sie an der Hausthür bis ihr Bruder vorbei kam, und sprach zu ihm: „Mein lieber Bruder, ich muß dir ein Geheimnis sagen; komm mit herein!" Der Ritter empfing ihn gar freundlich und setzte ihm guten Wein vor. Als sie nun mit einander am Feuer saßen, begann die Frau: „Herzlieber Bruder, vernimm, weshalb ich dich hereingerufen habe! Bei Anbruch der Nacht kam ein Ritter ins Haus und redete zu meinem Manne unverschämte Worte. Darüber wurde mein Mann zornig und erschlug ihn. Lieber Bruder, sieh, wir haben niemand, dem wir so wohl vertrauen wie dir. So hilf uns denn von dem Leichnam, daß er nicht bei uns gefunden wird!" Der Bruder sprach: „Die Sache ist bedenklich und schwierig. Dennoch will ich euch helfen. Gebt mir einen Sack, so trage ich ihn ins Meer." Da gab sie ihm den Leichnam des ersten Ritters, in einen Sack gehüllt, und der Wächter warf ihn ins Meer. Darauf kam er wieder zu seiner Schwester und sprach: „Den seid ihr los. Nun schenkt mir noch einen Schluck guten Weines ein." Da stand sie auf und ging in die Kammer, als ob sie den Wein holen wollte, und hub mit lauter Stimme an zu schreien: „Bei Gott, der Ritter, den du ins Meer geworfen hast, ist wieder gekommen." Da das der Wächter vernahm, wunderte er sich sehr und sprach zu seiner Schwester: „Gieb mir ihn her! ich will doch sehen, ob er noch einmal wieder kommt." Also nahm er ihn, lief an das Meer, band dem Toten einen schweren Stein an den Hals und warf ihn hinein. Dann ging er wieder zu seiner Schwester und sprach: „Nun schenkt mir aber einen guten Schluck ein; denn ohne Zweifel seid ihr ihn jetzt los." Sie dankte ihm vielmals, ging abermals in die Kammer und schrie: „O weh, der Ritter ist doch wieder gekommen." Als das der Wächter hörte, sprach er: „Was Teufel ist das? gieb mir ihn noch einmal!" Er steckte den dritten Ritter in den Sack, ging aus der Stadt in einen Wald, machte ein großes Feuer und warf den Toten da hinein. Und als er fast verbrannt war, ging er davon; er war aber kaum hundert Schritt gegangen, da dachte er: „Ich muß doch noch einmal sehen, ob er nicht wieder lebendig geworden ist." Damit kehrte er zurück nach dem Feuer. Unterdessen war ein Ritter aus fremden Landen dort vorbei geritten, und als er das Feuer gesehen, war er abgestiegen, um sich ein wenig zu wärmen. Wie er so stand, kam der Wächter gelaufen und rief: „Wer bist du?" Jener sprach: „Ich bin ein Ritter aus edlem Geschlecht." Da sprach der Wächter: „Du bist kein Ritter, du bist der Teufel. Zuerst warf ich dich ins Meer, dann

band ich dir noch einen großen Stein an den Hals, zum dritten warf ich dich ins Feuer. Und nun stehst du wieder da!“ Mit diesen Worten ergriff er ihn und schleuderte ihn ins Feuer, daß er verbrannte. Und nun kehrte der Tote nicht noch einmal wieder. Aber kurze Zeit darauf gerieten der alte Ritter und sein Weib mit einander in Streit, so daß der Ritter der Frau einen Schlag versetzte. Da ward das Weib zornig und rief: „O du armseliger Schwächling, willst du mich auch ermorden, wie du die drei Ritter gemordet hast?“ Dies hörten die Leute und meldeten es dem Kaiser. Da wurden sie beide gefangen und vor den Kaiser geführt. Das Weib erzählte sogleich die ganze Geschichte, daß ihr Mann um der dreihundert Gulden willen die Ritter getötet habe. Als es aber offenbar ward, daß er es auf ihren Rat gethan hatte, wurden sie beide zwei Pferden an den Schweif gebunden, zum Galgen geschleift und gehängt.“

So erzählte der Meister; dann sprach er: „Herr, habt ihr verstanden, was ich euch gesagt habe?“ — „Ja wohl,“ sprach der Kaiser. Da sagte der Meister: „Wahrlich, es ist zu befürchten, daß euch weit übler geschehe, als dem Ritter geschah, wenn ihr euern Sohn um eures Weibes willen tötet.“ Der Kaiser sprach: „Ich sage dir in Wahrheit, daß mein Sohn heute nicht getötet wird.“ Da dankte ihm der Meister für die Gnade und ging hinweg.

Als nun die Kaiserin hörte, daß der Sohn des Kaisers noch lebe, lief sie zu dem Kaiser und schrie, sie wolle sich selbst töten. Der Kaiser sprach: „Davor sei Gott! das wäre uns eine große Schmach. Ihr sollt nicht an so schändliche Dinge denken.“ Da sprach die Kaiserin: „Euch geht es mit eurem Sohn, wie einst einem Könige geschah mit seinem Marschall.“ — „Nun sage mir,“ fragte der Kaiser, „wie erging es dem?“ Die Kaiserin sprach: „Ich will es euch gerne sagen, denn es ist euch sehr nützlich zu hören.“ Damit hub sie an zu erzählen, wie folgt.

Das siebente Beispiel der Kaiserin.

„Es lebte einmal ein König, der seine Frau so lieb hatte, daß er sie in einen guten und festen Turm verschloß und den Schlüssel stets bei sich trug. Darüber war die Königin sehr traurig. Nun lebte auch ein vornehmer Ritter in fernen Landen, dem träumte in einer Nacht, wie er eine schöne junge Königin sähe, und begann sie zu lieben, als ob er sie leiblich erblickt hätte. In derselben Nacht aber träumte der Königin von diesem Ritter und sie fing an sich nach ihm inniglich zu sehnen. Und der Ritter beschwur, er wolle nicht ruhen, bis er die Königin wirklich gesehen hätte. Also saß er auf und ritt durch die Reiche, bis daß er in die Stadt kam, wo die Königin in dem Turme saß. Da blieb er in derselben Stadt, und von ungefähr ging er eines Tages mit seinen Dienern an der Burg vorbei, ohne zu ahnen, daß

die Königin darin war, von der ihm geträumt hatte. Nun saß die Königin gerade an einem Fenster, von wo aus sie die Vorübergehenden wohl sehen konnte. Der Ritter sah über sich in die Höhe, und da er sie erblickte, erkannte er sie gleich und begann ein Lied zu singen. Als die Königin ihn singen hörte, schaute sie ihn an und erkannte alsbald, daß er der Ritter war, von dem ihr geträumt hatte. Nun ging der Ritter alle Tage vor der Burg auf und ab und überlegte, wie er hineinkommen und mit der Frau reden könnte. Das merkte die Königin wohl, schrieb darum einen Brief und warf den zu dem Ritter hinab. Als dieser den Brief las und die Geneigtheit der Königin merkte, ward er froh und fing an so ritterlich zu singen und zu turnieren, daß sein Ruhm bald vor den König gelangte. Der König ließ ihn zu sich rufen und sprach: „Mein lieber Freund, ich habe viel Gutes und Ehrenvolles von dir gehört. Gefällt es dir, so sollst du bei mir bleiben.“ Der Ritter antwortete: „Es gefällt mir wohl, doch möchte ich euch um eine Gunst bitten.“ — „Was wünschet ihr?“ fragte der König. Der Ritter sprach: „Ich wollte euer Gnaden bitten, daß ihr mir erlaubtet ein Haus zu bauen an der Mauer, neben dem Burgturm.“ Das gewährte ihm der König. Alsbald dingte der Ritter Zimmerleute und Maurer und fing an das Haus neben der Burg zu bauen. Heimlich aber ließ er von einem Maurer ein Loch in die Mauer der Burg machen, und als es fertig war, tötete er den Arbeiter, damit er und die Königin nicht verraten würden. Darnach ging er hinein zu der Königin und grüßte sie gar züchtiglich. Da sprach die Königin: „Nun sage mir, wie bist du hierher in meine Einsamkeit gekommen?“ — „Gnädige Frau,“ versetzte er, „die Liebe zu euch hat mich herein geführt durch ein Loch, das ich in die Mauer machen ließ. Darum seid mir hold, denn ihr seid ja die Herzliebste, die ich im Traum gesehen habe.“ Die Königin sprach: „Ach, Freund, ich kann mich doch nicht entschließen, an meinem Herrn, dem König, solchen Verrat zu üben.“ — „Wollt ihr es nicht im guten,“ sprach der Ritter, „so soll mein Schwert euch dazu zwingen, denn seit Jahr und Tag habe ich nach euch verlangt.“ Da fürchtete sich die Königin sterben zu müssen und schwur ihm Gegenliebe. Nun blieben sie bei einander, bis der Ritter hinweg ging. Die Königin aber dachte bei sich: „Du darfst dem Könige nichts davon sagen, sonst entehrst du dich selbst und redest den Ritter um den Hals.“ Von nun an ging der Ritter, so oft er wollte, durch das Loch in den Turm zur Königin. Einst schenkte sie ihm einen kostbaren Fingerring, den ihr der König als ein Zeichen seiner Liebe gegeben hatte. Unterdes ward der Ritter durch sein höfliches Wesen und seine Waffenübung dem Könige so lieb und wert, daß er ihn zu seinem Marschall ernannte. Nun begab es sich eines Tages, daß der König auf die Jagd reiten wollte und dem Marschall sagte, er solle sich des Morgens bereit halten, ihn zu begleiten. Der Ritter willigte mit Freuden ein, und als sie den ganzen Tag sich an der Jagd ergetzt hatten, kamen sie in einen Wald,

wo sie sich niederlegten um auszuruhen. Da schlief der Marschall neben dem König ein und streckte die Hand von sich, woran das Ringlein steckte, das ihm die Königin geschenkt hatte. Dies sah der König und erkannte alsbald den Ring, den er seiner Frau als Liebeszeichen gegeben hatte. Als der Marschall nun erwachte und bemerkte, daß der König den Ring gesehen hatte, sagte er, es sei ihm unwohl, und bat den König, ihn heimreiten zu lassen. Der König erlaubte ihm dies, und als der Ritter heimkam, ging er schnell durch das Loch zur Königin und sprach: „Nehmet das Ringlein, das ihr mir schenktet. Der König hat es gesehen und wird ohne Zweifel sogleich kommen und darnach fragen.“ Kaum war er hinweg, als der König kam und zur Königin sprach: „Nun sagt mir, meine liebe Frau, wo habt ihr das schöne Ringlein hingethan, das ich euch geschenkt habe?“ — „Warum wollt ihr es gerade jetzt sehn?“ versetzte die Königin. „Laßt ihr es mir jetzt nicht sehen,“ rief der König, „so müsset ihr sterben!“ Sogleich schloß die Königin ihren Schrein auf und zeigte ihm den Ring. Als der König ihn sah, sprach er: „Wie sieht das Ringlein dem so gleich, das der Marschall an der Hand trägt. Ich wähnte, es wäre das deine, und schwerer Argwohn gegen dich ergriff mein Herz. Des bekenn' ich mich schuldig.“

Nicht lange darauf ließ der Ritter eine große Mahlzeit bereiten und sprach zum Könige: „Mein gnädiger Herr, ich möchte euch ein Geheimnis anvertrauen. Meine Herzallerliebste kommt heute aus meiner Heimat hieher zu mir. Darum habe ich ein Gastmahl bereitet und bitte eure königlichen Gnaden inständigst, mit uns essen zu wollen. Damit würdet ihr uns große Ehre erweisen.“ Der König sagte ihm das gerne zu. Da ward der Ritter froh, ging durch das Loch und sprach zur Königin: „Frau, schmückt euch mit köstlichem Gewand; denn ihr müßt heute an meinem Tisch mit dem Könige essen.“ Als es nun Essenszeit war, kam die Königin und auch der König, und wie dieser sie erblickte, sprach er zum Marschall: „Wer ist diese wunderschöne Frau?“ — „Herr,“ erwiderte der freche Ritter, „es ist meine Geliebte.“ Und also setzten sich die drei miteinander zu Tische. Aber das Herz des betrogenen Königs regte sich hin und her während des Mahles, und er dachte bei sich: „Wie gleicht doch diese Frau meinem Weibe!“ Nun begann die Königin zu reden und sprach: „Gnädiger Herr König, esset fröhlich und ohne alle Sorge!“ Als der König ihre Stimme hörte, dachte er wieder bei sich selbst: „Heilige Jungfrau Maria, wie gleicht sie so wunderbar meinem Weibe, an Gestalt wie an Stimme!“ Gegen das Ende der Mahlzeit bat der Marschall die Frau, dem Könige ein Lied zu singen. Sie war gehorsam und sang. Da sprach der König in seinem Herzen: „Herr Gott, was ist das? Diese muß mein Weib sein. Und doch habe ich die Schlüssel des Turmes bei mir! wie dem auch sei, ich muß mir Gewißheit verschaffen und nachsehen, ob mein Weib im Turm ist oder nicht.“ Also bat er den Ritter, er möchte die Tafel aufheben. Der Ritter sprach: „Gnädiger Herr, laßt es euch nicht

verdrießen und bleibet noch!" — „Ich habe ein notwendiges Geschäft," sagte der König, „und muß zu meiner Frau." Die Königin sprach: „Herr, gefällt es euch, so laßt uns hier Kurzweil anstellen. Eure Frau ist ja gut aufgehoben in ihrem Turm." Dem Könige aber war das Herz bis zum Zerspringen voll und er rief: „Man hebe sogleich die Tafel auf! ich mag nicht länger bleiben." Der Marschall that, wie ihm befohlen war, und also ging der König hinweg. Während er aber auf dem Wege nach der Burg war, schlüpfte die Königin schnell durch das Loch in den Turm; das war freilich ein viel kürzerer Weg als der, den der König zu gehen hatte. Dann zog sie eiligst ein anderes Gewand an, und wie der gute König kam und sein Weib im Turme fand, fiel er ihr um den Hals und rief: „O meine allerliebste Frau, ich habe mich zum zweitenmal an dir versündigt. Wisse, ich aß heute Mittag bei dem Marschall und seiner Geliebten, und niemals sah ich ein Weib, das dir in allen Stücken so wunderbar geglichen hätte. Darum lief ich hieher, um zu sehen ob du hier wärest; denn ich wähnte, jenes Weib seist du."

Nicht lange darnach kam der falsche Ritter zum König und sprach: „Gnädiger Herr, ihr wisset wohl, daß ich nun lange Zeit in eurem Dienste gestanden habe. Jetzt verlangt es mich, heimzukehren zu den Meinen. Darum flehe ich euch, daß ihr mir noch eine Bitte in Gnaden gewähren möget." Der König sprach: „Sage mir, was du wünschest!" — „Ich will meine Geliebte zur Ehe nehmen," fuhr der Marschall fort, „und bitte euch demütiglich, daß ihr uns beide selbst vor allem Volk in der Kirche feierlich zusammen gebet." Solches versprach ihm der König. Als nun der Tag der Trauung da war und alle sich in der Kirche versammelt hatten, fragte der Priester: „Wer will die Frau dem Ritter geben?" — „Ich," sprach der König, nahm sie bei der Hand und sagte zu ihr: „Meine Liebe, du gleichst meiner Frau gar wundersam; das macht mir dich um so lieber." Und mit diesen Worten legte er ihre Hand in die des Priesters, welcher die beiden feierlich zusammen gab. Darauf sprach der falsche Ritter: „Gnädiger Herr, das Schiff steht bereit, das uns nach der Heimat tragen soll. Schenkt uns nun gnädigst Geleit!" Da ging der König mit ihnen bis an das Schiff, und als sie dahin kamen, sprach er zu der Königin: „Liebe Frau Marschallin, höret meinen Rat! hier steht euer Ehemann; den sollet ihr lieben vor allen andern Menschen. Seid ihm treu und gehorsam in allen Dingen. Nun fahret beide dahin mit meinem Segen! Gott erhalte euch gesund!" So sprach der arglose, edle König, und das schändliche Paar neigte sich vor ihm, bestieg das Schiff und fuhr dahin mit gutem Wind und vollen Segeln. Der König stand lange am Strand und folgte ihnen mit den Blicken, bis er das Schiff nicht mehr sehen konnte. Da kehrte er um, ging in die Burg und in den Turm und fand die Königin nicht. Da fing er an allen Gliedern zu zittern an und suchte überall und entdeckte schließlich das Loch in der Mauer. Jetzt ward

ihm plötzlich alles klar und als er sich so schändlich verraten und betrogen fand, da brach ihm das Herz, daß er sich hinlegte und starb."

Nachdem die Kaiserin so erzählt hatte, sprach sie: „Sehet, Herr Kaiser, wiewohl der König dem Ritter sein ganzes Vertrauen schenkte, ward er doch von ihm betrogen. Ebenso trauet ihr den sieben Meistern, obgleich sie darnach trachten mich, euer Weib, zu entehren. Auch ihr glaubet ihnen mehr als euren Augen. Denn ihr sahet, wie euer Sohn mich zugerichtet hatte, und doch schenket ihr lieber den sieben Meistern Glauben." — „Wahrlich," sprach der Kaiser, „ich will meinen Augen mehr glauben als ihnen. Mein Sohn muß gehenkt werden."

Und als man ihn hinaus führte und das Volk ach und weh schrie, kam der siebente Meister, mit Namen Joachim, geritten, der war ein ganz alter Mann. Und des Kaisers Sohn neigte sein Haupt vor ihm. Da sprach der Meister zu den Henkersknechten: „Eilet nicht so sehr mit ihm! ich getraue mich wohl ihn zu erretten." Darauf spornte er sein Pferd, kam in den Palast und kniete vor dem Kaiser nieder; er ertrug seinen zornigen Gruß und sprach: „Herr, ihr beklaget euch, daß euer Sohn nicht rede. Doch ich will mein Leben verlieren, wenn ihr ihn morgen früh nicht sprechen höret: dann wird er euch die ganze Wahrheit verkünden, wie euer Weib euch betrogen hat, und aller Streit wird ein Ende nehmen. Tötet ihr aber euren Sohn vorher, so mag euch geschehen, wie einst einem Ritter geschah, der sein Weib so liebte, daß er starb, als er ihr Blut rinnen sah." Der Kaiser sprach: „Lieber Meister, saget mir euer Gleichnis. Ich will meinen Sohn zurück holen lassen." Da fing der Meister seine Rede an, wie man unten geschrieben findet.

Des siebenten Meisters Joachim Beispiel.

„Es war ein Ritter, der hatte eine schöne Frau, die ihm so lieb war, daß er nicht ohne sie sein konnte. Nun fügte es sich einmal, daß sie mit einander Würfel spielten, und da der Ritter zufällig ein Messer in der Hand hatte, schlug sein Weib mit der Hand an das Messer, daß ein wenig Blut heraus floß. Wie das der Ritter erblickte, fiel er auf die Erde, als ob man ihm eine tiefe Wunde in den Kopf geschlagen hätte. Die Frau besprengte ihn mit Wasser, daß er wieder zu sich käme, und als er seine Augen aufthat, sprach er: „Bringet mir geschwind den Priester, denn ich muß sterben, weil ich meines Weibes Blut gesehen habe." Da die Knechte dies hörten, liefen sie eilig nach dem Priester, daß er ihrem Herrn die heiligen Sakramente brächte. Doch der Ritter starb, ehe der Priester kam. Darüber ward ein großes Geschrei im Haus und in der Stadt um den Ritter, und sein Weib weinte und seufzte gar bitterlich und schrie unaufhörlich: „Ach und weh! was soll ich thun? ich will fürderhin ewig unvermählt bleiben, wie eine Turteltaube,

die ihren Gemahl verloren." Darauf ward der Ritter gar herrlich begraben; und als man den Sarg hinunterließ, da fiel die Frau auf das Grab und schwur dort zu sterben aus Liebe zu ihrem Mann; die Tröstungen ihrer Verwandten wies sie standhaft zurück, also daß diese ihr ein kleines Häuslein über das Grab bauten, in dem sie ganz allein blieb.

Nun war damals die Gewohnheit in dem Lande, wenn ein Bösewicht hingerichtet werden sollte, so mußte sich der Landvogt wappnen und die erste Nacht den Verbrecher unter dem Galgen hüten bei Lebensstrafe, und ward ihm der Leichnam entwendet, so hatte der Landvogt all sein Land verloren und sein Leben war verwirkt. Nun war an dem nämlichen Tage, da der Ritter begraben ward, ein Verbrecher gehängt worden, und der Landvogt kam nach dem Gesetz gewappnet unter den Galgen. Es war aber so kalt, daß er zu erfrieren glaubte, wenn er sich nicht wärme. Da sah er sich um und erblickte ein Licht in dem Hüttlein der Witwe. Dahin ging er und klopfte an. Die Frau sprach: „Wer klopft an meine Thür?" Er erwiderte: „Ich bin der Landvogt, euer Nachbar, und muß erfrieren, wenn ich nicht an ein Feuer gelange." Da ließ sie ihn hinein, und als er sich gewärmt hatte, dankte er ihr und ging wieder unter den Galgen. Wie er aber dahin kam, war der Leichnam des Gehenkten gestohlen. Darüber erschrak er im Grunde seines Herzens und lief in seiner Angst wieder zu der Witwe. Dort klopfte er an und sprach: „Bitte, öffnet mir! ich bin der Landvogt und muß euch ein Geheimnis klagen." Die Frau öffnete die Thür, und als er hineintrat, sprach er: „O liebste Frau, ich begehre euren Rat. Während ich mich bei euch wärmte, ist der Schächer am Galgen gestohlen worden." Die Frau sprach: „Nach dem Gesetz hast du Leib und Gut verloren. Dennoch will ich dir raten und du sollst meinem Rate folgen. Möchtest du mich zu deinem ehelichen Weibe nehmen?" — „Mit Freuden," sagte der Landvogt, „es ist eine große Gnade von euch, daß ihr mich jetzt als einen armen und geächteten Mann haben wollt." Sie sprach: „So will ich keinen andern nehmen als dich." — „Und ich," versetzte der Landvogt, „will auch keine andre nehmen, dieweil ihr lebet." Da sprach die Witwe: „Mein Mann, der aus Liebe zu mir gestorben ist, ward gestern hier begraben. Nimm ihn heraus und häng ihn an des Schächers Stelle an den Galgen!" Der Landvogt erschrak und sprach: „O liebe Frau, das erlasset mir; euer Mann war mir bei seinen Lebzeiten ein guter Gesell; darum möchte ich ihn nicht in seiner letzten Ruhe stören." Da sprach sie: „So will ich es selbst thun um deinetwillen." Also öffnete sie das Grab und nahm den toten Ritter heraus. Der Landvogt sprach: „Ach Frau, es nützt mir nichts. Der Betrug würde doch entdeckt werden, denn dem Verbrecher waren Kopf und Bart geschoren, und euer Mann trug langes Haar." Sie versetzte: „Nimm dein Messer und schere ihm Kopf und Bart." Da grauste es dem Landvogt und er sprach: „Da sei Gott vor, daß ich mich am Leichnam meines Freundes also versündigte!" Sie sagte:

„So will ich es selbst thun.“ Und nun that sie wirklich, wie sie gesagt hatte; dann sprach sie: „Nun hänge ihn an den Galgen.“ Aber der Landvogt sprach: „O Gott im Himmel, ich kann es nicht! wie sollte ich meinem lieben Freunde eine solche Schmach anthun?“ Da sagte sie: „Nun so will ich es selbst thun um deinetwillen.“ Und also geschah es. Darauf sprach die Frau zum Landvogt: „O mein Herzliebster, du bist nun gerettet; darum ist es gut, daß du mich öffentlich zur Ehe nehmest.“ Aber der Landvogt entsetzte sich und sprach: „Ich schwur, keine andre Frau zu nehmen, so lange du lebest. Aber, o du gräßliches Scheusal, welcher Teufel möchte dich zum Weibe nehmen? Der Ritter starb aus herzlicher Liebe zu dir und du entweihtest sein Grab und schändetest seinen Leichnam. Wahrlich, du sollst mir nimmer das Gleiche thun.“ Und mit diesen Worten zog er sein Schwert und schlug dem teuflischen Weibe das Haupt ab.“

Nach dieser Erzählung sprach der Meister: „Herr, habt ihr verstanden, was ich euch gesagt habe?“ Der Kaiser antwortete: „Ja, ich habe es verstanden. Wahrlich, das war die allerverruchteste unter allen Frauen.“ Dann seufzte er und sprach: „O lieber Meister! könnte ich nur meinen Sohn ein einzigmal reden hören, so wollt' ich gerne sterben.“ Da sagte der Meister: „Morgen früh versammelt alle eure Räte, Fürsten, Frauen und Herren des Reiches, so werdet ihr ihn hören reden.

Am andern Morgen kleideten die sieben Meister den Sohn des Kaisers in Purpur und gingen mit ihm aus dem Gefängnis, dabei gaben Heerhörner und Saitenspiel einen gar fröhlichen Schall. Als nun der Kaiser das süße Getön hörte, fragte er, was das wäre. Da sprachen seine Hofleute: „Herr, es ist euer Sohn, der hieher kommt, um vor euch und allen Fürsten zu reden.“ Der Kaiser rief: Das ist die liebste Märe, die ich je gehört habe.“ Als nun der Sohn in den Palast und vor das Angesicht des Kaisers trat, da war das erste Wort, das er sprach: „Gott grüße euch, mein ehrwürdiger Vater und Herr!“ Als der Kaiser seinen Sohn reden hörte, fiel er vor Freude zur Erde nieder, und nachdem er wieder aufgestanden war, wollte der Sohn weiter sprechen; aber das Jubelgeschrei des Volkes war so groß, daß ihn niemand verstehen konnte. Da ließ der Kaiser Gold und Silber auf die Straße werfen, damit das Volk aus dem Palast wiche und man seinen Sohn hören könnte. Doch das Volk war so froh darüber, daß des Kaisers Sohn reden konnte, daß es auf das Gold und Silber gar nicht acht hatte. Da ward der Kaiser zornig und ließ ausrufen, wer nicht schweige, dem werde man das Haupt abschlagen. Als sie das hörten, schwiegen sie alle still. Da sprach des Kaisers Sohn: „Herr Kaiser und lieber Vater, ich bitte euch, daß ihr die Kaiserin hieher kommen lasset.“ Der Kaiser gab sogleich

den Befehl, und die Kaiserin kam verzagt und zitternd gegangen. Da sprach Diokletianus: „Jetzt lasset ihr die Tasche abnehmen, die sie an der Seite trägt und öffnet sie selbst!“ Also geschah es, während die Kaiserin totenbleich ward und schier ohnmächtig. Als nun der Kaiser die Tasche durchsuchte, fand er darin ein Brieflein von der Kaiserin Hand geschrieben, das lautete: „Liebster! morgen wird des Kaisers Sohn gehenkt werden; denn ich will meinen Mann mit einem gar kräftigen Gleichnis beschwatzen. Er wird aber, wenn es geschehen ist, sehr betrübt werden; dann will ich ihm ein starkes Gift geben, daß man denken wird, er sei vor Kummer gestorben. Wenn er nun tot ist, thue so, wie ich dir schon gesagt habe.“ Als der Kaiser dies gelesen hatte, ward er sehr zornig und befahl die Kaiserin sogleich hinzurichten. Aber auf einen Wink des Meisters Joachim trat ein Ritter aus der Menge hervor und warf sich dem Kaiser zu Füßen, indem er reumütig bekannte, daß er nach der Krone getrachtet habe, weil die Kaiserin ihm ihre Hand angeboten; und für ihn sei auch der Brief bestimmt gewesen, den der Kaiser soeben gelesen habe. Darauf flehte er die Gnade des Kaisers an, und des Kaisers Sohn sprach: „Lieber Herr und Vater, ich bitte euch, daß ihr diesem verzeihet, weil er reuig und aus freien Stücken schon gestern meinen sieben Meistern seinen schlimmen Vorsatz gestanden hat.“ — „Lieber Sohn,“ sprach der Kaiser, „da du für ihn bittest, so will ich ihm alles vergeben. Dieses ruchlose Weib aber soll sogleich verbrannt werden.“ Aber Diokletianus sagte: „Herr Kaiser, verurteilt sie nicht eher, als bis die Sünde, die sie mir Schuld gegeben hat, durch sie selbst widerlegt und ich von jedem Verdacht gereinigt sei.“ — „Mein liebster Sohn,“ sprach der Kaiser, „richte du über sie; denn du bist viel weiser als ich.“ — „Nicht doch,“ versetzte Diokletianus, „nicht ihr noch ich wollen dies thun; aber die Gesetze sollen an ihr erfüllt werden. Kann ich durch euer Weib selbst nachweisen, daß sie mich schändlich und boshaft verleumdet hat, so soll sie dafür auch büßen nach dem Gesetz. Lieber Herr und Vater, als ihr nach mir schicktet auf ihr Anraten, da sahen meine Meister und ich in den Gestirnen, daß ich eines schnöden Todes sterben müßte, wenn ich binnen sieben Tagen nur ein Wort redete. Das ist der Grund, weshalb ich geschwiegen habe, als die Kaiserin mir zur Last legte, daß ich sie hätte verführen wollen. Solches hat sie schändlich gelogen. Denn sie selbst versuchte mit Schmeicheleien und Liebkosungen mich zur Sünde zu verleiten. Als sie aber sah, daß ich in keiner Weise auf ihren bösen Willen eingehen wollte, da zerkratzte sie ihr Antlitz mit den Nägeln und zerriß ihr Gewand.“

Als das der Kaiser hörte, sah er sie gar zornig an und rief: „O du falsches Geschöpf, wolltest du meinen Sohn zur Schande verlocken?“ Da fiel die Kaiserin vor ihm auf die Erde nieder und flehte um Gnade. Doch der Kaiser sprach: „O du verfluchte unter allen Weibern, du verdientest dreimal zu sterben.“ Da sagte des Kaisers Sohn: „Lieber Herr und Vater, ihr

wisset wohl, daß ich alle Tage an den Galgen geführt ward um ihrer großen Lügen willen. Aber Gott hat mich durch die Weisheit meiner Meister bis auf diesen Tag behütet und errettet. Darum will ich auch heute mich und sie erlösen." Der Kaiser sprach: „O mein allerliebster Sohn, die Stunde sei gesegnet, in der du geboren bist, daß ich dich so weislich reden höre! Aber die Vernunft sagt: wie dich die Meister erlöst haben mit ihren lieblichen Beispielen, so sage auch du uns heute ein trefflich Gleichnis, durch das wir wohlgemut werden." Da sprach des Kaisers Sohn: „So heißet jedermann schweigen, solange bis ich ausgeredet habe." Zur Stunde hieß der Kaiser bei seiner Huld und Freundschaft gebieten, daß ein jeder schweige. Und als alles still war, hub Diokletianus an zu erzählen das allerschönste Beispiel, wie hernach geschrieben steht.

Des jungen Kaisers Beispiel.

„Es war ein Ritter, der wie ihr nur einen einzigen Sohn hatte. Nun hatte er ihn zuerst gar lieb und befahl ihn einem Meister in fernem Lande, daß er ihn erziehe und unterweise. Und als sieben Jahre um waren, begehrte sein Vater ihn zu sehen und sandte einen Brief nach ihm, daß er unverzüglich heim käme. Das that der gehorsame Sohn alsbald und seine Eltern freuten sich über ihn, denn er war schön und weise geworden. Nun begab es sich, daß der Ritter und seine Frau bei Tische saßen und der Sohn vor ihnen stand und sie bediente. Da kam eine Nachtigall ins Fenster geflogen und sang über die Maßen lieblich. Der Ritter sprach: „Wer doch diesen Gesang verstünde und auslegen könnte!" Da sagte der Sohn: „Das kann ich wohl, doch fürchte ich, es wird euch nicht gefallen, wenn ich die Wahrheit sage." Sein Vater sprach: „Sage mir augenblicklich die Bedeutung des Gesanges!" — „So höret, liebe Eltern," sprach der Sohn, „die Nachtigall singt, daß ich einst ein reicher und vornehmer Mann werde und daß ihr, Vater, mir das Wasser zum Händewaschen und ihr, Mutter, das Handtuch zum Abtrocknen reichen werdet, wenn ich es gestatte." Da sprach der Vater: „Du sollst den Tag nicht erleben und sollst sehen, daß der Vogel gelogen hat." Damit nahm er seinen Sohn und warf ihn ins Meer, indem er sagte: „Das bedeutet der Gesang der Nachtigall." Aber der Sohn verstand vortrefflich zu schwimmen und rettete sich auf einen Felsen. Dort saß er ohne Speise bis zum siebenten Tage, da fuhr ein Schiff vorüber. Und der Jüngling rief den Schiffsleuten, sie sollten ihm um Gottes willen helfen. Da nahmen ihn die Schiffer an Bord und führten ihn in fremde Lande. Als sie einst vor Anker legten, saß dort ein Herzog in einer Stadt, dem verkauften sie den Knaben. Der Herzog gewann ihn gar lieb, weil er sich klug und freundlich in allen Dingen erwies. Nun ließ einstmals der König jenes Landes einen großen allgemeinen Rat ausrufen, dazu alle Fürsten und Herren des Reichs erscheinen sollten. Der

Herzog wußte wohl, daß in dem Knaben große Weisheit wohnte, und nahm ihn deshalb mit zu der Versammlung. Nun legte der König seinen Räten folgende Frage vor: „Liebe Getreue, wisset, warum ich nach euch gesandt habe. Ich mag thun was ich will, ich mag essen, trinken, reiten oder gehen; immer fliegen mir drei Raben nach mit schrecklichem Geschrei. Das ist mir sehr widerwärtig und ein großes Leiden. Kann mir darum jemand sagen, warum dies geschieht oder wie dem abzuhelfen sei, so wollt' ich ihm meine Tochter zur Ehe geben, und nach meinem Tode sollte er das ganze Reich erben." Als nun hierauf niemand die Antwort finden konnte, sprach der Knabe zu seinem Herzog: „Wenn der König sein Versprechen hielte, so möcht' ich ihm wohl die Antwort sagen." Da ging der Herzog zum König und meldete ihm das, und der König sprach: „Bei meiner Krone, was ich geredet habe, das will ich treulich halten." Alsbald führte der Herzog den Knaben vor den König, welcher sprach: „O guter Jüngling, kannst du meine Frage beantworten?" Der Knabe erwiderte: „Ja, gnädiger Herr, ich kann es wohl. Vernehmet also die Antwort! Es fügte sich einst, daß ein Rabe und eine Räbin ein Junges hatten, und zu derselben Zeit war eine Hungersnot in dem Lande, also daß viele Menschen und Tiere vor Hunger starben. Nun ließ den jungen Raben seine Mutter im Neste liegen, flog weit hinweg und kam nicht wieder zu ihrem Sohn. Als das der Vater des Raben sah, da teilte er sein bischen Armut mit dem Jungen, flog aus und ein und ätzte sein Kind so lange, bis es fliegen konnte. Nun kam die Rabenmutter zurück und wollte wieder gemeinsam mit ihnen leben. Der Vater aber hielt ihr vor, daß sie in der Not ihr Kind verlassen habe, darum solle sie nun keinen Teil an ihm haben. Die Mutter sprach dagegen, sie habe viel Schmerzen um den Sohn gelitten, darum gehöre er ihr mehr zu als dem Vater. Das ist der Grund, weshalb die drei Raben euch, o König, nachfliegen als einem gerechten Richter, daß ihr öffentlich ein Urteil sprechet, welcher von den beiden Anspruch auf den Sohn habe. Darum verfolgen sie euch überall hin mit ihrem Geschrei. Wenn ihr also nun ein gerechtes Urteil fället, so werden sie euch alsbald in Ruhe lassen." Der König sprach: „So will ich denn nach bester Einsicht ein Urteil sprechen, bei meiner königlichen Krone: weil die Mutter ihr Kind verließ in der höchsten Not, so soll sie billig auch der Freude seines Umgangs entbehren. Und wenn sie sagt, sie habe Schmerzen gelitten bei seiner Geburt, so antworte ich, daß diese Schmerzen in große liebliche Freude verkehrt wurden, als sie zuerst ihr Junges im Neste liegen sah. Weil aber der Vater sein Kind so geliebt hat, daß er es auch in der höchsten Not nährte, so urteile ich hiermit, daß der junge Rabe nicht bei der Mutter, sondern bei seinem Vater verbleiben und ihm Freude machen soll." Als nun die Raben des Königs Urteil vernahmen, da flogen sie mit Geschrei hinweg und wurden nicht mehr gesehen.

Da sprach der König: „Nun sage mir, lieber Knabe, wie ist dein Name?"

Der Jüngling antwortete: „Ich heiße Alexander." — „O lieber Sohn," sprach der König, „du sollst hinfort niemand anders Vater nennen als mich, und geschieht es, daß du meine Tochter zu einem ehelichen Weibe nehmen wirst, so sollst du nach meinem Tode König in ganz Ägyptenland werden." So blieb denn der junge Alexander lange Zeit bei dem Könige und ward von jedermann geliebt. Auch fing er an zu turnieren und zu stechen und siegte allzeit ob, und war da keiner, der mit ihm zu fechten wagte.

Zu jener Zeit lebte ein Kaiser, mit Namen Cyrus, der alle Herren in der Welt an Schönheit, Güte, feiner Zucht und Reichtum übertraf. Als nun Alexander davon hörte, ging er zu seinem Pflegevater, dem König, und sprach: „Mein lieber Herr und Vater, alle Welt rühmt den Kaiser Cyrus; darum will ich, wenn es euch gefällt, auch zu ihm fahren und ihm dienen, allein deshalb, um von ihm größere Weisheit, Kunst und Tugend zu lernen." Der König sprach: „Es gefällt mir gar wohl; aber du sollst Gold und Silber genug mit dir nehmen; auch dünkt es mich gut, daß du meine Tochter zum Weibe nehmest, bevor du von uns scheidest." Alexander versetzte: „Herr, wartet damit noch, bis ich zurückkehre!" Der König sprach: „Wenn es dir gefällt, so will ich dir gern darin folgen." Darauf nahm Alexander Urlaub und fuhr an den Hof des Kaisers mit herrlichem Gefolge, und als er vor den Kaiser kam, kniete er nieder und grüßte ihn. Da stand der Kaiser auf von seinem Throne, küßte ihn und sprach: „Mein lieber Sohn, von welchem Lande bist du zu uns gekommen?" Alexander erwiderte: „Ich bin der Sohn und Erbe des Königs von Ägypten und kam hieher um euch zu dienen, wenn es euch gefällt." Da sprach der Kaiser: „Dir werde Heil! Du sollst mir alle Tage den Tisch bereiten und die Speisen auftragen." Alexander versetzte: „Ich bin allzeit bereit euern Willen zu thun." Hierauf wies ihm der Marschall einen Hof an, wo er wohnen sollte, und Alexander hielt sich gar weislich und schön, daß ihn jedermann lieb gewann.

Bald darauf kam des Königs von Israel Sohn, mit Namen Ludwig, in derselben Absicht wie Alexander an den kaiserlichen Hof, und der Kaiser gewann ihn ebenfalls lieb und machte ihn zu seinem Schenken. Die beiden Jünglinge aber, Alexander und Ludwig, sahen einander so ähnlich, daß man einen von dem andern nicht leicht unterscheiden konnte, und sie hatten sich beide recht herzlich lieb. Und Alexander war stark und keck, dagegen Ludwig schüchtern und schwächlich; das war ihr einziger Unterschied, in allem übrigen glichen sie sich durchaus. Nun hatte der Kaiser eine einzige Tochter, die hieß Florentina und sollte nach des Vaters Tode das Reich erben. Ihr Vater hatte sie sehr lieb, denn sie war überaus schön und minniglich. Dieselbe hatte eine eigene Pfalz oder einen Palast für sich und ihr Hofgesinde, und alle Tage trug man ihr ein besonderes Mahl in ihrem Palast auf, wozu der Kaiser aus zärtlicher Liebe oft eine sonderlich seltene Schüssel hinüber schickte; dazu erlas er jedesmal Alexander als Boten, und so kam es, daß die Jung-

frau zu diesem eine innige Liebe faßte. Nun fügte es sich einst, daß Alexander mit dem Nachtisch beschäftigt war und deshalb Ludwig der Kaiserstochter das Essen brachte. Als diese ihn sah, merkte sie wohl, daß es nicht Alexander sei, und sprach zu ihm: „Mein lieber Junker, wie ist dein Name und wessen Sohn bist du?“ Er antwortete: „Gnädige Jungfrau, ich heiße Ludwig und bin der Sohn des Königs von Israel; ich diene eurem Vater als Schenk.“ Sie sprach: „Dir möge es wohl ergehen!“ Da neigte er sein Haupt und ging von ihr.

Als nun die Tafel ein Ende nahm, legte sich Ludwig auf sein Bett, und wie Alexander dies hörte, ging er zu ihm und fragte: „O mein lieber Ludwig, was fehlt dir?“ Er sprach: „Mir ist sehr weh, und ich fürchte, daß ich nicht genesen werde.“ Alexander fragte: „Wo ist dir am wehesten?“ Ludwig sprach: „Am meisten um das Herz.“ Da sagte Alexander: „Ich weiß wohl, warum du krank bist. Du hast heute an meiner statt der Kaisertochter das Essen gebracht und hast ihr so tief in die Augen gesehen, daß du dein Herz damit verwundet hast. Darum ist dir so weh.“ Ludwig sprach: „O Alexander, alle Ärzte der Welt hätten mein Leiden nicht so schnell und klar erkennen mögen. Siehst du, nun muß ich sterben.“ Da sagte Alexander: „Sei getrost! so will ich dir helfen, daß du deshalb nicht stirbst.“ Damit ging er aus der Kammer in die Stadt und kaufte für sein eignes Geld ein seidnes Tuch voll edlen Gesteines; das schenkte er der Prinzessin in Ludwigs Namen. Da sprach die Kaiserstochter: „O Alexander, wie kommt Ludwig zu so köstlichem Schatze und warum beschenkt er mich damit, da er mich doch nur ein einzig mal gesehen hat?“ Alexander antwortete: „Gnädige Jungfrau, er ist des Königs von Israel Sohn und gewaltig reich. Dies aber schickt er euch, weil er aus Liebe zu euch todkrank darnieder liegt. Darum rate ich euch, daß ihr ihn tröstet.“ Damit neigte er sein Haupt und ging hinweg. Am andern Morgen ging er abermals in die Stadt, kaufte, ohne daß Ludwig davon wußte, doppelt so viel edelen Gesteines als Tags zuvor und trug es zur Kaiserstochter in Ludwigs Namen. Da sprach sie: „Alexander, mich wundert sehr, daß du mich so oft gesehen und nicht lieber für dich selber geworben hast als für einen andern.“ Alexander antwortete: „Möge mir nie von euch geschehen, wie ihm geschah! Wer aber einen Gesellen hat, der soll ihn lieb haben wie sich selber. Darum lasset ihn um Gottes willen nicht euretwegen sterben und verderben!“ Mit diesen Worten ging er hinweg; aber des andern Morgens that er ebenso wie zuvor. Und als die Prinzessin zum drittenmale den Schatz empfing, sprach sie: „Alexander, ist dem also, daß Ludwig krank liegt um meinetwillen, so sage ihm, er solle kommen, wenn er wolle; dann findet er die Thür offen.“ Da ward Alexander froh, ging zu seinem Freunde und sprach: „Mein lieber Gesell, nun sei getrost und gutes Muts! Denn ich habe für dich bei des Kaisers Tochter geworben und sie will dir wohl und läßt dir sagen, du möchtest zu ihr kommen, wenn du wolltest.“

Als Ludwig das hörte, war es ihm, als ob er aus einem langen Traum erwachte, und er ward frisch und gesund. Von dieser Zeit an ging Ludwig so oft zu der Prinzessin Florentina, daß endlich die Ritter des Hofes dessen inne wurden. Da verschworen sie sich unter einander, daß sie in der Nacht Ludwig auflauern und ihn erstechen wollten. Als dies Alexander vernahm, wappnete er sich auch mit den Seinigen und stellte sich auf die Gegenseite, bereit für seinen Gesellen zu sterben. Dies hörten seine Widersacher; da ließen sie Ludwigen ein und aus gehen und thaten ihm kein Leid. So war Alexander jederzeit bereit für seinen Freund zu fechten; davon wußte Ludwig nichts, aber Florentina wußte es wohl.

Darnach kamen Briefe an Alexander, daß sein Pflegevater in Ägypten tot sei und daß er kommen solle, das Reich in Besitz zu nehmen. Also nahm er Urlaub von dem Kaiser, der ihn zärtlich küßte, und von allen Fürsten und Herren; da war mancher betrübt und traurig, denn sie hatten ihn alle gar lieb. Als er nun dahin fuhr, gaben ihm Florentina und Ludwig das Geleit auf sieben Meilen. Und da Alexander von ihnen Abschied nahm, weinten sie beide, Ludwig und die Kaiserstochter. Da sprach Alexander; „Meine Herzlieben, ihr sollet nicht so traurig sein. Ich empfehle euch und eure Liebe dem allmächtigen Gott. Dir aber, lieber Ludwig, sage ich eins im besondern: es ist jetzt mehr als vier Jahre her, daß des Königs von Spanien Sohn Geido beim Kaiser geworben hat um das Amt des Truchsessen. Vernimmt er nun, daß ich hinweg bin, so wird er alsbald kommen, um dem Kaiser zu dienen. Vor dem halte deine Liebe gar heimlich! denn wenn er davon hört, so verleumdet er dich und du wirst getötet.“ Ludwig sprach: „O Alexander, du Hälfte meiner Seele, ich will mich in allen Dingen hüten. Nur um eins bitte ich dich noch.“ — „Was ist das?“ fragte Alexander. Jener sprach: „Meine Mutter gab mir einst einen gar köstlichen Ring; den nimm von mir und trage ihn allzeit an deinem Finger, und wenn du ihn ansiehst, so gedenke mein!“ Da sprach Alexander: „Ich nehme ihn gern! Gott behüte euch!“ Somit fuhr der treue Gesell nach Ägypten, die beiden Liebenden aber kehrten an des Kaisers Hof zurück.

Bald darauf kam des Königs von Spanien Sohn Geido zum Kaiser, welcher ihn an Alexanders Stelle in seinen Dienst nahm. Der Marschall ordnete an, daß er mit Ludwig dessen Kammer teilen sollte, und es half Ludwig nichts, daß er sich mit allen Kräften dawider setzte. Geido aber vernahm das Gemurmel am Hofe, daß Ludwig ihn nicht gern zum Gesellen haben wollte, und fing deshalb an ihm gram zu sein. Nun enthielt sich Ludwig aus Besorgnis vor Geidon seiner Liebe lange Zeit, zuletzt aber ließ ihn die Sehnsucht nicht ruhen, und er ging wieder zur Prinzessin wie vorher. Als Geidon dies bemerkte, ward er sehr froh und spürte so lange, bis er die ganze Wahrheit erforscht hatte: dann verriet er es dem Kaiser. Dieser ward sehr zornig, berief Ludwig zu sich und sprach zu ihm: „Was höre ich von

dir sagen? ist es wahr, so mußt du sterben." — „Was meint ihr?" fragte Ludwig. Da sprach Geido: „Ich habe meinem Herrn gesagt, daß du es heimlich mit der Prinzessin hältst. Zum Beweis daß ich die Wahrheit sprach, will ich mit dir fechten." Ludwig sprach: „Dazu bin ich bereit und will zeigen, daß du lügst." Darauf bestimmte der Kaiser den Tag des Zweikampfes. Ludwig aber ging zu seiner Geliebten und sprach: „Ich muß sterben, denn Geido hat uns dem Kaiser verraten und will mit mir fechten. Nun weißt du wohl, daß kein Mensch stärker ist als er, ausgenommen der König Alexander; ich aber bin schüchtern und schwächlich." Da sprach Florentina: „Geh schnell zum Kaiser und wirb um Urlaub: er solle den Tag des Zweikampfes hinausschieben, denn du habest Briefe von daheim erhalten, daß dein Vater krank sei und nach dir verlange. Dann fahre eiligst nach Ägypten zu Alexander und bitte ihn um unsrer Freundschaft willen, daß er sich an deiner statt zum Zweikampf stelle; denn ihr seid einander so gleich an Antlitz, Gestalt und Gebärden, daß niemand euch zu unterscheiden vermag außer mir selbst." Also geschah es und Ludwig ritt gen Ägypten zum Könige Alexander.

Als dieser von seines Freundes Ankunft hörte, ward er froh, ritt ihm entgegen und küßte ihn. Ludwig sprach: „O lieber Gesell, mein Leben liegt nun in deinen Händen," und erzählte ihm, wie alles ergangen war. Dann fiel er vor Alexander auf die Kniee und weinte. Da hob ihn Alexander auf und sprach: „Wahrlich, ruhe ich diese Nacht, so kann ich nicht zum bestimmten Tage dort sein. Nun wisse, lieber Ludwig! morgen soll ich die Tochter meines Pflegevaters zur Ehe nehmen, wodurch ich Herr von ganz Ägypten werde. Warte ich aber bis morgen, so bist du verloren! Doch lieber will ich Reich und Weib verlieren, ehe ich dich verlasse. Darum thue, was ich dich heiße! Du sollst an meiner statt hier König sein, bis ich wiederkehre. Trittst du aber morgen in die Hochzeitskammer, so sei mir treu!" Nicht lange darauf saß Alexander auf seinem Roß und ritt zum Kaiser Cyrus. Ludwig aber wurde mit der Tochter des ägyptischen Königs vermählt mit großer Herrlichkeit; und als die Hochzeit vorbei war, bewies er ihr wohl große Ehrerbietung, aber nie gab er ihr ein Zeichen von Liebe und Zärtlichkeit. Die Königin wunderte sich zwar über dies Gebahren, doch schwieg sie still.

Inzwischen war König Alexander in Ludwigs Gestalt nach des Kaisers Hof gekommen und sprach zum Kaiser: „Gnädiger Herr, ich habe meinen Vater gar krank zurück gelassen; aber um meine Treue zu halten, bin ich zu dem Zweikampf wieder gekommen." Da sagte der Kaiser: „Du hast treu und ehrlich gethan." Als nun Florentina merkte, daß Alexander gekommen sei, ward sie von Herzen froh und schickte heimlich nach ihm; und da er zu ihr kam, küßte sie ihn und sprach: „Gesegnet sei die Stunde, in der du geboren wardst! Nun sage mir, wo hast du Ludwigen gelassen?" Nachdem er ihr alles erzählt, ging er an Ludwigs statt in die Kammer, in welcher niemand außer ihm war, und jeder männiglich meinte, er sei Ludwig, ausgenommen Florentina.

Am Morgen vor dem Gefecht sprach Alexander zum Kaiser: „Herr, Geido hat mich fälschlich verleumdet mit eurer Tochter. Das will ich mit meinem Leben ritterlich gegen sein Leben beweisen.“ Und Geido sprach: „So will ich gegen dich beweisen, daß du lügst.“ Also bestiegen sie ihre Rosse und versetzten einander manchen Hieb und Stich bis gegen die Vesperzeit, doch zuletzt schlug Alexander dem Geido das Haupt ab. Da dies der Kaiser Cyrus hörte, ließ er den Sieger zu sich rufen und sprach: „Mein lieber Ludwig, du hast dich selbst und meine Tochter heute vor dem Tode bewahrt; darum sollst du mir fortan noch lieber sein.“ Alexander versetzte: „Gott im Himmel beschützt die, so ihm vertrauen. Gefällt es euch, so laßt mich jetzt zu meinem kranken Vater zurückkehren. Dann komme ich sobald wieder zu euch, als ich nur kann.“ Der Kaiser gewährte ihm die Bitte und Alexander ritt wieder in sein Reich. Darüber ward Ludwig froh und fragte ihn, wie es ihm gelungen sei. Er sprach: „Reite nun zu dem Kaiser zurück und diene ihm wie zuvor; denn ich habe ihm versprochen wieder zu kommen und habe deinem Widersacher das Haupt abgeschlagen.“ Da dankte ihm Ludwig und sprach: „Du hast mir schon oft mein Leben gerettet.“ In der folgenden Nacht machte sich Ludwig auf den Weg zum Kaiser und seiner Geliebten; Alexander aber ging in seinen Palast in die Kammer der Königin. Dort redete er mit ihr gar klug und lieblich, küßte sie und umarmte sie gar freundlich. Die Königin sprach: „Es ist Zeit, daß du mir ein Zeichen der Liebe erweisest. Hast du doch noch nie ein zärtliches Wort zu mir geredet!“ Da erkannte Alexander die Treue seines Gesellen und sprach: „Meine herzliebe Frau, ich habe es nicht schlimm gemeint und wollte dich nur damit versuchen.“ Sie aber dachte bei sich: „Hast du mich verschmäht, so will ich mich an dir rächen.“ Bald darauf verschwor sie sich mit einem Ritter, den König zu töten, und gab ihm Gift zu trinken. Also ward Alexander vergiftet, aber er starb nicht, sondern ward aussätzig. Als dies die Fürsten sahen, sagten sie: „Kein Aussätziger soll unser König sein,“ und stießen ihn vom Thron.

Mittlerweile starb der Kaiser Cyrus und bald darauf auch der König von Israel, also daß Ludwig zugleich über das Kaisertum und das Reich seines Vaters als gewaltiger Herrscher regierte. Als dies der König Alexander hörte, beschloß er zu seinem Gesellen Ludwig zu gehen, machte sich also nachts allein mit einem Stecken in der Hand auf den Weg und kam vor die Thür des Palasts. Dort saßen der Almosen wartend viele Arme und Aussätzige; zu den letzteren setzte sich Alexander. Nach einer kleinen Weile ging Kaiser Ludwig vor ihnen in den Palast, und als es Essenszeit war, klopfte Alexander an die Thür. Da kam der Thorwart und fragte ihn, warum er klopfe. Er sprach: „Ich bin ein armer aussätziger Mensch und von aller Welt verachtet. Darum bitte ich dich um Gottes und König Alexanders willen, daß du mich einlässest und daß ich auf dem Erdboden vor dem Kaiser essen möge.“ Der Thorwart ging hin vor den Kaiser und sprach: „Gnädiger Herr, es ist ein armer aussätziger Mann vor dem Thor, der bittet euer Gnaden um

Gottes und König Alexanders willen um Einlaß, damit er vor euch auf dem Erdboden essen möge." Als Ludwig den Namen Alexander hörte, sprach er: „Laß ihn ein, wie elend er auch sei, daß er vor mir esse!" Da führte ihn der Thorwart hinein und hieß ihn nieder sitzen auf die Erde vor den Kaiser.

Als man ihm so wohl begegnete, rief Alexander einem Diener und sprach: „Lieber, thu es um Gottes und Alexanders willen und sage dem Kaiser, daß er mich einmal aus seinem Becher trinken lasse." Der Diener wunderte sich sehr, doch ging er hin und sprach zum Kaiser, wie er ihn gebeten hatte. Und als der Kaiser den Namen Alexander nennen hörte, sprach er mit fröhlichem Antlitz: „Gieb ihm aus meinem Becher zu trinken vom besten Wein, den ich habe." Also that der Diener, und Alexander trank den Becher ganz aus und legte das Ringlein hinein, das ihm Ludwig einst als Zeichen der Liebe gegeben hatte, und sprach zu dem Diener: „Lieber Gesell, gieb dem Kaiser den Becher mit dem Ringe!" Als nun der Kaiser das Ringlein erblickte, sprach er zu sich: „Entweder ist Alexander tot oder dieser hat den Ring gestohlen." Darauf gebot er dem Aussätzigen bei seinem Leben, daß er nicht eher fort ginge, als bis er mit ihm gesprochen hätte. Nachdem der Imbiß ein Ende genommen, führte der Kaiser den Fremden in ein anderes Gemach und sagte: „Nun gestehe mir, wie du zu dem Ringlein gekommen bist." Alexander sprach: „Herr, erkennet ihr es nicht?" — „Ja wohl," sagte der Kaiser, „es ist mein eigner Ring, den ich einst meinem Freunde Alexander gab." — „Ich aber sage euch," sprach der Aussätzige, „dem ihr es gegeben habt, der hat es euch zurückerstattet; denn ich bin Alexander."

Als der Kaiser das hörte, fiel er vor Leid nieder auf die Erde, weinte bitterlich und sprach: „O Alexander, du Hälfte meiner Seele, wie ist dein edler Leib also verunreint worden?" Er antwortete: „Von der großen Liebe wegen, die ihr zu mir hattet; denn mein Weib hat es mir übel aufgenommen, sich verschmäht zu sehen und hat einem Ritter ihre Liebe zugewandt; diese beiden haben mich vergiftet, davon ich aussätzig ward, und dann hat man mich aus meinem Reiche vertrieben." Da stand der Kaiser auf, küßte ihn und sprach: „O mein herzlieber Gesell, von ganzer Seele traure ich um dich. Mein trautester Freund, was soll ich thun, damit ich für dich sterbe? Sei geduldig! ich will nach den allerbesten Ärzten der Welt schicken, daß sie dir helfen, wenn es möglich ist. Liebster Alexander, nun gieb dich niemand zu erkennen, am wenigsten der Kaiserin! Denn erführe sie es, sie hätte gar unselige Schmerzen darum." Darauf ließ er ihm eine anständige Kammer einrichten und gab ihm darein, was er bedurfte.

Dann schickte er Boten aus in alle Lande nach den besten Ärzten, daß sie ohne Verzug zu ihm kämen. Da kamen die größten Meister der Arznei; als sie aber den Kranken auf das genaueste untersucht hatten, sagten sie, es könne ihm niemand helfen. Da ward der Kaiser ganz unmutig und bat die

Armen und alle frommen Leute, daß sie Gott um Gesundheit für seinen Freund anflehten, und er selbst betete Tag und Nacht demütig zu Gott, daß er Alexander gesund mache. Da kam eine Stimme vom Himmel, die sprach zu Alexander: „Der Kaiser hat fünf junge Söhnlein, die ihm die Kaiserin gebar; tötet er diese mit eignen Händen und wäscht dich mit dem Blute, so wirst du rein und gesund wie die Kinder.“ Darüber erschrak Alexander und dachte bei sich: „Es ziemt sich nicht, daß dies geschehe.“ Der Kaiser rief nun Tag und Nacht zu Gott, und wie er so einstmals auf den Knieen lag, da kam eine Stimme vom Himmel und sprach zu ihm: „Alexander weiß wohl, wie und womit man ihn heilen kann.“ Sogleich ging der Kaiser zu seinem Freunde und sprach: „O du guter Alexander, ich habe von Gott vernommen, daß du selber wohl wissest, wie man dir helfen kann. Darum sage es mir! Denn ich glaubte nicht, daß du irgend etwas vor mir verbergen würdest.“ Alexander sprach: „Es ist mir unmöglich es zu sagen und auch unziemlich zu thun.“ Da beschwur ihn der Kaiser hoch und teuer, es ihm zu sagen und ließ nicht ab in ihn zu dringen, bis endlich Alexander sprach: „Ich habe durch die Gnade Gottes vernommen, wenn du deine fünf Söhne tötest und mich mit ihrem Blute wäschst, so werde ich gesund. Das habe ich dir verschwiegen, denn es ist nicht ziemlich noch billig, sondern gänzlich wider die Natur. Auch bin ich ganz unwürdig, daß man einen Menschen um meiner Gesundheit willen tötete.“ Da sprach der Kaiser: „O Alexander, du vertraust mir wenig. Ja, ich habe fünf Söhne, und hätte ich noch fünf dazu, so wollt ich sie alle töten um deinetwillen.“ Bald darauf, als die Kaiserin mit ihren Jungfrauen in der Kirche war, ging der Kaiser in die Kammer, wo die fünf Kinder schliefen, und tötete sie. Dann nahm er ein Geschirr und füllte es mit dem Blute, ging zum König Alexander und wusch ihn allenthalben damit. Zur selbigen Stunde ward er ganz gesund. Da fiel ihm der Kaiser um den Hals, küßte ihn und rief: „O mein Freund, jetzt erkenne ich dich erst! selig sei die Stunde, da ich meine Kinder tötete! Nun aber begieb dich hinweg auf wenige Meilen und schicke dann einen Boten vor dir her, der uns deine Ankunft verkünde. Dann will ich dir feierlich entgegen kommen.“ Also geschah es und um Mittag kam der Bote und meldete, daß König Alexander zu ihm reite. Als dies die Kaiserin vernahm, ward sie gar froh und sprach: „Herr Kaiser, laßt uns ihm entgegen reiten mit glänzendem Gefolge.“ Sie wußte aber noch nicht, daß ihre lieben und hübschen Kinder getötet wären. Also ritten sie dem Könige entgegen, empfingen ihn mit großen Freuden und führten ihn hinein in ihren Palast. Und bei der Mahlzeit saß Alexander zwischen Ludwig und der Kaiserin, welche ihm alle Freundschaft und Freude erzeigte. Da sprach der Kaiser: „Sage mir, liebe Florentina, erinnerst du dich des Aussätzigen, der aus meinem Becher trank?“ — „Ja wohl,“ sprach die Kaiserin. „Wohlan,“ fuhr Ludwig fort, „so frage ich dich in Wahrheit: wäre Alexander ebenso krank und könnte nicht gesund werden, es sei denn daß ich unsre fünf Söhne tötete und

ihn mit ihrem Blute wüsche, wolltest du ihm damit helfen oder nicht?" — „Ja, ich wollte ihm helfen," sagte die Kaiserin, „denn wären meine lieben Kinder alle tot, so bin ich doch jung und kann mit Gottes Hilfe noch manches Kind gewinnen; aber ein Freund wie Alexander wird nimmer mehr geboren." Da sprach der Kaiser: „So sage ich dir, der Aussätzige war kein andrer als Alexander, der neben dir sitzt. Den konnte niemand heilen, bis daß er gewaschen ward mit dem Blut unsrer Kinder. Darum habe ich sie mit eignen Händen getötet und ihn gewaschen mit ihrem Blut." Als dies die arme Frau und die Wärterinnen der Kinder vernahmen, liefen sie alle mit großem Wehgeschrei nach der Kammer der Kinder, und als sie hineintraten, siehe! da tanzten die fünf Kinder um das Bett und sangen das Ave Maria. Als das die Frauen hörten, eilten sie zum Kaiser und sagten ihm das. Da standen alle auf und liefen in die Kammer und tanzten auch mit ihnen und dankten Gott für seine Gnade aus Herzensgrund. Und die Kinder waren und blieben gesund und schön, wie sie vorher gewesen, nur daß einem jeden von ihnen ein goldner Faden um den Hals ging.

Bald darauf sammelte der Kaiser ein großes Heer und fuhr mit Alexander gen Ägypten. Dort nahm er des Königs Weib mit ihrem Buhlen gefangen und ließ sie zusammen verbrennen. Der Kaiser aber hatte eine einzige Schwester, die gab er dem Könige; und da sie also das Reich mit Frieden inne hatten, fuhr der Kaiser wieder heim in seine Lande. König Alexander aber regierte gar weislich und überwand alle seine Feinde.

Da nun König Alexander zu solcher Macht gelangt war, gedachte er seiner lieben Mutter und seines Vaters, der ihn ins Meer geworfen hatte. Er schickte einen Boten zu ihnen, der ihnen verkündigte, daß der König von Ägypten an einem gewissen Tag mit Rittern und Knechten bei ihnen einkehren und essen wolle. Die beiden Alten freuten sich der hohen Ehre von Herzen, wußten aber nicht, daß der König ihr Sohn war. Nun zog Alexander mit großem Gefolge zu seinen Eltern. Der Vater ritt ihm entgegen und da er ihm nahe kam, sprang er vom Pferde und begrüßte den König knieend. Dieser hob ihn auf, hieß ihn wieder aufsitzen und ritt mit ihm nach seiner Burg. Da kam ihm die Mutter entgegen, neigte sich zur Erde und grüßte ihn. Aber der König hob sie auf und umarmte sie. Nun war es Essenszeit; der König trat an den Tisch und der Ritter nahm das Becken, ihm das Wasser zu reichen, und die Frau stand bereit mit dem Handtuch. Wie das der König sah, lächelte er vor sich hin und dachte: „So hat sich denn der Gesang der Nachtigall erfüllt, mein Vater reicht mir das Wasser und meine Mutter das Handtuch." Darauf rief er einem Diener und sprach: „Nimm das Becken dem Ritter und das Tuch der Frau ab." Da sagte der Alte: „Gnädiger Herr, wir sind nicht würdig euch zu dienen; lasset uns das thun!" Doch der König sprach: „Ich lasse es euch nicht thun." Darauf setzte er sich zu Tische und nahm seinen Vater zur linken, seine Mutter zur rechten Seite. Als nun

die Mahlzeit vorüber war, ging der König in eine Kammer und hieß nur die beiden Alten zu ihm herein kommen. Da sprach er zu ihnen: „Lieber Vater und liebe Mutter! habt ihr gar keine Kinder?“ Sie antworteten: „Nein!“ Er fuhr fort: „Habt ihr auch niemals eins gehabt, seit ihr vermählt seid?“ — „Gnädiger Herr,“ sprach der Ritter, „vor Zeiten hatten wir einen Sohn, er ist aber tot.“ — „Wie starb er?“ fragte der König. Der Ritter sprach: „Eines natürlichen Todes.“ Da sagte der König: „Würde ich inne, daß ihr lüget, so müßtet ihr darum sterben.“ — „Herr,“ sprach der Ritter, „warum fragt ihr so viel nach meinem Sohne?“ — „Nicht ohne Ursache,“ versetzte der König, „darum will ich es jetzt von euch erfahren oder ihr seid des Todes.“ Als sie dies hörten, fielen sie ihm zu Füßen und baten um Gnade. Er aber hob sie auf und sprach: „Nun saget mir, wie ist es mit euerm Sohne ergangen? Wisset, es ist mir zu Ohren gekommen, ihr hättet ihn getötet!“ — „Gnädiger Herr,“ sprach der Ritter, „habet Erbarmen mit uns! Wir hatten einen einzigen Sohn, der deutete uns den Gesang einer Nachtigall und sagte, das Lied bedeute, daß wir ihm einst dienen würden, ich würde ihm das Waschwasser reichen und seine Mutter das Handtuch. Darüber ward ich von Zorn übermannt und warf ihn ins Meer.“ Da sprach der König: „Es war eine Thorheit, daß ihr wider Gottes Willen handeln wolltet. Nun, ihr lieben Eltern, wisset, ich bin euer Sohn!“ Als sie das hörten, fürchteten sie sich zuerst sehr und baten nochmals um Gnade. Und der König sprach: „Fürchtet euch nicht! euch soll kein Leids darum geschehen; sondern ihr sollet noch heute mit mir auf meinen Thron erhoben werden und hoher Ehren genießen, so lange ihr lebet auf Erden.“ —

So erzählte Diokletianus, dann sprach er zu seinem Vater: „Herr, habt ihr verstanden, was ich euch gesagt habe?“ — „Ja wohl,“ sagte der Kaiser. „Sehet,“ fuhr der Sohn fort, „so hätte auch ich, wenn auch mit Weisheit vor andern Menschen von Gott begnadigt, euch doch eures Reiches nicht beraubt noch euch minder in Ehren gehalten, gleichwie jener Sohn seinem Vater Ehre bot, der ihn doch ins Meer geworfen hatte.“ Der Kaiser sprach: „Ach mein lieber Sohn, du hast mir das allerschönste Beispiel gesagt, das ich all mein Lebtag gehört habe. Nun will ich dir auch mein Reich ganz und gar übergeben.“ Der Sohn erwiderte: „Nein, wir wollen nun Recht sprechen über die Kaiserin.“ Da hieß der Kaiser die Richter alsbald ein Urteil fällen; sie aber sprachen: „Herr, was bedürfet ihr unsres Urteils? ihr selbst müsset sagen: sie ist des Todes schuldig.“ Also ward das schändliche Weib einem Roß an den Schweif gebunden und zum Galgen geschleift, daran gehenkt und nachher herabgenommen und verbrannt. Da war die ganze Welt froh, daß man solches Gericht über sie ergehen ließ. Bald darauf starb der Kaiser Pontianus und sein Sohn Diokletianus regierte an seiner statt. Seine sieben weisen Meister aber behielt er bei sich in großen Ehren, also daß ihn jedermann darum lobte.

Der gute Gerhard.

Einst beriet sich der große deutsche Kaiser Otto mit seiner edlen Gemahlin, der frommen Ottgeba, wie sie Gott, der ihnen zu so hohen Ehren verholfen, am besten danken möchten; und sie beschlossen beide zu ihres Schöpfers Ruhm ein reiches Erzbistum zu stiften. Also geschah es, der Kaiser und die Kaiserin gründeten Burg und Stadt, mit Namen Magdeburg; dort erbauten sie ein herrliches Münster und begabten es so reichlich, daß man in allen Landen davon sagen hörte. Ein hochgeborener Fürst ward zum Erzbischof erwählt und auch die Chorherren waren alle aus fürstlichem Stamme. Nachdem nun der Kaiser das Stift so schön und herrlich errichtet hatte, freute er sich und ward stolz, daß er so viel zu Gottes Ehre gethan. Und das war kein Wunder, denn er hörte sein Lob aus jedem Munde erschallen; darum meinte er auch von Gott großen Lohn erwarten zu dürfen.

Nun geschah es an einem Tage, daß Kaiser Otto allein in das Münster ging, daselbst vor dem Hochaltar auf die Kniee fiel und also sprach: „Heiliger, dreifaltiger Gott, du weißt, wie ich dein Wort unter den Heiden verbreitet und dir ein Heiligtum geweiht habe, wie es in aller Welt kein gleiches giebt. Wahrlich, kein andrer Mensch hat dir so wohl gedient als ich, und man preist mich auch darum in allen Landen. Nun bitt' ich dich, laß mich heute wissen, was ich von dir zum Lohn für alle meine Dienste empfangen soll.“ Als der Kaiser dies Gebet gesprochen hatte, erwartete er keinen geringen Lohn; aber der droben im Himmel der Menschen Thun und Denken richtet, vor dem kein Herz eine Heimlichkeit bewahren mag, er vernahm des Kaisers stolze Worte nicht gern, und während Otto noch eines himmlischen Zeichens harrte, erscholl von oben plötzlich eine Stimme fast zornig, die sprach: „O Kaiser, Gott hat dir hohe Würde verliehen, er gab dir Leib, Ehre und Gut und erhöhte dich vor allen Menschen. Im Himmel stand dir schon ein Stuhl in seiner Nähe bereit; nun aber hat dein Wert sich sehr geneigt; was du gutes gethan, das hast du dir in hoffärtigem Sinne selbst gelohnt. Denn nur aus Eitelkeit und Ehrsucht dientest du Gott; darum hast du auch deinen Lohn dahin, nämlich Lob und Preis der Welt. Von Gott aber erwarte keinen Dank; er will nicht äußerlichen Prunk, sondern ein reines und demütiges Herz; dem nur verleiht er die himmlische Krone. Wahrlich, du könntest wahre Frömmigkeit

erlernen von einem schlichten Kaufmann, der keinen Fürstennamen führt, und dessen Name doch im Buch des ewigen Lebens geschrieben steht. Thu' Buße, stolzer Kaiser, willst du des Lohnes nicht auf immerdar verlustig gehen, der dir im Himmel schon bereitet war." Da erschrak der Kaiser heftig und sprach: „O Herr, mein Gott, hat dir ein Kaufmann besser gedient denn ich? So bitt' ich dich in Demut, laß mich seinen Namen wissen, damit ich von ihm lerne, worin ich gefehlt habe." Die Stimme sprach: „Den Kaufmann will ich dir nennen: es ist der gute Gerhard von Köln. Wohl heißt man ihn mit Recht den guten, denn sein Herz ist rein von jeder Missethat." — „Ach Herr," rief der Kaiser, „was hat er gethan, daß er so großen Dank bei dir erwarb?" — „Willst du das erfahren," antwortete die Stimme, „so eile schnell zu ihm und laß ihn selbst dir alles sagen." — „Kann ich nicht einen Boten darum zu ihm senden?" fragte der Kaiser. „O hoffärtiger Mann," rief die Stimme wieder, „du sollst dich glücklich schätzen, wenn er dir alles treulich meldet, womit er Gott gedient hat. Dann wirst du inne werden, daß er weit besser ist als du, wie sehr du dich auch gerühmt hast." Als die Stimme verstummte, ging der Kaiser betrübt aus dem Münster, denn es nahm ihn sehr wunder, wie ein schlichter Kaufmann so großen Ruhm im Himmel sich erwerben mochte.

Am andern Morgen ritt der Kaiser, nur von wenigen vertrauten Gesellen begleitet, heimlich aus Magdeburg gen Köln. Als er vor der heiligen Stadt angelangte, sandte er einen Boten an den Bischof mit der Kunde, er komme ganz insgeheim und wolle allein mit dem Bischof sprechen. Dieser vernahm die Botschaft mit Freuden und ritt dem Kaiser mit einigen edlen Rittern und Bürgern entgegen. Mit großer Ehrerbietung ward der reiche Kaiser in Köln empfangen. Darauf bat ihn der Bischof ihm zu sagen, warum er mit so kleinem Gefolge und in so großer Heimlichkeit gekommen sei. Da sprach der Kaiser: „Lieber Herr, das muß ich euch jetzt noch verschweigen. Ich bitte euch aber, sendet zu allen Bürgern dieser Stadt und entbietet sie auf morgen früh nach meiner kaiserlichen Pfalz, daß sie sich dort im Saale zusammenfinden." Alsbald schickte der Bischof seine Boten durch die ganze Stadt, den Bürgern des Kaisers Willen zu verkünden. Die ehrsamen Herren wunderten sich nicht wenig und holten ihre besten Gewänder hervor, um in geziemender Würdigkeit vor ihrem Gebieter zu erscheinen.

Als man nun am andern Morgen zur Frühmette läutete, kamen die Bürger mit dem Bischof an des Kaisers Hof und grüßten ihn mit schöner Zucht. Er empfing sie alle gütig und bat sie niederzusitzen. Da freuten sie sich des gnädigen Herrn und setzten sich in einen weiten Ring vor ihm, seiner Rede harrend. Der Kaiser aber schwieg und sann hin und her, wie er den erkennen möchte, um dessen willen er hieher gekommen war. Und wie er so seine Blicke über die würdigen Männer schweifen ließ, da gewahrte er einen, der schien ihm der allerhehrste, und er merkte wohl, daß die andern diesem

mit Ehrfurcht auswichen, wo er gehen wollte. Er war von hohem Wuchs und breiten Schultern, mild und sinnend blickten seine blauen Augen, sein ehrwürdiges Antlitz umwallte schneeweißes Haupthaar, schneeweiß war auch sein langer Bart. Er trug einen Scharlachmantel mit Zobel und Hermelin verziert, am Gurt und an den Händen gewahrte man manchen edlen Stein. Als diesen Mann der Kaiser erschaute, wandte er sich schnell zum Bischof und sprach leise: „Sagt an, wer ist jener Mann, der einem Fürsten sich vergleichen mag?“ — „O Herr,“ antwortete der Bischof, „das ist ein gar würdiger tugendreicher Greis, der von Kind auf bis zu diesem Tag ein Leben ohne Fehl und Makel geführt hat. Weit ist von ihm der Ruhm verbreitet; man nennt ihn nur den guten Gerhard.“ Darüber ward der Kaiser sehr froh und sprach zum Bischof: „Ich hörte schon manches von ihm erzählen und, damit ichs euch gestehe, um seinetwegen kam ich hieher.“ Hierauf wandte er sich zu den versammelten Bürgern und begann also: „Ihr Herrn, ich kam hieher geritten, guten Rat bei euch zu suchen für des Reiches Not; denn ich kenne euch als weise, treu und beständig. Weil aber die Sorge, die mich drückt, für jetzt noch heimlich bleiben muß, so nähme ich gern einen von euch beiseite, dem ich vertrauen möchte, was mich hergetrieben. Das sollen mir die andern nicht verargen.“ Da riefen alle: „Herr, wählet ganz nach eurem Wunsche, wen ihr wollet. Was euch gefällt, das soll auch uns gefallen.“ — „Wohlan denn,“ sprach der Kaiser, „Gerhard, so wähl' ich dich, dieweil mein Herz mich an dich weist.“ — „Ach Herr,“ sprach der gute Gerhard erschrocken, „ich bin nicht weise genug, einem Kaiser zu raten. Wie sollt' ich allein im stande sein, euch der Sorge zu entledigen?“ Aber der edle Fürst nahm den Kaufmann bei der Hand und ging mit ihm in eine Kemenate. Als sie da hineintraten, verschloß der Kaiser sogleich die Thüre mit dem Riegel, setzte sich dann auf ein breites Lager und lud den guten Gerhard ein, neben ihm zu sitzen. „Nicht doch, Herr,“ sprach dieser, „ich sitze gut auf diesem Schemel.“ Aber der Kaiser wollte das nicht und ruhte nicht eher, als bis der Kaufmann an seiner Seite saß.

Da sprach der reiche Fürst: „Gerhard, ich will dir sagen, was ich auf dem Herzen habe: ich bin um deinetwillen hieher gekommen.“ — „O Herr,“ rief der Kaufmann, „wie sollte das sein? ich bin so hoher Ehre nimmer würdig. Und wenn ihr meinen Rat begehrtet, so wäre ich mit Freuden zu euch geeilt, hättet ihr einen Boten hergesandt, mir euern Willen zu verkünden.“ — „Es ist doch, wie ich dir sagte,“ sprach der Kaiser, „allein um deinetwillen reiste ich nach Köln. Nun laß mich auch deine Treue erkennen und sage mir, was ich dich frage.“ — „Gerne Herr,“ sprach Gerhard, „wofern ich es weiß.“ — „Du weißt es wohl.“ — „So will ichs euch mit Freuden sagen, so wahr ich euch von Herzen treu gesinnt bin.“ — „Nun wohl,“ sprach der reiche Kaiser, „so sollst du mir in Wahrheit sagen, wie kam es, daß man dich den guten Gerhard nannte? Warum ward dir dieser

Ehrenname zu teil und wann wurdest du zuerst mit ihm benannt? Was hast du rühmliches gethan, womit du ihn verdientest?" — „O mein Gebieter," versetzte Gerhard, „es ist der Leute Art, solche Zunamen zu erfinden. Ich wüßte selber nicht zu sagen, warum man mich den Guten nennt; denn leider hab ich nichts gethan, um solche Ehre zu verdienen. Wohl hatte ich oft den Vorsatz, gutes zu thun; dann fehlte mir die Habe; und wieder wenn ich reich war, so war ich leider oftmals karg im Geben und trennte mich nicht gern von meinem Gut. Mit kleiner Gabe ließ ich die Armen von meinem Hause gehen, saures Bier und Schwarzbrot war oft mein Almosen; damit meint ich des Bettlers Not zu lindern. Gar selten zeigt ich nur, was mir des Schöpfers Gnade so reichlich verliehen hatte. Und wenn ich an Gott gedachte, so schenkt ich wohl einmal ein altes abgetragenes Gewand, und selbst dies leider selten genug. Auch hab ich oft ein allzu kurzes Gebet gesprochen, dieweil es mich nicht kurzweilig dünkte, mit Beten meine Zeit zu verbringen. Darum, Herr, sollte mir der hohe Name billig genommen werden, denn ich bin seiner ganz unwürdig." — „So kommst du mir nicht durch," sagte der Kaiser, „antworte mir besser! Ich weiß wohl, du mußt großes, gottgefälliges gethan haben, davon man dir den Namen gab." — „O Herr, erlaßt mir dies zu melden," bat der Kaufmann. Aber der Kaiser sprach: „Nein, wahrlich nicht! gerade dein Weigern erhöht mein Verlangen, alles zu erfahren." Da rief der gute Mann in seinem Herzen zu Gott: „O mein Herr und Gott, soll ich nun um dieses Menschen willen dich erzürnen? Erbarme dich meiner, Allmächtiger, und verzeih mir, wenn ich fehle! Sieh, er will mich zwingen, der strenge gewaltige Mann, und ich kann mich seiner nicht verwehren. Daß ich nicht aus eitler Ruhmbegier dein Gebot verletze, das ist dir ja bekannt, du milder Gott! Drum rechne mirs nicht zur Sünde an, wenn ich gezwungen melde, was ich vielleicht in meinem Leben gutes that." Nach diesem Gebet warf er sich dem Kaiser zu Füßen und flehte ihn mit weinenden Augen an, ihm die Rede zu erlassen; als er aber sah, daß all seine Bitten nicht verfingen, sprach er: „Hoher Herr, übet Gnade an mir und nehmet tausend Mark Goldes von meiner Habe; die geb' ich euch gerne, wenn ihr mir die Antwort ersparen wollt." — „Wie, Gerhard?" sprach der Kaiser, „du bist ein Kaufmann und schätzest deinen Reichtum so gering? Wahrlich, das nimmt mich höchlich wunder." — „Ich will euch sagen," erwiderte Gerhard, „warum ich euch so viel geboten. Hab' ich jemals gutes gethan, so geschah es Gott zu Liebe. Was ich gethan, er weiß es; und ist es auch nur allzu wenig, er wird mirs doch in seiner Milde lohnen. Sollt' ich mich aber dessen rühmen, so wäre all mein Lohn dahin."

Da dies der Kaiser hörte, entsank ihm aller Stolz und alle Freude und er dachte bei sich selber: „Ach, mein Herr Gott, wie kommt es doch, daß dieser Mann so viel weiser und besser ist als ich, der ich Kaiser über alle deutschen Lande bin? Daß ein Kaufmann mich beschämt, das muß mich immer

betrüben. O Herr, mein Gott, ich bitte dich, vergieb mir meine sündige Hoffart! Durch strenge Buße will ich meine Schuld sühnen im Vertrauen auf deine unendliche Güte." Dann sprach er zu Gerhard: „Nun weigre dich nicht länger, mir zu sagen, was ich von dir begehre. Glaube mir, du darfst es ohne Sünde und ohne falschen Ruhm thun. Es ist nicht wider Gottes Gebot, denn ich bitte und beschwöre dich bei Gott dem Allmächtigen selbst, daß du mir deine Geschichte meldest und nichts verschweigst." Da ergab sich der gute Gerhard drein, er setzte sich, weil es denn sein mußte, neben den Kaiser auf das Lager und hub an alles zu erzählen, wie man hier unten geschrieben findet.

„Als mein Vater, den sie den reichen Gerhard nannten, in Gott verschieden war, hinterließ er mir als einzigem Erben all sein Gut. Es wäre wohl genug für mich gewesen. Ich aber that, wie jeder Kaufmann, und suchte mein Erbe durch meinen Fleiß zu mehren; denn Gott hatte mir einen lieben und wackeren Sohn geschenkt und mein ganzes Sinnen und Trachten war, daß man auch ihn einmal wie seinen Ahnherrn den reichen Gerhard nennen möchte. Also beschloß ich um seinetwillen das Glück zu versuchen, ließ ihm einen Teil des Gutes, daß er in Ehren leben konnte, und fuhr mit der übrigen Habe, die fünfzigtausend Mark Silbers wog, hinweg in die Heidenschaft. Mein Schiff war mit klugen Seeleuten und reichlicher Speise auf drei Jahre wohl versehen. Auch nahm ich einen Schreiber mit, der meine Zehrung aufschrieb und mir als Kaplan aus Gottes Wort an jedem Tage lesen mußte. So fuhr ich denn über das Meer gen Reußen, Livland und Preußen, wo ich manch köstlichen Zobel kaufte, und weiter ging die Fahrt über See und Land gen Damaskus und Ninive; dort fand ich reiche Seidenzeuge, deren ich so viele kaufte, daß ich damit nach meiner Heimkehr zwiefältigen Gewinn zu machen meinte. Darauf ging ich wieder an Bord meines Schiffes und wollte fröhlich nach Hause zurückfahren; denn mir war alles wohl gelungen, also daß ich keinen Wunsch mehr hatte als die liebe Heimat glücklich zu erreichen. Aber Gott hatte es anders beschlossen.

Eines Tages erhob sich ein schreckliches Ungewitter, die Stürme jagten mein Schifflein zwölf Tage und zwölf Nächte durch die wütende Flut und die Sonne verbarg ihren Schein hinter schwarzen Wolken. Also wurden wir in unbekannte Meere verschlagen. Endlich am dreizehnten Tage legte sich das Ungestüm der Winde ein wenig und nun erblickten wir ein hohes Felsengebirge, das aus dem Meere emporragte. Keiner von uns hatte es zuvor gesehen. Da aber jetzt die Sonne freundlich und klar durch die dichten Wolken brach, so war bald alles Leid vergessen; ich ließ den Steuermann nach der Küste hinlenken, wo wir einen Hafen fanden, und von dort sandte ich einen

Schiffer auf das Gebirge hinauf, um zu spähen, ob bewohntes Land in der Nähe sei. Dies geschah, der Schiffer kletterte die steilen Felsen hinan. Da sah er vor sich ein weites Gefilde liegen, das war wohlbebaut und wonniglich, und als er den höchsten Gipfel erklommen hatte, siehe, da lag ganz nahe am Meer hinter dem Gebirge eine große, feste Stadt mit gewaltigen Türmen; auf einer Seite war sie vom Meer umgürtet, auf der andern floß ein schiffbarer Strom, dessen Wasser die Burggräben füllte. Durch drei Straßen und Thore führten die Leute vom Lande das Handelsgut herein, das vierte Thor ging nach dem Meere zu, auf dem eine bunte Menge von Schiffen schwamm. Überall sah der Schiffer reges Leben; Maultiere, Wagen, Rosse und Kamele zogen schwerbeladen durch die Straßen, und von Menschen wimmelte die Stadt. Als der Schiffer wieder herabgestiegen war und seinen Bericht gemeldet hatte, fuhren wir alsbald um das Gebirge nach dem Hafen der Stadt, wo ich alles bestätigt fand, was mein Knecht gesagt hatte. Die Bürger waren zwar Heiden, aber sie grüßten mich mit guter Sitte, also daß ich bald Trost und Mut gewann. Wie ich nun hin und her blickte, ob ich jemand fände, den ich um Geleite bitten möchte, ersah ich einen Mann in so herrlicher Kleidung und von so edlem Wesen daher kommen, daß ich sogleich beschloß ihn anzureden. Ich bahnte mir deshalb den Weg durch das Gedränge von Rittern und Knappen, die ihn umgaben, indem ich ihm zu erkennen gab, daß ich mit ihm sprechen wollte. Da grüßte er mich freundlich und sprach: „Lieber Gast, saget an, was hat euch in dies Land getrieben? wer seid ihr und woher kommt ihr des Wegs?“ Ich sagte ihm darauf, daß ich ein Kaufmann sei aus deutschen Landen. „Was sucht ihr hier?“ fragte er weiter. „Herr,“ versetzte ich, „ich vernahm die Märe, daß hier der größte Markt der ganzen Heidenschaft sei; darum machte ich mich auf den Weg mit meinem Kaufschatze, um ihn allhier zu mehren.“ — „Seid ihr ein Christenmann?“ fragte der Fürst. „Ja, edler Herr,“ sprach ich, „in Jesu Christi Namen bin ich getauft.“ Er sprach: „Sei gutes Muts, lieber Gast, dir soll an Leib und Gut kein Schaden geschehen. Im Namen meines Herrn, des edlen Königs von Marokko, dessen Lehen ich trage, nehm ich dich mit aller deiner Habe in meine Hut. Wollt ihr hier kaufen oder verkaufen, so mögt ihr das ohne Zoll thun. Suchet euch zuerst nach eurem Belieben eine Herberge, darin mögt ihr ohne Entgelt wohnen und es euch wohl gehen lassen auf meine Kosten. Und habt ihr sonst ein Begehren, so lasset michs wissen.“ Da dankt' ich ihm frohen Herzens, seine Knappen führten mich zu einer schönen Herberge, die sie mir einräumten, und als ich sie fragte, wie der edle Mann, der mir so viel Güte erwiesen, genannt sei, sprach einer von ihnen: „Er heißt Strannur und ist Landgraf dieses Gaues und Burgvogt über die Stadt Kastelgunt.“ Nun dankte ich Gott für seine Gnade, mit der er all mein Ungemach in Freuden verkehrte und mich einen so guten, freundlichen Wirt im fremden Lande finden ließ. Strannur aber erwies mir Tag für Tag

große Ehre und Freundschaft und es währte nicht lange, da sprachen und verkehrten wir zusammen wie treue Gesellen.

Eines Tages bat mich Stranmur, ihm meine Schätze zu zeigen. Das war mir sehr lieb, ich nahm ihn mit auf mein Schiff und ließ ihn dort mein ganzes Handelsgut sehen. Er schaute es mit großer Verwunderung und meinte, noch nie eine solche Menge von köstlicher Habe gesehen zu haben „Gerhard,“ sprach er zu mir, „ich gestehe, du hast den reichsten Schatz, der je in dieses Land gebracht ward, und niemand kann ihn dir gelten außer mir. Willst du, so laß auch ich dich meinen Kaufschatz sehen, und wenn er dir behagt, so wollen wir einen Tausch machen. Ganz eigen aber ists um meinen Schatz bewandt; hier gilt er nichts, doch bringst du ihn in deine Heimat, so magst du großen Nutzen und Gewinn davon haben.“ — „Gewinn,“ sprach ich, „behagt mir wohl, wenn er nicht unredlich ist.“ — „Er ist so redlich als groß,“ versetzte Stranmur, „ja glaube mir, gälte mein Schatz hier zu Lande so viel als bei dir, du könntest mir ihn nimmer bezahlen.“ Nach diesen Worten führte er mich in eine Kemenate. Was wähnte ich da alles an Gold, Silber und Kostbarkeiten zu finden! Ach, nichts von alledem war da zu sehen, und doch umschloß der enge Raum einen unendlich hehren Schatz.

Als ich in das Gemach eintrat, fand ich darin zwölf schöne junge Ritter, die waren jammervoll zu schauen; denn sie waren mit schweren Eisenketten zu zweien aneinander gefesselt. Keiner von ihnen konnte älter als dreißig Jahre sein, um ihre Lippen sproßte kaum der Bart, und trotz allem Jammer und Herzeleid, so sie erduldeten, dünkten sie mich doch wonniglich von Antlitz und Gestalt. Das war also der Schatz meines Wirtes, denn sonst war in der Kemenate nicht der geringste Schmuck zu schauen. Bei diesem Anblick ward es mir weh ums Herz und noch jetzt, wenn ich daran gedenke, kann ich nicht fröhlich sein.

Ich mußte meine Augen von dem kläglichen Schauspiel abwenden. Da nahm mich mein Wirt bei der Hand und hieß mich ihm weiter folgen, denn er wolle mich noch mehr Schätze sehen lassen. Ich folgte ihm und hoffte nun sicher reiches Gut zu schauen. Er aber führte mich in ein anderes Gemach und als wir eintraten, blickte ich mich nach allen Seiten um, die Kleinode zu erspähen. Doch was ich fand, betrübte mich noch mehr. Ich sah zwölf alte Herren, die saßen da in schweren Ketten je zwei und zwei zusammen geschmiedet, wie jene Jünglinge. Von Alter und Gram war ihr Haar schneeweiß gebleicht und dennoch las ich in ihren gefurchten Angesichtern hohe Herkunft, Weisheit und Sitte. Ihr Los ging mir noch viel mehr zu Herzen wie das der jungen Ritter, denn manches Leid erträgt die frische Jugend, daran das Alter hinsiecht und stirbt. Länger konnte ich den Jammer der ehrwürdigen

Greise nicht ertragen und mein Wirt beeilte sich, mich hinauszuführen und verschloß die Thür des Gemaches.

Nun geleitete er mich vor eine dritte Kemenate, in der er, wie er sagte, sein schönstes Kleinod aufbewahrte. Ja wahrlich, es war der holdseligste Schatz, den es in der Welt geben mag. Mit süßer Lust und doch mit bittrem Weh erfüllte mich sein Anblick. Denn als ich um mich schaute, da sah ich fünfzehn edle Frauen sitzen, das war Stranmurs Hort; sie waren alle wunderlieblich von Antlitz und Gebärden, also daß ich Gott preisen mußte, der soviel Schönheit erschuf. Unter ihnen aber saß eine, die strahlte wie der Mond unter den Sternen; nie ward ein minniglicheres Weib geboren. Wie betrübt mein Herz war um ihr klägliches Geschick, so freute ich mich doch inniglich, da ich sie so schön und reizend sah. Während ich noch ganz in ihren Anblick versunken stand, nahm mich Stranmur bei der Hand, verschloß das Gemach und ging mit mir hinweg. Er sprach: „Hast du dies alles wohl gesehen?" — „Ja, leider," sagte ich. „Nun denn," versetzte er, „willst du kaufen?" — „Was?" fragte ich, „ich sah nur bejammernswerte Menschen, die ein elendes Leben führen." — „Eben die sind es," sagte er, „die ich dir in Tausch geben will." Ich verstand ihn noch nicht und fragte verwundert: „Aber ich bitte dich, sage mir, was sollten mir jene nützen?" — „Ich will es dir verkünden," sprach er, „könnt' ich sie so verwerten wie du, wenn du nur willst, ich gäbe dir sie nicht so billigen Kaufs. Hunderttausend Mark wäre kein zu hohes Lösegeld für sie; wer sie besitzt, hat nie ein so sichres Gut erworben."

Da bat ich ihn mir zu erzählen, wie es um die Gefangenen bewandt sei, und er sprach: „Ich will dir sagen, wie sie in meine Gewalt kamen. Kennst du England?" — „Ja wohl!" — „Dort sind all die edlen Ritter, die du sahst, geboren." — „Wie aber kommen sie in diesen fernen Kerker?" „Sie fuhren mit dem jungen Könige Wilhelm von England gen Norwegen. Ihm gab Reinmund, Norwegens Herrscher, sein holdes Töchterlein zur Ehe. Du sahst sie eben noch bei vierzehn anderen Frauen sitzen. Und als sie wieder über Meer fuhren, erhob sich ein gewaltiger Sturm, der verschlug ihr Schiff an diese ferne Küste. Wo der junge König geblieben sei, das weiß ich nicht. Dies Land aber trage ich von meinem Herrn zu Lehen, und er gab mir alles, was das Meer an seinen Strand auswirft, zu eigen. Willst du nun meine Gefangenen kaufen, so kannst du sicher sein, daß sie dir zwiefachen Gewinn bringen, und wenn du sie noch so teuer kauftest. Doch verlange ich nicht mehr, als was in deinem Schiffe liegt. Ist nun der König Wilhelm noch am Leben, so wiegt er dir gern sein Weib mit Gold und Edelsteinen auf, und ist er tot, so läßt doch König Reinmund sein liebes Kind nicht verderben. Und die mit ihr gefangen sind, sind alle aus fürstlichem Geschlecht; sie gäben dir lieber all ihr Hab und Gut, als daß sie lange in deiner Haft verblieben. Weil nun ihr Land für dich gelegener ist als mir, so biete ich sie dir zum

Tausch. Willst du sie nicht kaufen, ich bin es auch zufrieden und will dir deshalb nicht zürnen. Was ich dir versprach, sicheres Geleit und Frieden in meinem Lande, das will ich treulich halten." Nun deuchte es mich doch wunderlich, daß er so sicher glaubte, ich würde mein kostbares Gut um einen bloßen Wahn dahingeben; doch sprach ich: „Herr, ich will mirs überlegen bis morgen früh." — „Thu so, lieber Freund," antwortete er, und so schieden wir.

Als ich in meine Herberge zurückkehrte, riet mir mein Herz bald hin bald her. Keine Ruhe konnte ich vor vielen Gedanken finden. Endlich kam mir in den Sinn, Gott um Rat zu bitten, und so flehte ich denn zu ihm, mich wissen zu lassen, was ich thun sollte. Ohne Schlaf lag ich auf meinem Lager die halbe Nacht, bis mir endlich die Augen zufielen und ich entschlummerte. Siehe, da schwebte ein Engel herab und weckte mich, so schien es mir. Ich glaubte zu erwachen, ihn mit Augen anzuschauen und diese Worte zu vernehmen: „Wach' auf, Gerhard! Was schläfst du? Gott zürnt dir sehr, daß dir soviel Verstand und doch so wenig rechte Weisheit ward. Deines Herzens Zweifel sind ihm nicht gefällig. Hat nicht der Herr selbst, da er in menschlicher Gestalt auf Erden wandelte, gesagt: ‚Was ihr gethan habt dem geringsten meiner Brüder, das habt ihr mir gethan!' Drum wirf den thörichten Zweifel von dir; nie ist eine gute That verloren, die Gott zu Liebe gethan wird. In wessen Namen du die Armen erlösest, der wird dirs vergelten: thust du's um Ehre, so lobt dich alle Welt darum; thust du's um Geld und Reichtum, sie werden dir für ihre Freiheit reichlich lohnen; thust du's Gott zu Liebe, so wird Gott dich lieben." Nach diesen Worten entschwebte der Engel wieder und ich erwachte. Da dankte ich Gott dem Allmächtigen von ganzem Herzen für die große Gnade, die er mir erwiesen, da er meinen Sinn von falschem Zweifel befreit und mir den rechten Weg gezeigt hatte. Kaum dämmerte der Morgen, da erhob ich mich freudigen Mutes von meinem Lager und ging aus der Herberge nach Stranmurs Palast.

Der edle Burgvogt kam mir entgegen und bot mir freundlich guten Morgen. „Nun sage," sprach er zu mir, „wozu hast du dich entschlossen? hast du dein Herz um Rat gefragt?" Ich antwortete: „Mein lieber Herr, noch bin ich nicht völlig einig mit mir selbst, ob ich so teuern Kauf thun soll. Wie, wenn deine Gefangenen mir es keinen Dank wüßten, wenn sie aus deiner Haft in meine kämen? Laßt mich darum zuvor versuchen, wie ihr Sinn steht. Dann will ich euch meine Herzensmeinung künden." — „Das ist mir recht," erwiderte mein Wirt, „sprich also mit ihnen, soviel dir beliebt." — „So laßt sie meiner schon im voraus genießen," sprach ich, „entledigt sie solange ihrer Fesseln, bis ich ihren Sinn erforscht habe." — „Auch das sei dir gewährt," antwortete Stranmur lächelnd, „und wisse, daß ich dies keinem

andern Menschen zugestehen würde. Du aber bist mir wert, denn ich habe dein treues Herz erkannt." Der edle Mann wußte nicht, wie wenig ich solches Lob verdiente. Darauf befahl er seinen Knappen, mich zu den Gefangenen zu führen und die alten und jungen ungefesselt mit einander verkehren zu lassen Sie thaten also und ließen mich mit jenen allein, indem sie vor der Thür des Kerkers meiner warteten.

Nun waren die Armen schon länger denn ein Jahr gefangen und hatten sich die ganze Zeit über nie mit Augen gesehen, das war ihr größter Schmerz im Elend gewesen. Als sie sich nun entgegentraten, da erhub sich ein Schluchzen und Weinen, daß es mich noch jetzt erbarmt. Sie fielen einander in die Arme mit Thränen der Freude und des Leides. Ich stand beiseite, um ihr Wiedersehen nicht zu stören; als aber der erste Jubel sich gelegt hatte, trat ich hervor und grüßte sie in englischer Sprache. Da neigten sich die Beklagenswerten vor mir und priesen Gott dafür, daß er einen Christen, der ihrer Sprache kundig war, daher gesandt hatte. Und als ich sie versicherte, daß ich wirklich getauft und kein Heide sei, da empfingen sie mich so herzlich und freudenvoll, daß ich nie lieberen Gruß gehört habe. Nun setzte ich mich zu ihnen, indem ich sie zu trösten versuchte. „Ihr Herren," sprach ich, „euere Not ist mir von Herzen leid, und gern möchte ich sie euch wenden. Darum merket wohl, was ich euch sage! Als ich von meiner Heimat schied, gedachte ich mein Gut zu mehren; ich fuhr in die Heidenschaft und kaufte köstliche Waren, und da ich vernahm, daß hier ein großer Markt sei, fuhr ich gen Kastelgunt. Der Burgvogt aber empfing mich gütig und bot mir große Ehre. Gestern bat er mich, ihm meine Schätze zu weisen. Und als ich sie ihm zeigte, sagte er, er wolle mit mir einen Tauschhandel eingehen; auch er besitze köstliches Gut, das er mir gegen meine Kleinode biete. Und dieser Schatz, den er sein eigen nannte, ihr seid es selbst, liebe Herren, und jene holden Frauen, mit denen ihr in dieses Land verschlagen wurdet. Nun bin ich freilich zu niedrig und gering, um euch, ihr Edlen, als meine Hörigen zu kaufen. Wenn ich euch aber mit meinen Schätzen aus dieser Haft erlöste, wessen dürft' ich mich von euch dann versehen? Wolltet ihr mich kränken und Haß statt Liebe auf mich werfen, das wäre mir leid und ich hätt' euch besser hier gelassen und mein Gut behalten. Drum sagt mir selber klar, wie euch der Wille steht! Wollt ihr, so wag' ich gern meine Habe dran und trage allein den Schaden euch zu Liebe, wenn euch inzwischen euer Gut daheim verloren ging. Doch seid ihr es imstande, so sollt ihr mir den Preis, um den ich euch erlöse, redlich wiederzahlen. Wofern euch dies billig dünkt, will ich euch von hier befreien und eurer Not ein Ende machen."

Kaum hatte ich diese Worte gesprochen, da sprangen sie auf und fielen, alt und jung, mir zu Füßen; indem sie meine Knie umfaßten und mir Hände und Gewand küßten, riefen sie wie aus einem Munde: „O Gnade, Gnade, lieber Herr! lange haben wir Gnade entbehren müssen. Erlöse uns aus

diesem Elend; bei dem, der für uns alle am Kreuzesstamm gestorben ist, hilf uns aus der Heidenschaft wieder in die Christenheit! Dein Gut, das du für uns jetzt dahin giebst, wollen wir dir alle zwiefach vergelten. Auch für die Frauen, die mit uns hieher kamen, sonderlich für unsre junge Königin, werden Bräutigam und Vater dir das reichste Lösegeld mit Freuden zahlen." Nun jammerte es mich, daß sie solange vor mir lagen; darum sprach ich: „Ihr lieben Herren, stehet auf! Bei Gott, ihr bezeigt mir Unwürdigem allzu große Ehre. Laßt uns jetzt zu eurer Fürstin gehen und erkunden, wie sie hierüber denkt." — „O Herr," riefen alle, „sie wird es euch mit seligem Herzen danken."

Da gingen die vierundzwanzig Ritter mit mir aus dem Kerker zu den schönen Frauen, die sich darob nicht wenig wunderten; denn sie hatten jene seit mehr als einem Jahre nicht gesehen. Nun hub sich wiederum ein schmerzlich frohes Grüßen, Ritter wie Frauen weinten vor Freude und Herzeleid. Ich aber trat zu der jungen Königin, Irene war ihr Name, und sagte ihr alles das, was ich zu den Rittern vorher gesprochen hatte. Und als ich schwieg, da wollte mir die liebliche Jungfrau zu Füßen sinken. Doch ich wehrte ihr schnell. Ihre schönen Augen standen voll Thränen, als sie zu mir aufblickte, mit kindlichen und rührenden Bitten in mich drang, mich ihren lieben Vater, ihren guten Retter und Tröster nannte und bei aller Frauen Ehre, bei unserm Herrn und Heiland und seiner gebenedeiten Mutter mich anflehte, sie aus ihrem jammervollen Elend zu erlösen. „Weh," rief sie, „sollt' ich nimmer Vater, Freunde und Heimat wiedersehen? O, das ertrüg' ich nicht!" Da konnte ich nicht länger widerstehen, von ihrem kindlichen Flehen gerührt, mußte ich mit ihr weinen, küßte ihr die weiße Stirn und gelobte alles zu thun, was sie von mir begehrte, ja noch heute mit ihnen den Hafen von Kastelgunt zu verlassen. „Gott sei gepriesen," sprach ich, „der mir den Reichtum gab, womit ich euch erlösen kann. Gern geb ich all mein Gut für euer Leid." Da weinten sie alle vor Freude und Dankbarkeit, daß ich es nicht länger mit anhören mochte. Ich ging schnell hinaus und suchte den Landgrafen auf, der mich gütlich grüßte.

„Nun," sprach Stranmur, „wie behagt dir dieser Kauf?" — „Sehr wohl, lieber Herr," versetzte ich, „ich will den Tausch gerne eingehen. Sagt mir aber auch treulich, ob die Armen keine Habe mit hieher zu Lande brachten." — „Ja," sprach er, „ihr Gut ist bei Heller und Pfennig wohl verwahrt, und um deiner Tugend willen geb ich es ihnen gern unberührt zurück. Auch das Schiff, das sie an meinen Strand brachte, soll ihnen wieder bereitet werden, wie es vordem war." So sprach mein edler Wirt und wir schlossen damit den Handel. Ich empfing von ihm die armen Gefangenen samt ihrem ganzen Gute und gab ihm dafür meine Schätze. Darauf reichten wir uns die Hände zum Zeichen der Sühne und Treue. Stranmur aber ließ sogleich mein und meiner Schützlinge Schiffe zur Fahrt rüsten und gab uns köstliche

Speise mit. Nun führte ich die holdseligen Jungfrauen und die edlen Ritter an Bord. O was hub sich da für eine Freude! Lachen und Weinen wollte kein Ende nehmen. Als sie alle gebadet und neu gekleidet waren und nach Wunsch gegessen und getrunken hatten, erschienen sie noch weit schöner und kräftiger als zuvor. Wahrlich, ich hätte ein steinernes Herz haben müssen, wenn es mir nicht bei diesem Anblick vor Freude gebebt und ich meinen Entschluß nicht gesegnet hätte. Aller Anmut Krone aber trug die liebliche Irene, die norwegische Königstochter.

Nach einer Nacht voll erquickenden Schlafes hieß ich frühmorgens die Anker lichten und die Segel aufziehen. Doch ehe wir abfuhren, kam noch einmal der edle Stranmur mit einem großen Gefolge von Rittern und Knappen, um uns den Abschiedstrunk zu bieten. Nachdem der Becher die Runde gemacht hatte und der Imbiß verzehrt war, nahmen wir alle Urlaub von dem guten Burggrafen, der mich unter Thränen küßte und mit herzlichen Segenswünschen entließ. Auch köstliche Kleinode schenkte er mir zum Abschied. Da wurden mir die Augen naß, als ich so große Treue und Milde an ihm sah. Nun drückten wir uns zum letzten mal die Hände, er ging mit seinen Leuten wieder an das Land und wir segelten mit gutem Winde aus dem Hafen in die hohe See hinaus, indem wir uns Gottes Schutze befahlen.

Zwölf Tage waren wir auf sanften Wellen dahin gefahren, da sah ich zum erstenmale wieder bekannte Gestade und erkannte, daß wir auf dem Wege zur Heimat waren. Und als wir dahin kamen, wo die Meeresstraßen nach Utrecht und nach England sich scheiden, da sprach ich zu den Rittern: „Nun saget mir, liebe Herren, wer von euch ist aus Norwegen mit der lieblichen Irene gekommen? Die sollen bei mir bleiben. Die andern aber, die in England ihre Heimat haben, mögen das Schiff besteigen, das ihnen zu Kastelgunt genommen ward." Sie sprachen: „Nur zwei Frauen sind mit unsrer Fürstin von Norwegs Strande; die andern alle aus England. Zwar fuhr aus König Reinmunds Reiche ein herrliches Gefolge mit, aber die Flut hat all die edlen Ritter und Frauen verschlungen. Ob unser Herr, der König Wilhelm, dem Verderben entkam, das wissen wir leider nicht zu sagen; doch fürchten wir, daß auch er in den Wellen sein Grab gefunden hat." Da nahm ich Irene mit den zwei norwegischen Jungfrauen auf mein Schiff und hieß die andern auf das ihre übersetzen. Die Speise aber, die Stranmur mir gegeben hatte, teilte ich zwischen uns und jenen. Da riefen die Ritter und Frauen, die in England daheim waren: „O Herr, willst du uns nicht bei dir behalten, bis wir unsern Freunden Kunde von unsrer Heimkehr senden und sie dir das Lösegeld, das du für uns dahin gabst, bringen?" — „Nein," erwiderte ich, „sie haben lange genug mit Sehnsucht euer geharrt. Wir scheiden uns nun, viel liebe Herren. Fahrt hin in Gottes Pflege! Ihm will ich auch die Bürg-

schaft anheimgeben, euer Wort ist mir Pfand genug. Irene aber ziehe mit mir; ist ihr Gatte noch am Leben oder ihr Vater Reinmund, so werden sie bald kommen, sie zu lösen. Bis dahin will ich die Liebliche wohl behüten und bewahren. Ward euer Gut euch unterweilen nicht geraubt, so mögt ihr mir mein Geld zurückzahlen, wenn ich Boten danach sende. Ist euer Herr, der König Wilhelm, noch unter den Lebenden, so sagt ihm, wenn er euch fragt, von seiner Braut, daß sie in meinem Hause treulich gepflegt wird."

Da fielen die Herren vor mir nieder und weinten vor Freuden, während sie Gottes Segen auf mich herabwünschten. Darauf küßten wir einander und schieden in ganzer Freundschaft ohne Haß. Sie fuhren ihres Weges gen England, ich aber ließ den Steuermann nach meiner lieben Heimat wenden. So segelten wir in den Rhein, dem Strom entgegen, nach dem heiligen Köln. Und als wir nicht mehr weit vom Ziele waren, sandte ich Boten voraus meinen Blutsfreunden zu verkünden, daß ich all mein Lebtag nicht mit so reichem Kaufschatze zurück gekehrt sei: ja, meine Schätze seien größer, als man sonst in der Welt finden könne.

Als meine Freunde die gute Botschaft vernahmen, wurden sie gar fröhlich und machten sich mit meinem Weibe und meinem Sohne auf, mir entgegen zu gehen. Auch viele Bürger aus Köln zogen zum Rheine hinunter, um mich zu begrüßen und den reichen Schatz zu schauen. Da wurden wir wohl empfangen, und sie kamen alle auf mein Schiff und lugten nach dem Schatze. Siehe, da fanden sie nichts als Steine; das mochte sie nicht viel dünken. Ich aber nahm Irenen an der Hand und führte sie zu meinem Weibe. „Lieber Gerhard," fragte meine Hausfrau, „sage mir, wo ist denn all dein herrliches Gut? Dein Bote meldete mir soviel davon, daß ich große Schätze zu erblicken hoffte." — „Hier, liebes Weib," sprach ich, „diese schöne Jungfrau ist der Schatz, den ich heimgebracht." — „Du scherzest wohl," antwortete sie. „Nein doch," sprach ich wieder, „sowahr mir Gott helfe, es ist mein voller Ernst, wenngleich ich nicht weiß, ob es dir wohlgefällt." — „Ach, Gott im Himmel," rief mein Weib, „steh mir bei! er hat den Verstand verloren. Für alle seine Habe brachte er eine heidnische Dirne heim!" Und damit hub sie an bitterlich zu weinen. Als Irene sich so übel empfangen sah, rannen auch ihr Thränen über die Wangen und ihr Antlitz glühte vor Zorn und Scham. Ich aber tröstete sie und sprach: „Beruhigt euch, vieledle Königin! noch weiß mein Weib die wahre Märe nicht; als gutherzig und demütig hat sie sich mir ihr Lebtag bewährt, und wenn ich ihr die ganze Wahrheit gemeldet habe, wird sie auch euch, wie eine Mutter ihr liebes Kind, mit Freuden willkommen heißen."

Da erzählte ich allen, die um mich standen, wie das gekommen war, und ich hatte meinen Bericht noch nicht beendet, als schon mein Weib vor

neuem zu weinen anhub, aber jetzt nicht vor Zorn und Enttäuschung, sondern aus herzlichem Mitleid mit der schwergeprüften, holdseligen Königstochter. Und als ich endlich schwieg, da fiel sie mir um den Hals und rief mit thränenden Augen: „Lieber Eheherr, verzeihe mir meinen unfreundlichen Gruß! Es ist alles gut, was du gethan hast.“ Darauf wandte sie sich auch zu Irenen und redete ihr so zärtlich und liebevoll zu, daß bald der Friede wieder hergestellt war, und die beiden Frauen, wie Mutter und Tochter, sich küßten und halsten. Als dies mein lieber Sohn Gerhard und alle die andern, die dabei standen, sahen, wurden sie frohen Herzens und traten heran, die Königstochter gütlich zu begrüßen.

Laßt mich nun der nächsten Monate geschweigen! Irene blühte in meinem Hause zu voller Schönheit wie ein Röslein auf. Sie war mein Augentrost und alle Sorge schwand mir bei ihrem lieblichen Anblick. Auch mein Weib war ihr um ihrer Güte und Holdseligkeit von Herzen zugethan; mein Haus, ja die ganze Stadt und das Land ringsum war voll vom Lobe ihrer Schönheit und Herzensreine. So schwand ein Jahr dahin, ohne daß von ihrem Bräutigam eine Kunde kam. Das drückte mich sehr und ich dachte: „Ohne Zweifel ist der König von England gestorben. Auch Irenens Vater, der König Norwegens, ist wohl lange tot; ist es doch fast dritthalb Jahr her, seitdem sein Töchterlein die Heimat verließ.“ Dabei merkte ich wohl, daß sie selbst bei aller Fröhlichkeit doch ihren verborgenen Kummer trug, und es erbarmte mich inniglich, wenn ich zuweilen Thränen aus ihren klaren Augen fließen sah, daran ich wohl erkannte, wie großes Leid in ihrem jungen Herzen wohnte und wie sie ihres Geliebten nicht vergessen hatte. Da sann ich hin und her, ob ich sie nicht von solcher Traurigkeit befreien könnte, und ich dachte: „Wie, wenn ich stürbe? wer würde dann der armen Waise ein gütiger Vater sein? Ich allein bin von allen Menschen ihr Schutz und Trost, und wenn ich nicht mehr am Leben bin, dann steht sie ärmer und verlassener als jemals in der Welt. Denn Bräutigam und Vater sind ihr längst gestorben. Wahrlich, es wäre viel besser, sie wäre eine reiche Bürgersfrau als eine arme Königin!“

In solchen Gedanken ging ich einst in ihr Gemach und sprach zu ihr: „Vielliebe Herrin, möchtet ihr mir wohl ein Weilchen Gehör schenken?“ — „Ja, mein Vater,“ erwiderte Irene, „sprich nur, was dir gefällt! ich höre gerne zu, wenn mein lieber Herr zu mir redet.“ — „Das vergelte euch Gott,“ sprach ich, „und sollt es euch verdrießen, was ich sage und warum ich euch bitte, so zürnt mir darum doch nicht.“ — „O, Vater,“ rief sie, „deine Bitte ist mein Gebot, das ich mit Freuden erfüllen will. Was dir behagt, das ist auch mir lieb.“ — „Wohlan,“ sprach ich wieder, „da ihr mirs erlaubt, so will ich offen reden. Große Sorge trägt mein Herz um euch; denn wie soll es euch ergehen, wenn ich einst gestorben bin? Daß eure

Freunde nicht mehr leben, seh ich allzuklar. Wäre euer Bräutigam, Wilhelm von England, und Reinmund, euer Vater, noch am Leben, sie hätten längst ihre Boten zu euch gesandt oder selbst euch heimgeholt. Sollt ich nun sterben und euch unversorgt in Armut zurücklassen, das wäre mir eine schwere Herzenslast. Darum habe ich einen Rat ersonnen; mißfällt er euch, so sollt ihr mir doch nicht zürnen. Ihr kennet meinen Sohn Gerhard, den Erben meines Gutes. Zwar ist er nur ein schlichter Kaufmann, doch wohnt kein Falsch in seiner Seele. Nähmet ihr ihn zum Ehgemahl, es sollte euch nimmer reuen." Da sprach sie: „Lieber Herr Vater, was du willst, das will ich auch, und rietest du mir deinem Knecht die Hand zu reichen, ich würde es mit freudigem Herzen thun. Nun bietest du mir dein liebes Kind zum Manne. Wahrlich, er ist des höchsten Glückes wert; denn edel ist sein ganzes Wesen, und ich thue gern nach deinem Rate. Nun aber erfülle auch du mir meine Bitte: laß mich noch ein Jahr warten, vielleicht daß Gott der Herr mir doch noch meinen Gatten wieder sendet. Ist aber dann dies Jahr verstrichen und keine Kunde von König Wilhelm hergekommen, so will ich seiner zu vergessen suchen und ganz deinen Willen vollbringen." Über diese Worte freute ich mich inniglich und sprach: „So soll es sein, liebe Herrin! Fürwahr, nie schuf Gott so hohe Tugend und Weisheit, mit so zarter Jugend gepaart. Daß ihr so gerne mir willfahret, das dank ich euch mein Leben lang. Gott behüte euch!" Also schied ich von ihr frohen Mutes und merkte in meiner Thorheit nicht, wie mühsam sie ihren Herzensjammer vor mir barg.

Das Jahr verging wie das erste; vom König Wilhelm kam keine Kunde, und als ich wiederum vor Irenen trat und sie fragte, ob sie ihr Wort nun erfüllen wolle, da sprach sie: „Ja, mein Vater." O, welch eine Freude hub sich da. Was fragte ich darnach, ob einer mir das Glück mißgönnte? Mir lag nur meines Sohnes Heil am Herzen, und so ließ ich denn mit großer Pracht zur Hochzeit rüsten. Auch ging ich zu meinem Fürsten, dem Erzbischof, erzählte ihm alles, was ich von Irenens Schicksal wußte, und bat ihn um die Gnade, bei der Hochzeit meines Hauses Gast zu sein. „Denn," sprach ich, „viele werden meinen Sohn beneiden und schelten, daß er eine Königstochter zum Weibe begehrt. Wenn ihr aber selbst durch eure Gegenwart sein Thun billiget, so werden alle Hasser schweigen." — „Gern, Gerhard," antwortete der ehrwürdige Herr, „thu' ich, warum du mich bittest. Ja, noch mehr will ich thun. Dein Sohn ist ganz gewiß ein stolzer, wackrer Mann und aller Ehre würdig. Darum will ich ihn vor der Hochzeit zum Ritter schlagen." Da schied ich mit großem Dank von meinem gnädigen Herrn.

Wie nun der Tag der Hochzeit erschien, wie mein liebes Kind den Ritterschlag empfing und im Turnier sich herrlich hielt, wie wir alle in Glück und Freude schwelgten, davon laßt mich schweigen! Ach, die Freude sollte bald ein Ende nehmen! Fröhlich und stolz saß ich mit all den lieben Gästen beim reichlichen Mahle, mein Sohn an der Seite seiner schönen Braut strahlte vor Glück, die lichte Maiensonne schien so mild und warm hernieder, — da erblickte ich unfern an einer Säule einen fremden Mann stehen, der war gar ärmlich in eine grobe Kutte gehüllt, bleich und vergrämt war sein wohlgebildetes Antlitz, ungekämmt war sein blondes Haar, ungeschnitten sein jugendlicher Bart. Mitten unter lauter Fröhlichen stand der Arme freudlos da und starrte mit trüben Augen nach der lieblichen Braut herüber. Von Zeit zu Zeit rannen ihm ein paar schwere Thränen über die blassen Wangen; dann wischte er sie schnell mit dem Finger und senkte den Blick. Aber bald schaute er wieder Irenen an, und wieder brachen ihm die Thränen aus den Augen, und sein schöner schlanker Leib bebte vor innerem Schmerz. Da dachte ich bestürzt: „O mein Gott, was hat das zu bedeuten, daß dieser Fremde so inniglich weint? und warum schaut er so traurig zu meines Sohnes Braut herüber? Wer mag es sein, daß er so von ferne steht und an keiner Freude teilnimmt?“

Endlich hielt ich mich nicht länger, stand auf, trat zu dem Pilger und grüßte ihn. Er sprach: „Ich dank euch, lieber Herr!“ — „Guter Freund,“ sagte ich, „was steht ihr hier so einsam und traurig? drückt euch ein schwerer Kummer?“ — „Nein, Herr,“ versetzte er, „ich bin froh genug.“ — „Nicht doch, frommer Bruder,“ sprach ich wieder, „sagt mir um Gott, was begehret ihr? habt ihr gegessen?“ — „Ja wohl, lieber Herr,“ erwiderte er und wollte von hinnen gehen. Ich aber ergriff seine Hand, hielt ihn fest und sprach: „Gott hat mir heute so großes Glück verliehen, daß ich nicht gerne jemand unfroh sehen möchte. Darum kommt mit mir, lieber Mann, in ein stilles Gemach; dort sollt ihr mir ehrlich euer Herzeleid verkünden. Wills Gott, so helf ich euch. Damit führte ich ihn in eine Kemenate und sprach zu ihm: „Nun, lieber Bruder, saget mir mit rechter Wahrheit, wer ihr seid.“ — „Herr,“ sprach der Fremde, „ich bin der ärmste Mann, der je ein Weib geliebt hat. Ich bitte euch, laßt eure Frage!“ Da fragte ich den Pilger: „Guter Mann, wie kam es, daß euch der Anblick meiner holden Herrin solchen Kummer schuf? Ich sah, wie ihr mit heißen Thränen sie von fern betrachtetet. Was war euch da? was klagtet ihr? Ich beschwöre euch bei Gott, antwortet mir, und seid versichert, daß euch kein Wort, das aus eurem Munde kommt, zum Schaden gereichen soll.“ Da sprach der Pilgrim: „So will ich denn reden; höher kann ja doch mein Leid nicht steigen, und was liegt mir daran, ob mir meine Rede das Leben kostet? Vernehmet, ich heiße Wilhelm, König von England! In England trug mein lieber Vater die Krone, und als er starb, ließ er des Reiches

Herrschaft mir, seinem einzigen Erben. Ich aber war an Jahren noch ein Kind. Die edlen Fürsten, die mich zu ihrem Herrn erwählt hatten, lehrten mich die Königskunst, und ich nahm ihre Tugend und Weisheit dankbar in mein Herz. Nun drang zu uns die Kunde, wie König Reinmund von Norwegen ein wunderschönes Töchterlein erzogen habe, und meine Fürsten rieten mir, um ihre Hand zu werben. Da fuhr ich über Meer mit einer wonniglichen Schar; zwölf ehrwürdige Greise, zwölf junge kühne Ritter und zwölf holdselige Jungfrauen führte ich mit mir, die sollten meiner Braut das Geleite auf der Heimfahrt geben. In Reinmunds Lande ward ich wohl empfangen, und der König gab mir Irenen, sein Kind, zur Ehe. Doch durfte sie noch nicht mein Weib werden, denn ich war nur ein Knappe und hatte den Ritterschlag noch nicht empfangen. Auf daß mir nun die Entsagung nicht gar zu schwer falle, riet König Reinmund, daß Irene mit meinen Rittern, Greisen und Jungfrauen in meinem Schiffe gen England führe, während ich mit norwegischem Gefolge ein andres Schiff besteigen sollte, um dasselbe Ziel zu erreichen. Also geschah es, wir schieden mit vielen Thränen und Küssen von einander, — ach, zum letztenmale! Denn bald erhob sich ein wütender Sturm, der unsre Schiffe von einander trennte und meinen Kiel an ein Felsenriff schleuderte. Da ertranken alle meine guten Fahrtgesellen, nur ich entrann dem Verderben. Auf einem Brette trieb ich in den Wellen umher, bis mich das Meer an ein fremdes Gestade warf. Wo aber meine vielliebe Braut hingekommen, das wußte ich nicht und konnte es auch nicht erfahren, wie viele Reiche ich auch nach ihr durchsuchte. So sind vierthalb Jahre vergangen ohne daß ich nach meiner Krone fragte. Ich hatte nur einen einzigen Gedanken, die Minnigliche zu finden. Um sie verlor ich Land und Gut, Freude und gesunden Leib. Nun aber habe ich sie hier bei euch gefunden und doch — weh mir Unseligem! — jetzt erst auf immerdar verloren. Denn Gott verhüte, daß ich sie jetzt für mich begehren sollte, da sie aus freiem Willen eurem edlen Sohne ihre Hand gereicht hat. Mir blieb nichts mehr zu hoffen und zu fürchten; Weib, Krone, Land und Habe sind für mich dahin; nur eines bleibt mir noch, der Tod. Ihr aber, lieber Herr, thuet mit mir, was euch beliebt! Wie ihr mir gebietet, so will ich thun."

Als er so gesprochen hatte, schwieg er. Ich aber sprach: „Lieber Freund, ist auch alles wahr, was ihr mir zu dieser Stunde erzählte?" — „Ja," antwortete er, „so wahr mir Gott helfe! was hülfe es mir, wenn ich euch und mich belügen wollte; es muß ja doch ergehen, wie Gott will: euer Sohn soll Freude haben, ich aber Herzeleid. So ists geschehen; was wollt ihr mehr?" Ich sprach: „Lieber Herr, gehabt euch fröhlich und lasset euern Kummer fahren; denn ich denke euer Leid zu enden. Ja wohl, es muß alles ergehen, wie Gott will! das soll auch hier sich erfüllen. Wartet hier, lieber Herr, bis ich zurückkehre." Darauf ging ich hinaus und ließ köstliche

Gewänder kaufen, wie sie einem Könige zukommen; dann ward auf mein Geheiß der arme Fremdling gebadet und geschoren und mit den schönen Gewändern bekleidet, also daß er wie neugeboren vor mir stand. Sobald dies geschehen war, ließ ich ihn in der Kemenate und ging zu meinem gnädigen Herrn, dem Erzbischof, nahm ihn beiseite und erzählte ihm alles. „Da nun Gott selbst,“ sprach ich weiter, „ein so großes Wunder an dem armen Herrn gethan und so klärlich seinen Willen offenbart hat, so bitt' ich euch, helft mir, daß mein Sohn die Königin, sein süßes Weib, gütlich ihrem rechten Eheherrn überlasse. Sonst thut er leichtlich, wie die Jungen thun, denen Weisheit oft versagt ist; ihm ist bisher alles so wohl gelungen, daß er es leicht für Schande hält, soll er die Königstochter einem andern lassen. Drum fleh ich zu euch, ehrwürdiger Herr, lehrt ihn, was ihm zu thun geziemt!“ Der Erzbischof hatte mir mit Verwunderung zugehört, jetzt sprach er: „Ich thue gern, was du von mir wünschest. Seliger Mann, dem Gottes heiliger Geist im Herzen wohnt, bringe mir deinen Sohn hieher und laß mich versuchen, ob er uns beiden folgen will!“

Da säumte ich nicht, eilte zu meinem Sohne und führte ihn zu meinem gnädigen Herrn. Dort erzählte ich ihm alles, mit Freude und doch mit schwerem Herzen, denn es war doch mein eigen Fleisch und Blut, dessen Glück ich zerstörte. Die Thränen traten mir in die Augen, als ich mein liebes Kind vor Bestürzung erbleichen und zittern sah über das große Verlangen, das ich an ihn stellte. Und als auch der Bischof mit milden und weisen Worten ihn ermahnt hatte, Gott zu Liebe die Braut ihrem rechten Gemahle zu geben, da brach mein Sohn in bittre Klagen aus. „Was mutet ihr mir zu?“ rief er, „sollt ich auf mein herzliebstes Weib verzichten?“ — „Ja,“ sprach der Bischof, „wofern du Gottes Gnade nicht verlieren willst.“ — „Kann ich sie nicht anders behalten?“ — „Nein, wahrlich nicht, denn du raubest deines Nächsten Gut, und unrecht Gut gedeiht nicht.“ — „O weh mir,“ rief er wieder, „wie ist Gott so wunderlich und ungerecht! Das Liebste, das er mir selbst gegeben hat, soll ich lassen!“ Da sprach ich: „Gerhard, mein Sohn, bedenke, wär' dir die Frau nicht lieb, was gälte dann vor Gott, wenn du sie ließest? was thätest du um Christi willen, um seine Gnade zu verdienen? er litt für dich den bittren Tod und du — wie dankst du ihm? Wahrlich, je größeres Opfer du bringst, je größer wird der Lohn sein. O denke doch an Gott, mein Sohn, und denke, daß du sterben mußt wie alle Menschen! Wie wirst du dann vor Gottes Richterstuhl bestehen? willst du für ein vergängliches Glück das ewige verscherzen?“ Da wandelte sich sein Trotz in demütige Reue und weinend rief er: „Mein Vater, wie du gebietest, so sei es. Um deiner und der göttlichen Liebe willen geb ich die holde Jungfrau hin. Sie sei frei und folge ihrem Mann! Fahr hin, meine Freude! Wohlan, nun ists

Herrschaft mir, seinem einzigen Erben. Ich aber war an Jahren noch ein Kind. Die edlen Fürsten, die mich zu ihrem Herrn erwählt hatten, lehrten mich die Königskunst, und ich nahm ihre Tugend und Weisheit dankbar in mein Herz. Nun drang zu uns die Kunde, wie König Reinmund von Norwegen ein wunderschönes Töchterlein erzogen habe, und meine Fürsten rieten mir, um ihre Hand zu werben. Da fuhr ich über Meer mit einer wonniglichen Schar; zwölf ehrwürdige Greise, zwölf junge kühne Ritter und zwölf holdselige Jungfrauen führte ich mit mir, die sollten meiner Braut das Geleite auf der Heimfahrt geben. In Reinmunds Lande ward ich wohl empfangen, und der König gab mir Irenen, sein Kind, zur Ehe. Doch durfte sie noch nicht mein Weib werden, denn ich war nur ein Knappe und hatte den Ritterschlag noch nicht empfangen. Auf daß mir nun die Entsagung nicht gar zu schwer falle, riet König Reinmund, daß Irene mit meinen Rittern, Greisen und Jungfrauen in meinem Schiffe gen England führe, während ich mit norwegischem Gefolge ein andres Schiff besteigen sollte, um dasselbe Ziel zu erreichen. Also geschah es, wir schieden mit vielen Thränen und Küssen von einander, — ach, zum letztenmale! Denn bald erhob sich ein wütender Sturm, der unsre Schiffe von einander trennte und meinen Kiel an ein Felsenriff schleuderte. Da ertranken alle meine guten Fahrtgesellen, nur ich entrann dem Verderben. Auf einem Brette trieb ich in den Wellen umher, bis mich das Meer an ein fremdes Gestade warf. Wo aber meine vielliebe Braut hingekommen, das wußte ich nicht und konnte es auch nicht erfahren, wie viele Reiche ich auch nach ihr durchsuchte. So sind vierthalb Jahre vergangen ohne daß ich nach meiner Krone fragte. Ich hatte nur einen einzigen Gedanken, die Minnigliche zu finden. Um sie verlor ich Land und Gut, Freude und gesunden Leib. Nun aber habe ich sie hier bei euch gefunden und doch — weh mir Unseligem! — jetzt erst auf immerdar verloren. Denn Gott verhüte, daß ich sie jetzt für mich begehren sollte, da sie aus freiem Willen eurem edlen Sohne ihre Hand gereicht hat. Mir blieb nichts mehr zu hoffen und zu fürchten; Weib, Krone, Land und Habe sind für mich dahin; nur eines bleibt mir noch, der Tod. Ihr aber, lieber Herr, thuet mit mir, was euch beliebt! Wie ihr mir gebietet, so will ich thun."

Als er so gesprochen hatte, schwieg er. Ich aber sprach: „Lieber Freund, ist auch alles wahr, was ihr mir zu dieser Stunde erzählte?" — „Ja," antwortete er, „so wahr mir Gott helfe! was hülfe es mir, wenn ich euch und mich belügen wollte; es muß ja doch ergehen, wie Gott will: euer Sohn soll Freude haben, ich aber Herzeleid. So ists geschehen; was wollt ihr mehr?" Ich sprach: „Lieber Herr, gehabt euch fröhlich und lasset euern Kummer fahren; denn ich denke euer Leid zu enden. Ja wohl, es muß alles ergehen, wie Gott will! das soll auch hier sich erfüllen. Wartet hier, lieber Herr, bis ich zurückkehre." Darauf ging ich hinaus und ließ köstliche

Gewänder kaufen, wie sie einem Könige zukommen; dann ward auf mein Geheiß der arme Fremdling gebadet und geschoren und mit den schönen Gewändern bekleidet, also daß er wie neugeboren vor mir stand. Sobald dies geschehen war, ließ ich ihn in der Kemenate und ging zu meinem gnädigen Herrn, dem Erzbischof, nahm ihn beiseite und erzählte ihm alles. „Da nun Gott selbst,“ sprach ich weiter, „ein so großes Wunder an dem armen Herrn gethan und so klärlich seinen Willen offenbart hat, so bitt' ich euch, helft mir, daß mein Sohn die Königin, sein süßes Weib, gütlich ihrem rechten Eheherrn überlasse. Sonst thut er leichtlich, wie die Jungen thun, denen Weisheit oft versagt ist; ihm ist bisher alles so wohl gelungen, daß er es leicht für Schande hält, soll er die Königstochter einem andern lassen. Drum fleh ich zu euch, ehrwürdiger Herr, lehrt ihn, was ihm zu thun geziemt!“ Der Erzbischof hatte mir mit Verwunderung zugehört, jetzt sprach er: „Ich thue gern, was du von mir wünschest. Seliger Mann, dem Gottes heiliger Geist im Herzen wohnt, bringe mir deinen Sohn hieher und laß mich versuchen, ob er uns beiden folgen will!“

Da säumte ich nicht, eilte zu meinem Sohne und führte ihn zu meinem gnädigen Herrn. Dort erzählte ich ihm alles, mit Freude und doch mit schwerem Herzen, denn es war doch mein eigen Fleisch und Blut, dessen Glück ich zerstörte. Die Thränen traten mir in die Augen, als ich mein liebes Kind vor Bestürzung erbleichen und zittern sah über das große Verlangen, das ich an ihn stellte. Und als auch der Bischof mit milden und weisen Worten ihn ermahnt hatte, Gott zu Liebe die Braut ihrem rechten Gemahle zu geben, da brach mein Sohn in bittre Klagen aus. „Was mutet ihr mir zu?“ rief er, „sollt ich auf mein herzliebstes Weib verzichten?“ — „Ja,“ sprach der Bischof, „wofern du Gottes Gnade nicht verlieren willst.“ — „Kann ich sie nicht anders behalten?“ — „Nein, wahrlich nicht, denn du raubest deines Nächsten Gut, und unrecht Gut gedeiht nicht.“ — „O weh mir,“ rief er wieder, „wie ist Gott so wunderlich und ungerecht! Das Liebste, das er mir selbst gegeben hat, soll ich lassen!“ Da sprach ich: „Gerhard, mein Sohn, bedenke, wär' dir die Frau nicht lieb, was gälte dann vor Gott, wenn du sie ließest? was thätest du um Christi willen, um seine Gnade zu verdienen? er litt für dich den bittren Tod und du — wie dankst du ihm? Wahrlich, je größeres Opfer du bringst, je größer wird der Lohn sein. O denke doch an Gott, mein Sohn, und denke, daß du sterben mußt wie alle Menschen! Wie wirst du dann vor Gottes Richterstuhl bestehen? willst du für ein vergängliches Glück das ewige verscherzen?“ Da wandelte sich sein Trotz in demütige Reue und weinend rief er: „Mein Vater, wie du gebietest, so sei es. Um deiner und der göttlichen Liebe willen geb ich die holde Jungfrau hin. Sie sei frei und folge ihrem Mann! Fahr hin, meine Freude! Wohlan, nun ists

geschehen. Jetzt aber zeigt mir den, der sie besitzen soll." Als ich ihn so reden hörte, ward ich von Herzen froh, auch mein Herr freute sich mit mir, und wir mußten beide mit meinem lieben Kinde weinen vor Schmerz und seliger Lust.

Und wie dann die beiden Liebenden, Irene und der edle König von England einander in die Arme sanken, wie sie alles um sich her in reiner Wonne vergaßen und sich nach so langer Trennung fest und innig umschlossen hielten, da dankte ich Gott inbrünstigen Herzens, daß er in seiner Weisheit und Güte meinem Thun den rechten Weg gewiesen. Laßt mich schweigen von der hohen Festesfreude, die nun begann! Am selben Tage noch gab der Bischof selbst das schwergeprüfte treue Paar zusammen, das wir des Abends mit frohen Segenswünschen in das stille Brautgemach geleiteten.

Als nun die Hochzeit vergangen und die Menge der Gäste geschieden war, nahm eines Tags der edle junge König mich und meinen Sohn bei der Hand und sprach gar heimlich zu mir: „Mein herzlieber Vater, Gott hat durch deine Güte so großes an mir gethan, daß ich dich um Rat und Lehre zu bitten wage, wie ich thun und leben soll. Dir dank ich Leben, Freude und mein holdes Weib. Nun ward mir jüngst Kunde, wie es in meinem Königreiche steht. Einige meiner Fürsten möchten selber König sein und haben einen Teil der Veste und des Landes in ihre Gewalt gebracht. Unfriede und Zwietracht werden mein Reich zerstören, wenn ich nicht in kurzer Zeit zurückkehre, wiewohl die Edelsten und Besten mir noch in steter Treue anhangen. Nun ratet mir, mein Vater und du, mein Bruder, was ich thun soll. Was ihr mich lehret, dem will ich folgen." Da sprach ich: „Viellieber Herr, hier gilt es nicht zu zaudern. Ein wohl gerüstetes Schiff soll euch und mich nach eurer Heimat tragen, und dazu will ich euch ein Heer von guten Kriegsknechten und Rittern werben." Da ward der Fürst von Herzen frohgemut, küßte mich und rief: „O mein lieber süßer Vater, Gott gebe, daß ich dir deine Güte einmal zu lohnen vermag! Doch was sage ich? gäbe ich auch alles, was ich hätte, Leib und Leben, Krone und Land, ich könnte doch nimmermehr damit deine Wohlthaten vergelten."

Am nächsten Tage gab ich Haus und Habe in meiner Freunde Schutz; mit vielen heißen Thränen schied das wonnigliche Paar von meiner lieben Frau. Dann bestiegen wir das Schiff und fuhren den Rhein hinunter und über das Meer, an die Küste von England. Dort lenkten die Schiffsleute in einen Fluß, der sich mit mächtigem Gewässer in die See ergießt, und

legten bei der großen Stadt London vor Anker. Dort bat ich den jungen König an Bord zu bleiben und ging mit einigen meiner Knappen in die Stadt, nach Kundschaft zu spähen. Da fand ich in den Straßen großes Gedränge und lautes Getöse, also daß ich kaum an eine Herberge gelangen konnte, deren Wirt mir von früher wohl bekannt war. Dieser schuf mir und meinen Knappen gut Gemach, und da ich ihn fragte, was der Lärm und die Menge fremder Gäste in der Stadt zu bedeuten habe, sprach er: „Herr, es soll ein Rat gehalten werden, wie des Reiches Not zu wenden sei. Denn unser König Wilhelm ist tot und das Land steht verwaist. Um nun dem Wirrsal ein Ende zu machen, sind vierundzwanzig große Herren zusammengekommen, die wollen heute noch im Palast einen neuen König küren." — „Ist das wahr?" fragte ich. „Ja," sprach der Wirt. Da hieß ich meine Knappen mein Pferd satteln und ritt aus der Herberge; mein Wirt aber, ein vielgetreuer Mann, geleitete mich zu Hofe bis vor den Palast, darin der Rat gehalten ward.

Nun half es mir, daß ich reiche Kleider trug. Denn man sah mich für einen Großen an und ließ mich ungehindert in den Saal, wo ich viel edle Ritter versammelt fand, die mich wohl empfingen. Und als ich fragte, wo die Wahlfürsten Rates pflegten, wies man mich vor die Thür einer Kemenate. Dort klopfte ich an und ward alsbald eingelassen. Und wie ich eintrat und die Herren aufstanden mich zu grüßen, siehe, da fand ich in ihnen jene vierundzwanzig, die ich einst aus der Heidenschaft erlöste. Sie aber erkannten mich nicht, obwohl ich merkte, wie sie mich oft mit staunenden Augen betrachteten. Ich sprach: „Liebe Herren, lasset mich wissen, worüber ihr ratschlaget. Bin ich gleich nur ein unweiser Mann, so mag euch doch vielleicht meine Lehre frommen." Da sprach einer unter ihnen: „Wer guten Rat zu geben vermag, dem werden wir es danken; denn Zweifel und Unschlüssigkeit hält unsern Sinn umfangen. Wir sitzen hier, um dem Reiche einen neuen Herrn zu küren; denn unser König Wilhelm, der bei seiner zarten Jugend doch ein blühendes Reis an Tugend, Zucht und Weisheit war, er ist dahin. Nun aber will uns unser Rat nichts fruchten und wir finden niemand, der uns der Krone würdig dünkte." Als der Herr dies mit großer Traurigkeit gesprochen hatte, begann ich also: „Ihr guten Edlen, ich kann euch wohl einen hochgemuten Herrn zeigen, dessen Tugend man in aller Welt preisen muß. Mir ist es wohl bewußt, daß keinem mehr die Krone ziemt als ihm." — „O lieber Herr," riefen sie alle, „ist es wahr, was ihr saget, dann sei der Tag gesegnet, an dem ihr geboren wurdet! Sprecht, wer seid ihr, wie nennt ihr euch und von wannen kamt ihr in dies Land?" Da sprach ich: „Ich bin ein Kaufmann, über die See kam ich daher aus der heiligen Stadt Köln, Gerhard ist mein Name."

O, wie freuten sich die Guten da! sie sprangen auf, küßten und halsten mich vieltausendmal und riefen: „Vater, dich hat Gott gesandt! Er selbst zeigt uns, wen wir erküren sollen: du, du sollst unser König sein!“ Da wollt ich ihnen sagen, warum ich gekommen war; sie aber hörten mich nicht an, mit jubelndem Schall hoben sie mich auf ihre Schultern, trugen mich hinaus in den Saal, zeigten mich als ihren erkorenen König den Rittern und allem Volk, setzten mich auf den Thron und drückten mir die Reichskrone von England auf das Haupt. Jung und alt, arm und reich kam herbei geströmt, mir zu huldigen und Treue zu schwören. Da erhob ich meine Stimme, so laut ich konnte, und hieß sie schweigen und mich anhören. Und als der Schall ein wenig sich gelegt hatte, sprach ich zu den Fürsten: „Der übergroßen Ehre, die ihr mir erweiset, vermag ich euch nicht genug zu danken. Daß ihr zum König dieses Reiches mich gewählt, Gott der Allmächtige lohn' es euch in Gnaden! Doch, liebe edle Herren, ich kann und will nicht euer König sein, denn solch hoher Würde bin ich gänzlich unwert. Darum gedenk' ich einem würdigeren meine Krone zu geben. Ich habe den rechten Mann dafür gefunden und schwöre euch zu, bei Treu und Glauben, einen erlauchteren und tugendreicheren findet ihr nimmer.“ Da riefen sie alle: „Dies Reich hat seinen angestammten Herrn verloren; von allen andern behagt uns keiner besser, als ihr. Ihr habt mit Gottes Hilfe uns Leib und Leben wiedergeschenkt, und könnten wir auch zehn Königskronen bieten, wir könnten eure Gutthat dennoch nicht vergelten.“ Ich aber sprach: „Was ich an euch je Liebes that, das freut mich alle Zeit, und ihr habt mir so reich gelohnt, wie keinem andern auf der Welt geschah: Krone und Land gabt ihr mir zu eigen. Ich aber will darauf verzichten und es dem lassen, dem es zu Recht gehören soll, das ist mein herzlieber Herr, König Wilhelm der junge!“ Alsbald trübten sich ihre fröhlichen Mienen und mit Thränen sprachen sie: „O weh, was weckst du uns das alte Leid? lebt er denn noch auf Erden? ach leider nein, er ist tot.“ — „Nein,“ rief ich, „freuet euch! er ist noch am Leben. Heut morgen ließ ich ihn gesund mit Irenen, seinem holden Weibe, eurer Königin.“ Da weinten sie vor Freuden und wollten es doch nicht glauben, darum sprach ich: „Ich trüge euch wahrlich nicht; so wahr Gott mir helfe, das hehre Paar weilt frisch und gesund nicht weit von hier. Folgt mir zur Stunde an den Hafen! dort lass' ich euch mit Freuden euern König sehn und sein herzliebes Weib.“

Hei, was ward da für ein Sturm! Zu Roß und Fuß zogen sie fröhlich mit mir dahin. Ich hatte heimlich einen Boten vorausgesandt, der meinem Herrn die neue Märe verkündete. Da hatten sich auch der junge König und Irene mit ihren Rittern aufgemacht uns entgegen zu eilen. Als nun die Getreuen den lange verlorenen Fürsten mit seinem lieblichen Gemahl wiedersahen, da hub sich ein Jauchzen, Lachen, Grüßen, Küssen und

Weinen! Auch die edle Bürgerschaft von London kam gezogen, den geliebten Herrscher zu begrüßen, und es ward ein Gedränge, daß es lange währte, bis wir den Palast wieder erreichten. Ich schweige nun der Lust und des Jubels, der kein Ende nehmen wollte; auch brauche ich euch nicht viel davon zu sagen, wie Wilhelm und Irene gekrönt wurden und von fern und nah die Fürsten und Herren herbeiströmten, ihrem rechten Herrn zu huldigen. An ritterlichen Spielen, an Sang und Klang, an Wein und guter Speise mochte sich jedermann ergötzen. Neue Freude erhub sich, wie nach wenigen Tagen der stolze König Reinmund von Norwegen daher eilte, um sein liebes Kind mit Freudenthränen an sein Herz zu drücken. Nur eines that mir weh bei all der Lust: die Fürsten, die das Land in ihre eignen Hände bringen wollten und ihrem Herrn die Treue nicht gehalten hatten, die kamen jetzt reumütig herbei, und warfen sich vor dem Könige zur Erde, um seine Huld und Gnade zu erflehen. Er aber wandte sich von ihnen und gebot ihnen in dreien Tagen aus dem Lande zu entweichen, denn sie hatten viel Unheil gestiftet mit Rauben und Brennen. Und trotz aller Bitten beharrte der junge König bei seinem Geheiß, darob man die stolzen Helden bitterlich weinen sah.

Nun beriet sich der König mit seinen Freunden, wie er mir lohnen sollte, was ich an ihm gethan. Da kamen sie überein, mir das Herzogtum Kent zu verleihen. Alsbald kehrte der König in den Saal zurück und sprach, indem er auf mich wies: „Hier sitzt mein Trost, der mich aus tiefer Not errettete. Gut, Ehre, Freunde und Weib hatt' ich verloren, er gab mir alles wieder. Gott legte es in seine Hand: mein Weib, meine Freunde, mein Land, meine Krone, alles war sein eigen. Er aber liebte die Liebe mehr als sich selbst und sein eignes Kind; um der ewigen Liebe willen gab er sein Gut für meine Freunde, schied er meine Braut von seinem guten Sohne, nahm er selbst die Krone von seinem Haupte und gab sie mir. Du, mein viel lieber Vater, wie könnte ich solcher Liebe lohnen? Das vermag nur Gott. Doch bitt' ich dich, nimm das Herzogtum zu Kent von mir zu Lehen und bleibe mit deinem trauten Sohne bei mir in diesem Königreich! Ihr sollt mir allzeit getreue Räte sein und gewaltig wie sonst niemand im ganzen Lande." Da sprach ich: „Hoher Herr, ihr preist mich viel zu hoch. Für eure Güte dank' ich euch von Herzen, doch Herzog will ich nicht werden. Ich bin kein Fürst; als Kaufmann wuchs ich auf und ward ich alt. Laßt mich auch als schlichten Kaufmann sterben. Wollt ihr mir aber eure Gnade erweisen, so laßt mich eine Bitte an euch richten." — „Gern, lieber Vater," rief er, „was du bittest, will ich mit Freuden thun." Ich sprach: „So begehre ich von euch, daß ihr den armen Verbannten und allen andern, die gegen euch und das Reich gesündigt haben, in Gnaden verzeihet und eure Huld von neuem schenket." — „Um deinetwillen," sagte der edle König, „soll es geschehen. Was sie mir Leides zufügten, es ist ihnen alles

vergeben und vergessen. Nun aber nimm das Lehen von meiner Hand!" — „Nicht doch, edler Herr," versetzte ich wieder, „mir genügt an dem empfangnen Lohn." — „So laß es deinem Sohne," bat er, „er nehme das Herzogtum, wenn du es selbst nicht willst." Mein Sohn sprach: „Was mein Vater sagt, das sag' auch ich und nehme nicht mehr als er; es ziemt mir nicht anders zu thun." Da bot mir der König die Stadt London als Erb' und Eigentum, und als ich auch diese Gabe nicht nehmen wollte, bat er mich, den dreifachen Wert der Stadt in Gold und Silber als Dank zu nehmen; doch mit Gottes Hilfe widerstand ich auch dieser Versuchung. Um aber nicht hochmütig zu scheinen und meinen lieben Herrn nicht zu erzürnen, versprach ich ihm, daß ich beim Scheiden von Irenen einen Teil ihres Schatzes nehmen wollte.

Nun drangen auch die Ritter, denen ich des Königs Gnade erwirkt hatte, zu mir, um mich mit Dank und Lob zu überschütten, daß mir die Schamröte in die Backen stieg. Sie küßten mir Hände und Füße und wollten es nicht lassen, ich mochte wehren, wie ich wollte. Ach, es war noch nicht genug! Wohin ich ging oder ritt, gaffte man mich an und rief mir Segenswünsche zu. Nirgend war ich sicher vor der Dankbarkeit all dieser guten Menschen.

Endlich kam der Tag des Abschieds. Das königliche Paar mit vielen Rittern und Herren gab mir das Geleite bis zu meinem Schiffe. Irene bat mich so lange von ihren Kleinoden einen Teil zu nehmen, bis ich eine schöne Spange und ein Ringlein für mein Weib zum Andenken wählte. Sie hätte mir gern noch mehr aufgenötigt. Mit holden Worten und herzlichen Thränen nahmen wir Abschied, und sie wichen nicht eher vom Gestade, als bis mein Schiff ihren Blicken entschwand. Gott lohne den Lieben ihre Güte! — Als ich nun wieder nach Köln kam, ward ich mit Freuden empfangen und das Volk nannte mich fortan den Guten, leider nicht mit Recht. Ich bin nicht gut. Gott allein ist gut! er wies mir selbst den rechten Weg und machte mir es leicht, sein Gebot zu erfüllen. Ihm allein gebührt die Ehre! ich bin ein schwacher sündiger Mensch und bitte Gott, daß er mir zeige, wie ich mein eitles Rühmen sühnen möge!"

Lange bevor der gute Gerhard seine Erzählung beendet hatte, weinte der Kaiser so inniglich, daß ihm Brust und Bart von Thränen naß ward und er sein Angesicht im Mantel verbarg. Sein Herz ward gereinigt von allem Hochmut, mit tiefer Reue beklagte er seine Sünde und dankte Gott für seine Gnade von ganzer Seele. Nun sprach er: „O Gerhard, du vielsüßer Mann! wohl nennt das Volk dich mit recht den Guten! Ja,

du bist gut, und selig preis' ich mich, daß ich deine Geschichte vernahm. Sie hat mein Herz von falschem Stolz geheilt, gebessert fühl' ich mich, und Reue, bußfertige Demut hat mich ergriffen. O wie viel besser bist du doch, als ich! Von eitlem Ruhm bethört hab ich durch milde Thaten mir keinen himmlischen Lohn erworben. Dich aber bewog nicht irdischer Lohn, nicht menschliches Lob; aus Liebe zu Gott und deinem Nächsten, aus reinem Herzen thatest du, was Gott gefällt. Heil mir und Preis dem Allgütigen, daß ich sein strafendes Wort vernahm, daß ich hieher ritt und aus deinem Munde hörte, was rechte reine Güte ist! Hab Dank, du lieber seliger Mann, und bitte Gott, daß er sich erbarme über mich armen, eitlen Sünder! Vielleicht, daß er mir um deiner Herzenslauterkeit willen vergiebt, was ich in bösem Stolz gefrevelt habe."

Die sieben Schwaben.

Als man zählte nach Christi Geburt eintausend und etliche hundert Jahr, da begab sich's, daß die sieben Schwaben in die weltberühmte Stadt Augsburg einzogen; und sie gingen sogleich zu dem geschicktesten Meister allda, um sich Waffen machen zu lassen; denn sie gedachten das Ungeheuer zu erlegen, welches zur selbigen Zeit in der Gegend des Bodensees übel hauste und das ganze Schwabenland in Furcht und Schrecken setzte. Der Meister führte sie in seine Waffenkammer, wo sich jeder einen Spieß oder sonst was auswählen konnte, was ihm anstand. „Bigost!"*) sagte der Algäuer, „sind das auch Spieße? So einer wär' mir just recht zu einem Zahnstürer. Meister, nehmt für mich nur gleich einen Wiesbaum von sieben Manneslängen!" — „Potz Blitz!" sagte der Blitzschwab, „Algäuer, progle dich nicht allzusehr!" Der Algäuer sah ihn mit grimmigen Augen an, als wollt' er ihn damit durchbohren. „Eigentlich hast du recht, Männle," sprach der Blitzschwab schmeichelnd, „und ich merke deine Meinung: wie alle Sieben für Einen, so für alle Sieben nur Einen." Der Algäuer verstand ihn nicht, sagte aber ja, und den andern war's auch recht. Und so ward denn ein Spieß von sieben Manneslängen bestellt, und in einer Stunde war er fertig. Ehe sie aber die Werkstatt verließen, kaufte sich jeder noch etwas Apartes: der Knöpfleschwab einen Bratspieß, der Algäuer einen Stürmhut mit einer Feder drauf, der Gelbfüßler Sporen für seine Stiefel — sie seien nicht nur gut zum Reiten, sagte er, sondern auch zum Hintenausschlagen. Der Seehas aber wählte einen Harnisch, sagend, Vorsicht sei zu allen Dingen nütz, des Guten könne man nicht zu viel thun, und nütze es auch nichts, so schade es auch nichts. Der Spiegelschwab gab ihm recht und sagte, auch er wolle einen tragen, aber nicht vorn auf der Brust, sondern hinten auf den Hosen. Der Seehas meinte, der Geselle wolle ihn foppen, jener aber sprach: „Merk's! hab' ich Mut und geh' ich vorwärts, so brauch' ich keinen Harnisch; geht's aber rückwärts und fällt mir der Mut anderswohin, so ist dann der Harnisch am rechten Platz." Und so ließ er sich denn den Harnisch zurecht machen, der, recht zu sagen, ein Balbiererbecken war aus der Rumpelkammer des Meisters. Was aber der Nestelschwab gekauft hat, darüber schreiben die Chroniken nichts. Und nachdem

*) S. die Worterklärungen S. 510.

die sieben Schwaben wie ehrliche Leute alles richtig bis auf Heller und Pfennig bezahlt, auch als gute Christen bei St. Ulrich eine heilige Messe gehört und zuletzt noch beim Metzger am Gögginger Thor gute Augsburger Würste eingekauft hatten, so zogen sie zum Thor hinaus und ihres Weges weiter.

Der Algäuer, der an der Spitze ging, stimmte sein Posthörnle an und blies ein Trompeterstückle; hinter ihm kam der Seehas, der ihm sein Bündel auf dem Buckel trug; drauf folgte der Blitzschwab, der sang: „Es geht ein Butzemann im Reich herum, didum bidibum." Dann kamen der Spiegelschwab, der Gelbfüßler und der Nestelschwab, und ganz hinten nach humpelte und schnaufte der Knöpfleschwab mit seinen Häfen und Pfannen. Und sie trugen zusammen Mann für Mann den Spieß und sahen schier aus wie ein Wiedle gespießter Lerchen. Sie waren aber schon eine ziemliche Weile gegangen, da fiel's ihnen erst ein zu überlegen, welchen Weg sie einschlagen sollten nach dem Bodensee, wo das Ungeheuer hauste, das zu erlegen war. Der Algäuer meinte, sie sollten der Wertach nachgehen, dann kämen sie ans Gebirg, und dann könnten sie nimmer fehlen. Der Gelbfüßler aber sagte, über das Gebirg sei es ein Umweg, sie sollten ihm folgen bis an den Neckar, der Neckar fließe in den Rhein und der Rhein in den Bodensee. „Potz Blitz!" rief der Blitzschwab, „ein braver Mann geht gradaus." Und die andern lobten ihn deshalb, und sie beschlossen gradaus zu gehen zwischen Göggingen und Pfersen durch und weiter. Und so wateten sie denn durch die Wertach, weil die Brücke abseits lag, und gingen weiter über Stock und Stein, über Wiesen und Felder, durch Wüsten und Wälder, bergauf bergab, bis sie an Ort und Stelle kamen.

Die sieben Schwaben hatten aber auf dem Wege dahin noch viele Abenteuer zu bestehen, woran sicher die Zigeunerin schuld war, die alte Hex'. Die saß nämlich außerhalb Kriegshaber bei einem Strauch am Wege und kochte ein wunderliches Zeug durcheinander. „Knöpfle sind's einmal nicht," sagte der Knöpfleschwab, als er in den Kessel hinein guckte, und der Blitzschwab meinte gar, er sehe auf der schwarzbraunen Brüh statt Pfeffer und Schmalz Mausdreck und Krötenaugen schwimmen, so daß es ihm fast den Magen im Leibe umkehrte. Der Spiegelschwab aber ging auf die Zigeunerin zu und sprach: „Alte, du mußt mir wahrsagen." Da besah sie ihm die Hand und sagte:

„Wer Weiberjoch auf sich muß tragen,
Hat wohl von großer Not zu sagen."

„Die Blitzhex redet wahr," sprach der Spiegelschwab und schob den Gelbfüßler hin. Dem lugte sie auch in die Hand und sagte:

„Einem, der ist übermannt,
Dem ist das Fliehen keine Schand'."

„Die stichelt auf meine Sporen,“ dachte er, „und sie weiß, daß ich laufen kann.“ Da die beiden Gesellen mit der Wahrsagerin zufrieden zu sein schienen, so folgten auch die andern. Und zum Seehasen sagte sie:

„Man leget manchem Dinge vor,
Wenn er sie thät', wär' er ein Thor.“

Zum Knöpfleschwaben sagte sie:

„Was man erspart an seinem Mund,
Das frißt die Katze oder der Hund.“

Zum Nestelschwaben sagte sie:

„Den Esel kennt man an den Ohren,
An der Rede Weise und Thoren.“

Zum Algäuer sagte sie:

„Der Wagen wird nicht wohl geführt,
Wenn Ochsen ungleich angeschirrt.“

„Bigost,“ sprach der Algäuer, „das hab' ich selber schon erfahren, wenn ich Mist ausgeführt hab'. Die Hex' sieht einem wägerle durchs Herz.“ Der Blitzschwab aber, der tiefer in den Hafen geguckt, wollte mit der Heidin nichts zu schaffen haben, sondern stieß ihr vielmehr den Kessel um und ins Feuer, so daß dieses mit Prasseln aus einander gefahren und ausgeloschen ist. Die Zigeunerin aber voller Zorn rief ihm mit kreischender Stimme nach:

„Die Liebe ist eine fahrende Hab',
Heut „Herzliebster,“ morgen „Schabab“.“

Und so konnten denn die sieben Schwaben ihrem Schicksal nicht entgehen.

Es ist aber an der Zeit, daß ich dich, günstiger Leser, mit den Helden dieser Geschichte näher bekannt mache, und was dir sonst zu wissen nötig ist, aufrichtig erzähle. Vernimm also, daß der Seehas — — du mußt aber wissen, daß dies ein Schimpfname für ihn geworden seit der Zeit, als die sieben Schwaben ihr Abenteuer gehabt, von welchem du, wenn du Geduld hast, am Ende hören wirst. Er ist aber zu Überlingen am Bodensee zuerst Flurschütz, dann Bannwart gewesen. Der traf unweit Freiburg im Breisgau den Nestelschwaben an hinter einem Zaun, und sie machten sogleich Bekanntschaft, wie ehrliche Schwaben zu thun pflegen. Der Seehas fragte ihn, was er für ein Landsmann sei. Jener sagte, er sei kein Landsmann, sondern nur ein Ackerbub bei dem Bauern, der dort sein Feld pflüge. Da merkte der Seehas sogleich, mit wem er's zu thun habe; und so ein Dummrian war ihm gerade recht. Er that ihm daher den Vorschlag, er solle mit ihm kommen als sein Knecht, der ihm das Bündel trage, und wenn er etwas erzähle, so solle er nichts sagen, als daß es wahr sei. Jener sprach, er wisse aber nicht, was wahr sei oder nicht wahr. Drauf der Seehas: „Merk, Bauernlümmel, Hott bedeutet wahr, Hüst nicht wahr.“ So verstehe er's, sagte jener, und er

wolle mit ihm gehen und ihm um einen Batzen Wochenlohn sein Bündel tragen durch die ganze Welt und weiter. Und die Geschichte weiß noch bis heutiges Tags nicht anzugeben, was dieser Mensch für ein Landsmann gewesen, ob ein Schwab oder ein Schweizer oder ein Pfälzer oder sonst einer aus dem deutschen Reich; denn er redete in allen Landessprachen und in keiner recht. Er wird aber der Nestelschwab darum genannt, weil er statt der Knöpfe Nesteln hatte an Jacke und Hosen; und da die meiste Zeit eine und die andre zerrissen war, besonders an den Hosen, so mußte er immer nachhelfen mit der einen Hand, was ihm allgemach so sehr zur Gewohnheit geworden, daß er auch dann so that, wann es nicht nötig war. Beide zogen aber weiter und kamen zum Gelbfüßler, der in Bopfingen ansässig war.

Man erzählt, als die von Bopfingen ihrem Herzog die jährliche Abgabe, die in Eiern bestand, einstmals geben wollten, hätten sie die Eier in einen Korbwagen gethan, und damit recht viele hinein gingen, mit den Füßen eingetreten, was denn ihrer Ehrlichkeit keine Schande macht. Daher haben dann alle, die aus jener Gegend sind, in böser Leute Mund den Namen Gelbfüßler erhalten. Zu einem von diesen, der Bopfinger Bote war, kam nun der Seehas und erzählte ihm, wie daß in dem großen Wald am Bodensee ein fürchterliches Tier hause, welches Land und Leuten großen Schaden thue. Beschreiben könne er es ihm gar nicht, aber es sei so groß wie eine wilde Katze, doch weit scheußlicher und greulicher anzusehen, und Augen habe es im Kopf so groß wie Goldgulden, die funkelten nicht anders als wie das höllische Feuer, und Ohren habe es — „nicht wahr, Landsmann?“ — „Hüst,“ sagte der Nestelschwab. „Hott,“ sagte der Seehas. „'s ist wägerle wahr,“ sagte der Nestelschwab, und jener fuhr fort, er beschwöre daher den Landsmann um des gemeinen Besten willen, er möge ihm zu Rat und That sein und ihm treuliche Gespanen zu werben suchen aus allen schwäbischen Gauen. Der Gelbfüßler sagte, fechten könne er zwar nicht; aber sei's mit dem Laufen gethan, so könne er den Teufel auf freiem Felde fangen. Da der Seehas sagte, so einen Mann könne er brauchen, so schlug der Gelbfüßler ein und sagte, er müsse nur noch seine Stiefel anziehen und sein Ränzel packen. Als dies geschehen, so zogen sie weiter. Anfangs waren sie uneins, wohin sie sich wenden sollten, ob gegen das Ries oder die Donau. Im Ries, sagte der Gelbfüßler, gebe es wohl viele Gänse, hab' er gehört, aber er wisse nicht, ob es auch Menschen dort gebe. Der Seehas aber meinte, das Sehen koste nichts, „und erfahren wir's nicht neu,“ sagte er, „so erfahren wir's doch alt.“ Und damit gingen sie nach dem Ries.

In dem gesegneten Schwabenland, besonders in jener Gegend, wovon soeben Meldung geschehen, besteht die löbliche Gewohnheit, daß man an jedem Tag fünfmal ißt, und zwar fünfmal Suppe, und zweimal dazu Knöpfle oder Spätzle, daher denn die Leute dort in der Umgegend auch Suppen- oder Knöpfleschwaben genannt werden; und man sagt, daß sie zwei Magen hätten,

aber kein Herz. — Der Seehas brachte also seine Werbung an und sagte, wie daß in dem großen Wald am Bodensee ein fürchterliches Tier hause, welches Land und Leuten großen Schaden thäte. Augen habe es im Kopf, feurige, die so groß wären wie ein Salzbüchsle. „Hott!" sagte der Nestelschwab; aber der Gelbfüßler stieß dem Seehasen in die Rippen, vermeinend, er solle nicht so lügen. Der aber ließ sich nicht irre machen, sondern fuhr fort zu erzählen, das Ungeheuer wachse zusehens, je länger man es anluge, und werde so groß wie ein Pudelhund. Er bitte ihn also um der Landsmannschaft willen, er möchte ihm zu Rat und That sein und ihm helfen tüchtige Gesellen zu werben. Der Knöpfleschwab sagte, fechten sei zwar seine Leidenschaft nicht, aber wenn sie einen brauchten, um ihnen Knöpfle zu kochen, so gehe er mit los auf das Abenteuer. Als sie handelseins wurden, packte der Knöpfleschwab Häfen und Pfannen auf und zog mit ihnen weiter. Und sie wendeten sich nun nach dem Lechfeld zum Blitzschwaben, den sie zu Meitingen im Wirtshaus bei einem Mäßle weißen Gerstenbiers trafen.

Nachdem sich die Landsleute das „G'segn' Gott!" und „Dank Gott!" zugetrunken hatten, fing der Seehas an zu erzählen, sagend, wie daß in dem großen Wald am Bodensee ein fürchterliches Tier hause, welches Land und Leuten großen Schaden thäte; es sei so groß wie ein Mastochs und habe Augen im Kopf wie die Mondscheibe; und das Tier wachse zusehens, je länger man es anluge. „Potz Blitz," sagte der Blitzschwab, „das möcht' ich einmal sehen! ich ließe mir's, beim Teuxel! einen Dreibätzner kosten." Der Seehas sagte, er könne es umsonst haben, er solle nur mitkommen und ihm und seinen Gesellen zu Rat und That stehen beim Abenteuer. Darauf der Blitzschwab: fechten sei zwar sein Handwerk nicht, aber schimpfen könne er wie ein Rohrspatz und fluchen wie ein Held. Der Seehas meinte, man wisse nicht, wozu ein Ding gut sein könne, und er solle nur mitkommen. Jener schlug ein, nachdem er noch ein Kännle Branntwein zu sich genommen, um, wie er sagte, die Magenwinde zu verteilen, die das vermaledeite Bier mache. Dabei sang er — denn er war ein lustiger Vogel, was man ihm sogleich anmerkte — das Liedlein:

„Wo soll ich mich hinkehren,
Ich dummes Brüderlein?
Wie soll ich mich ernähren?
Mein Gut ist viel zu klein.
Wie wir ein Wesen han,
So muß ich bald daran:
Was ich heut soll verzehren,
Ist gestern schon verthan."

Und drauf zogen die Gesellen weiter und kamen zum Spiegelschwaben, der in Memmingen zu Haus war.

Zu derselbigen Zeit waren die Fazinetle oder Nastüchle noch nicht im Brauch und daher schlenzten einige das Ding gleich von sich weg, was jetzt

die vornehmen Leute in den Sack stecken, andre dagegen, wie der Spiegelschwab, putzten es an den Vorderärmel, wo es sich zum Spiegel ansetzte und beim Sonnenschein glitzerte. Zu diesem Spiegelschwaben kam der Seehas mit seinen Gespanen und stellte ihm das Anliegen vor, erzählend, wie daß am See droben ein Ungeheuer hause, so groß wie ein Trampeltier, mit Augen wie Mühlsteine, und er bitte daher, er möge um des gemeinen Besten willen zu Rat und That stehen. Der Spiegelschwab sagte, Rat könne er geben, aber mit der That sehe es schlecht aus, indem er nicht einmal sein Weib meistern könne, die freilich sieben Häute habe wie eine Memminger Zwiebel. (Und hat also die Zigeunerin recht gehabt.) Er wisse aber einen, der es mit dem Teufel selbst aufnehme: das sei der Algäuer. — Zu dem gingen sie nun mit einander, und der war gleich bereit, obwohl der Seehas ihm das Ungeheuer noch viel schrecklicher vorstellte als den andern, indem er sagte, es sei so groß wie ein Haus und habe Augen im Kopf wie Mühlräder, die im Um- und Umgehen Feuer auswürfen. „Bigost," sagte der Algäuer, „es wird ja halt doch nur ein Vieh sein, und der Mensch ist stärker mit Gottes Hilfe als alles Getier auf Erden." — „Ja," sprach der Seehas, „und es geht ein Sprichwort: Gott verläßt keinen ehrlichen Schwaben nicht." Durch diese Reden bekamen die übrigen noch einmal soviel Mut, und sie gaben sich alle getreulich die Hand, daß sie einander beistehen wollten als Freunde und Landsleute in allen Gefahren und Nöten Leibs und der Seele. Und so beschlossen denn die sieben Schwaben mit einander zuerst nach Augsburg zu gehen, wie schon oben erzählt worden, um, wie es tapfern Christenmenschen geziemt, sich vor allem mit Streitzeug zu versehen.

Wir wollen aber die sieben Schwaben auf ihrem Weg einholen, und da treffen wir sie vier bis fünf Stunden außer Augsburg in einem Hohlweg, den sie eben durchziehen. Und sieh da! ein großmächtiger Bär liegt da am Weg, und der Algäuer bemerkt ihn nicht eher, bis er fast mit der Nase auf ihn fällt. Da schreit er, was er kann: „Ein Bär, ein Bär!" und stößt den Spieß aus Leibeskräften gegen das Tier. Doch das rührte sich nicht mehr, denn es war maustot. Darob erfreut schaut der Algäuer um und sieht die Gesellen alle auf dem Boden liegen, und, vermeinend, sie seien auch tot, und er habe sie hinterrücks mit dem Spieß erstochen, fing er laut an zu lamentieren. Die aber waren, man weiß nicht, ob aus Schrecken, oder weil sie den Spieß zu fest gehalten, zu Boden gefallen; und als sie hörten, daß der Bär tot sei, standen sie frisch und gesund wieder auf und stellten sich um den Bären herum, und der eine rupfte ihn beim Pelz, und der andre steckte gar seine Hand in den Rachen, und kein einziger fürchtete sich mehr vor ihm. Und als sie den Bären näher untersuchten und keine Wunde an ihm fanden, so merkten sie wohl, daß er nicht erstochen sei sondern verreckt; und der Spiegelschwab

warf die Frage auf, woran er wohl gestorben sein möge. Der Knöpfleschwab sagte: „Woran denn sonst als am Hunger?“ — „Nein,“ sprach der Gelbfüßler, „vor Kälte.“ Und so hatte denn jeder seine aparte Meinung. Erraten hat's wohl nur der Spiegelschwab, der pfiffigste unter ihnen, welcher sagte, er sei, wo nicht an einer Krankheit, doch am Tod gestorben. Hierauf hielten sie Rat, was sie mit dem Tier anfangen wollten, und nach langem Hin- und Herreden beschlossen sie ihm die Haut abzuziehen; die sollte einst demjenigen zuteil werden, der sich beim Abenteuer am männlichsten halten werde. Das Aas wollten sie liegen lassen. „So mögen ihn die Schafe fressen, wie er zuvor die Schafe gefressen!“ sagte einer, ich weiß nicht mehr, was für einer.

Als die sieben Schwaben tiefer in die Stauden kamen, blieben sie darin stecken. Der Wald wurde immer dichter und dichter; und einstmals als der Algäuer vor einem Baum stand, sagte er: „Bigost! durch muß ich,“ und drückte und beugte den Spieß so gewaltig seitwärts, daß der Knöpfleschwab zwischen einem Baum und dem Spieß eingeklemmt wurde und sie alle weder vor- noch rückwärts konnten. Und ist also wahr geworden, was die Zigeunerin prophezeit hatte: „Der Wagen wird nicht wohl geführt, wenn ungleich Ochsen angeschirrt.“ Die Gesellen wollten zwar ihren Kumpan wieder los machen; da sie aber aus allzugroßem Eifer an seinem Leichnam zogen, der eine nach oben, der andre nach unten, und links und rechts zu gleicher Zeit, so ging eben das Ding nicht vorwärts, und sie hätten ihn fast gevierteilt. Endlich besann sich der Algäuer und rief: „Bigost! ich müßte des Teufels sein, wenn mir Gott nicht hülfe.“ Und er sagte: „Hü, Ochs!“ und packte den Baum, der den armen Schächer einzwängte, und riß ihn mit einem Ruck, daß es krachte, wurzelaus, so daß der Knöpfleschwab halb entseelt losschnellte und hinplumpte, als wär' er in den Boden eingerammelt. Da bekamen die Gesellen erst rechten Respekt vor dem Algäuer, den sie sonst für tappet und talket halten mochten. Und der günstige Leser, welcher das Stücklein nicht glauben will, kann selbst nachsehen auf dem Platz, wo der Baum noch liegt bis auf den heutigen Tag.

In der Gegend von Schwabeck begegnete den sieben Schwaben auf dem Feld eine schöne Bauerntochter, die ihnen allen sogleich ins Auge stach, dem Blitzschwaben aber am meisten. Das Töchterle sagte züchtiglich und andächtiglich: „Gelobt sei Jesus Christus!“ und sie antworteten allesamt: „In Ewigkeit, Amen!“ Wie man denn zur selbigen Zeit in ganz Schwabenland nichts als gute Christenmenschen antraf und noch keine Juden und Atheisten, wovon nun alle Büsche voll stecken, wie in der ganzen übrigen Welt. „Potz Blitz,“ sagte der Blitzschwab, „das Mädle muß ich stellen und anreden.“ Und er

ging auf sie zu und fragte sie, wie sie heiße. Sie antwortete: „Kätherle," und sie sei aus der Grafschaft Schwabeck. Und dabei lugte sie ihm freundlich ins Gesicht, denn der Blitzschwab war kein unübler Kerl; der fragte, ob sie ihn nicht heuren möchte. Das Mädle lachte und sagte, ja, wenn einmal die Mannsleute so süß wären wie die Pfeffernüsse. Jener sagte, sie solle ihm nur gleich ein Schmätzle geben statt dem Handgeld. Die Jungfer aber versetzte, eine Ohrfeige sei ihr feil, aber kein Kuß. Mein Schwab merkte wohl, daß das nicht ihr Ernst sei, und er nahm sie bei der Hand, was sie auch zuließ, und er fragte, ob er denn gar keine Hoffnung habe, wenn er wieder käme, und er schmeichelte ihr und streichelte sie, und nannte sie Schatzhauser und Herzkäferle und Skapulierläusle und schwätzte allerhand närrisches Zeug. Das Mädle aber hatte endlich genug, und sie sagte, er solle ihr auf die Kirbe kommen, und ging fort, lugte aber noch einmal um und sprach: „Nichts für ungut!" Und so wurde denn der Blitzschwab brav heimgeschickt, denn was sie gesagt, das hieß soviel als: „Scher dich zum Kuckuck!" Und die Gesellen stimmten darin alle überein, daß sie eine wunderschöne Tochter sei, wie es denn die schwäbischen Mädle alle sind, ausgenommen die wüsten. Der Algäuer selbst sagte: „Bigost! wenn die aus dem Algäu wär', ich wüßt' nicht, was ich thät'." Dem Blitzschwaben aber wollte seit der Zeit das Kätherle aus der Grafschaft Schwabeck nicht mehr aus dem Kopf, und er nahm sich festiglich vor, er wolle ihr auf die Kirbe kommen.

Außerhalb Mindelheim — das Nest ließen sie abseits liegen, fürchtend, die Mindelheimer möchten Angst vor ihnen bekommen, wie vor dem feindlichen Reiter, der ganz allein ihre Stadt eingenommen — bei Auerbach begegnete ihnen ein Baier, dem sie's sogleich an seinen Kleidern ansahen, was er für ein Landsmann sei. Er war ein Bauer aus München und hatte Säu' ins Reich getrieben und dafür Hopfen eingehandelt in Memmingen. Der blieb am Weg stehen und ließ die Spießmänner an sich vorbeigehen und hatte Lust sie auszulachen. Der Blitzschwab fragte ihn, was er so luge, ob er nie einen Schwaben gesehen habe. „O ja," sagte der Baier, „bei mir daheim in der Kuchel giebt's zu tausenden." — „Potz Blitz, Malefiz!" schrie der Blitzschwab und ging auf den Baiern zu, der ein Fetzenkerl war und dem der Blitzschwab kümmerlich bis an den Magen reichte. Und ehe sich's der Baier versah, sprang der Schwab an ihm in die Höh' und gab ihm eine solche wetterliche Ohrfeige, daß ihm das Feuer aus den Augen schoß und die Ohren vom Schlag sausten. Der Baier aber, nicht faul, langte mit dem Arm weitmächtig aus, um dem Schwäblein auch eine zu versetzen, und es wär' auch eine Watsche gewesen, an die er sein Lebtag gedacht hätte. Aber weil der Schwab ebenso geschwind wieder auf dem Boden war, wie in der Luft, so schlug jener in den Wind hinein, so daß er sich umdrehte wie ein Triller und stolperte

und fiel. Jetzt ging's über ihn her; der Blitzschwab packte ihn an der Gurgel, die andern hielten ihn an Händen und Füßen und trommelten auf ihn los. Er wäre aber doch ihrer Herr geworden und hätte sie sämtlich in die Höhe geschnellt wie Bettkissen, wenn nicht endlich auch der Algäuer wie ein Maltersack auf ihn gefallen wäre und ihm drohte, er werde ihm das Licht ausblasen, wenn er ihnen den Schimpf nicht abbitten thät'. Der Baier mußte es denn wohl thun, und so ließen sie ihn gehen. Als er aber nach München zurückgekommen, ließ er an sein Haus auf dem Anger die sieben Schwaben malen zum ewigen Gedächtnis, allwo sie noch heutiges Tags zu sehen sind.

Wie sie denn weiter gezogen in die Kreuz und Quer, so kamen sie von ungefähr zur Klause eines Waldbruders; der saß soeben vor seiner Zelle, in einem Buche lesend. Sie riefen ihn an und baten ihn mit herabgezognem Käpple, wie's Christenmenschen geziemt, er möchte ihnen den rechten Weg weisen. Das Buch aber, worin der Klausner las, war ein Traktätlein contra facetias, das heißt zu deutsch: gegen die Faxen. Und so wird sich denn der christliche Leser nicht wundern über die Rede, womit der fromme Mann die guten Sieben anließ, denn vor ihm stand nun ja, wie ihn deuchte, das lebendige Konterfei von Faxenmachern. „Den Weg soll ich euch weisen, ihr Landstreicher?“ hub er an, „wartet, die Schellen will ich euch stimmen, ihr Schalksnarren! Die Federn will ich euch beschneiden, ihr Fatzvögel! Den Schädel will ich euch einäschern, ihr Fastnachtsbutzen!“ Der Seehas unterbrach seine Rede, sprechend, wie daß in dem großen Wald am Bodensee ein fürchterliches Ungeheuer hause — — der Klausner ließ ihn aber nicht ausreden, sondern rief: „Herrgott im Himmel! was für Höllenlumpen hast du auf Erden! Da ziehen sieben Kalfakter mit einmal herum im Reich, zu Schand' und Spott des Schwabenlands und der Christenheit! Giebt's denn nichts Nützliches mehr zu thun in der Welt für solche Schlingel, wie ihr seid? Giebt's keine Hafen mehr zu binden, keine Pfannen zu flicken, keine Scheren zu schleifen? Schert euch fort, ihr Spitzbuben! in den Stock mit euch, in die Geige, an den Galgenbaum, ihr Vaganten, ihr Lyranten, ihr Komödianten!“ — „Potz Blitz!“ sagte der Algäuer und „Bigost!“ der Blitzschwab, vor lauter Staunen und Starren. Jener aber machte rechtsum mit dem Wiesbaum und zog die Sechse nach; und der Blitzschwab stimmte seine Fiedel und fing an ein Liedlein zu singen, so daß von dem weitern Schelten des Waldbruders nichts mehr zu vernehmen war.

Es war schon Nacht, als die sieben Schwaben ins Freie und auf die Landstraße kamen, und der Mond ging soeben auf. Da sagte der Spiegelschwab: „Jetzt haben wir's gewonnen, Memmingen ist nicht mehr weit.“ Der Blitzschwab fragte ihn, wie er das wissen könne. „Werd' ja doch den Memminger Mond kennen!“ versetzte der Spiegelschwab. „Potz Blitz, wie blitz-

dumm!“ sagte der Blitzschwab. Dies kaum gesagt, hatte er schon seine Dachtel vom Spiegelschwaben, der alles leiden mochte, nur nicht daß man ihn für dumm halten sollte. „Daß dir der Blitz ins Maul platz'!“ schrie der Blitzschwab, „du Lalle, du Zinkel, du Teckel, du Kog!“ und so ging's eine ganze Litanei durch. Der Spiegelschwab wurde auch immer wilder, und so kamen sie denn einander in die Haare und rauften sich ab wie zwei Metzgerhunde. Da bat der Seehas den Algäuer, er sollte Frieden machen. Der ließ sich nicht lang bitten, sondern packte sogleich den Blitzschwaben am Hosenbändel und hielt ihn in der Luft wie einen Frosch, er mochte zappeln wie er wollte. Inzwischen ließ der Spiegelschwab nicht nach, dem Blitzschwaben aufs Leder zu klopfen; und daher packte denn der Algäuer ihn auch mit der Linken und hielt ihn am Leible unter der Gurgel so stark und fest, daß er bocksteif dastand und nicht mucksen konnte. „Bigost!“ sagte der Algäuer, „ich will euch Hores Mores lehren, ihr donnerschlächtigen Strolche!“ Und er schüttelte den einen und drosselte den andern immer ärger und ärger, bis sie endlich einander das Wort gegeben, daß sie wieder gut Freund sein wollten. Und das sind sie denn auch geblieben von der Zeit an bis in ihren Tod.

„Durch Memmingen gehen wir nicht, obwohl drin gute geräucherte Würste zu haben sind,“ sagte der Spiegelschwab; und als man ihn fragte warum, so sagte er: „Drum!“ und er müsse sich doch wohl am besten auswissen. „Sei's,“ sprach der Spiegelschwab, „wir können ja um die Mauer herum und dann zum andern Thor hinaus.“ Die sieben Schwaben gingen also um die Mauer herum durch die Hopfengärten. Aber da hat sich's denn wiederum augenfällig gezeigt, daß der Mensch seinem Schicksal nicht entgehen könne. Denn ehe sich's der Spiegelschwab versehen, sprang aus einem Hopfengarten ein Weib auf ihn zu, eine rechte Runkunkel, und schrie in einem Ton, der durch Mark und Bein ging: „Bist du endlich wieder da, du Schlingel? Wo bist du so lange Zeit herum kalfaktert, du Galgenstrick?“ Der Spiegelschwab erkannte in ihr sogleich seine liebe Ehehälfte, und er rief: „Helft mir, alle Heiligen! der Teufel ist los!“ und huschte in den andern Hopfengarten hinein. Das Weib ihm nach. In der Herzensangst fiel ihm eine List ein. Er hatte nichts zu tragen, weil er nichts hatte als das Bärenfell; das that ihm nun guten Dienst: er warf's in Eile über den Kopf, schloff in die Bratzen und kreiste nun auf allen Vieren wie ein leibhafter Bär. Wie nun das Weib näher kam, richtete er sich auf und trappelte brummend auf sie zu. Die sah nicht sobald den Bären, als sie laut aufschrie und über Hals und Kopf davon rannte. Der Bär aber holte sie ein und drückte und herzte sie, daß ihr fast die Sinne vergingen. Dann ließ er sie los und ging den Gesellen nach. Seit der Zeit als dieser Schwank kund geworden unter den Memminger Frauen, werden die bösen Männer von ihnen Brummbären genannt.

Die sechs andern Schwaben aber waren weiter gegangen und standen jetzt vor einem Thor, welches man ihnen auf ihr Befragen, wie es heiße, Leutkircher-Thor nannte. „Da müssen wir also hinaus,“ sagte der Nestelschwab oder ein anderer, gleichviel welcher. Sie gingen also durch das Thor und kamen in die Stadt, ohne es zu wissen und zu wollen. Wie aber kein Unglück ohne Glück ist, so hat sich's hier auch begeben. Denn das erste Haus, das ihnen auffiel, war ein Wirtshaus, vor dem ein Maienbaum stand, und über der Thür war zu lesen: Hier schenkt man Märzenbier. Als das unsre Schwaben sahen, dachten sie, umsonst sei das Märzenbier mitzunehmen. Der Wirt, der sie kommen sah mit dem großen Spieß, kam ihnen erschrocken entgegen und fragte, was sie schafften. Sie möchten ein wenig sein Bier kosten, sagte der Algäuer, und er ging mit den Gesellen in die Zechstube. Der Wirt vermeinte, sie seien abgesandt von der schwäbischen Kreisregierung, um im Schwabenland das Bier zu beschauen und zu schätzen, ob es preiswert sei — was wohl not thäte auch zu unsern Zeiten —, darum holte er das beste, das er im Keller hatte, und es war noch nicht gut. Doch tranken die Gesellen eine Bütsche um die andre aus; und wie sie's bis auf einen halben Eimer gebracht hatten, sagte der Wirt, er sehe mit Freuden, daß es ihnen wohl schmecke. Der Blitzschwab meinte, es könnte besser sein, und es sei zu wenig Malz und Hopfen drin. „Mit Verlaub,“ sagte der Wirt, der ein Schalk war, „Hopfen und Malz ist nicht zu wenig darin, aber zu viel Wasser.“ Drob lachten die Gesellen, und dem Blitzschwab fiel der Spruch ein, und er sagte ihn: „Zu Langensalz — könnte eben so gut Memmingen heißen,“ sagte er,

„Zu Langensalz
Braut man drei Bier aus einem Malz:
Das erste heißet man den Kern,
Das trinken die Bürgermeister gern;
Das andre heißt das Mittelbier,
Das setzt man gemeinen Leuten für;
Das dritte heißt Kofent —
Trink' dich potzschlapperment!“

Drauf spielte er ein paar lustige Stücklein auf, dem Wirt zu Ehren. Nachdem nun die Gesellen vollauf getrunken, so standen sie auf und gingen davon, als wären sie niemand etwas schuldig. Der Wirt ließ sie gehen, in der obgedachten Meinung, und er sagte, daß es ihm eine große Ehre gewesen, und sie sollten nur das beste reden von seinem Bier. Das thaten sie denn auch, und sie konnten sich nicht genug verwundern, daß man in Memmingen das Märzenbier schenke. Und so ward denn der Wirt gefoppt von seinen Landsleuten ohne deren Wissen und Willen. Man sagt aber, daß ihm der freie Trunk wohl bezahlt worden sei von andern Landsleuten; wie man denn den Wirten gern viel Böses nachsagt.

Obwohl sonst ein wackrer Schwab, wenn es sein muß, seine fünf Mäßle

Bier trinken mag auf Einem Sitz, und er findet doch noch seine Wege und Stege; so haben doch unsre Schwaben zu tief in den Krug geguckt, und ist ihnen nicht recht just gewesen im Kopf, wie sich aus folgendem zu ergeben scheint, was eine wahrhaftige Geschichte ist. Denn sie waren kaum außer dem Thor, so verirrten sie sich in den Hopfengarten und verloren die Landstraße, und der Spiegelschwab suchte sie vergebens einzuholen auf dem Wege nach Leutkirch. Wie sie aufs freie Feld kamen, sagte der Algäuer: „Bigost! es ist Ein Ding! haben wir keinen Weg, so machen wir uns einen; die Iller werden wir doch finden, und dann kann die Brücke auch nicht weit davon sein." Und so ging es denn fort über das Brachfeld hopp, hopp! und der Algäuer blies und der Blitzschwab sang: „Ich lass' ein klein Waldvögelein" u. s. w., der Knöpfleschwab keuchte und stolperte und fiel einmal ums andre und mußte gleichwohl wieder aufstehen. Inzwischen fing es an dunkel zu werden, und sie irrten umher, obwohl der Algäuer von fern noch den Grindten sehen konnte. Da standen sie auf einmal an einem Abhang, und unten, so deuchte sie's, lag ein See, der Wellen schlug. Es war aber ein Feld voll Flachses, der in der Blüte war, und da der Wind heftig blies, so wallte und wogte es wohl, aber es war kein Wasser. „Potz Blitz!" rief der Blitzschwab, „was ist da zu machen? Durch müssen wir, sonst kommen wir nicht an Ort und Stelle. Algäuer, mach' den großen Christoph und trag uns hinüber!" — „Bigost!" sagte der Algäuer, „ins Wasser mag ich wohl gehen, aber weiter nicht als bis an den Hals." Der Nestelschwab lamentierte, er könne nur mit Einer Hand rudern, indem er mit der andern die Hose zu halten habe; und der Knöpfleschwab stand betrübt da und lugte ins Wasser hinab, um zu schauen, ob keine Walfische drin seien. Das sah der Blitzschwab, und er ging ganz sachte hinterrücks auf ihn zu und sagte: „Frisch gewagt ist halb geschwommen!" und gab ihm einen Stoß, daß er plumpf! drunten lag. „Der sinkt nicht," sprach der Gelbfüßler, „es muß doch nicht tief sein, da kann man's wagen!" und hüpfte flink und frisch hinunter wie ein Laubfrosch. Dem folgte der Blitzschwab, nachdem er sich vorher in die Hände gespieen und einen tüchtigen Anlauf genommen hatte. „Bigost," sagte der Algäuer, „der letzte will ich auch nicht sein," und warf den Spieß voraus und hupfte nach. Der Nestelschwab aber hatte sich an dessen Hosenbändel gehängt und fiel darum unten gemächlicher auf als die übrigen; und war dies das einzige mal, daß er gescheit gethan. Da lagen sie nun alle, anfangs unbeweglich wie Holzblöcke, dann rührten und streckten sie ihre Glieder, wie halb zerstampfte Würmer, dann krochen sie allmählich heraus wie Schnecken aus ihrem Häusle, endlich standen sie wiederum da wie andre Menschen und sagten kein Wörtle, sondern griffen bloß nach ihren Rippen, ob sie noch ganz seien. Und nachdem sie den Spieß aufgefischt hatten, zogen sie querfeldein weiter.

Es war schon finstre Nacht, und sie hatten die Landstraße immer noch nicht gefunden. Endlich rief der Algäuer: „Bigost! nun haben wir die Straße

und sind auf dem rechten Weg." Sie standen aber an der Iller, und der Algäuer hatte den hellen Wasserstreif für die Landstraße angesehen. Und er schritt frisch vorwärts und die andern blindlings nach. Plumpf! lag er im Wasser. „Bigost, ich ersauf'!" Mehr konnt' er nicht sagen, denn er war schon über den Hals darin. Die andern sprangen alle weidlich davon, nur der Knöpfleschwab blieb und half. Denn um nicht immer zu stolpern und zu fallen, hatte er sich mit einem Bändel an den Wiesbaum angeschirrt und konnte darum nicht loskommen und blieb, so dick und breit er war, auf demselben Fleck. So mochte denn der Algäuer sich wieder gemächlich herausarbeiten. Ohne den Knöpfleschwab wär' er sicherlich hin gewesen samt dem Spieß. Und war dies das einzige Heldenstück, das der Knöpfleschwab gethan auf der ganzen Fahrt; was aber drum um so weniger verschwiegen werden durfte, um den Schwaben aus jeglichem Gau Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Auf das mörderische Geschrei, das die Gesellen erhoben, kam auch der Spiegelschwab herbei; und da er alle Wege und Stege in der Gegend wußte, so führte er sie auf die rechte Straße; und im nächsten Wirtshaus kehrten sie ein und hielten ihr Nachtquartier.

Es geht die Sage, daß einmal ein Schwab gebeichtet; und nachdem er einige Sünden bekannt, habe er plötzlich inne gehalten. Auf die Frage des Beichtvaters, ob ihm noch etwas auf dem Herzen liege, habe der Schwab gesagt, ja, eins drücke ihn noch, aber er schäme sich, es zu sagen. Der Beichtvater: er solle nur frei von der Brust weg reden. Hierauf der Schwab: „Ich bekenne, daß ich — — ein Schwab bin." Darob habe ihn der Beichtvater getröstet und gesagt: „Nun, eine Sünde ist's eben nicht, aber schön ist es freilich auch nicht." Ist's nicht ein andrer Schwab gewesen, der also gebeichtet, so ist's sicherlich der Nestelschwab gewesen. Denn der war wirklich sünddumm wie ein Schaf, aber auch — zu seinen Ehren sei's gesagt — ebenso geduldig und von gutmütiger Art. Darum hatten auch die andern ihre Fuhr mit ihm, und er mochte es auch wohl leiden. — Einstmals sollte er mit dem Gelbfüßler wettlaufen. Das konnte er nicht. Da sagte er: „Ich glaub' es wohl, daß ich dir nicht nachkomme; du hast Stiefel an, mit denen langt man weiter als mit Schuhen." — Ein andermal fragte ihn der Spiegelschwab, wenn er den Hut verkehrt aufsetze, was dann das Vorderteil und was das Hinterteil wäre. Das konnte er nicht herausbringen, obwohl er den Hut hin und her rückte auf dem Kopf und ihn von vorn und hinten besah. — Wieder ein andermal fragten sie ihn, wie sein Name sei. Er antwortete: „Meine Mutter hat gesagt, ich heiße wie mein Vater." Wie aber denn sein Vater geheißen? Antwort: „Wie ich, hat meine Mutter gesagt." Man fragte weiter, wie sie mit einander geheißen. Da bedachte er sich und sagte endlich: „Einer wie der andre." — Eines Tags kamen sie vor einem Weiher vorbei,

drin abgestandne Fische lagen. Da sagte er, es sei doch schade, daß man die schönen Fische habe versaufen lassen. — Wie sie einmal durch ein Dorf gingen, schlug es gerade drei. Da zählte er die Schläge, sagend: „Eins, eins, eins." Als die Uhr ausgeschlagen, fragten sie ihn, wieviel es sei; worauf er antwortete, er wisse es nicht, denn er habe es nicht zusammengerechnet. — Einstmals fragte ihn der Blitzschwab, ob er auch schwören könne, und er solle mal einen recht höllischen Fluch thun. Da nahm er die Kappe ab und sagte: „Mit Verlaub, daß dich das Mäusle beiß'!" Und war dies sein größter Fluch, den er wußte. Der Blitzschwab hätte ihn schon kräftigere Stoßseufzer dieser Art lehren können. — Noch ein Stückle! Eines Tags gingen sie vor einem großen herrschaftlichen Weiher vorbei, und ein Schiff war vom Winde losgerissen, und zwei kleinere neben dem größeren schaukelten hin und her auf dem Wasser. Da schüttelte er den Kopf und sagte: „Kurios, daß doch alles, was klein ist, gern tändelt und spielt!" vermeinend, daß die kleinen Schiffe neugeboren und das große ihre Mutter wäre. — Die Zigeunerin mochte ihn wohl gekannt haben, als sie sagte: „Den Esel kennt man an den Ohren." Aber was er für ein Landsmann gewesen, das hat sie doch nicht erraten, sonst hätte sie's gewiß gesagt und wir wüßten nun auch, was wir nicht wissen.

Des andern Morgens zogen die sieben Schwaben in guter Laune weiter und unterhielten sich mit den Abenteuern von nächten und lachten einander wacker aus. Als sie vor Kronburg vorbei kamen, guckte eben der Junker von und auf Kronburg aus dem Fenster und sah die Gespanen vorbei ziehen. Da rief er seinem Schergen und sagte: „Lug' einmal, was das für Leute sind! es mögen wohl Landstreicher sein oder sonst so eine Bagasche." Der Scherg nahm sieben Bullenbeißer mit und stieg den Berg hinab, den Schwaben entgegen. Sie sollten ihm folgen, ohne Umschweif, sagte er, und die Hunde bleckten die Zähne. Man muß wohl der Obrigkeit Gehorsam leisten, dachten die sieben Schwaben und folgten ihm ohne Umschweif. Der Knöpfleschwab allein war saumselig und mußte ein paarmal zur Pflicht gehetzt werden. Wie sie vor dem Junker erschienen, fragte der sie: woher? und wohin? und wie? und warum? Und der Seehas erzählte getreulich, wie daß in der Gegend am Bodensee ein schreckliches Tier hause, und da hätten sie sich denn als brave Landsleute und biedere Männer zusammen gethan aus allen schwäbischen Gauen, um das Land vom Ungeheuer zu befreien. Das glaubte aber der Junker nicht, sondern blieb bei seiner Meinung, sie seien Strolche und Diebsgesindel, und ließ sie ins Gefängnis stecken.

„So geht es in Schnitzlebutz Häusle:
Da singen und tanzen die Mäusle
Und bellen die Schnecken im Häusle" —

hat der Blitzschwab im Gefängnis gesungen, aber ganz still, wie ein Mäusle.

Es sagt aber die Geschichte, daß der Junker von Kronburg tags zuvor, als ihn eben das Zipperlein plagte, den patriotischen Entschluß gefaßt, zur Aufrechthaltung der Ordnung und Sicherheit im schwäbischen Kreis und zur Beförderung der Aufklärung und Sittlichkeit unter dem gemeinen Volk, ein Zuchthaus zu stiften und in seinem Schloß anzulegen; woher es denn kam, daß er, den Kopf noch voll von diesem Plan, die sieben ehrlichen Schwaben als Spitzbuben ansah und einstecken ließ. Denn sonst war er ein gar leutseliger, frommer und milder Herr, der sogar seinen eignen Bauern nicht mehr Wolle abschor, als er eben nötig hatte, um sich warm zu kleiden. Und so befahl er denu, daß man den Gefangenen Nahrung reichen sollte, soweit sie das bedürften. Der Spiegelschwab, der ihn wohl kannte und wußte, daß Schmalhans in dessen Küche und Keller hauste, legte seinen Plan drauf an, welchen er seinen Gespanen mitteilte. Wie also der Scherg mittags eine große Pfanne voll Milchspätzle brachte, sagte der Blitzschwab zum Knöpfleschwaben: „Die gehört wohl für dich.“ Der Scherg meinte, das sei für alle genug. Der Knöpfleschwab aber sagte, er wolle lugen, ob's für ihn lange. Und er aß die Pfanne allein aus, so daß er kein einziges Spätzle übrig ließ und die Rester noch zusammen scharrte, als hätt's ein Hund ausgeschleckt. Das hinterbrachte der Scherg seinem Herrn und sagte, man müßte nur gleich einen Bottich voll Spätzle auf einmal kochen, und er wette, es sei noch nicht genug. Da ging der Junker von und auf Kronburg in sich und meinte, er sei dem schwäbischen Kreis und der Menschheit kein so großes Opfer schuldig, daß er sich aushungern lassen sollte in seinem Schloß um einiger weniger Strolche willen. Und er befahl, die Sieben sollten sogleich in Freiheit gesetzt werden. Der Amtsherr aber gab ihnen wohlweislich noch einen Steckbrief mit, um andre Leute vor ihnen pflichtschuldigst zu warnen.

Bei Leutkirch — ist ein Nest halb städtisch, halb bäurisch — mußten die sieben Schwaben mitten durch eine Herde Ochsen und Küh' und Kälber und Ross' und Füllen und Schaf' und Böcke, war alles durch einander, schier wie die schwäbischen Herrschaften. Da, beim Vieh, war der Algäuer so recht zu Haus, und er zog die Gespanen, sie mochten nun wollen oder nicht, mitten durch, und hüst und hott, und hinter sich und vor sich. Dies mochte den Gemeindestier verdrießen, und er ging brummend und schwänzelnd auf die sieben Schwaben los. Die nahmen sogleich Reißaus und liefen, was sie laufen konnten, nach dem nahen Zaun, wo sie sich hinauf schwenkten und sich festhielten an den Sträuchern, so daß es aussah, als nisteten Wiedhöpfe drauf. Nur der Algäuer räumte das Feld nicht; und wie er denn als ein ganzer Kerl beim Zeug war, wenn er's mit Ochsen zu thun hatte, so ließ er den Stier ganz geruhig auf sich zukommen, und mir nichts dir nichts hatte er ihn bald

beim Kragen, bald beim Schwanz, und zog und wurde gezogen, je nachdem er oder der Stier Herr und Meister war. Dies Spektakel dauerte eine ziemliche Weile, und die Wiedhöpfe auf dem Zaun lugten der Unfuhr zu und hatten ihre Lust an dem Mut und der Geschicklichkeit des Algäuers. Das Gefecht kam aber näher gegen den Zaun hin, und der Ochs ersah sich seines Vorteils, so daß der Algäuer Zeit hatte sich zu ducken und durch den Zaun zu schlüpfen, sonst wäre er gespießt worden. Der Stier aber, voller Zorn, rannte hier und dort gegen den Zaun an, und hier und dort, wo er anrannte, fiel ein Schwab um den andern herunter. Die schrieen wie aus Einem Halse um Schutz und Hilfe; und der Algäuer, der sich ihrer erbarmen wollte, hupfte über einen Stiegel und ging wieder auf den Brummer los und spielte mit ihm so lang, bis die Gespanen sich hinter den Zaun gerettet hatten und nun aussahen wie Hasen, die über ihren Jungen hocken. Dann nahm auch der Algäuer wieder Reißaus; und der Stier und er sahen sich noch lang über den Zaun an, bis jener endlich den Gescheitern machte und davonging. Dann holte der Algäuer den Spieß, und die sieben Schwaben zogen wieder fürbaß. Der Seehas aber dachte in seinem Herzen: Wenn's der allein mit einem Ochsen aufnimmt, so kann's uns gar nicht fehlen, da wir unser sieben sind.

In der Herberg', wo die sieben Schwaben diesmal übernachteten, trafen sie einen fahrenden Schüler an, und als sie ihn fragten, was er für ein Landsmann sei und was er auf Reisen thue, antwortete er, er heiße Adolfus und sei ein geborener Schwab; er habe aber viele Jahre im Norden studiert und ziehe nun im Süden umher, um Geschichten von den bekannten Schwabenstreichen zu sammeln, welche er dann im Druck ausgehen lassen wolle. Der Seehas sagte, er solle nur mit ihnen gehen, da könne er mehr als genug erfahren. Der Spiegelschwab aber raunte dem Algäuer ins Ohr, er solle ihn nur gleich die Streiche fühlen lassen; doch der meinte, man müsse die Gelegenheit nicht vom Zaun brechen, sie werde sich schon finden. Und sie fand sich bald. Nachdem sie nämlich zu Nacht gegessen, legten sie sich auf die Streu, und der Algäuer kam neben dem Studenten Adolfus zu liegen. Der sagte zu ihm, ehe sie einschliefen, er solle nicht erschrecken, wenn er des Nachts umher schlage mit der Faust, es sei bloß eine Disputation und habe nichts zu bedeuten. Der Algäuer erwiderte, disputieren sei ja nichts Unrechtes, er thue es auch oft im Traum mit seinen Ochsen, wenn sie nicht vorwärts wollten. In der Nacht kam wirklich dem Studenten Adolfus das Disputieren in den Kopf und in die Faust, und er gebärdete sich so hitzig, daß er dem Algäuer auf die Nase schlug, der darob erwachte. Bigost! dachte er, der hat schwere Träume, die muß ich ihm wohl vertreiben, wenn ich Ruhe haben soll. Und er nahm eine Geißel, die an der Wand hing, und schnalzte lustig auf den Studenten

Adolfus los, schreiend: „Hott, Bräunle! wüst, Bläßle! hü, hott wüst!" und hieb dabei in die Kreuz und Quer. Der Student Adolfus schrie Zeter Mordjo. Aber der Algäuer that, als ob er fortträume, und trieb die Ochsen noch mehr an, indem er den Geißelstecken umkehrte und drein schlug, was er konnte. In der Höllenangst wußte der Student Adolfus nicht, wo an und wo aus; da riß er ein Fenster auf, und der Algäuer half ihm nach und gab ihm noch eine Schlappe auf den Weg mit. Und so hatte denn der Student Adolfus von den Schwabenstreichen genug erfahren am eignen Leibe, weiß aber nicht, ob er sie auch eingetragen habe in sein Buch.

Du Stupfer, du Hauser,
Du Rupfer, du Zauser,
Du Lecker, du Lauser,
Du Schlecker, du Mauser,
So soll es dir gehn!
Recht ist dir geschehn,
So soll es dir gehn. —

In der Herberg', wo sie übernachtet, war auch ein Tyroler zugegen, der mit Theriak und Schneeberger handelte. Nun sind, wie bekannt, die Tyroler nicht so dumm, als wofür sie sich ausgeben wollen, sondern sie haben's faustdick hinter den Ohren. Und darum, wenn andere Schimpf und Glimpf mit ihnen spielen und Trumpf sagen, so sagen sie Stich. Und so geschah es denn auch, als der Spiegelschwab ihn aufziehen wollte und ihn fragte, welche Sprache die feinere sei, die schwäbische oder die tyroler. Da antwortete jener, die tyroler sei von Loden und die schwäbische von grobem Tuch. — Weiter fragte ihn der Spiegelschwab, wenn ein Schwab und ein Tyroler zusammen seien, wer von ihnen wohl der dümmste sein möge. „Einer um den andern," sagte der Tyroler. — Drauf fragte der Spiegelschwab, wann denn die Tyroler anfangen thäten gescheit zu werden. Der Tyroler sagte: „Die Schwaben, sagt man, werden halter im vierzigsten Jahr gescheit und die Tyroler im fünfzigsten; aber, sagt man, die Tyroler holen die Schwaben bald wieder ein." Und so foppten sie denn einander und blieben demungeachtet beide gut Freund. Woraus hervorgeht, daß die Schwaben wohl Spaß leiden mögen, wenn's mit guter Meinung geschieht. — Vor dem Abschied sagte noch der Spiegelschwab zum Tyroler: „Laß dir meinethalb noch ein Känntle Branntwein einschenken!" Das that der Tyroler, und er trank ihm Gesundheit zu und sagte: „Dank für die Bezahlung!" Und so mußte denn wohl der Spiegelschwab ehrenhalber bezahlen und war wiederum der Gefoppte.

Zwischen Weingarten und Ravensburg begegneten die sieben Schwaben einem Juden. Wie der Spiegelschwab seiner ansichtig wurde, sagte er: „Den wollen wir schröpfen." Sie gingen daher auf ihn zu und hielten ihm den

Spieß vor, und der Blitzschwab schrie: „Zahle oder zapple!“ Jener sagte: „Bin ein armer Jud, hab nix bei mir als wenig Lumpengeld, das ist nit für ehrliche Leut.“ — „Bigost! das sind wir,“ sprach der Algäuer, „aber leihen mußt du uns, und mach' nur nicht viel Umständ'.“ — „Nu,“ sagte der Jud, „kann heute nicht borgen, muß sonst borgen auf morgen, und der Morgen verschiebt's auf übermorgen.“ Hat den Spruch, denk' ich, sicher von der alten Hex', der Zigeunerin, gelernt. „Potz Blitz,“ sagte der Blitzschwab, „hältst du uns für Lumpen, die nicht bezahlen wollen?“ Drauf der Jud': „Ehrlich wollen wir alleweil sein, wir können's aber nicht alleweil sein.“ Und so hielt er denn allen ihren Reden Stich, und wenn sie ihm gleich drohten, er müsse sonst sterben, so sahen sie ihm doch nicht darnach aus, daß sie mit dem Spieß Ernst machen wollten. Und er blechte nicht aus. Da nahm ihn der Spiegelschwab auf die Seite und sagte zu ihm: „Mauschele, weißt was? wenn du doch nicht anders willst, so laß uns einen Handel machen; ich will dir die Bärenhaut geben.“ Der Jud riß die Augen angelweit auf und spitzte das Mäule und redete gar freundlich und sagte: „Na, was mag sie wohl wert sein? Sechs Batzen geb' ich drum.“ Und sie wurden des Handels eins um einen Thaler. Der Jud gab das Geld hin, aber der Spiegelschwab die Haut nicht; denn, sagt' er, er habe wohl vorher gesagt, daß er ihm die Bärenhaut geben wolle, jetzt aber sei er eines andern Sinnes geworden. Der Jud mußte sich's wohl gefallen lassen, denn es waren ihrer sieben gegen einen. Auch hatte er keine sonderliche Ursache, sich um den Thaler zu zanken, wie sich bald darauf gezeigt hat.

Nämlich als die sieben Schwaben in Ravensburg angekommen, kehrten sie sogleich im nächsten besten Wirtshaus ein und verlangten sieben Ellen Ravensburger Würste. Und nachdem der Wirt sie gebracht, sagte der Knöpfleschwab, um keine Händel zu bekommen während dem Essen, wäre es am besten, ein jeder nähme das Maß nach seinem eignen Leib und die Länge der Wurst darnach. Der Algäuer gab ihm recht, und wenn der einem recht gab, so galt's. Also verteilten sie die Würste, und dem Nestelschwaben, an den zuletzt das Messen kam, blieb nur ein kleines Zipfele übrig; das steckte er ein, denkend: Wenn die andern nichts haben werden, so werde doch ich etwas haben. Der Spiegelschwab — denn so hatten sie's ausgemacht — gab den Thaler hin, um den er den Juden beschwindelt, und verlangte gute gangbare Münze heraus. Als aber der Wirt den Thaler genauer ansah, merkte er, daß er falsch sei; und er schickte insgeheim nach den Stadtknechten, welche kamen und die sieben Schwaben auf das Rathaus führten. Da wurden sie angeklagt als Falschmünzer und Gaudiebe, und es war drum und dran, daß sie gehenkt werden sollten. Und da hätte kein Bigost des Algäuers geholfen und kein Potz Blitz des Blitzschwaben und kein Lamentieren der übrigen — wenn nicht der Jud für sie eingestanden wäre. Das ist aber so zugegangen. Der Jud hatte ihnen den Rang abgelaufen und war mit ihnen zu gleicher Zeit in die

Stadt gekommen, und er klagte sie bei der Obrigkeit an als Straßenräuber. Den bemerkte nun in einem Eck der Spiegelschwab und er sagte: „Der ist der Falschmünzer!" Der Jud mochte leugnen, wie er wollte, er wurde beim Schopf genommen und in Eisen geschlagen; denn zur damaligen Zeit hatten sieben Christenmenschen noch mehr Kredit als ein Jud, wogegen es in unsern Zeiten der umgekehrte Fall zu sein scheint. Da aber einmal die Gerechtigkeit im Gang war und überdies noch der Steckbrief bei ihnen gefunden wurde, so ward im Rat beschlossen, daß jeder von ihnen dreißig Prügel minder eins bekommen solle, und das von Rechts wegen. Darauf wurden sie frank und frei gelassen. Und die Zeche für dieses Traktement sind die sieben Schwaben und ihre Landsleut den Ravensburgern noch schuldig. Was aber den Juden anbelangt, so weiß ich nicht, was die Zigeunerin ihm prophezeit hat; ich denk aber, er lebe noch, wenn er nicht gehenkt worden.

Sei's daß die Stockprügel in Ravensburg unsern Helden in die Glieder gefahren, oder haben sie's zu Gemüt genommen, daß Zeit und Ort, wo sie das halsbrechende Abenteuer bestehen sollten, immer näher kämen, oder was es sonst gewesen sein mag: kurz, sie wurden von Stund' zu Stund' kleinlauter und ließen den Kopf hangen, wie Schafe, die man zum Metzger führt. Besonders aber gebärdete sich der Blitzschwab ganz traurig und ächzte und wehklagte, als hätt' er das Bauchgrimmen. Es war aber eine Herzenssache, und er hätte wohl singen dürfen, wenn er gemocht hätte:

„Ich weiß nit, wie mir ist.
Ich bin nit krank und bin nit g'sund,
Ich bin blessiert und hab' kein' Wund'."

Denn er dachte an das Kätherle aus der Grafschaft Schwabeck, und daß er ihr nicht auf die Kirbe kommen könnte. Ob diesen Gedanken wurde ihm das Herz ganz schwer, und er kriegte das Heimweh. Und wie die andern den Imbiß zu sich nahmen, aß er nichts; und als sie aufstanden und weiter gehen wollten, blieb er hocken und legte den Kopf in die Hände und heinte. Als dies der Spiegelschwab sah, der sein Freund war, fragte er ihn, was ihm fehle. „Laß mich ungeschoren!" sagte jener und fing an laut zu heulen. Sein Freund setzte sich zu ihm und tröstete ihn und ließ nicht ab vom Fragen. Jener konnte aber vor lauter Schluchzen nichts vorbringen als: „'s Kätherle!" Nun wußte der Spiegelschwab, wie er dran war, und er redete ihm freundlich zu und sprach: „Sei kein solcher Esel!" — Indem ging soeben der Augsburger Bot' vorbei, der die May'sche Ordinari-Postzeitung durch das Reich trug. Wie den der Blitzschwab sah, sagte er: „Mit dem geh' ich, und ich laß' mich nicht halten, und ich will und muß fort." Da rief der Spiegelschwab den Boten an: „Landsmann!" Der Bot': „He?" Der Spiegelschwab: „Kennst du das Kätherle aus der Grafschaft Schwabeck?" Der Bot': „Mein'

wohl; sie ist ja das schönste Mädle im ganzen Reich." Der Spiegelschwab: „Nu so sag' ihr, ich laß' sie grüßen, und wenn sie einen Rotzer zum Mann haben will, so soll sie den da nehmen." — „Potz Blitz!" rief der Blitzschwab und sprang auf, „Bot', halts Maul und lüg nicht, oder daß dich — du, du —!" Und er hatte den Boten schon an der Gurgel gepackt, der sich seiner genug zu wehren hatte. „Um aller Heiligen willen," rief der Bot', „ich will ja gern das Maul halten! sagt mir nur, was ich ihr sagen soll!" — „Erstlich," sagte der Blitzschwab, „sag' ihr, daß ich ein braver, rechtschaffener Kerl bin; und zweitens," sagte er, „sag' ihr, daß ich ihr gewiß auf die Kirbe kommen werde; und drittens," sagte er, „sag' ihr, daß ich sie grüßen lasse." Und drauf drückte er dem Boten einen Albus in die Hand, und der Bote versprach gute Ausrichtung.

Ich weiß nit, wie mir ist.
Ich hab' erst heut den Doktor g'fragt,
Der hat mir's unters G'sicht gesagt:
„Ich weiß wohl, was dir ist!
Ein Narr bist du gewiß."
Nun weiß ich, wie mir ist.

Hiermit endet das Liedlein.

Als die sieben Schwaben des Sees ansichtig wurden, sagte der Seehas: „Das ist der Bodensee." Da blieben sie stehen und rissen Aug' und Maul auf und lugten Eines Lugens. „Bigost," sagte der Algäuer, „das ist eine Lache, so groß, man könnte den Grindten drin versäufen." Und der Spiegelschwab fragte den Seehasen, ob das Wildenten seien, so man dort in der Ferne sehe. Es waren aber Schiffe. Und der Gelbfüßler: ob jenseits drüben auch Leute wohnten wie diesseits. Und einer um den andern fragte dies und jenes, und der Seehas erzählte und sagte, es sei dies das deutsche Meer — müßten sie wissen — und es habe einen Umfang von wenigstens hundert Meilen — er lüge nicht, sagte er. Und der See, sagte er, habe gar keinen Grund und Boden; darum heiße er eben auch der Bodensee, wie leicht zu begreifen sei. Und bei stillem, hellem Wetter, sagte er, sehe man versunkene Städte und Schlösser drin und ganze Laudschaften — er sag' es, sagte er. Und Fische geb' es drin, sagte er, so groß wie das Kostnitzer Münster — er lasse nichts abmarkten, sagte er. Auch Nixen gebe es die Menge, zu Land und zu Wasser — sehen müßt ihr's, sagte er. Und wenn der See aber stürmisch sei, so werfe er Wellen — er übertreibe nicht — so hoch wie der Säntis. Und er könnte der Wunderdinge noch viel erzählen, sagte er; aber wer's nicht selbst sehe, der glaub' es nicht. „Potz Blitz!" sagte der Blitzschwab einmal ums andre, die andern aber sprachen kein Wörtle. Nachdem sie sich nun schier die Augen ausgelugt, so zogen sie fürder, Überlingen vorbei, gegen den Wald zu, wo das

Stadt gekommen, und er klagte sie bei der Obrigkeit an als Straßenräuber. Den bemerkte nun in einem Eck der Spiegelschwab und er sagte: „Der ist der Falschmünzer!“ Der Jud mochte leugnen, wie er wollte, er wurde beim Schopf genommen und in Eisen geschlagen; denn zur damaligen Zeit hatten sieben Christenmenschen noch mehr Kredit als ein Jud, wogegen es in unsern Zeiten der umgekehrte Fall zu sein scheint. Da aber einmal die Gerechtigkeit im Gang war und überdies noch der Steckbrief bei ihnen gefunden wurde, so ward im Rat beschlossen, daß jeder von ihnen dreißig Prügel minder einen bekommen solle, und das von Rechts wegen. Darauf wurden sie frank und frei gelassen. Und die Zeche für dieses Traktement sind die sieben Schwaben und ihre Landsleut den Ravensburgern noch schuldig. Was aber den Juden anbelangt, so weiß ich nicht, was die Zigeunerin ihm prophezeit hat; ich denk' aber, er lebe noch, wenn er nicht gehenkt worden.

Sei's daß die Stockprügel in Ravensburg unsern Helden in die Glieder gefahren, oder haben sie's zu Gemüt genommen, daß Zeit und Ort, wo sie das halsbrechende Abenteuer bestehen sollten, immer näher kämen, oder was es sonst gewesen sein mag: kurz, sie wurden von Stund' zu Stund' kleinlauter und ließen den Kopf hangen, wie Schafe, die man zum Metzger führt. Besonders aber gebärdete sich der Blitzschwab ganz traurig und ächzte und wehklagte, als hätt' er das Bauchgrimmen. Es war aber eine Herzenssache, und er hätte wohl singen dürfen, wenn er gemocht hätte:

„Ich weiß nit, wie mir ist.
Ich bin nit krank und bin nit g'sund,
Ich bin blessiert und hab' kein' Wund'.“

Denn er dachte an das Kätherle aus der Grafschaft Schwabeck, und daß er ihr nicht auf die Kirbe kommen könnte. Ob diesen Gedanken wurde ihm das Herz ganz schwer, und er kriegte das Heimweh. Und wie die andern den Imbiß zu sich nahmen, aß er nichts; und als sie aufstanden und weiter gehen wollten, blieb er hocken und legte den Kopf in die Hände und heinte. Als dies der Spiegelschwab sah, der sein Freund war, fragte er ihn, was ihm fehle. „Laß mich ungeschoren!“ sagte jener und fing an laut zu heulen. Sein Freund setzte sich zu ihm und tröstete ihn und ließ nicht ab vom Fragen. Jener konnte aber vor lauter Schluchzen nichts vorbringen als: „'s Kätherle!“ Nun wußte der Spiegelschwab, wie er dran war, und er redete ihm freundlich zu und sprach: „Sei kein solcher Esel!“ — Indem ging soeben der Augsburger Bot' vorbei, der die May'sche Ordinari-Postzeitung durch das Reich trug. Wie den der Blitzschwab sah, sagte er: „Mit dem geh' ich, und ich laß' mich nicht halten, und ich will und muß fort.“ Da rief der Spiegelschwab den Boten an: „Landsmann!“ Der Bot': „He?“ Der Spiegelschwab: „Kennst du das Kätherle aus der Grafschaft Schwabeck?“ Der Bot': „Mein'

wohl; sie ist ja das schönste Mädle im ganzen Reich." Der Spiegelschwab: „Nu so sag' ihr, ich laß' sie grüßen, und wenn sie einen Rotzer zum Mann haben will, so soll sie den da nehmen." — „Potz Blitz!" rief der Blitzschwab und sprang auf, „Bot', halts Maul und lüg nicht, oder daß dich — du, du —!" Und er hatte den Boten schon an der Gurgel gepackt, der sich seiner genug zu wehren hatte. „Um aller Heiligen willen," rief der Bot', „ich will ja gern das Maul halten! sagt mir nur, was ich ihr sagen soll!" — „Erstlich," sagte der Blitzschwab, „sag' ihr, daß ich ein braver, rechtschaffener Kerl bin; und zweitens," sagte er, „sag' ihr, daß ich ihr gewiß auf die Kirbe kommen werde; und drittens," sagte er, „sag' ihr, daß ich sie grüßen lasse." Und drauf drückte er dem Boten einen Albus in die Hand, und der Bote versprach gute Ausrichtung.

Ich weiß nit, wie mir ist.
Ich hab' erst heut den Doktor g'fragt,
Der hat mir's unters G'sicht gesagt:
„Ich weiß wohl, was dir ist!
Ein Narr bist du gewiß."
Nun weiß ich, wie mir ist.

Hiermit endet das Liedlein.

Als die sieben Schwaben des Sees ansichtig wurden, sagte der Seehas: „Das ist der Bodensee." Da blieben sie stehen und rissen Aug' und Maul auf und lugten Eines Lugens. „Bigost," sagte der Algäuer, „das ist eine Lache, so groß, man könnte den Grindten drin versäufen." Und der Spiegelschwab fragte den Seehasen, ob das Wildenten seien, so man dort in der Ferne sehe. Es waren aber Schiffe. Und der Gelbfüßler: ob jenseits drüben auch Leute wohnten wie diesseits. Und einer um den andern fragte dies und jenes, und der Seehas erzählte und sagte, es sei dies das deutsche Meer — müßten sie wissen — und es habe einen Umfang von wenigstens hundert Meilen — er lüge nicht, sagte er. Und der See, sagte er, habe gar keinen Grund und Boden; darum heiße er eben auch der Bodensee, wie leicht zu begreifen sei. Und bei stillem, hellem Wetter, sagte er, sehe man versunkene Städte und Schlösser drin und ganze Landschaften — er sag' es, sagte er. Und Fische geb' es drin, sagte er, so groß wie das Kostnitzer Münster — er lasse nichts abmarkten, sagte er. Auch Nixen gebe es die Menge, zu Land und zu Wasser — sehen müßt ihr's, sagte er. Und wenn der See aber stürmisch sei, so werfe er Wellen — er übertreibe nicht — so hoch wie der Säntis. Und er könnte der Wunderdinge noch viel erzählen, sagte er; aber wer's nicht selbst sehe, der glaub' es nicht. „Potz Blitz!" sagte der Blitzschwab einmal ums andre, die andern aber sprachen kein Wörtle. Nachdem sie sich nun schier die Augen ausgelugt, so zogen sie fürder, Überlingen vorbei, gegen den Wald zu, wo das

Ungeheuer hauste. Um sich aber auf dem Weg dahin die lange Weile zu vertreiben und die bösen Gedanken, sang der Blitzschwab das schwäbische Wallfahrtslied, und die andern stimmten mit ein: „Jetzt stellen die Bauern ein'n Kreuzgang an," ꝛc.

Ehe sie aber in den Strauß gingen, wollten sie noch eine Herz- und Magenstärkung zu sich nehmen, und der Knöpfleschwab sparte weder Schmalz noch Salz, um das Henkermahl recht appetitlich zu machen. Als sie nun so um die Pfanne herum saßen und sich die gerösteten Spätzle schmecken ließen, sagte der Algäuer, indem der einen Seufzer holte bis vom untersten Zehen herauf: „'s ist ein' Sach', wenn man bei sich so recht bedenkt, daß man zum letztenmal in seinem Leben zu Mittag ißt." Das Wort fiel dem Blitzschwaben aufs Herz, und er that auch einen Seufzer und sang gar kläglich und beweglich für sich hin:

„Soll ich denn sterben?
Bin noch so jung, so jung!
Wenn es mein Mädle wüßt,
Daß ich schon sterben müßt,
Sie thät sich grämen
Mit mir ins Grab."

Der Seehas redete ihnen Mut zu, sagend: „Liebe Leute, denkt: tot hilft aus aller Not. Wer im Grab liegt, der ist wohl gebettet." („Aber nicht, wer im Rachen liegt des vermaledeiten Tieres," sagte der Gelbfüßler.) „Doch wir wissen ja noch nicht, ob unser Stündle gekommen ist." Der Nestelschwab sagte: „Meine Mutter hat mir oft gesagt, daß mein Stündlein gar nie kommen werde," und war noch der einzige, der sich das Sterben nicht zu Herzen hat gehen lassen. Aber der Algäuer lugte immer noch finsterer drein und ließ den Kopf immer tiefer hangen und holte wieder einen Seufzer und sagte: „'s ist e Sach'!" und der Knöpfleschwab fing an still vor sich hin zu heinen. Dann holte der Algäuer zum drittenmal einen Seufzer und sagte: „'s ist e Sach'!" in so herzbrechender Weise, daß alle zu heulen anfingen und zu röhren. Nur der Spiegelschwab wußte nicht recht, ob er lachen oder weinen sollte, weil er sah, wie sich der Knöpfleschwab anstrengte, zugleich das Herz zu leeren und das Maul zu stopfen, so daß er ein Gesicht machte, wäre gut gewesen für einen, der die Kinder erschrecken wollte, daß sie Krämpfe bekämen.

Es war nun an der Zeit, daß sich die sieben Schwaben in Schlachtordnung stellten. Der Seehas meinte, sie sollten alle sogleich in der Reihe losziehen wie bisher, und der Knöpfleschwab gab ihm recht und meinte, man sollte keine Neuerung machen. Aber der Algäuer sagte, er wolle jetzt einmal der letzte sein, denn er sei lang' genug der erste gewesen. „Kurasche," sagte der Blitzschwab, „hab' ich genug im Leib, das könnt ihr mir glauben, aber

ich habe nicht genug Leib für die Kurasche und für die Bestie." Der Nestelschwab meinte, warum denn grad einer der erste und einer der letzte sein müsse; sie sollten sich nur alle in der Mitte halten, so geschehe keinem nichts zu leide. „Und ich meine," sprach der Spiegelschwab, „es sei am allerbesten, daß einer für alle sterbe. Knöpfleschwab," sagte er, „was meinst? wie ist dir? du wärst so der rechte Bissen." Der aber schrie und stampfte und zappelte mit allen Vieren, als wenn er schon am Spieße steckte. Nun nahm der Seehas das Wort und sagte: „Liebe Freunde und Landsleute! frisch gezuckt ist halb gefochten. Es ist nichts besser denn ein guter Mut in bösen Sachen. Das gute Herz sieget in allem Übel. Verzagt Mann kam mit Ehren nie vom Plan." Drauf wandte er sich an den Gelbfüßler und sagte zu ihm: „Gang, Jackele, gang du voran! du hast Sporen und Stiefel an, daß dich das Tier nicht beißen kann." Und der Gelbfüßler ließ sich dazu bewegen, denn er dachte an das Wort der Zigeunerin, und er sagte zu sich selbst: „Entweder lauft das Tier davon, dann laufe ich ihm nach; oder es lauft mir nach, dann lauf' ich davon, und so kriegen wir uns beide nicht unser Leben lang."

Da es nun aber an dem ist, daß ich dir, günstiger Leser, das größte und gefährlichste Abenteuer erzählen soll, welches die sieben Schwaben bestanden, so befinde ich mich in keiner kleinen Verlegenheit, wie ich die Sache der Wahrheit gemäß darstellen soll. Denn weil ich die That leider nicht selbst mitgethan, so mußte ich sie eben von jenen vernehmen, die, wie verlautet, dabei gewesen, absonderlich von dem Seehasen, dem Anführer der Helden und dem Verkündiger ihres Heldentums. Der aber, wie du weißt, ist ein Erzlügner gewesen, ein Windbeutel, ein Ploderer, ein Märensager von Haus aus. Und die übrigen, mit Respekt zu melden, verdienen wohl eben so wenig Glauben; denn jeder, wie leicht zu vermuten, wird nur zu eignen Gunsten erzählt und seinen Part am Abenteuer herausgestrichen haben. In solcher Not, was soll der Geschichtsschreiber thun? Ohne Zweifel das beste. Und so will ich denn die Historie also nehmen und geben, wie sie mir als die natürlichste und wahrhaftigste erscheint. Andere machen es auch nicht anders in anderem.

Es sei also kund und zu wissen, wie daß die sieben Schwaben in den Strauß zogen, hübsch langsam voran gegen den Busch zu, wo, wie der Seehas sagte, der Drach' sein Nest hatte. Als sie schon ganz nahe waren, sagte der Spiegelschwab: „Mich grimmt's im Bauch, und ich muß abseiten." Das wollte der Algäuer nicht leiden, und er sagte, er solle mit den anderen mitmachen und nicht apart thun. Der Spiegelschwab versetzte, er wolle ja nur spionieren gehen, wo das Tier stecke. „Laß es stecken," sprach der Algäuer, „wo es steckt, und bleib, sag' ich." — „Jetzt seid still und haltet's Maul," rief der Seehas, „und lugt und loset!" Und wie sie nun gegen den Busch weiter vordringen und lugen und losen, siehe! da liegt ein Has im Busch, der lugt und loset auch und macht ein Männle und erschrickt und lauft davon. Die sieben Schwaben aber blieben stehen ganz erstaunt und erstarrt. „Hast's

gesehen? hast's gesehen?" rief einer um den andern, und: „es war so groß wie ein Pudelhund — wie ein Mastochs — wie ein Trampeltier," sagte einer um den andern. „Bigost!" sagte zuletzt der Algäuer, „wenn das kein Has war, so weiß ich den Grindten von keinem Bühel zu unterscheiden." — „Nun ja, Has hin, Has her!" sagte der Seehas, „ein Seehas ist halt größer und grimmiger als alle Hasen im heiligen deutschen Reich." Und das hat er gut gemacht. — Dieses Tiergeschlecht aber, mein' ich, wird seit der Zeit wohl ausgestorben sein, wie die Mammuths.

Nachdem die sieben Schwaben das Abenteuer glücklich überstanden, wären sie bald einander selbst in die Haare gefahren. Der Seehas nämlich that Meldung vom Bärenfell und sagte, daß es abgeredtermaßen billig ihm gehöre, denn er sei es doch, der sie alle angeführt habe (worauf auch die Zigeunerin bildlich angespielt). Das wollten die andern nicht zugeben, und der Gelbfüßler sagte, ob er es verdiene oder nicht, darüber wolle er nicht streiten; aber er sei einmal an der Spitze gestanden, und mithin — „Und ich bin an der Spitze gegangen," sagte der Algäuer, „und Bigost," sagte er, „ich will den sehen, der mir es nimmt." Nachdem sie lange Zeit so fort gehadert, nahm der Seehas das Wort und sprach: „Liebe Landsleute und Freunde, ich will euch was sagen! die Welt wird einmal voll sein von unsrer That, und es thut darum not, daß ein Siegeszeichen vorhanden bleibe auf ewige Zeiten. Weil wir nun aber dem Seehasen selbst nicht die Haut abziehen konnten, sintemal wir ihn nicht erwischt, sondern fortgejagt haben über den Rhein, hinum ins Franzosenland, wo er um sich beißen soll, so viel er mag, so wollen wir statt dessen die Bärenhaut — ist Ein Ding," sagte er — „samt dem Spieß ausstellen in meiner Vaterstadt Überlingen, in deren Nähe die That vollbracht worden. Ist's euch recht, so hebt den Finger auf und saget ja!" Die andern hoben den Finger auf und sagten ja, und der Algäuer sprach: „Ich sage nicht nein!" und gab die Bärenhaut her, die sie dann an den Spieß steckten. Und so kamen denn die sieben Schwaben zu Frieden und Freuden und zogen sodann in Überlingen ein unter dem Jubelruf: „Viktoria in Schwabenland!" Drauf begaben sie sich alsogleich in die Kirche, wo sie Gott lobten und dankten für den glücklich errungenen Sieg. Nachher aber gingen sie ins Wirtshaus zum goldenen Kreuz, um auch ihren Leib zu laben mit Seewein. Und der Blitzschwab stimmte seine Fiedel und sang:

„Nur närrisch sein ist mein Manier.
Nichts b'halten ich begehre.
So trink' ich lieber Wein als Bier;
Der Narren findt man mehre."

Es giebt aber drei Gattungen von Seeweinen: die erste und beste Gattung heißt der Sauerampfer, schmeckt etwas besser als Essig und verzieht



„Wenn das kein Has war, so weiß ich den Grindten von keinem Bühel zu unterschreiden."

einem das Maul nur ein bißle; die zweite Gattung heißt der Dreimännerwein, ist schon räßer und saurer als Essig und heißt so, weil es dabei not thäte, daß den, der ihn trinkt, zwei Männer fest hielten und ein dritter ihm den Trank eingießen thäte; die dritte Gattung ist der Rachenputzer, hat die gute Eigenschaft, daß er Schleim und alles abführt; thut aber dabei not, daß, wer sich mit dem Wein im Leib schlafen legt, in der Nacht sich wecken lasse, damit er sich umkehren möge, sonst möchte ihm der Rachenputzer ein Loch in den Magen fressen. — Wie nun die Gesellen in die Wirtsstube kamen und sieben Schöpple Wein verlangten, fragte der Wirt, was sie für einen wollten, und nannte ihnen die Weine bei ihren Namen. „Potz Blitz!“ sagte der Blitzschwab, „ehrlichen Schwaben setzt man keinen Sauerampfer auf; und sieht er nicht, daß wir unser sieben sind?“ Der Wirt brachte also sieben Schöpple Rachenputzer, vom extrafeinen (er war aber Schliffel genug, um sich ihn als Sauerampfer bezahlen zu lassen) und die sieben Schwaben zechten redlich und gingen fleißig ab und zu und tranken lustig fort bis in die späte Nacht hinein.

Die Überlinger, als sie die That ihres Landmanns vernommen und das erbeutete Siegeszeichen gesehen, beschlossen einmütiglich, eine fromme Stiftung zu machen und sie bauten eine Feldkapell' am See, wo der Spieß aufgehängt werden sollte zum ewigen Andenken. Die Kapell' aber wurde erbaut zur Ehre des Erlösers, und ein Bildschnitzer bekam den Auftrag, einen schönen Herrgott aus Holz zu machen, sieben Ellen hoch. Das that er, und auf das Gestell schrieb er mit vergoldeten Buchstaben: Heiland der Welt. Aber die Überlinger wollten die Inschrift nicht gut heißen, sondern da der Herrgott den sieben Schwaben geholfen hätte aus ihren Ängsten und Nöten, so solle er auch „der schwäbische Heiland“ genannt werden. Und so geschah es denn auch. Der Seehas aber baute sich eine Hütte neben dem Kirchlein und wurde ein Klausner; und es kamen viele Pilgrime nach Überlingen, denen der Klausner die Geschichte der sieben Schwaben erzählte, mit allen Umständen, weshalb noch jetzt die Welt davon voll ist. Die Kapell' war zu derselbigen Zeit sehr berühmt, im Schwedenkrieg aber wurde sie zerstört, und die Schweden haben das Siegeszeichen mit sich fortgenommen.

Was aus den andern Gespanen geworden, davon wollen wir hier schweigen. Nur vom Blitzschwaben sei in Kürze gemeldet, wie daß der Spruch der Zigeunerin an ihm nicht wahr geworden sei, sondern es ist gerade das Gegenteil geschehen, denn er hatte ihren bösen Zauber zerstört. Und er ist versprochenermaßen dem Kätherle aus der Grafschaft Schwabeck auf die Kirbe gekommen, und sie sind Mann und Weib geworden und haben viele Kinder gekriegt und ein langes, langes Leben geführt in Fried' und Einigkeit.

Worterklärungen.

Albus alte rheinländische Münze. — Bannwart Wärter, Hüter eines Bannes, (herrschaftlichen Gebietes). — Bühel Hügel. — Bütsche hölzernes Trinkgefäß — Bigost verderbt aus „bi Gott". — Donnerschlächtig nichtswürdig. — Fatzvogel Possenreißer. — Fetzenkerl großer unförmlicher Mensch. — Grindten Berg im Algäu. — Heinen weinen. — Känntle Kännchen. — Kirbe Kirchweih. — Knöpfle Mehlklöse. — Kuchel Küche. — Losen horchen. — Lyrant Spielmann. — Ploderer Schwätzer, Lügner. — Sich progeln, prahlen. — Räß scharf. — Röhren laut weinen. — Schliffel Schlaukopf. — Spätzle ganz kleine Mehlklöschen. — Staude Strauch, pl. Wald. — Stiegel eine Stufe über den Zaun zu steigen. — Talket ungeschickt. — Tappet täppisch. — Triller ein auf einem Pflock horizontal aufliegendes Drehkreuz. — Wägerle wahrhaftig. — Widle eine Anzahl an einer Wide (Weidenzweig) angereihter Vögel, Frösche u. s. w. — Wiesbaum eine lange (auf der Wiese aufgesteckte) Stange. —

Der ewige Jude.

Als der Herr Jesus — dessen Name hochgelobt sei! — durch die Straßen von Jerusalem sein schweres Kreuz nach Golgatha trug, da ward er matt und müde ob der großen Last, und um eine Weile zu ruhen, wollte er sich auf eine Bank setzen vor dem Hause Ahasveri, eines Juden aus dem Stamme Naphthali. Dieser aber wehrte es ihm, indem er sagte, ein Gottesleugner und Sabbathsschänder und Verführer des Volkes solle keine Gemeinschaft haben mit ihm noch mit allem, was sein sei. Da blickte ihn der Herr an mit dem zürnenden Blicke des Richters und sagte: „Ahasvere! weil du denn des Menschen Sohn keine Rast vergönnst, so sei auch dir fortan keine Ruhe vergönnt, und du sollst wandeln und wandern, bis daß ich wiederkommen werde!“ Mit diesen Worten ging der Herr weiter, und die Schergen, die ihn führten, zwangen einen gewissen Simeon aus Cyrene, daß er ihm das Kreuz tragen helfe. Ahasverus aber folgte dem Zuge von ferne nach, und es deuchte ihn, als höre er eine Stimme sagen: „Und wenn dieser Mensch auch ein Gottesleugner gewesen wäre und ein Sabbathsschänder und Volksverführer, so leidet er doch jetzt die Strafe für seine Schuld, und du hättest ihm nicht den Liebesdienst verweigern sollen.“ Er aber dachte bei sich: „Wie hätte er verdient, daß ich Mitleid mit ihm haben sollte? hat er ja doch den Fluch über mich ausgesprochen.“ Und er folgte dem Zuge weiter und stand unfern dem Hügel Golgatha, wo der Herr ans Kreuz geschlagen und am Kreuze erhöht wurde. Und er sah, wie die Mutter des Gekreuzigten und andre fromme Frauen und viele gerechte Männer um den Sterbenden trauerten und weinten, und eine Stimme sagte, daß ers hören konnte: „Wahrlich, dieser ist ein Gerechter!“ Er aber dachte bei sich: „War dieser Mensch gerecht vor Gott und ein Wohlthäter des Volkes, warum hat er die Rache nicht Gott überlassen und mich mit Fluch belegt und Strafe?“ — Und um die neunte Stunde neigte der Herr Jesus das Haupt und verschied. Und die Sonne und der Mond wurden verfinstert, die Erde erbebte, die Toten stiegen aus ihren Gräbern und der Vorhang des Tempels riß entzwei von oben bis unten. Da erbleichte Ahasverus und ein Schrecken durchzuckte seine Glieder, daß er erzitterte, und ein furchtbarer Gedanke stieg auf in seinem Innern, und er glaubte und rief: „Wahrhaftig, mich hat

Gottes Fluch getroffen!“ Und verzweifelnd an der Gnade rannte er von dannen und ward nicht mehr gesehen in der Nähe der Gottesstadt.

Als man zählte das fünfzigste Jahr unsres Heils, da kroch ein fremder, wilder Mensch hervor aus einer Höhle des Libanon. Ein Jünger des Herrn, der des Wegs vorbei zog, sah ihn. Lange Haare deckten das Gesicht und die Brust, zerlumpte Kleider hingen an seinem Leibe, Haupt und Füße waren unbedeckt. Und wie er aus der Höhle getreten war, ballte er seine Fäuste und schlug sie gewaltig auf seine Brust, daß es klang wie von einem geschlagenen Erz, und der Mensch ächzte und stöhnte und rief: „O, nicht sterben können, nicht sterben können!“ Dann sah er mit verstörtem Blick auf die Gegend umher, die schön geschmückt war wie eine Braut im Frühlingsschmucke, und überall war fröhliches Leben und lauter Jubel, wie an einem Hochzeitsfest. Der arme Mensch aber freute sich nicht, sondern ächzte und stöhnte wieder und rief: „Nicht sterben können! o, und nicht leben wollen!“ Dann wankte er weiter und stand nun vor dem Jünger des Herrn. Der redete ihn an mit dem Gruße des Christen: „Gelobt sei Jesus Christus!“ Da sah ihn der Fremde mit starrem Auge an, und indem er die Faust drohend erhob, rief er: „Verflucht!“ daß der Berg widerhallte von dem schrecklichen Worte. Der Jünger wandte sich voll des Entsetzens von ihm ab, und der Fremde brach in ein gräßliches Hohngelächter aus, als lachte die Hölle aus ihm.

Es war Ahasverus, der ewige Jude. Seit jener Zeit, als er, wie Kain vor dem Angesichte Gottes, von der heiligen Schädelstätte weggeflohen, hatte er sich in den Schluchten und Höhlen des Libanon aufgehalten; er aß und trank nicht und lebte doch fort; er quälte und marterte sich und stieß das Haupt an den Felsen und stürzte sich in den Abgrund und konnte doch nicht sterben; er wollte wenigstens das Angedenken an das frühere Leben auslöschen und floh die Welt und die Menschen, aber seine Schuld schwebte doch immer vor seinem Gedächtnis, und er fühlte, daß er lebe, leben müsse zu seiner Qual und Strafe. Und die vielen Jahre und die langen Tage waren ihm so dahin geflossen in banger Verzweiflung, und er sah immer noch vor sich kein Ende, keine Erlösung. So stand der Unglückselige in der weiten Gotteswelt allein, und er sah die Frommen vor sich fliehen, wie vor einem Verpesteten, wie vor Kain, den Gott gezeichnet. Da lachte er voll Hohn und Spott, und er rief: „Nicht sterben können? Wohlan, so will ich denn leben — dem Nazarener zum Trotz!“ Und er lief von dannen wie ein gescheuchtes Wild, das vom Pfeil des Jägers getroffen ist.

In Rom, der Stadt, die damals den ganzen Erdkreis beherrschte, war soeben eine unzählbare Menge Volkes versammelt, um den blutigen Spielen

zuzusehen, welche der Kaiser gab zur Feier seiner Erhebung auf den Thron. Unter den hundert und tausend Fechtern, welche auf den Wahlplatz traten und mit einander kämpften auf Leben und Tod, war einer, der die Augen aller auf sich zog. Obgleich er nur von mittelmäßigem Wuchse war und in der Fechtkunst, wie man wohl sah, nicht erfahren, so überwand er doch alle seine Gegner, und alle ihre Faustschläge und ihre Dolchstöße prallten ab von seinem Körper, als wäre er von gediegenem Erz. So wurde er denn zuletzt im Triumph in den Palast des Kaisers geführt und dort mit allem versehen in Kleidung und Nahrung, was nur kostbares gedacht werden kann. Aber Ahasverus — denn dies war der unbezwingliche Fechter — konnte keine Freude empfinden an allen diesen Herrlichkeiten. Denn wie einer, der ein Fehl an seinem Auge hat, den schwarzen Fleck überall sieht, auch an dem schönsten Gegenstande, wo er nur hinschauen mag, so sah auch er immer seine Schuld vor sich und er konnte sich seines Lebens nicht freuen. Und als drei Tage vergangen waren, so trieb es ihn fort aus Rom, er mochte wollen oder nicht. So durchwanderte er nun viele Jahre lang Italien von Ort zu Ort; er sah Städte und Menschen, aber ihr Getümmel und Getreibe wollten ihm nicht behagen; er suchte Freude überall, aber es deuchte ihn, daß sich ihr Antlitz, wenn er's näher besah, in scheußliche Gestalt verwandelte; er soff die Wollust ein wie Wasser, aber das Andenken an seine Schuld und an seine Strafe mischte sich wie Galle in jeden Genuß, und er war unglücklich mitten im Glücke.

Da kam eines Tages das Gerücht zu seinen Ohren, daß Jerusalem von den Römern belagert werden solle; und an die heilige Stadt gedenkend und an die Gräber seiner Väter, beschloß er dahin zu gehen und für das Gesetz zu streiten und zu sterben. „Zu sterben?“ rief's in seinem Innern. Er aber nährte die Hoffnung, daß Juda obsiegen werde über Heiden und Christen, und daß mit der Vernichtung des Namens dessen, den er nicht auszusprechen wagte, auch der Zauber schwinden werde, womit er umstrickt war.

In Jerusalem, der heiligen Stadt, war Elend, Jammer und Not, wie's nie erhört worden war und nie wird erhört werden. Denn sie war verworfen von dem Herrn, seit sie des Gerechten Blut vergossen. Die Heiden umlagerten sie bereits zwei Jahre lang und drängten sie immer mehr und warfen ihre Mauern darnieder und töteten ihr Volk, das auserwählte, das der Herr verworfen. Und es war Wehgeschrei und lautes Jammern in den Häusern und auf den Gassen, und der Hunger wütete so sehr in ihren Eingeweiden, daß manche Mutter ihr eigenes Kind schlachtete und es aufzehrte. — Ahasverus sah den Jammer, aber er rührte sein Herz nicht. Er sah tausende zu seiner Linken hinsinken und tausende zu seiner Rechten, aber er schritt über die Erschlagenen hin und zwischen die Schwerter der Feinde wie ein Gespenst, das weder dem Leben noch dem Tode angehört. Er suchte den Tod und fand ihn nicht, er suchte sich vom Leben zu befreien und konnte es nicht

von sich schleudern; denn wie eine Schlange umwand es ihn, und er fühlte es nur an dem Schmerz seiner giftigen Bisse.

Als nun die Zeit der Rache vollendet war und die Heiden bis in das Innerste der Stadt gedrungen und an das Allerheiligste, den Tempel, Feuer angelegt, das ihn verzehrte, und als nun Ahasverus auf den Trümmern der eingeäscherten Stadt und zwischen Leichenhügeln seiner erschlagenen Brüder stand, da raufte er sich die Haare aus und jammerte und fluchte, daß er allein nur übrig bleiben mußte in der allgemeinen Verwüstung und daß er nicht sterben konnte! — Und wie die heidnischen Kriegsknechte ihn nun ergriffen und banden, ließ er sich ohne Widerstand abführen, und so ward er denn nebst einigen tausenden, die vom Gemetzel verschont geblieben, gefangen nach Rom geschleppt.

Ahasverus lebte nun mehrere Jahre lang als Sklave in Rom und mußte sich zu den schwersten Arbeiten und niedrigsten Verrichtungen gebrauchen lassen. Er aber that und duldete alles, als wenn es ihn nicht anginge; wie vordem die Freude, so machte jetzt das Leid keinen Eindruck auf ihn, denn er kannte schon kein andres Unglück mehr als das Leben und sehnte sich nach keinem andern Glück als nach dem Tod. Er trotzte dem Schicksal, das ihn verfolgte, und nichts in der Welt berührte ihn mehr als der Gedanke an seine Schuld und Strafe. Er war wie ein Mensch, der an der Starrsucht krank liegt; der sieht und hört, als sähe und hörte er nicht, und empfindet keinen andern Schmerz, als daß er lebt. Um jene Zeit brach in Rom eine grausame Verfolgung der Christen aus, und Richter und Henker ersannen alle nur erdenklichen Martern, um die Gläubigen von Christo abwendig zu machen und sie zu zwingen, daß sie den Götzen opferten. Ahasverus sah mit boshafter Freude, wie die Anhänger dessen, der ihn verflucht, von den Heiden verfolgt und gemartert wurden, und um seine Rache an ihnen auszulassen, bot er sich selbst an zum Henkerdienste. Und manches unschuldige Opfer ward von seinen Händen erwürgt mit gedoppelter Qual. Er aber konnte sich der Rache nicht erfreuen; denn das Beil, womit er schlug, durchschnitt seine eigne Seele, und das Gift, das er reichte, wütete in seinem eignen Herzen, und das Feuer, das er schürte, brannte in seinen eigenen Eingeweiden. Und er sah sie ja sterben, die Märtyrer, freudig sterben, und *er* mußte leben, qualvoll leben!

Eines Tages, nach der Hinrichtung eines heiligen Greises, der, Gott lobend und dankend, seinen Geist aufgegeben, drängten sich aus der Menge der Zuschauer mehrere Christen hervor, und immer mehrere, die riefen: „Auch wir sind Christen und wollen für Christum sterben!" Der weite Platz erscholl von dem einen Zeugnis des gekreuzigten Gottes, und die Zeugen lagen auf

der Stätte umher, Leichen an Leichen, eine große heilige Saat. Siehe, da ward Ahasverus vom Geiste ergriffen und er warf das Henkerbeil hinweg und stellte sich unter die Christen, die noch des Todes harrten, und rief bebend: „Auch ich glaube an Christum!“ Da packten ihn die Schergen, und erzürnt über das böse Beispiel, das er vor allem Volke gegeben, sparten sie ihn zu den letzten und grausamsten Martern auf. Er aber, in der freudigen Hoffnung, daß er nun den Tod erleiden werde, den er vor allem wünschte, empfand keine Schmerzen; das glühende Erz, das sie ihm in den Mund gossen, floß ihm hinab wie kühlender Trank, und die Wunden, die sie ihm schlugen, deuchten ihn Rosen, aus denen ihm der Tod erblühen sollte. Und so ließen ihn die Henker für tot auf der Stätte liegen. Er aber war nicht tot, sondern er schlummerte nur, zum erstenmal seit jenem schrecklichen Tage, ruhig, ohne böse Träume, in seliger Vergessenheit seiner selbst.

In der folgenden Nacht kamen die Gläubigen, um in aller Stille die Leichname der Heiligen hinweg zu tragen und zu begraben. Und ein frommer Mann nahm auch Ahasver auf seine Schulter und trug ihn von dannen in eine der unterirdischen Grüfte von Rom, wo die Gläubigen ihre Toten begruben und bei den Gräbern der Märtyrer ihren Gottesdienst hielten. Das versammelte Volk stimmte heilige Gesänge an, und sie lobten Gott und den er zum Heil der Welt gesandt, Jesum Christum, und sie priesen selig alle, die für seinen Namen gestorben waren. Unter den Gebeten und Lobgesängen erwachte Ahasverus; er richtete sich auf unter den Toten, die umher lagen, und rief mit herzzerschneidendem Jammer: „Ja wohl, selig die, welche im Herrn entschlafen sind! Aber ach, mich Unglücklichen verfolgt das Leben, denn es ist sein Fluch.“ Die Gläubigen erbebten vor seiner Stimme, und jener fromme Mann, der ihn dahin getragen, — es war der Priester der Gemeinde, und sein Angesicht leuchtete wie das Angesicht eines Engels — der trat zu ihm, tröstete ihn und fragte, als ob er ihn kennte: „Ahasverus, glaubst du an Christum?“ Ahasver verbarg sein Antlitz und antwortete mit dumpfer Stimme: „Ich glaube und — zittre.“ Der fromme Priester aber ließ nicht ab ihn zu trösten und sprach: „Ahasverus, hast du eine schwere Sünde begangen an dem Herrn, so verzweifle nicht an seiner Gnade! Er hat verziehen der Sünderin Magdalena und dem Jünger, der ihn verleugnete. Und als er auf Golgatha am Kreuze sterbend hing, betete er noch für seine Peiniger und sprach: Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun. Und zu dem Mörder, der neben ihm am Kreuze hing und der vertrauend an ihn glaubte, sagte er: Heute wirst du mit mir im Paradiese sein.“ Ahasverus aber schlug sich mit der Faust vor die Stirn und rief: „So hat er denn allen verziehen, nur mir nicht! für mich ist kein Erbarmen, kein Tod, bis daß er wiederkommen wird.“ Nach diesen Worten verließ er die Versammlung der Gläubigen, verschwand aus Rom und floh alle Gegenden, wo das Kreuz gepredigt wurde.

Wollte ich dir, christlicher Leser, alles erzählen, was sich ferner in den folgenden Jahren und Jahrhunderten mit dem ewigen Juden zugetragen und dir auch nur alle die Länder nennen, die er durchzogen, ohne irgendwo Ruhe zu finden, ich müßte ein Buch schreiben, wozu ein ganzes Menschenleben nicht hinreichen würde. Es giebt kein Land in der Welt, wohin er nicht gekommen, kein Ungemach, das ihn nicht traf oder das er selbst sich nicht suchte, aus Haß gegen sich und sein Leben. Einmal durchzog er die unwirtbaren Wälder und Sümpfe des alten Deutschlands und drang gen Norden bis in die Länder, wo ewiger Schnee die Erde deckt und eine lange, lange Nacht alljährlich die Menschen umfängt, und die Decke von Eis deuchte ihn ein kühlender Pfühl für sein brennendes Herz, und die Nacht stimmte zur Finsternis, von der sein Geist umhüllt war. Ein andres mal wanderte er über die weiten Steppen von Asien und von dort gen Arabien und durch die Wüsten von Afrika, und sein Gehirn ward schier versengt vom heißen Sonnenstrahl, die Zunge klebte am Gaumen vor brennendem Durst, und kein Schatten, keine Quelle, keine Nahrung erquickte den Wanderer. Und doch konnte er nicht sterben. Er mengte sich in halbem Wahnsinn in die blutigen Kriege wilder Horden und warf sich mitten unter die feindlichen Scharen und verbreitete Tod und Verderben, hoffend, daß der gereizte Feind ihn töten würde. Die feindliche Waffe verletzte ihn nicht. Er suchte die unglückseligen Orte auf, wo die Pest wütete, gesellte sich zu den Kranken und sog die giftigen Dünste in sich, — er ward nicht krank. Er stürzte sich in das Meer, in die brausende Brandung, in die tiefsten Wirbel, — das Wasser warf ihn wieder aus. Er konnte nicht sterben.

Dennoch gab es nur dann und wann Zeiten, wo er sich so unsinniger Dinge vermaß, dann nämlich, wenn der alte Stolz und Trotz wieder in seinem Herzen aufstieg gegen die Strafe, die der Herr über ihn verhängt hatte. In der übrigen Zeit aber, seit jenem Tage, da er die Marter erlitten um des Bekenntnisses willen und in der Gemeinde der Christen erwachte vor dem frommen Mann, dessen Antlitz geleuchtet wie das eines Engels, — seitdem war er meistens ruhig bei all seiner Unruhe und still bei all seinen Leiden. So zog denn allmählich Demut in sein Herz ein und mit ihm Ergebung in den Willen des Allmächtigen.

Es waren ungefähr vierhundert Jahre nach Christi Geburt verflossen; beinah in der ganzen damals bekannten Welt war schon das Zeichen des geschmähten Kreuzes als Triumphzeichen des Heils aufgerichtet; da kehrte Ahasverus, der ewige Jude, wieder zurück aus fernen Weltteilen über Jerusalem gen Rom zu. Viele Geschlechter der Menschen waren indessen dahin gegangen, viele Städte, der Stolz und die Pracht ihrer Zeit, waren verschwunden,

und nur Trümmer davon waren noch sichtbar, als Zeichen ihrer ehemaligen Größe. Ganze Nationen von anderer Herkunft bewohnten nun jene Länder, worin die alten Heiden hausten, und er stand allein da unter ihnen, der einzige Mensch aus einer urgrauen Zeit. Aber die Zeit hatte nichts vermocht über ihn, denn er war noch in der Kraft des Mannesalters wie damals, wo der schreckliche Fluch über ihn ergangen. Wie er nun so das Land durchwanderte und die Inseln des Mittelmeeres und alles verändert sah, nur sich selbst nicht, und als er die Christo geweihten Tempel erblickte und die Gräber der Christen, die nun ausruhten von den Mühen des Lebens, der Früchte ihres Glaubens teilhaftig, und wie er sah und hörte, daß der Name dessen, den er unbarmherzig von seiner Schwelle weggestoßen, hochgepriesen wurde als der Heiland der Welt, da ergriff ihn eine unendliche Wehmut, und er versank schier in Verzweiflung wegen seiner Schuld, ob sie ihm je vergeben werden könne. Und er stieg den Ätna hinan, der soeben aus seinem weiten und tiefen Schlunde Feuer auswarf, das wie Blitze Gottes durch das Rauchgewölk leuchtete, während der Donner furchtbar aus der Tiefe herauf scholl. Da stand er am Schlund und sah hinab, und Grausen packte ihn. Aber er faßte Mut, trat auf einen überhängenden Felsen und stürzte sich hinab in die feurige Hölle.

Doch der tobende Berg behielt ihn nicht, sondern spie ihn wieder aus mit seinen Flammenwirbeln. Und Ahasverus lag am Fuße des Berges, besinnungslos, am ganzen Körper voll gräßlicher Brandmale und röchelnd und stöhnend, wie einer, in dessen Eingeweiden der Tod wütet. So traf ihn ein frommer Einsiedler, der am Fuße des Ätna seine Klause hatte; der trug ihn in seine Wohnung und pflegte ihn und heilte seine Wunden, bis dem Unglücklichen mit der Genesung die Besinnung wieder kam. „O," rief Ahasverus, als er aus seinem langen Schlafe erwachte, „warum riefest du mich wieder ins Leben zurück, in dieses mir so verhaßte Leben? Wenn mich der Berg wieder ausgeworfen hat aus seinen brennenden Eingeweiden, warum hast du meinen Körper nicht der Fäulnis überlassen und dem Fraße wilder Tiere? So haben sich Elemente und Menschen verschworen, mich zur Qual des Lebens aufzusparen für immer. Ach, leben, leben müssen! O ihr Glücklichen, die ihr sterblich seid!" Als der Unselge so klagte, begann der fromme Einsiedler ihm Trost zuzusprechen, redete zu ihm von der Huld und Gnade des Herrn, und daß er, der Welt Heiland, vom Himmel hernieder gestiegen sei, um alle Menschen selig zu machen, deren Sünde er auf sich genommen und für die er gestorben sei am Stamme des heiligen Kreuzes. Ahasverus hörte ihm aufmerksam zu, und wie jener ihm die schönen Gleichnisse vom verlorenen Schafe und vom verlorenen Sohne erzählte und das liebevolle Wort des Erlösers hinzusetzte, daß mehr Freude sei im Himmel über einen bußfertigen Sünder als über neunundneunzig Gerechte, da weinte Ahasver die erste Thräne der Reue, der Freude und des Dankes; denn seine Augen